









Die Wiener Juden

Kommerz, Kultur, Politik 1700 – 1900

von

Sigmund Mayer

Zweite Auflage



1 9 1 8

R. Löwit Verlag * Wien und Berlin



3. und 4. Tausend

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

In hohem Greisenalter widme ich dieses Buch in ungeschwächt heller Erinnerung meinen Eltern

Salomon und Antonie Mayer

(geb. 1798, 1806);

tüchtigen, tätigen und gütigen Menschen



An den Leser

Alt, blind, leidend und leidvoll habe ich dieses Buch geschrieben. Und indem ich es in die Welt sende, mache ich den gewagten Versuch, auf die öffentliche Meinung innerhalb der Juden in Deutschland, namentlich aber in Österreich bezüglich der großen und ganz entschieden aktuell gewordenen Frage des jüdischen Nationalismus einwirken zu wollen. Doch über die Richtung, welche ich hierbei gehe, über die Absicht, die ich verfolge, will ich mich nicht schon an dieser Stelle äußern, sie nicht schon hier vertreten.

„Ein Vorwort soll nie ein Fürwort sein. Was der Verfasser im Buche geschrieben, muß für ihn, für die von ihm vertretene Sache selbst sprechen.“ Zweck und Ziel einer Schrift, die nicht etwa ein Schulbuch sein will, sondern einen pragmatischen Inhalt zu besitzen beansprucht, müssen sich im Verlaufe dem Leser, wenn auch langsam und allmählich, aber immer klarer und deutlicher von selbst ergeben. Das beigebrachte Material, die Tatsachen nämlich und die aus ihnen geschöpften Folgerungen und Argumente müssen sich vor und in dem Leser selbst zu jenem Urteile zusammenschließen, zu welchem der Autor durch Forschung und lebendige Erfahrung gelangt ist.

Die Hoffnung, durch die hier vorliegende Kultur-, ökonomische- und politische Geschichte der Wiener Judenschaft seit ihrem langsamen Wiedererstehen am Beginne des 18. Jahrhunderts bei dem Leser ein solches Resultat zu erzielen, hat mich nach fünfjähriger Unterbrechung wieder zur Feder greifen lassen.

Hier angelangt, empfinde ich jedoch die Notwendigkeit, dem Leser ein Wort darüber zu sagen, daß ich auch dieses neue Buch mit dem Ghetto, welches ich schon in meinem früheren Opus: „Ein jüdischer Kaufmann“ gegeben, beginne. Prinzipiell müßte

sich die Wiederholung schon allein dadurch rechtfertigen, daß der Zusammenhang zwischen dem Ghetto und speziell der Judenschaft Wiens noch viel stärker und drastischer erscheint, als jener mit der Gesamt-Judenschaft überhaupt, wie er in dem früheren Werke von mir gegeben ist. Ist doch, wie sich zeigen wird, diese Wiener Judenschaft ganz und gar aus den Ghettos der österreichischen Provinz hervorgegangen und nur durch deren Kenntnis richtig aufzufassen. Hierzu tritt, daß das Ghetto in der heute dem Leser vorliegenden Form keineswegs eine einfache Wiederholung ist. Die hier gegebene neue Schilderung bringt neue Seiten des geschichtlichen Problems, neue Lösungen. So beispielsweise greift sie, um den Weg, der die Juden von Palästina und Babylon nach Wien und Preßburg (1. Buch, 2. Kapitel) führte, zu erklären, auf die älteste Wirtschaftsgeschichte, jene in der Heimat und in Babylon zurück; sie macht durch zwei ausführlich gegebene Einzeldarstellungen die ökonomische Renaissance der Juden und damit die Quellen ihrer heutigen Situation deutlich. Doch nicht dieses neue Material, — es mag dem Leser noch so interessant erscheinen — hat mich zu dieser Erweiterung veranlaßt, sondern einzig die klare Überzeugung, daß, wenn sich in ihm dieses von mir gewünschte Urteil bilden soll, dies nur unter dem frischen Eindrucke der in seine Empfindung aufgenommenen Ghetto-Zustände, durch ihre Vergleichung mit jenen, die wir alle, er mit uns genießt, geschehen kann.

An diesem Ziel, an dieser Hoffnung halte ich fest.

War nun letztere eine einigermaßen berechtigte? Ich wage, diese Frage zu bejahen. Ich glaube nämlich zu dieser Darstellung etwas nicht Unwesentliches mitgebracht zu haben: Sie ist der Hauptsache nach nicht am Schreibtisch entstanden. Nahezu die Hälfte des Zeitraumes, den ich hier schildere, bin ich mit „sehenden Augen, mit kühlem Kopfe und warmem Herzen" selbst hindurchgeschritten. Durch Quellenstudien nur ergänzt und begründet, biete ich der Hauptsache nach, was ich selbst gesehen und gehört, gefunden und gelernt, erlebt und erfahren habe. So unvollkommen ich die Arbeit auch geleistet haben mag, wird sie zureichenden Stoff zu einem Urteile über die von mir vertretene Sache bieten.

Dieses Urteil — von seiten jedes denkenden und unbefangenen Lesers — erwarte ich mit voller Zuversicht, es kann nicht anders

als mir zustimmend ausfallen. Ja, ich meine, er wird zu diesem Urteil selbständig gekommen sein, lange schon bevor er noch zu den zwei Schlußkapiteln, dem 6. und 7. des Buches, gelangt ist, in denen ich das Resultat der ganzen Untersuchung, meine aus ihr hervorgegangene Ansicht über den jüdischen Nationalismus, meine Stellung zu dieser Frage ohne Furcht und ohne Scheu deutlich für Freund und Feind; zwar mit sachlicher Ruhe und gebotener Objektivität, jedoch mit Entschiedenheit und Offenheit, frei von aller Kompromißsucht ausspreche und mit den höchsten Interessen der Juden, den materiellen wie ideellen, den politischen wie kulturellen, begründe. Diese Begründung für seine selbstgewonnene Ansicht zu finden, muß dann dem Leser eine verdoppelte Genugtuung gewähren und mit ihr würde ich alles, was ich persönlich wünsche, erreicht haben.

Einem anderen, speziell mich berührenden, dem literarischen Urteile, sehe ich gewiß nicht mit Gleichgültigkeit — das wäre ja auch eine solche gegen die Sache — aber mit aller Ruhe entgegen. Soviel und was immer ich in meinem langen Leben auch geschrieben habe, nie und niemals habe ich aus dem Wunsche nach schriftstellerischem Rufe zur Feder gegriffen. Was ich gesucht, war stets nur lebendige Wirkung auf die Gesinnung und Meinung meiner Mitbürger, und ich habe sie auf keinem anderen Wege gesucht, als durch Befolgung des guten alten Satzes: „Denk', was klar ist, red', was wahr ist". Sie hat mir — deshalb darf ich ja sagen — nicht gefehlt. Sollte sie gerade diesmal ausbleiben, so gilt für mich ein anderer Satz: „in magnis voluisse sat est", das will sagen: „In großen Dingen auch nur gestrebt zu haben, muß dem Bewußtsein genügen". Und dieses Bewußtsein mangelt mir nicht, — ich habe mein Bestes getan — wer kann mehr?!

Wien, am 31. Juli 1916.

Vorrede zur zweiten Auflage

Die erste Auflage des vorliegenden Buches — der Verleger hatte mit anerkennenswertem Mute eine doppelt so große als die usuelle gewagt — ist im September des vorigen Jahres versendet worden. Im Juli d. J. war die ganze Auflage schon verkauft, nur bei einzelnen Sortimentern hie und da noch ein Exemplar zu finden. Seither sind die Kosten von Satz, Druck und Papier auf das Mehrfache gestiegen. Letzteres ist sogar von der Regierung kontingentiert worden und nur für die unbedingt nötigsten Zwecke erhältlich. Nichtsdestoweniger veranstaltet der Verleger während eines schauerlichen Weltkrieges — „der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an", denke ich an das Elend, welches er über die Welt gebracht hat und noch bringen wird — eine zweite Auflage. Von den neu hinzugekommenen Ausführungen möchte ich nur die im ersten Anhang gegebene Studie „Die antike und die moderne Großstadt" hervorheben. Sie ist das erste Kapitel einer, aus meiner Feder stammenden, demnächst voll zur Veröffentlichung gelangenden, durchaus aus den Quellen geschöpften Schilderung der antiken Hauptstadt des römischen Kaiser- und Weltreiches und ihres Wirtschaftslebens und zeigt den ganz kapitalistischen Charakter dieser Großstadt vor 2000 Jahren. Dieses Ergebnis ist die bündigste Widerlegung der Irrtümer Sombarts und liefert einen Beweis mehr für das Wort Lujo Brentanos, wenn er ihm jede Kenntnis der Entstehung des Kapitalismus abspricht.

Über den sonstigen Inhalt der neuen Auflage glaube ich als Autor mich jedes Wortes enthalten zu sollen — ein Urteil steht nur dem Publikum zu und dieses hat ja durch die Notwendigkeit, nach wenigen Monaten das Buch neu aufzulegen, gesprochen.

Welche Bedeutung hat dieser Erfolg, dieser Komplex von Zustimmungen? Da die Unintelligenten und Tieferstehenden solche und ähnliche Bücher nicht kaufen, nicht mehr und nicht weniger als die Zustimmung gerade der intelligenten und höherstehenden Kreise unter den Juden zu den Ansichten, die ich in dem Buche vertrete und zu den Folgerungen, zu denen ich meine Leser führen will. Ein Autor kann das Ganze dieser Zustimmungen, wenn er die Neigung hiezu besitzt, gleichsam als einen Kriegsschatz betrachten, aus welchem die geistigen Kosten für den Kampf zwischen Anschauungen und Richtungen zu holen wären. An einer großen schwerwiegenden Frage innerhalb der jüdischen Bevölkerung würde es allerdings jetzt nicht fehlen; ich meine den Gegensatz zwischen dem Wege, welchen die Westjuden seit nahezu zwei Jahrhunderten gegangen sind und der verlangten Umkehr zur früheren verlassenen Anschauung. Doch ebensowenig wie irgendein Monarch einzig und allein, weil er einen Kriegsschatz besitzt, einen Krieg beginnen wird, ebensowenig und noch weniger und am allerwenigsten unter den Juden darf ein Kampf der Geister entstehen, wenn nicht schwerwiegende Gründe zu einem solchen nötigen. Um hier im Allgemeinem meine Stellung zu charakterisieren, darf ich wohl darauf hinweisen, was ich S. 367 des Buches über die forcierte Modernisierung des Gottesdienstes sage! Daß sie die vielen Spaltungen nicht aufwiege, welche sie in den Judengemeinden namentlich in ganz Ungarn hervorgerufen und daß sie durch ein konziliantereres Vorgehen gegen die Orthodoxen vermieden hätte werden können und sollen. Zu den oben berührten differenten Anschauungen habe ich das Wort wiederholt genommen.

Es ist hiebei von mir stets ausdrücklich anerkannt worden, daß durch diese opponierende Bewegung in den letzten Dezennien das Interesse der Juden an der Verteidigung der jüdischen Gesamtheit und ihrer Rechte, ihres Ansehens unter der Bevölkerung sich außerordentlich erhöht, in hohem und weitem Maße ihre besten Kräfte angezogen hat. Sieht man die Liste der leitenden Vorstände der verschiedensten jüdischen Komitees, so beispielsweise des in den Räumen der österr. israel. Union tagenden „Zentralkomitees zur Wahrung der Rechte der Juden in den Ostprovinzen", oder des

jüngst gebildeten „Aktionskomitees für jüdisches Kultus- und Erziehungswesen“ (!) durch, so wird man unter ihnen zahlreich Männer finden, von welchen vordem eine solche offene Mitarbeit für jüdische Zwecke ganz ausgeschlossen gewesen wäre. Diese Erhöhung des Selbstbewußtseins, diese Stärkung eines gewissen Idealismus, kann nur begrüßt und soll sicherlich gefördert werden. Diese Gesinnung findet ihre Ergänzung in der, namentlich auf unserer, der konservativen, der angegriffenen Seite waltenden Tendenz innerhalb der österreichischen Judenschaft in der Situation, in welcher sie sich befindet und welcher sie vielleicht entgegengeht, womöglich alles Trennende zu vermeiden, alles Einigende hervorzuheben. Aber diese Reserve, dieses Entgegenkommen hat seine natürliche Grenze.

Wenn es sich um eine aktuelle Bestrebung handelt, welche trotz ihres idealistischen Ausgangspunktes ernste Schädigungen der höchsten ökonomischen und politischen Interessen der Judenschaft nicht nur hervorrufen könnte, sondern müßte, so muß sie unter allen Umständen bekämpft werden. Das ist für mich Mathematik, als stünde es im Euclid.

Ich habe schon in der ersten Auflage (S. 482) freimütig selbst berichtet, daß der Kreis, in welchem ich tätig war — er war gewiß eines mangelnden Interesses an Juden und Judentum nicht zu verdächtigen — in einem solchen Falle über meine Initiative sich nicht gescheut hat, den von anderer Seite beabsichtigten groben Fehler zu verhindern. „Ich hab's gewagt mit Sinnen, und trag deß' noch keine Reu'“, dichtete Ulrich von Hutten. Ich hege gewiß die höchste Achtung vor idealistischen Bestrebungen — ich meine, ich habe es selbst an solchen nicht fehlen lassen — aber — Salus rei publicae suprema lex esto, jede Idee muß in ihrem letzten Zwecke das Heil der Menschen, diesmal der österreichischen Juden, d. h. ihr ökonomisches Wohlbefinden, ihr soziales Behagen, ihre Kultur, ihre staatliche, politische Stellung fördern wollen und zu fördern geeignet sein. Jede Idee muß diesen realen Boden, ich möchte sagen, diesen Erdgeruch haben, im Sinne Allvaters Goethe:

„Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden.“

Inhalt

I. Buch

Die Ghetto-Juden; das Preßburger Ghetto

II. Buch

Die Wiener Juden in den Dezennien vor der Revolution des Jahres 1848

III. Buch

Die Wiener Juden von der Revolution des Jahres 1848 bis zur Gegenwart

Erste Periode: Von den Märztagen bis zum Verfassungsstaat

Zweite Periode: Vom Beginn der Verfassungs-Ära bis 1880

I. Buch

Die Ghetto-Juden; das Preßburger Ghetto

„Wenn etwas gewalt'ger ist, als das Schicksal,
So ist's der Mensch, der's unerschüttert trägt!"
Geibel



1. Kapitel

Der Handel der Judengasse

Mehr als 60 Jahre nach Aufhebung des Ghetto habe ich es in einem knappen Vortrage zu schildern versucht. Mit den ersten Sätzen desselben will ich beginnen; ich könnte auch das jetzt viel weiter Auszuführende nicht besser einleiten:

„Wohl nur sehr wenige der jetzt noch Lebenden werden ein echtes und rechtes Ghetto gekannt haben, ein Ghetto wie jenes, das ich in leibhaftiger Gestalt vorführen will. Dieses, eine Mustertype für alle, bestand aus einer einzigen langen, schmalen Gasse. Sie wurde noch jeden Abend von der städtischen Polizei durch schwere eiserne Gitter abgesperrt und konnte nachts, ohne daß letztere durch die Wächter geöffnet wurden, nicht verlassen werden.

In dieser Gassenenge, der das Gesetz keine Erweiterung gestattete, waren zu meiner Zeit einige tausend Menschen zusammengepferdht[1]); in diesem engen Raume mußten sie leben, wohnen und sterben. In dieser Gasse, wo, um mit dem Dichter zu reden, „trübe und schwer der Himmel auf meinen Scheitel sich senkte", wurde nur gearbeitet und gesorgt, kannte man nicht das, was ein Leben voll Sorgen und Arbeit allein erträglich macht, „die stellenweise Unterbrechung des grauen Daseins durch zeitweilige

[1]) Die Richtigkeit dieser schon in meiner ersten Schilderung des Ghetto ausgesprochenen Ansicht von der Zahl der Bewohner der Judengasse und des Schloßbergs in der hier geschilderten Zeit wird durch eine jüngst erfolgte Publikation Dr. Wachsteins, einer zum Zwecke einer Steuerveranlagung behördlich durchgeführten Konskription aus dem Jahre 1736 erwiesen. Die Zählung hatte 772 Seelen ergeben, welche als wohnberechtigt in der Liste angeführt erscheinen. In allen Ghettos aber fanden sich neben den legitim dort Wohnenden eine erkleckliche Anzahl solcher, welche dieses Recht nicht besaßen und auf verschiedenen Wegen sich der Auffindung, Bestrafung und Ausweisung zu entziehen bestrebten. Das ersieht man deut-

Heiterkeit und Frohsinn". In dem Raume zwischen diesen Gittern wurde nicht gelacht, selbst nicht von den Kindern.

Jenes Wort, mit welchem sich der Jude über alle Demütigungen und Bedrückungen seit Jahrhunderten hinwegleitet, „wir sind im Goluth" (in der Verbannung), ist im Ghetto geprägt worden."

Ungeachtet der Beweglichkeit im Sprechen und im Mienenspiel lag auf allen Gesichtern eine gewisse Scheu, wie bei Menschen, die eine Gefahr fürchten oder einer solchen eben entgangen waren. Die Grundstimmung des ganzen Ghetto war gegenüber der Welt, die es umgab, Resignation.

Der Zwang jedoch, den diese Resignation auferlegte, hat dort eine Bevölkerung entstehen lassen, in welcher die naiven Volksschichten ganz fehlten. Sarkastisch war jeder dieser Ghettojuden und, gehörte er zu den Intellektuellen, von radikaler Gesinnung. Nur wer mit diesen Gefangenen der Judengasse mitgelebt und mitgelitten, versteht den grimmen Hohn Ludwig Börnes, den Zynismus Heines, begreift, warum Johann Jakoby und Adolf Fischhof, Ferdinand Lassalle und Karl Marx gerade Juden waren.

Diese Atmosphäre der Judengasse haben die Verhältnisse geschaffen, in denen sich ihre Insassen befanden. Ich meine damit keineswegs nur materielle, wirtschaftliche, sondern noch viel mehr die imponderabilen Momente, die Kultur- und politischen Zustände.

Ich will den Leser durch das Preßburger Ghetto geleiten, ihm die Wohnverhältnisse, den Erwerb, die Männer und Frauen, das religiöse Leben, Staat und Gesellschaft in der Judengemeinde, das Verhältnis der Christen zur jüdischen Bevölkerung vorführen; und er wird, bevor ich diese Schilderung beendet habe, nicht nur

---

lich aus der Geschichte einer ganzen Reihe von Judengemeinden, zugleich mit der Tatsache, daß der Zuzug trotz dieser Vorkommnisse doch immer stärker geworden ist. Dies ist wohl unzweifelhaft auch in Preßburg der Fall gewesen. Doch selbst ohne dieses Moment mußten infolge der natürlichen Vermehrung durch die Geburten diese 772 Einwohner des Ghetto — wohlgemerkt aus einer Epoche, in welcher die Basteien in der Judengasse noch lange bestanden, die Gasse selbst demnach nur die eine linke Häuserreihe zählte — nach Verlauf von mehr als einem Jahrhundert zu mehr als 2000 angewachsen sein. Besitzen wir auch für den Zuzug in dem engen Raume zwischen den beiden Gittern keine ähnliche statistische Ziffer, so muß dennoch seine Wirkung auf die Vermehrung der Bevölkerung, und zwar in nicht geringem Maße, mit in Rechnung gezogen werden.

die Richtigkeit der obigen Worte, sondern in den Zuständen selbst eine organische Konsequenz langer Jahrhunderte erkannt haben.

Sehen wir also vor allem, wie das Wohnbedürfnis, das erste und notwendigste des Daseins, befriedigt wurde oder befriedigt werden konnte. Auf der einen, der älteren Seite der Gasse, lehnten die Häuser sich an einen Berg. Die Höfe in ihnen verdienten kaum noch diesen Namen, sie waren jämmerliche Schächte; hölzerne, wacklige, vollständig finstere Treppen führten zu den Wohnungen, deren rückwärtige, an den Berg stoßenden Hälften nicht anders als feucht und dunkel sein konnten. Die Kanalisierung war elend, der Luftzutritt durch den winzigen Hofraum vollständig ungenügend, die Atmosphäre schwer und dumpf. Kein einziges Haus besaß einen Brunnen. Die ganze Bevölkerung mußte aus den zwei Gemeindebrunnen ein schlechtes, kaum genießbares Wasser schöpfen. In den Häuserreihen der zweiten Gassenseite befanden sich eine Anzahl weniger schlechter, menschlicherer Wohnungen, welche aber gegenüber dem Bedarfe kaum zählten.

Mein Vater hatte in dieser Judengasse ein aufblühendes Engrosgeschäft, das ihn zum wohlhabenden Manne machte. Er hatte Sinn für besseres Sein und doch waren seine „Gewohnheiten des Daseins" selbst, mit den Augen jener Zeit gesehen, von einer unglaublichen Dürftigkeit.

Bei einem vor wenigen Jahren meiner Vaterstadt gemachten Besuche benutzte ich die Gelegenheit, sämtliche Wohnungen, welche meine Eltern bis zum Verlassen des Ghetto bewohnt hatten, wiederzusehen, und ungeachtet meiner Kenntnis der damaligen Bedürfnislosigkeit konnte ich mir kaum vorstellen, wie meine Eltern mit vier Kindern, mit Geschäftsgehilfen und Dienstboten in diesen Räumen hatten Platz finden können. Und diese kleine Wohnung galt damals noch als zu splendid, den Einkünften meiner Eltern, ihrem Geschäfte nach, nicht angemessen. Das hing mit den entsetzlichen Wohnungsverhältnissen in diesem Ghetto zusammen. Je stärker sich die jüdische Bevölkerung vermehrte, desto höher stiegen, desto drückender wurden die Mietzinse, desto mehr mußten sich die Menschen zusammendrängen. Man war eben der Willkür der wenigen Hausherren des Ghetto — jüdischen und christlichen — vollständig ausgeliefert und am gefährlichsten zeigte sich dieses

Mißverhältnis bei der Vermietung der Kaufläden, aus denen sämtliche Erdgeschosse der Häuser ausnahmslos bestanden.

Die Gewinnung und Erhaltung eines solchen Ladens war eine Existenzfrage, und hierin waren die Zustände schon am Anfang des 18. Jahrhunderts so unleidlich geworden, daß eines Tages sämtliche Gemeindemitglieder einen Revers unterschrieben, nach welchem es keinem gestattet war, einen Laden zu beziehen, den der vorige Mieter einer Zinssteigerung wegen hatte verlassen müssen.

Der Revers wurde zum Gemeindestatut. Niemand wurde ins Ghetto aufgenommen, der dem Statut sich nicht unterwarf. Die Verhältnisse waren aber stärker als dieser papierene Schutz, der im Laufe der Zeit seine Kraft verlor. Für diese Wohnungsverhältnisse ist charakteristisch, daß unsere Familie, als sie anwuchs, im Laufe von nicht mehr als sechs Jahren die Wohnung dreimal wechseln mußte, und zwar einmal gerade mit einer der schlechtesten auf der alten linken Gassenseite.

Unter diesen greulichen Zuständen litten die Wohlhabenden nicht weniger als die Armen, denn sich Hilfe durch Ankauf eines eigenen Hauses zu schaffen, war sehr schwer. Der Häuser im Ghetto war ja nur eine beschränkte Zahl, sie waren in festen Händen und dazu kamen noch die größten formalen Schwierigkeiten.

Gesetzlich war dem Juden der Besitz von Realitäten nicht gestattet. Kaufte er ein Haus, so mußte er als Käufer einen Christen fungieren lassen und sich sein Recht durch einen unkündbaren Nutznießungsvertrag und darauf folgende hypothekarische Sicherstellung im Wege der Exekution oder auf einem sonstigen Schleichwege sichern. Aber selbst unter diesen Formalitäten war es bis dahin keinem Juden gesetzlich möglich gewesen, oder auch gar nicht der Gedanke gekommen, außerhalb des Ghetto, in der Stadt, ein Haus zu kaufen; durfte er doch gar nicht darin wohnen! Alle diese Scheinpakte und Sicherungsverträge versagten jedoch, wenn das Haus ein adeliger Besitz gewesen war. Da hatte der adelige Verkäufer das merkwürdige Recht, nach fünfzig Jahren das Haus, wenn es ihm der derzeitige Besitzer nicht gegen den seinerzeit gezahlten Kaufpreis zurückgeben wollte, mit Gewalt — aber ohne Kriegswaffen — zurückzuerobern, wobei die Behörde weder der einen noch der anderen Partei den geringsten Beistand leisten

durfte. Gelang es dem Adeligen, in das Haus zu dringen, so hatte er den Prozeß gewonnen. In der Judengasse waren einige „Edelsitze“, und vor einem solchen, dem sogenannten „Edelhof“, habe ich im Jahre 1844 einem derartigen Kampfe als Zuschauer beigewohnt. Alle Läden und das Haustor waren fest versperrt, letzteres war verbarrikadiert; der Hausherr hatte handfeste Leute zur Abwehr gedungen und der Edelmann war mit einem Haufen Bauern aus seinem Dorfe erschienen, die mit Haken und Beilen das Tor einzuschlagen versuchten. Nach kurzem Kampfe kam ein Ausgleich zustande; der Prätendent erhielt für die Verlängerung auf weitere 50 Jahre eine Abfindung und zog ab. Das war die berühmte „Avitizität“, die namentlich in früherer Zeit keineswegs immer einen so harmlosen Verlauf nahm.

Man kann sich nun leicht eine Vorstellung nicht nur von den Folgen machen, welche diese unglaubliche Wohnbeschränkung, dieser Mangel an Luft, Raum und Bewegungsfreiheit in hygienischer Beziehung haben mußte, sondern auch lebhaft ausdenken, wie Geist und Gemüt des Ghettobewohners von solch ständiger, jeden Moment fühlbarer Beengung, von der steten Angst um den Platz, auf dem er sein Haupt in Ruhe hinlegen, seinem Erwerb nachgehen könnte, beeinflußt wurden. Das war eine Last, die selten und immer nur verhältnismäßig kurze Zeit zu drücken aufhörte und die schon an sich allein keine Fröhlichkeit, ja nicht einmal ein ruhiges Behagen aufkommen ließ.

Wie stand es nun um das zweit wichtigste Bedürfnis, um den Erwerb? Welches Bild zeigten in dieser Gasse Handel und Gewerbe?

Ich muß zur Steuer der Wahrheit vor allem bemerken, daß die Handwerker in dieser Gasse, welche unsere Welt war, weder ihrer Zahl noch ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit nach von irgendwelcher Bedeutung waren. Das ist leicht zu erklären. Aus historischen Gründen war unter den Juden vom Mittelalter her (mit Ausnahme Polens) das Handwerk sehr schwach vertreten, es war und blieb christlich und mußte auch in Preßburg dem Wesen nach diesen Charakter behalten.

Kein jüdischer Knabe wurde von einem christlichen Meister in die Lehre, kein jüdischer Geselle von ihm in Arbeit genommen;

kein Jude hätte, wenn er auch durch besondere Verhältnisse Meister geworden wäre, in einer Zunft Aufnahme gefunden. Nichtsdestoweniger zählten zu Gemeindemitgliedern eine Anzahl Handwerker wie Schneider, Kappenmacher und Kürschner, Zimmermaler und Tapezierer, auch andere Gewerbe mit leichter Hantierung, wie Uhrmacher, Goldarbeiter, Glaser usw. Diese Handwerker ernährten sich schlecht und recht; zu Wohlstand konnte keiner von ihnen gelangen; sie waren mit Ausnahme der Schneider durchwegs Arbeiter zweiter Güte und wurden selbst im Ghetto zu besseren Arbeiten nicht geholt, noch weniger konnten sie zu irgendwelchem Ansehen in der Gemeinde kommen. Handwerker als Vorstandsmitglieder war undenkbar. Aber schon mir, dem Knaben, fielen sie sämtlich durch einen Umstand auf, dessen Bedeutung mir erst 40 Jahre später klar werden sollte; sie wohnten nämlich ausnahmslos auf der einen, älteren und schlechteren Seite der Gasse.

Und das hatte folgende merkwürdige Ursache: diese Judengasse diente zweien Herren; die ältere am Berge lehnende Hälfte stand nicht auf städtischem Gebiete, sondern auf dem der fürstlich Palffyschen Gutsherrschaft, war demnach dem Palffyschen Patronat unterworfen. Die gegenüberliegende Häuserreihe befand sich auf städtischem Boden. In Preßburg herrschte noch, wie in allen königlichen „Freistädten“ Ungarns, der mittelalterliche Zunftzwang; die jüdischen Handwerker mußten also diese Straßenseite, die städtische, meiden; sie konnten ihr Gewerbe nur auf der sogenannten Palffyschen Seite ausüben, denn dort herrschte vollste Gewerbefreiheit. Sie spielten übrigens, wie schon bemerkt, in dem bewegten Treiben keine Rolle.

Die Juden im Ghetto gehörten fast durchaus dem Handelsstande an. Das war dadurch möglich, daß im Gegensatz zu den Bestimmungen über das Handwerk auch auf der städtischen Seite des Ghetto für den Handel volle Freiheit herrschte; ein Unterschied, auf dessen Quelle ich noch zu sprechen komme.

Beide Gassenfronten zeigten aneinandergereiht Laden an Laden. Ihre Besitzer waren fast durchwegs Textilhändler, zumeist Detaillisten. Ihre Lage schien besser als die der Handwerker, in Wirklichkeit war sie es nicht. Das Lager ihres Ladens verdankten sie

einzig dem Kredit; der Handwerker, sobald er seinen Auftrag hatte, saß ruhig in der Werkstätte bei seiner Arbeit; diese Boutiquiers lugten Tag für Tag vom frühesten Morgen bis zum späten Abend unruhig ängstlich nach einer Kundschaft aus, ohne daß der erzielte Verdienst imstande gewesen wäre, ihren standard of life wesentlich zu erhöhen.

Daß nichtsdestoweniger alle diese kleinen Kaufläden, von denen jedes Haus mehrere zählte, bestehen und ihren Besitzern eine Existenz gewähren konnten, kam daher, weil die ganze Stadt in dieser Gasse einkaufte. Das hing wieder mit dem in Preßburg herrschenden zünftigen Gremialzwang und der in der Judengasse gesetzlichen Handelsfreiheit zusammen. Preßburg zählte 40 000 Einwohner; der normale Verkehr der Stadt erhielt durch den ungefähr alle zwei Jahre in ihr tagenden ungarischen Landtag, durch die vielen hunderte Landtagsabgeordneten, durch die ungarischen Magnaten mit ihrem Gefolge von Sekretären, Juraten und Dienern, durch die Bischöfe mit ihren Begleitern einen verhältnismäßig enormen Zuwachs an kaufkräftigen und kauflustigen Konsumenten. Vielfach kamen diese Gäste mit ihren Familien aus den Kleinstädten, vom Flachland und pflegten ihre Einkäufe auf die langen Monate während des Landtags zu verschieben.

Nun ist es kaum glaublich, wie Gremium und Magistrat der Stadt diesen tatsächlichen Verhältnissen gegenüber das Geschäftsleben ihrer City geradezu unterdrückten. In derselben bestanden nach meiner bestimmten Erinnerung nicht mehr als zwei Modewarenhändler: ein Tuch- und ein Leinwandhändler; daneben zwei Eisenhändler, natürlich eine Anzahl Spezereihändler und einige wenige kleine Spezialgeschäfte, wie für Geschirr, Papier und dergleichen.

Diese wenigen bildeten den gesamten städtischen Kaufmannsstand in Preßburg, und seine Vertretung hütete ihn eifersüchtig gegen jede Vermehrung. Metternich, der ein politischer, aber durchaus kein wirtschaftlicher Reaktionär war, sagte einst zu einem ihm empfohlenen Gesuchswerber: „Zum Hofrat kann ich Sie machen, aber nicht zum Tuchhändler in Brünn.“ In Preßburg wäre ihm dies noch viel weniger möglich gewesen.

Die Folge war die, daß, wie oben bemerkt, alles in die Juden-

gasse ging, wo man an Waren und Verkäufern die reichste Auswahl hatte und daß hierdurch die vom „Befähigungsnachweis“ geschützten innerstädtischen Kaufleute regelmäßig zugrunde gingen. Ein ganz anderes Bild als jenes des Detailverkehrs im Ghetto bot dessen Engroshandel. Er war wie das Detailgeschäft fast ausschließlich Textilhandel. Andere Zweige als dieser waren im Ghetto nur schwach vertreten. Es gab nur zwei Nürnberger- und einen Spezereihändler, die ihre Geschäfte en gros betrieben. Der Engros-Spezereihandel konnte im Ghetto nicht aufkommen, weil in der Christenstadt ein Kaufmann, Philipp Scherz, diesen Zweig beherrschte. Philipp Scherz war ein großes Haus, an das mich später die Schilderung des Hauses Schrötter in Freytags „Soll und Haben“ lebhaft erinnerte. Der Mann führte sein Geschäft — ich möchte sagen — mit jüdischem Geiste. Ein großer Teil Ungarns gehörte zu seiner Klientel. Scherz, ein strenger Katholik (sein Sohn ward später Pfarrer), hielt sich neben seinem christlichen Buchhalter noch einen jüdischen, um den „Landjuden“, wie man diese meist jüdischen Krämer und Hausierer des flachen Landes zu nennen pflegte, die Briefe und Rechnungen in jüdischer Schrift geben zu können. Er hielt strenge Kontrolle über seine jüdische Kundschaft und pflegte das Sprichwort im Munde zu führen: „Jud und Schwein sind nicht zu schätzen, bis sie tot sein.“ Er erkundigte sich immer genau, ob die Töchter seiner jüdischen Kunden schon heiratsfähig seien, und wenn dies der Fall war, entzog er denselben unbarmherzig den Kredit. Er behauptete: „der Jude werde durch die Verheiratung seiner Töchter leicht ein armer Mann“. Heute existiert das Geschäft nicht mehr. Wohl infolge der gleichen Ursachen, welche auch im Ghetto den Engros-Manufakturenhandel haben aufhören lassen.

In meiner Jugendzeit, aber auch noch einige Dezennien später mußte dieser Manufakturhandel mit vollem Rechte als ein Engros-Handel angesehen werden, welcher seinem Umfange nach selbst für die Fabriks- und Einkaufsplätze von Wichtigkeit war. Umfaßte doch diese eine Gasse die sehr bemerkenswerte Ziffer von nicht weniger als 30 Engrossisten[1]). Es ist sehr bezeichnend für

[1]) Zur Rechtfertigung dieser von mir gegebenen Ziffer führe ich diese Firmen Namentlich an. Ich beginne mit dreien derselben, von denen während

die Vollständigkeit und Ausbildung dieses Preßburger Engros=Verkehrs, daß neben den regulären Engrossisten — und sehr zu ihrem Verdrusse — auch der grossierende Partiewarenhändler nicht fehlte.

Diese Preßburger Engrossisten wurden auch der Mehrzahl nach wohlhabend. Speziell eines derselben will ich gedenken, erstens seines außerordentlichen geschäftlichen Erfolges wegen, zweitens der ebenso bemerkenswerten Ursache halber, welcher er diese Erfolge verdankte. Er hinterließ, nachdem er kurz vor seinem Tode in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts durch ein Gründer=konsortium um eine Viertelmillion Gulden geplündert worden war, nicht weniger als 1¼ Million Gulden; eine Summe, welche in jener Zeit nicht nur für diese Textilhändler im Ghetto, sondern im österreichischen Textilhandel überhaupt als außerordentlich erscheinen mußte. Während all die anderen Kaufleute den Kaufpreis auf der Ware nur in ihnen bekannten Chiffren zu zeichnen pflegten, hatte er wie ein Bauer auf jedes Stück Ware den Preis, zu welchem er es verkaufen wollte, in großen Ziffern geschrieben, und dieser Preis galt ausnahmslos für jeden Käufer; einerlei ob derselbe bar oder auf Zeit, ein oder hundert Stück kaufte, überhaupt ein kleiner oder großer Abnehmer war. Das verschaffte ihm einen ungeheuren Zulauf. Die „Landjuden“ waren zu jener Zeit von einer heute nicht mehr möglichen Unwissenheit und darum äußerst mißtrauisch. Hier bei diesem System waren sie vor jeder Übervorteilung geschützt. Merkwürdig genug, blieb er damit allein und wurde ein schwer reicher Mann, während die intelligenteren Kaufleute der Gasse nur eine Mittelhöhe erreichten. Geschäft

---

der ersten Zeit meiner Erinnerungen zwei bereits nach Wien, eine nach Pest übersiedelt waren, die aber noch viel genannt wurden: Samson Hirschler, Isaak Breuer und Rubin Löwy. Die anderen waren: Samuel Frankl, Salomon Mayer, Joel Wolf, Rucheme Frankl, Moritz Leitersdorf, Wilhelm Frankl, Lämel Bisenz, Wadje Landsberger, Moses L. Trebitsch, Brüder Wiener, Berl Trebitsch, Hermann Wärndorfer, Mayer Leitersdorf, Gerson Wolf, Pezzl Bettelheim, Israel Wiener. Dann folgen: Seiden= und Kurzwarenhändler: Pasch Jose, Moritz Deutsch, S. Lipschütz, Mayer Lemberger, Samuel Oppenheimers Eidam; Nürnberger=Waren=Händler: Emanuel Biach, Ignaz Todeskos Witwe; Spezereihändler: Simon Berger; Tuchhändler: Aron Leitersdorf; Leinen= und Rupfenhändler: S. Apfel, Leopold Beer.

und Geschäftsführung lassen eben erfahrungsgemäß keine Schablonisierung zu.

Wir machen im Leben die häufige Erfahrung, daß gerade solche beschränktere Geschäftsleute reussieren, während ihre viel begabteren Konkurrenten zugrunde gehen. Ich wüßte sowohl nach der einen wie nach der anderen Richtung Dutzende von Fällen anzuführen. Der Grund für diesen scheinbaren Widerspruch ist ein einfacher. Gelangt irgendein Geschäftsmann überhaupt in ein günstiges Fahrwasser, so arbeitet dieses letztere für ihn selbst, er braucht dasselbe nur nicht zu verlassen. Das tut eben der beschränktere Mensch, er sieht weder rechts noch links, und kommt, wenn auch mit langsamerem Ruderschlage vorwärts und an sein Ziel. Umgekehrt sind die Leute von Geist viel eher geneigt, ihren eigenen Ideen zu folgen. Sie kalkulieren optimistisch, sind bei der Ausführung sanguinisch und dadurch viel eher in Gefahr, bald in Untiefen, bald an eine Sandbank zu geraten. Dazu kommt noch ein sehr wichtiges Moment: der Mann von freierer Auffassung und freierer Geschäftsführung wird in der Regel einen viel größeren Teil seines Nutzens konsumieren als sein Konkurrent von weniger Geist. Im Laufe der Jahre hat diese Differenz in der Kapitalansammlung für den Betrieb des Geschäftes starke Konsequenzen. Der Mann, von dem ich eben gesprochen, war nicht nur der Reichste, sondern auch derjenige, welcher unter seinen Geschäftskollegen am wenigsten für sein Haus und seine Familie verwendete.

Und noch eine Veranlassung für mich, dieses Einen zu erwähnen besteht darin, daß mir und meinem Bruder die Erinnerung aus unserer Kindheit an dieses System vierzig Jahre später Motiv war, in Alexandrien, Kairo und Konstantinopel zu der gleichen Irrationalität, und zwar mit Erfolg, überzugehen. Die arabischen und türkischen Kunden waren zu jener Zeit noch unwissender und dem Europäer gegenüber noch viel mißtrauischer als die Landjuden der Slowakei; darum schlug auch die Nachahmung dieses Preßburgers glücklich ein.

Und schließlich will ich als eine Tatsache, die für die Prosperität und den kaufmännisch gesunden Charakter dieses ganzen Ghettogeschäftes in Preßburg zeugt, anführen, daß nach meiner Erinnerung

im Verlaufe von ungefähr dreißig Jahren, von 1830—1860, nicht mehr als zwei Insolvenzen von größerem Umfange zu verzeichnen waren.

Meine Zeichnung des Preßburger Manufakturengeschäftes wäre nicht erschöpfend, wenn ich nicht noch eines eigentümlichen, mit ihm in Zusammenhang stehenden Zweiges erwähnen würde, welcher sogar für die Geschichte des österreichischen Exportes von einer bestimmten Bedeutung ist. Der früheste Beginn nämlich des Engrosgeschäftes in der österreichischen Konfektion datiert aus dem Preßburger Ghetto. Doch werde ich diesen interessanten Zweig der Geschäftstätigkeit der Preßburger Juden, der notwendigen Klarheit wegen, erst später, im Zusammenhange mit der Geschichte der österreichischen Konfektion überhaupt, namentlich ihres exportierenden Teiles, geben.

Der weiteren Vollständigkeit halber will ich noch berichten, daß zu den Familienhäuptern der Gasse eine kleine Anzahl, etwa fünf bis sechs Getreidehändler zählten, aber ihr Geschäft gehörte ökonomisch nicht zu dem des Ghetto. Sie trieben — ich komme darauf im zweiten Kapitel noch zurück — ihren Handel wie die Getreidehändler Raabs, Wieselburgs, Pests usw. an der Wiener Getreidebörse, wo sie an den beiden Börsentagen, Mittwoch und Samstag, erschienen.

Mit den hier aufgezählten Betrieben wäre nach meiner Erinnerung der bemerkenswerte Engroshandel der Judengasse erschöpft. Spezialitäten, wie beispielsweise ein einzelner Bettfedern-Exporteur, Adam Löwy, in einem Vororte, waren selten und weder von Belang noch von Bestand.

Ich möchte nur noch einer eigentümlichen kommerziellen Episode gedenken. Am Ende des 18. Jahrhunderts etablierten drei jüdische Kaufleute in Preßburg ein Engrosgeschäft mit Erzeugnissen der Wiener Gold- und Silberwarenindustrie, welche sie hauptsächlich in Ungarn absetzten. Sie florierten in ihrem Geschäft, begnügten sich aber nicht mit diesen Erfolgen, sondern begannen, wie die lombardischen Goldschmiede des Mittelalters, ein Bankgeschäft; nahmen Geldeinlagen gegen Verzinsung, gaben Hypothekarkredite usw. In der Katastrophe, welche dem Staatsbankerott von 1811 folgte, brach auch ihr Gebäude zusammen; ein Fall, welcher viele

andere Geschäftsleute mitriß und nicht nur in der Preßburger, sondern nahezu in der ganzen ungarischen Geschäftswelt Erregung hervorrief. Den jüngsten der Unternehmer, einen steinalten Greis damals, habe ich noch selbst gekannt, er hieß Frankfurter. Der Name dieses Mannes ist in meinem Gedächtnisse haften geblieben, weil seine Geschichte in die meiner Familie hineinspielt. Die Leute hatten, als ihrer Ware naheliegend, auch Handel mit Taschenuhren betrieben. Mein Großvater war bei ihnen bedienstet gewesen und hatte nach ihrem Falle diesen Artikel für sich aufgenommen. Dadurch wußte ich schon als Knabe, daß von diesen Uhren zu jener Zeit und vielleicht schon hundert Jahre vorher kein einziges Stück mehr in Österreich erzeugt wurde. Sie kamen alle aus der Schweiz. Unter Kaiser Josef II. wurde die Einfuhr überhaupt prohibiert, ohne daß dieses Verbot imstande gewesen wäre, die Erzeugung von Taschenuhren wieder zum Leben zu erwecken. Die Schweizer Uhren wurden über die Grenze geschmuggelt und — ein öffentliches Geheimnis — von großen Wiener Niederlägern an die kleineren Händler der Provinz verkauft.

Vierzig Jahre später verschaffte mir die Erinnerung an diese Verhältnisse in meinem Kampfe gegen den Befähigungsnachweis, den Prinz Liechtenstein selbst für die Uhrgehäusemacher — die eigentlich gar nicht mehr existierten — einführen wollte, ein willkommenes Argument gegen die Unwissenheit des Prinzen auf diesem Gebiete, was mich veranlaßt, hier dieses Themas Erwähnung zu tun. Und da will ich denn auch schon einer Frau, der Mutter meines Vaters, die selbst einen eigenen Erwerb hatte, mitgedenken. Feine Brüsseler Spitzen gehörten damals zu den Familienschätzen der Vornehmen. Meine Großmutter war eine Künstlerin, die es meisterhaft verstand, schadhaft gewordene Spitzen mit der Nadel tadellos wieder herzustellen. Von weit und breit schickte man ihr solche zu, und die Aristokratinnen, welche ihre Gatten zum Landtag begleiteten, brachten die notleidend gewordenen Spitzen für sie nach Preßburg mit. Der Umgang mit diesen Damen hatte auf diese Jüdin sehr stark abgefärbt, sie wurde in ihrer Art selbst eine Dame und genoß auch den Ruf einer solchen. Wenn sie des Freitags morgens, um die während der Woche fertig gewordenen Spitzen an ihre vornehme Kundschaft in der

Stadt abzuliefern, in ihrer blinkenden Spitzenhaube durch die „Gasse“ schritt, wurde sie von Allen respektvoll gegrüßt; selbst der alte Stadtwächter am Gittertore nickte ihr mit einem gewissen Respekt zu; alt und jung wußte nämlich, daß sie einen Teil des Verdienstes, den sie vormittags einkassiert hatte, unausbleiblich noch vor Eintritt des Sabbat an eine der armen Frauen des Ghetto, am liebsten an eine Wöchnerin, gelangen ließ. Ihre Kunst hatte sie auf einige Schülerinnen vererbt. Die letzte derselben, Frau Merle Gomperz, war die Großmutter des Professors für Ohrenheilkunde an der Wiener medizinischen Fakultät Prof. Dr. B. Gomperz.

Nun entsteht die Frage: Wann ist dieser für jene Zeit immerhin wichtige Handel Preßburgs entstanden?

Die Antwort bietet mehr als bloß lokalgeschichtliches Interesse, sie ist ein Beitrag zur Bedeutung des Ghetto überhaupt im Leben der Städte. Denn was sich im normalen Verlauf zwischen Stadt und Ghetto in Preßburg vollzog, wiederholte sich in allen jenen Städten, die Judengemeinden besaßen. Die Bevölkerung des Ghetto, fast durchwegs aus Händlern bestehend, mußte ihre Bedürfnisse in der Stadt decken; alle Vorteile des Handelsverkehrs mußten letzterer zugute kommen. Nach der Länge der Zeit demnach, seit welcher dieser Handel des Ghetto bestand, bestimmt sich das Ausmaß der Prosperität, die letzteres zur Entwicklung der Stadt beigetragen. Solche und ähnliche Fragen sind ja heute sehr aktuell geworden.

Die Geschichte des Preßburger Ghetto, wie die jedes anderen, kann aber nur dann in die richtige Beleuchtung gelangen, wenn man sie an dem allgemeinen Schicksale der Juden mißt. Ich meine nicht die politische und Staatsgeschichte Palästinas, welche die Bibel erzählt und die für die nachbiblische Zeit durch andere Quellen ergänzt wird. Von dieser kann ich hier ganz absehen. Die Geschichte, die hier in Betracht kommt, vollzieht sich auf jener langgestreckten Straße, welche die Juden während eines Zeitraumes von nahezu zwei Jahrtausenden fortgewandert sind, um nach dem Süden, dem Westen und der Mitte Europas zu gelangen, dort überall heimisch und bodenständig zu werden. Aber kaum, daß sie dies vollbracht, wird ihre Geschichte die eines Martyriums, welches

dann 500 Jahre anhält. Sie überstehen dasselbe mit einem Heldenmut des Duldens und einer geistigen Fähigkeit, ungebrochen sich immer wieder zu erheben, zu erstarken, sich zu regenerieren, von welcher die Völkergeschichte sonst kein Beispiel aufweist.

Ich lade den Leser ein, vorerst den Weg, auf welchem die Juden von Palästina nach Paris und London, Hamburg und Berlin, Wien und auch in das Preßburger Ghetto gelangt sind, und den ich — raschen Flugs — im nächsten Kapitel schildern will, mit mir zu verfolgen.

2. Kapitel

Von Jerusalem bis Preßburg und Wien

I. Das jüdische Volk in der Heimat. Die Juden auf europäischem Boden, ihr Aufstieg bis zum 13. Jahrhundert

Wie treten die Juden zuerst in der Geschichte auf?

Nach der Bibel sind sie in Palästina ein Ur-Bauernvolk. Ackerbau, Weinbau und Viehzucht ernähren sie, der Handel ist ihnen fremd. Was sie an anderen Waren, gewerblichen Erzeugnissen und Luxusartikeln brauchen, tauschen sie gegen Judäas Getreide und Öl, sein Vieh und seine Wolle, gegen dessen gesuchten Wein von den phönizischen Kaufleuten ein, welche die über Palästina gehenden Handelsstraßen passieren, oder auch von den bei ihnen ansässigen fremden Krämern, welche die umgetauschten Waren an die phönizischen Großhändler weiter verkaufen. Aktiv beteiligen sie sich an diesem ihre Straßen passierenden Durchgangshandel nicht. Als der Prophet Samuel das Volk, welches sich einen König geben will, von diesem Verlangen durch die Voraussage alles dessen abbringen will, was ein König ihm nehmen werde, führt er durchaus nur Güter eines landwirtschaftlichen Betriebes an. Von anderen Erzeugnissen und namentlich von Geld ist in seiner Drohung absolut keine Rede. Noch der Prophet Zacharias, also um Jahrhunderte später, sagt, als er den Juden und dem Judenland eine glückliche Zukunft prophezeien will, daß unter Israel kein Kanaani — welcher Ausdruck in der Bibel synonym den Phönizier, d. h. den professionellen Händler bedeutet — mehr sein werde. In dieser ökonomisch primitivsten Verfassung verbleiben nach der Okkupierung Palästinas, ungefähr 1200 v. Chr., Land und Leute durch mehr als ein halbes Jahrtausend[1]). Dann (586 v. Chr.) tritt ein Ereignis ein, welches vorerst wohl für einen Teil der Bevölkerung, nicht aber für das Land eine Änderung

[1]) Nach Herzfeld: Geschichte der Juden im Altertum.

in dieser Richtung herbeiführt. Ich meine die Eroberung Palästinas durch Babylonien, die, trotzdem sie, wie gesagt, für das Ganze nicht entscheidend war, dennoch hier vorgeführt werden muß. Nicht nur weil sie mehr bekannt als wirklich gekannt ist, sondern weil nur die Klarstellung dieser Episode und ihrer Beziehungen zur Geschichte Palästinas imstande ist, eine in jüngster Zeit aufgestellte und vielfach diskutierte Behauptung zu widerlegen, welche die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte der Juden geradezu auf den Kopf stellen will. Auf diesen Punkt kann ich aber des Zusammenhanges wegen, erst im nächsten Kapitel zurückgreifen.

Der babylonische Großkönig Nebukadnezar unterwirft Palästina, verleibt es seinem großen Reiche ein. Zur Sicherung seiner Herrschaft trifft er eine einschneidende Maßregel, er versetzt nämlich einen bestimmten Volksteil nach Babylon. Dieser exilierte Teil kommt in ein Reich von hochgestiegener Kultur, starker Industrie und namentlich großem, weitgedehntem Handel, welcher sich schon seine Ergänzung durch ein ausgebildetes Bankwesen geschaffen hatte. Hiervon geben die in neuerer Zeit geschehenen Funde von vielen tausenden Tontafeln, sämtlich Geschäftsurkunden, Kauf- und Handelsverträgen, Bankanweisungen, Kenntnis und Zeugnis.

Unzweifelhaft haben sich die hierher versetzten Juden der Handelstätigkeit im reichen Maße zugewendet. Aus den Funden treten auch tatsächlich große jüdische Bank- und Handelshäuser, wie Bet-Egibi, Buragitu und andere hervor. Diese Funde, die überaus zahlreichen Geschäftsurkunden jüdischer Provenienz zeigen, daß diese jüdischen Handelshäuser keineswegs vereinzelte Erscheinungen, sondern nur als Spitzen einer regulären und normal gewordenen Berufsarbeit zu erklären und zu betrachten sind.

Es bildete sich nun in Babylon neben dem babylonischen auch ein jüdischer Handelsstand von Bedeutung und von finanziellem Erfolge für seine Mitglieder. Aber lange nicht alle Volksgenossen hatten an letzterem teilgenommen. Das lag an dem Rahmen, innerhalb dessen diese Exilierung vollzogen worden war. In Palästina hatte sich in der Zeit von der Einwanderung bis zu seiner Unterwerfung durch die Babylonier innerhalb des ursprünglichen Bauernvolks eine Herrenklasse, ein Stand der Großgrundbesitzer

herausgebildet, welche es verstanden, die vormaligen Freisassen zu ihren Lehnbauern, Dienstleuten, Pächtern und Hörigen zu machen[1]). Das war ein ökonomischer Prozeß, welcher sich in der Geschichte oftmals vollzog, und wir sehen ihn nochmals eklatant im Mittelalter, wo schon, von Karl dem Großen angefangen, die Feudalen in ganz Mitteleuropa die freien Bauern mit Gewalt in die unterschiedlichsten Formen der Untertänigkeit bis zur Leibeigenschaft hinabdrückten. Vor allem war es diese Herrenklasse,

[1]) Diese von Dr. Gelbhaus gebrachte Ansicht halte ich für richtig, ungeachtet er sie nur ganz allgemein und ohne Quellen-Belege gibt, denn sie entspricht der geschichtlichen Raison; über mein Verlangen stellte er mir auch solche zur Verfügung; ich lasse von ihnen diejenigen, welche mir überhaupt beweiskräftig scheinen, in meiner Deutung und Anschauung folgen.

Die Entstehung größeren Grundbesitzes inmitten der bei der Okkupation des Landes annähernd gleich verteilten Bauernlose und dem entsprechend einer sozialen Oberschichte von Großgrundbesitzern hat verhältnismäßig sehr früh, nämlich schon in der Zeit der Richter begonnen. Die Entwicklung folgte eben nicht den Gesetzen Gottes (Leviticus 25, 23), welches den gesamten Boden als Eigentum Gottes erklärte, den die Besitzer des einzelnen Gutes nicht für ewig verkaufen können und im Jobeljahr zurückerhalten müßten, sondern den mehr oder weniger allüberall und alle Zeit wirkenden ökonomischen Gesetzen. Boas in der reizenden Idylle Ruth ist nicht etwa ein bloßer Großbauer, sondern nach der Schilderung schon viel mehr. Es wird (Richter, Kap. 12, 14) eines Mannes namens Abdon erwähnt, auf dessen Hofe siebzig Söhne und andere Familienmitglieder leben, von denen jedes — wie der Text betont — sein eigenes Maultier (in Palästina der Ersatz für das fehlende Reitpferd) reitet. In Richter, Kap. 10, 4, wird eines zweiten großen Besitzers, namens Jair, erwähnt, welcher auf seinem Gute sechzig Reittiere in den Stallungen stehen hat. Siebzig Reitpferde in den Stallungen eines einzelnen Besitzers repräsentieren einen herrschaftlichen Besitz von größter Ausdehnung. Nabal ist ein rechter und gerechter Gutsherr. Er zählt auf seinem Besitze 4000 Schafe, deren Wolle und sonstige Produkte nicht auf dem Gute konsumiert werden können. Diese großartige Schäferei setzt einen Verkauf und überhaupt schon einen regelrechten größeren ökonomischen Betrieb voraus. Er ist auch tatsächlich ein großer Mann, der königliches Mahl hält, und da er infolge eines solchen Gelages stirbt, wird die Witwe die reiche Gutsfrau, die kluge Abigail, die Gattin Davids, des Prätendenten auf den Königsthron und späteren Königs David. Die Kumulierung kleiner Bauernhöfe geht ihren Weg weiter, mit ihr die Herausbildung eines agrarischen Patriziertums; der Herrscher ist seit Salomo nicht mehr wie Saul und David ein demokratischer Volkskönig, er fühlt sich zu den Großen gehörig; die zwölf „Fürsten", welche Salomo über das ganze Land setzt und von welchen je einer einen Monat für die Erfordernisse des Hofhalts und der Regierung zu sorgen hat und unter welche die eigentlichen Beamten gestellt sind, sind sicherlich schon selbst

welche Nebukadnezar aus ihrem Boden riß[1]), nach Babylon verpflanzte und welche unter den Exilierten nicht nur sozial sondern auch numerisch die bedeutendste Gruppe bildete. Als die größeren Besitzer waren sie die „Herrschenden im Staate", die Führenden im Kriege, der Ritterstand innerhalb der Bevölkerung, und nur von ihnen konnte Nebukadnezar eine Auflehnung gegen die babylonische Gewalt befürchten. Nun war das Schicksal der Exilierten keineswegs ein so ungünstiges, als man es sich vielleicht vorstellen möchte. Assyrische, babylonische, wie die altasiatischen Herrscher

---

große Besitzer, die mit Salomo eng verbunden, zum Teil seine Schwiegersöhne sind. I. Buch Könige, 4. Ähnliche Verhältnisse treffen wir ja auch zahlreich im Mittelalter, und ich sollte meinen, daß selbst die Grafen und Fürsten, die reichen Latifundien-Besitzer, welche in Ungarn als Erb-Obergespäne über die Komitate gesetzt waren, wenn auch nur von ferne her, daran erinnern. Der Fortgang dieser sozialen Veränderung ist ganz deutlich. Und die hierauf bezüglichen Stellen sind besonders beweiskräftig. Mit heiligem Zorn predigt Jesaia (Kap. 5, 5—18): „Wehe denen, die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum anderen bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land besitzen." Eine soziale Unterscheidung von zwei Klassen im Reiche, Groß- und Kleinbesitzer, wird in den Reden der Propheten immer deutlicher. Jesaia stellt die Reichen, Herrlichen, Fröhlichen und den Plebs,–die Plebejer einander gegenüber. Genau so unterscheidet Jeremias (34) wiederholt das Volk von den Großen, den Reichen, und als solche sind in einem rein agrarischen Lande nur Großgrundbesitzer zu denken. Daß die ihres Besitzes verlustig gegangenen Kleinbauern bis in die Leibeigenschaft hinabgedrückt wurden, geht aus demselben Jeremias hervor: Er verlangte, daß die großen Besitzer ihre hebräischen Knechte aus der Leibeigenschaft entlassen, hatte es aber zu seiner Entrüstung nur vorübergehend erreicht, denn die wirtschaftliche Not, welche sie in die Hörigkeit hinabgedrückt hatte, führte sie bald wieder in dieselbe zurück.

Nach der Rückkehr eines großen Teiles der Exilierten, welche die von den Familien und Stämmen vormals besessenen Güter wieder zu erlangen strebten, stiegen die agrarischen Wirren auf das höchste. Einen ziemlich deutlichen Einblick in dieselben und den historischen Prozeß, der sie hatte entstehen lassen, gewinnt man aus Nehemias (Kap. 5, 1—6), wo er die Anstrengungen erzählt, welche er gemacht, um sie zu lösen.

Wie überall führten auch dort noch andere Wege, als die wirtschaftliche Aufsaugung des kleinen Grundbesitzes durch die großen zu den letzteren. Kaleb erhält schon (Josua, Kap. 15, 14—20) von Josua für die bei der Eroberung des Landes geleisteten großen Dienste noch vierzig Jahre nach derselben ausgedehnten Landbesitz in Hebron.

[1]) II. Buch Könige: „Und führte weg das ganze Jerusalem, alle Oberste und alle Gewaltigen, zehntausend Gefangene und alle Zimmerleute und alle Schmiede und ließ nichts übrig denn geringes Volk des Landes."

überhaupt waren Eroberer, aber sie übten gegen die unterworfenen Lande und Völker eine Politik des Wohlwollens und der Assimilierung.

Die Expatriierung der Tausende von Juden war eine Staatsmaßregel für die Sicherung des unterworfenen Gebietes, aber den Verpflanzten selbst war der Großkönig keineswegs feindlich gesinnt. Die Vornehmen derselben standen bei dem König vielfach in Gunst, sie bekleideten Staats- und Hofämter, genossen den Umgang des Königs. Es ist ja auch nicht anders denkbar, als daß dem verpflanzten jüdischen Adel neuer Landbesitz zugewiesen wurde, aus welchem er seine Subsistenz ziehen konnte, und weiters, daß diese Zuteilungen an die übrige Volksmenge in ungleich geringerem Maße erfolgt sind. Diese Zuteilung entsprach der traditionellen Reichspolitik[1]) der vorderasiatischen Großkönige. Daß sie wirklich geschehen, läßt sich aus dem den babylonischen Juden angehörenden Propheten Ezechiel schließen, welcher bei der Neuorganisation Palästinas ein gleiches Vorgehen den dort befindlichen Fremd-Nationalen gegenüber anrät.

Da lebte nun im babylonischen Gebiete dieses abgetrennte, in Adel und Volk geteilte Stück jüdischer Nation ein ökonomisches und soziales Dasein, „war fruchtbar und mehrte sich" Dezennien hindurch. Und es kam, was kommen mußte und noch überall, um bei der schon einmal gebrachten Parallele zu bleiben, auch im deutschen Mittelalter hell nachweisbar durch Jahrhunderte geschehen ist; der Überschuß der Landbevölkerung ist in die Städte geströmt, hat dort — die geschlossene Zunft ist erst später entstanden — ungehindert nach dem verschiedensten Erwerb gegriffen und die Stadt wachsen lassen.

Auch in Babylon hat nach mehreren Generationen der ungeteilte Landbesitz aufgehört, für das eingewanderte Judenvolk zu genügen; am frühesten dort, wo diese Einteilung am spärlichsten

[1]) So bietet der Feldherr des Königs Sanherib namens Rab Schakin den Juden in Jerusalem bei freiwilliger Unterwerfung den Umtausch ihres Landes gegen andere Besitzungen an: „Schließet mit mir einen vorläufigen Frieden, kommet zu mir, dann werde ich euch bringen in ein Land, welches wie euer Land ist, ein Land voll Korn und Most, von Brot und Weinbergen, ein Land von Olivenbäumen und Öl und Honig." (II. Könige, Kap. 18, 28—35.)

geschehen war: bei der nicht adeligen Menge. Diese Schichte war es also, welche nach dem Handel griff, sich ihm anbequemte, zu Kaufleuten wurde. Das war um so leichter, als sich Babylonier und Juden sehr nahe standen; beide waren Semiten, ihre Sprachen eng verwandt, Sitten und Gebräuche beider Völker, wie die der Vorder-Asiaten überhaupt, standen sich nahe. Die Juden vertauschten ihre Schriftzeichen mit der assyrischen Quadratschrift und geben, wie sich aus den Forschungen eines Assyrologen, Daiches in London, ergibt und außerordentlich charakteristisch erscheint, ihren Kindern babylonische Namen, sofern sie nicht mit den assyrischen Gottheiten zusammenhängen, und es bildete sich — wie sich gleichfalls aus den Funden ergibt — innerhalb der Juden aus dem Sprachgemenge der beiden Völkerschaften eine Art jüdisch-babylonischen Jargons, wie 3000 Jahre später aus der deutschen Sprache der einwandernden Juden das Judendeutsch in Polen und Rußland.

Dieser Teil der Bevölkerung gelangt auf solche Weise in geordnete Ernährungsverhältnisse, wird wohlhabend; die Energischeren und Geschickteren gelangen zu Reichtum; kurz, es entwickelt sich ein ökonomisch und sozial normaler Zustand, der ihnen das babylonische Land zur wirklichen Heimat machte.

Ganz anders der Zustand in der Herrenklasse. Bei den höheren Ansprüchen derselben konnte ihr Landbesitz nach zwanzig, nach fünfzig Jahren für die stetig wachsende Nachkommenschaft noch weniger ausreichen, aber ihre Mitglieder fanden den von den Plebejern gewählten Ausweg nicht, weil sie ihn nicht suchten. Noch nie und nirgends ward und wird der Feudale, der Herrensohn, der Adelige ein Kaufmann. Der besitzlose Junker wird auch heute noch — trotz aller Änderungen in der sozialen Anschauung — Offizier, Hof- oder Staatsbeamter, Gutspächter; aber wenn ihm alle diese Aspekten versagen, wird er deklassiert — Schwindler oder Spieler — jedoch nie greift er, um sich bürgerlich zu ernähren, zu Schere und Elle.

Innerhalb dieser Herrenklasse entstand also notwendigerweise Unzufriedenheit. Die Erinnerung an die alte Heimat, an die bevorzugte Position, welche sie dort eingenommen hatten, der Wunsch, dieselbe wieder einzunehmen, erweckte die Agitation für

die Rückkehr. Mit ihr fiel eine religiöse Bewegung zusammen[1]); der Verkehr mit Gott war schon in der alten Heimat ein Monopol der Priesterschaft geworden, er hatte durch den Opferdienst einen formalistischen Charakter angenommen; die Heiligen Bücher, die Thora, waren strenge im Verschluß des Tempels, der Bevölkerung der Unterricht aus demselben verschlossen. Dagegen lehnte sie sich auf, sie verlangte eine Verinnerlichung des religiösen Lebens, der Gottesverehrung. Diese Bewegung mußte mit dem Verlangen nach dem alten Land zusammenfallen. Sie führt in der Bevölkerung zu einer großen Vereinigung. „Die Männer der großen Versammlung", welche nicht mehr den Altardienst, sondern die Kenntnis der Lehre als Hauptsäule hinstellt, die Rückkehr vorbereiteten. Die Vertreter dieser Richtung waren im Gegensatz zur Berufsgeistlichkeit, den Priestern — die Propheten und das Prophetentum. Ein Gegensatz, welcher auch später im Christentum zwischen Petrus und Paulus sich herausstellte. Nach der Anschauung der alten Völker gebührt jedem Volke sein eigenes Land und jedem Lande sein eigener Gott, welcher darum auch von den Eroberern nicht depossediert, sondern im Gegenteil mit anerkannt wurde. Was sich da vollzog, konnte darum bei dem Herrscher auf keinen Widerstand stoßen. Es entsprach grundsätzlich der herrschenden Anschauung.

Die Erregung ergriff alle Unzufriedenen, d. h. alle Kreise, welche sich in die neuen Verhältnisse nicht hatten finden können und denen das Glück in der alten Heimat wie eine Fata Morgana vor Augen schwebte. Religiöse, soziale und politische Momente wirkten in dieser Strömung zusammen. Sie erreichte ihr erstes Ziel, indem der persische Großkönig Cyrus, welcher das assyrisch-babylonische Reich sich unterworfen hatte, den Juden gestattete, den Tempel in Jerusalem wieder aufzubauen. In Ausführung dieser Konzession ging dann unter dem Nachfolger des Cyrus, Darius I., die erste Rückexpedition — geführt von Serubabel — nach der alten Heimat. Mit dem Neu-Aufbau des Tempels war sicht- und greifbar das Zentrum des Judentums wieder in Jerusalem erstanden und gewann natürlich die Bewegung unter den baby-

[1]) Gelbhaus: Esra, Nehemias, die religiösen Strömungen im Judentum.

lonischen Juden an Stärke und Ausdehnung, sie wurde eine drängende. Sie erinnert in ihrem Verlauf bis zu einem gewissen Grade an jene, aus der im 16. Jahrhundert die Reformation hervorging. Wie dort ein Augustinermönch, ein Gegner des Mönchtums, der Klerisei überhaupt und fortschreitend der Gründer des Protestantismus geworden, so hatte im Altertum diese gegen die Priesterherrschaft gerichtete Bewegung an Esra — obwohl er selbst dem Priesterstamme angehörte — ihren Führer gefunden, welcher durch seinen Einfluß bei dem persischen Großkönig Artaxerxes die Erlaubnis zur Rückkehr überhaupt erwirkte.

Der Strömung zurück nach Palästina schlossen sich alle jene an, welche der babylonischen Gesamtbevölkerung fremd geblieben waren und welche man heute Zionisten, Nationalisten, Hebraisten nennen würde. Aber wie groß war die Anzahl der unter Esras Führung Rückkehrenden, und noch wichtiger, aus welchen Schichten, aus welchen Volksteilen bestanden sie? Die biblische Quelle spricht von 40000; diese Ziffer würde mit der früheren, daß die 70 Jahre vorher Exilierten 17000 gezählt hatten, stimmen, wenn die statistischen Angaben der Bibel überhaupt irgend welches Zutrauen verdienten. Welche Schichten und Klassen aber sind zurückgewandert? Vor allem war es natürlich der Landadel, die Herrenklasse, welche aufbrach, weil sie erwarten durfte, die alten Besitzungen wieder zu okkupieren. In dieser Hoffnung hatten sie sich auch nicht getäuscht, wie sich aus den Quellen mannigfach und namentlich aus jenen Beschwerdebriefen ergibt, welche die seinerzeit im Lande gebliebene Bevölkerung an den Großkönig richtete und die zeigen, daß diese Restitution in den alten Besitz sich nicht ohne Konflikte vollzogen hat. Es erinnert diese Epoche an die Heimkehr der französischen adeligen Emigranten nach dem Sturze Napoleons, welche zwar nicht ihre Güter, die inzwischen vom Konvent in unzählige Stücke zerschlagen und verkauft worden waren, zurückverlangen konnten, aber von Ludwig XVIII. und der Chambre introuvable als Entschädigung eine Milliarde in französischer Rente erhielten.

Diesem altjüdischen exilierten Adel folgten überhaupt alle, welche in konservativer Gesinnung verharrt waren und, obwohl besitzlos, sich doch in die neuen Berufe, Handel und Gewerbe, nicht hatten

hineinfinden können, die also bei diesem Wechsel nichts zu verlieren hatten. Ganz gewiß aber nicht jene Volksteile, welche zum Handel gegriffen hatten, durch denselben zu einer ökonomischen Existenz und zu Wohlstand gelangt waren und sich im Lande wohl befanden.

Das wäre gegen alle menschliche Voraussetzung und geschichtliche Erfahrung gewesen. Ubi bene, ibi patria galt und gilt für alle Zeiten und Völker. Später erfolgte unter Nehemias eine kleine dritte Rückwanderung, ein Nachschub ohne numerische Bedeutung und ohne an den durch die Hauptexpedition unter Esra geschaffenen Verhältnissen sachlich zu ändern. Der größere in Babylon heimisch gewordene Teil der Juden und ihr Handel blieben im Lande. Dieser babylonische Handel der Juden setzte sich dann durch Jahrhunderte fort. Er muß sehr ansehnlich geworden sein, die ganze Wirtschaftsverfassung der dort zurückgebliebenen Juden überhaupt eine hohe Stufe erreicht haben. Das geht auch schon aus der Tatsache hervor, daß sich gleichzeitig innerhalb dieser Juden ein starkes geistiges Leben entwickelt hat, dessen Niederschlag wir in dem babylonischen Talmud, dieser Enzyklopädie des jüdischen Denkens jener Zeit, vor uns haben. Eine solche geistige Entwicklung läßt sich ohne eine vorher- und nebenherfortgehende wirtschaftliche nicht denken.

Von der speziellen Beschaffenheit des babylonisch-jüdischen Handels aber, von den Richtungen, in denen er sich bewegte, haben wir ebensowenig bestimmte Kenntnis, wie von der Art, in welcher sich das Schicksal dieser Juden innerhalb des babylonisch-persischen Reiches vollzog. Sie teilten das Schicksal der Babylonier, Perser, Assyrier. Weniger staatspolitische, als vielmehr Veränderungen in der Bodenbeschaffenheit des Landes, namentlich der Flüsse, haben diese Reiche und Völker allmählich aus der Geschichte verschwinden lassen. Von allen diesen einst so reichen Kulturstätten sind nur Trümmerfelder geblieben, Ruinen von Palästen, von ganzen Städten. Seit Jahrtausenden sind alle diese Gebiete verödet, hier versandet, dort überschwemmt, menschenleer. Die Völker sind in der Geschichte unmerklich im Nebel zerflossen, mit ihnen die dort einst Handel treibenden Juden. Die babylonischen Juden haben wohl eine Geschichte, aber ihr Schicksal gibt uns keine Aufklärung über die Frage, die uns hier be-

schäftigt: Wie sind die Juden zum Handelsvolke Europas geworden? Inwiefern finden wir die Erklärung nun in der Geschichte Palästinas? Welche Wendung hat die Rückkehr der Exilierten in den ökonomischen und geistigen Zuständen dieses Landes hervorgebracht?

Keineswegs einen Aufschwung des Handels. Denn jene, welche zurückkehrten, besaßen keinen Handel, brachten also nicht diesen, auch keinen kommerziellen Geist, sondern die alte Antipathie gegen ihn in die Heimat zurück, und Palästina blieb vorerst auch weiter ein agrikoles Land, so daß, wie Herzfeld behauptet, der Kommerz in Palästina nach geschehener Rückwanderung der Juden noch geringer war, als er vor der Exilierung gewesen ist. Das mag wohl eine gewisse Zeit hindurch seine Richtigkeit gehabt haben, aber es ist ganz undenkbar, daß in den weiteren 500 Jahren der dortige Handel auf derselben niedrigen Stufe geblieben sein soll. Das jüdische Land war eine Provinz des persisch-babylonischen Reiches, in welchem der Handel florierte, kam dann unter die Macht der syrischen Herrscher, verfiel einer starken Hellenisierung, gelangte dann in die politische Atmosphäre Roms, und alle diese Verbindungen konnten doch unmöglich ohne starke Einwirkung auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes geblieben sein. Im Laufe der Jahrhunderte hebt sich die Kultur auch in jedem agrikolen Land, es steigt der breite Konsum, auch der Luxus der höheren Klassen und dadurch die Erzeugung und der Import. Anfangs des vorigen Jahrhunderts hatte ein Mann von außerordentlich hoher Gelehrsamkeit[1]) ein Werk speziell über den Luxus der jüdischen Damen in Palästina verfaßt, und aus dem kolossalen, über das nächste Ziel des Verfassers weit hinausgehenden Material desselben muß auf eine Kulturstufe geschlossen werden, die ohne Handel nicht denkbar ist.

Noch deutlicher und viel allgemeiner überzeugend geht die Existenz eines Handels und der mit einem solchen notwendig verbundenen Kulturstufe in Judäa aus der erst in jüngster Zeit erschienenen hochinteressanten „Talmudischen Archäologie" von dem Professor an der Wiener Israel. Theologischen Lehranstalt Dr.

[1]) A. Th. Hartmann: Die Hebräerin am Putztisch und als Braut. 3 Bände. Amsterdam 1809.

Samuel Krauß hervor. Es ist ein geradezu überraschendes Bild, welches sich aus dem in dem Werke dieses Gelehrten aus beiden Talmuden beigebrachten überreichen Stoff über die notwendigen, wie Luxusartikel, die Gegenstände des Verkehrs, Innenhandel, Export und Import, über Geld und Münze, Märkte, Zölle usw. für den Kulturhistoriker ergibt.

Auf Handel und Kultur in Palästina überhaupt, wenn auch von ungleich geringerer Ausdehnung und Ausbildung als in Babylon weist die Tatsache hin, daß sich auch dort, parallel dem babylonischen Talmud, ein zweiter, der jerusalemisische, entwickelt hat, welcher den verschiedenartigen Verhältnissen entsprechend, an Umfang und Durchbildung hinter dem babylonischen so weit zurücksteht, daß nur dieser zur allgemeinen Geltung gelangt ist.

Man muß sich eben Palästina vorstellen, wie etwa Tirol oder die Bukowina, weit vom politischen Zentrum und vom großen Verkehr, ohne internationalen, ohne großen Handel, aber doch im Besitze eines solchen, welcher den heimischen Konsum versorgte und in Jahren reicher Ernten auch den Überschuß der agrarischen Produktion exportiert. Haben wir vielleicht in diesem bescheidenen Handel die Beantwortung unserer Frage nach der Entstehung des jüdischen Handelsvolkes in Europa zu suchen?

Diese Art der Entstehung kann nach den notwendigsten ökonomischen Voraussetzungen und nach dem geschichtlichen Verlaufe nicht stattgehabt haben. Nun hat man die Lösung in der Zerstörung des jüdischen Reiches bald nach Beginn unserer Zeitrechnung gesucht. Auch diese Auffassung ist ganz und gar falsch. Selbst wenn das jüdische Reich in irgend einer Form bestehen geblieben wäre, würden die Juden dennoch nicht anders, als es wirklich der Fall ist, in der europäischen Welt die professionellen Händler sein. Denn zu jener Zeit, als der Gegensatz zwischen dem national-religiösen Judentum und dem antiken Staats-Heidentum tatsächlich zur historischen Katastrophe, nicht nur zur Auflösung des jüdischen Staates, sondern zur Vernichtung des weitaus größten Teiles der im Lande befindlichen Juden führte, hatte sich diese ihre Zukunft schon unabweislich gestaltet.

In Wirklichkeit war der geschichtliche Sachverhalt unstreitig folgender: Viele hundert Jahre bereits vor diesem Zeitpunkt hatte

sich aus Palästina ein leise rinnender, aber nie stille stehender Strom jüdischer Einwanderer in alle anderen Lande, die ihnen erreichbar waren, verbreitet. Schon die Propheten (Könige I 10, 21—22), also 800 Jahre v. Chr. und 200 Jahre vor der babylonischen Eroberung, predigen heftig gegen diese ständige Landflucht, agitieren für die Heimkehr aus Ägypten, aus Äthiopien, aus Phönizien, dem Pontus — aber auch schon aus dem fernen Westen, aus Jonien, den Inseln des Mittelländischen Meeres und selbst aus Spanien. Natürlich bleibt dieser heilige Eifer ohne Erfolg.

Je weiter wir in die eigentlich historische Zeit fortschreiten, desto zahlreicher erscheinen diese Juden in der Fremde, desto mehr finden wir sie als zahlreiche und große Gemeinden in allen Landen. Und wo bilden sich diese jüdischen Gemeinwesen? Vorerst und zumeist in den Städten jenes mehr äußeren, nach Europa gravitierenden Orients, welche in ihrer Blüte und Entwicklung der untergehenden Kultur der Gebiete um den Euphrat und Tigris gefolgt sind und zwar vorzugsweise in den bedeutenderen. Von 52 Städten dieser letzteren allein, die, als von Juden mitbewohnt, in den Schriften der Griechen und Römer angeführt werden, sind 39 durchaus lebhafte Verkehrs- und Handelszentren, wie Antiochia, Seleucia und andere. Am stärksten ergoß sich dieser Strom der Einwanderung nach Ägypten, wo schon zur Zeit der Geburt Christi, nach den Zeugnissen zeitgenössischer Autoren, die jüdische Bevölkerung auf nahezu eine Million angewachsen war. Alexandria, die Hauptstadt, war damals eine mit Rom konkurrierende Weltstadt, und die Einwohnerschaft dieses Weltverkehrs-, Fabriks- und Handelszentrums war zumindest zu einem Drittel jüdisch; von den fünf Stadtvierteln gehörten zwei den Juden, und von ihrer Bedeutung für Ägypten zeugt deutlich die Tatsache, daß die Regierung ihnen die Aufsicht, Verwaltung und Kontrolle der Nilschiffahrt übergab. Wie viele Juden schon lange vor dem Ende des Judenstaates in der Welt verteilt sein mußten, dafür haben wir die merkwürdigsten Nachrichten. Als der Partherkönig Mithridates, 170 Jahre vor dem Fall Judäas, den Krieg gegen Rom plant, finden wir die Juden in seinem Lande, wie sie vorsichtig ihre Kapitalien nach Kos in Sicherheit bringen.

Um Christi Geburt ist diese Einwanderung der Juden aus dem Osten des römischen Reiches in alle seine westlichen Teile eine seit Jahrhunderten beobachtete Massenerscheinung. Namentlich in der Reichshauptstadt, in Rom, finden wir eine Judenschaft, so groß, daß sie nicht weniger als 70 Synagogen besitzt. Aus Cicero (pro Flacco) ersehen wir, daß er sogar ihren Einfluß auf die Volksversammlungen fürchtet. Herodes' Gesandtschaft an Augustus wurde zur Audienz von 8000 Juden begleitet. Da diese offenbar nur aus den Vornehmeren hatten bestehen können, so ist leicht auf die große Gesamtzahl zu schließen. Doch sehen wir zu gleicher Zeit schon weit über Italien hinaus diese Judenansiedelungen über den ganzen Balkan verbreitet, in Griechenland wie in Thessalien und Mazedonien, auf allen Inseln und Hafenplätzen des Mittelländischen Meeres, bis Spanien hin, und zur Zeit vor Christi Geburt sind sie alle schon sehr hohen Alters.

Diese in der ganzen Welt verstreuten jüdischen Gemeinwesen haben für das angestammte historische Judenzentrum jener Zeit, für Jerusalem, eine solche Bedeutung erlangt, daß die von außen stammenden Juden in diesem Zentrum nicht nur je nach ihrer Provenienz „Römer, Asiaten, Cyrenäer, Alexandriner, Sizilier" genannt werden, sondern daß sie, je nach ihrer Heimat, eine besondere Synagoge besitzen, und solcher fremdnationaler Synagogen sollen nicht weniger als 380 gezählt worden sein. Den drastischesten Beleg aber liefert Cicero, gleichfalls in der schon oben erwähnten Rede, wenn er — genau so wie heute von mancher Seite über den Peterspfennig geklagt wird — über den ständigen Goldabfluß loszieht, der durch die aus aller Welt nach Jerusalem fließenden Goldsendungen für den Tempel verursacht wird, und wenn Philo seine Aufzählung der Juden in der Fremde mit den Worten resumiert: „daß in Europa wie in Asien und Lybien — auf den Festländern und auf den Inseln, am Meere und im Binnenland von ihnen zahllose Städte bewohnt seien", so kann man diese Äußerungen gewiß nicht als Hyperbeln betrachten. Denn auch der Geograph des Altertums, Strabo, ein ganz verläßlicher nüchterner Beobachter, sagt: „Es sei nicht leicht, einen Ort der bewohnten Erde zu finden, welcher nicht von diesem Geschlechte bewohnt und benützt werde." Einen starken statistischen Maßstab

für die Größe dieser Judengemeinden in fremden Gebieten kann auch die Tatsache allein geben, daß, als zur Zeit des Aufstandes in Palästina der erbitterte Pöbel der Städte über die Juden herfiel — gerade so wie 1824 zur Zeit des griechischen Aufstandes die Türken in Konstantinopel über die Christen — in verhältnismäßig kleinen Städten, wie in Cäsarea und Joppe, in ersterem ihrer zwanzigtausend, in dem zweiten zehntausend niedergemetzelt wurden.

Zweifellos hat dieser Aufstand und die auf ihn folgende Vernichtung des jüdischen Staates alle diese Kolonien verstärkt, aber keineswegs geschaffen. Die Tatsache der Verbreitung der Juden vor der Katastrophe und unabhängig von derselben, so sehr sie den gang und gäben Ansichten widersprechen mag, steht nach den neueren unbefangenen Forschungen ganz fest. Sie ist aber auch durchaus keine auffallende Erscheinung, sondern nur eine einzelne unter vielen ähnlichen und aus ähnlicher Ursache erfolgten in der Völkergeschichte.

Geht, um mit der Ferne zu beginnen, ein aufmerksamer Beobachter heute nach Ägypten, so wird ihm sofort der alle anderen Europäer ganz unverhältnismäßig überwiegende Anteil auffallen, welchen die Griechen in der Gesamtbevölkerung einnehmen. Der ganze Handel, der kleine wie der große, das Bankgeschäft vom Wechseltisch des „Serafen" auf der Straße bis zum Bankhause ist zumeist griechisch; alle geschäftlichen Berufe, alle Handwerke sind in ihren Händen. Unser Beobachter wird sagen müssen: das heutige Ägypten ist so weit griechisch, daß die anderen Nationalen dagegen verschwinden. Er wird aber auch bald sehen, woher dieses Übergewicht! Er wird bemerken, daß eine langsam, aber unaufhörlich flutende Welle fort und fort Massen junger und alter Griechen ins Land führt; er wird erfahren, daß von vier Söhnen eines Bauern auf dem Peloponnes oder auf den Inseln in der Regel nur der älteste auf der Scholle verbleibt, daß schon der zweite Junge, kaum, daß er reisefähig ist, mit Brot und wenigen Münzen in der Tasche nach Alexandrien oder auch nach einer der Städte in der Levante, wo überall die gleichen Verhältnisse herrschen, geschickt wird. Kaum, daß dieser Junge, wenn auch nur in dienstlicher Stellung, eine kleine Existenz erreicht hat, läßt

er einen, dann einen zweiten und diese beiden dann den dritten der zu Hause gebliebenen nachkommen, schließlich holen sie die Schwestern und verheiraten sie an Kompatrioten, an Landsleute. Und wer auch nur geringe Geschichtskenntnis sein eigen nennt, weiß, daß dieselbe Einströmung der Griechen nach Ägypten zu allen Zeiten bestanden, daß der Beginn derselben schon hinter der eigentlichen Geschichte liegt, daß Alexander und die Diadochen, die in der vorchristlichen Zeit unzweifelhafte Hellenisierung Ägyptens wie des Orients nur ins Staatspolitische umgesetzt, beendet, aber gewiß nicht begonnen, sondern zur größeren Hälfte schon vorgefunden haben. Und die Ursache dieser Landflucht von dem, allen Hellenen so teuren Boden? Sehr natürlich die verhältnismäßige Armut desselben; die Wein- und Olivengärten auf dem vielfach steinigen Boden, die Korinthenpflanzungen haben den Volkszuwachs ebenso wenig im Altertum ernähren können, wie sie es heute imstande sind. Und genau so schiffen heute, von Not getrieben, die Italiener nach Argentinien und Brasilien, die Iren nach den Vereinigten Staaten und Kanada, strömt aus Böhmen vor seiner industriellen Entwicklung ständig sein Populationsüberschuß nach Wien, Niederösterreich und anderen Provinzen, gehen die ruthenischen Bauern über den Ozean. Und an der Hand der soeben angeführten Tatsachen darf man es klipp und klar aussprechen: einzig aus demselben Grunde wie in den soeben angeführten Beispielen aus der Gegenwart; aus gar keinem anderen, als dem nüchternsten des Hungers muß schon mehr als ein halbes Jahrtausend vor Christi die hier geschilderte Emigration aus dem „gelobten Lande“ begonnen und nie mehr aufgehört haben.

Allerdings, nach der Bibel sind dort Milch und Honig auf den Straßen geflossen, mehr als auf den unseren das Wasser und hätte jede einzelne Weintraube mehrere Zentner gewogen. Diese Erzählung hindert aber den Historiker nicht, zu erkennen — gerade die Erzählungen der Bibel machen allüberall diesen Eindruck und die agrarischen Notgesetze sind ein triftiger Beweis dafür — daß dieses kleine, zu einem großen Teil sehr unfruchtbare Land von der dort gewöhnlichen wirklichen Nahrung der

Bewohner: Gersten- und Roggenbrot auf dem Felde und Hammeln auf der Weide, zu wenig produzierte, als daß es imstande gewesen wäre, die bei dem reichen Kindersegen rapid wachsende Bevölkerung aufzunehmen, und darum mußte selbstverständlich ein Teil zum Wanderstabe greifen.

Diese jüdischen Massen kommen auf den fremden Plätzen an, hungrig nach Erwerb; aber sie kommen mit leeren Taschen, denn nicht die Reichen sind es, die zum Wanderstab greifen müssen, sondern die Besitzlosen. Sie sind darum außer stande, sich Grund und Boden zu kaufen und sich auch hier durch Acker- und Weinbau, die einzige Arbeit, die in Palästina gekannt und betrieben wurde, zu erhalten. Da war es nur ganz natürlich, daß sie zu Händlern, zu Kaufleuten werden mußten. Geht doch auch heute der weitaus größte Teil der Einwanderer nach Amerika, seitdem die Regierung den Boden nicht mehr zu Bedingungen verkauft, die einem Geschenke gleichkommen, in die Städte, wo sie zu den allerbescheidensten Erwerbszweigen greifen.

Von dieser Auswanderung aus dem Judenlande hat sich allerdings, wie schon erwähnt, ein Teil nach dem Osten gewandt. Aber seine Stärke und historische Bedeutung verliert sich fast ganz gegen jene des Stromes nach Westen. Hier mußten diese auswandernden Juden — eine Tatsache, auf welche erst jüngst ein amerikanischer Gelehrter Mayer Sulzberger und vor ihm schon Dr. Bloch aufmerksam gemacht haben — vielfach noch auf die Reste der Phönizier, welche in frühester, nahezu vorgeschichtlicher Zeit die Rolle der Juden eingenommen hatten, gestoßen und dadurch sehr unterstützt worden sein; Juden und Phönizier standen sich in Sprache und Volkstum überhaupt ganz außerordentlich nahe; das vorhandene phönizische Element wurde dann bald aufgesogen, die Kolonien wurden rein jüdische. In diesen rein jüdischen Gemeinden, welche längs der ganzen europäischen Küste des Mittelländischen Meeres, an allen Hafenplätzen und sonstigen Städten sich festsetzten, hat sich seinerzeit das Christentum wie an einer Leitstange gehalten und fortgepflanzt; dieser Zweig der Judenschaft ist es, von dem die europäischen Juden, wenn nicht ausschließlich, so doch in ganz überwiegendem Maße abstammen — von den palästinensischen Juden hat nach Josephus kaum der zehnte Teil

die Katastrophe überlebt — diese Juden des Westens wurden das jüdische „Handelsvolk“.

In dem Handel dieses westwärts strebenden jüdischen Handelsvolkes, in den bestimmten und reichlichen Nachrichten, die wir über denselben haben, kann der Blick deutlich zwei Richtungen verfolgen, in die sich die jüdischen Händler teilen und die scharf voneinander abstechen. Die ganz Mittellosen, die Hungrigsten greifen in den Städten zu dem Nächstliegenderen, dem Kleinhandel, zum Trödel. In der Art und Stellung von Trödlern und Kleinkrämern, als Schacherer mit alten Lumpen und Resten, mit Glasscherben, Schwefelfäden usw. werden schon zur Zeit der Zerstörung des jüdischen Staates die Juden in Rom von Martial in seinen Satiren verspottet. Aber das von diesem römischen Satiriker gegebene Bild ist, wie sich aus der oben schon erwähnten Rede Ciceros ergibt, ein einseitiges, ein falsches. Es entspricht auch für jene Zeit nicht mehr der Wirklichkeit und in späterer Zeit schon gar nicht. Denn in Wahrheit sind sie schon damals in allen Landschaften des römischen Weltreiches, jenes in der ganzen Geschichte einzig dastehenden Freihandelsgebietes, dessen internationaler Handelszug erst wieder 2000 Jahre später, in der heutigen Zeit erreicht ist, die Importeure, welche die Erzeugnisse des Ostens nach dem Westen, jene des Südens nach dem Norden und umgekehrt bringen. So führen sie urkundlich schon in jener Epoche, nämlich in der Zeit des römischen Kaiserreichs, von Spanien dessen Rohprodukte: Wein, Öl, Honig, gesalzene Fische, Vieh, Wachs, Pech, Wolle nach Rom und den anderen lateinischen Plätzen. Von Medien bis Spanien und Britannien, vom Persischen Meerbusen und Äthiopien, bis Mazedonien und Italien ist kein Hafenplatz, keine Handelsstadt, an deren Verkehr sie nicht einen hervorragenden Anteil nahmen. Und als dann dieser gewaltige Staat zusammenfällt, neue Barbarenstaaten entstehen, wird die Bedeutung dieser jüdischen Handelswelt eine noch ungleich größere und wichtigere. In den neuen germanischen Königreichen kennen die Nationalen gar nicht den Handel, und darum sind in allen ihren Gebieten diese Fremden die selbstverständlichen, berechtigten Kaufleute. Hieraus ist erklärlich, daß in den meisten der neuen Staaten die ersten geschichtlichen Spuren des Handels

vom ersten nachweisbaren Auftreten der Juden begleitet sind. Nicht als ob sie durchaus die einzigen Händler gewesen wären, welche den Handelsverkehr gepflegt hätten. Immer waren auch andere Nationen, Italiener, Byzantiner, Syrier, später Araber, mit tätig. Aber in ungleich geringerem Maße als die Juden. Letztere nehmen schon darum, namentlich in Deutschland und ganz Mitteleuropa eine ganz andere Stellung ein, weil sie allüberall, wohin sie gelangen, sich einpflanzen, heimisch werden, feste Gemeinden bilden, während die Anderen Handelsagentien auswärtiger Städte darstellen, immer nur fahrende Kaufleute bleiben. Die Juden sind überall die weitaus wichtigeren; sie führen diesen Handel durchaus im Stile des Weltverkehrs. Eine Handelsgeschichte aus jener Zeit besitzen wir allerdings nicht; aber die zahlreichen verstreuten Nachrichten geben uns ein sicheres Bild von der großartigen, ganz selbständigen Handelstätigkeit der Juden in dieser Periode, die sich durch die ganze damalige neu entstehende Welt hindurchzieht. In allen großen Verkehrsplätzen des Abendlandes, in Narbonne, Marseille, Arles, Genua, Palermo, Neapel sitzen sie zahlreich und ansehnlich. Große jüdische Kaufleute vermitteln nach unangreifbaren, weil ganz unabsichtlichen, Berichten auf ihren eigenen Schiffen den Handel zwischen Köln und England und von den französischen Plätzen nicht bloß nach Italien, auf dessen Märkten, Amalfi, Pisa, Venedig, die jüdisch-deutschen Handelsherren regelmäßige Erscheinungen sind, sondern auch weiter ostwärts nach dem Orient. Die verschiedenen Meinungen, die nach der bekannten Erzählung eines reisenden Mönchs beim Herannahen einer Flotte in einer gallischen Hafenstadt laut werden: „alii Judaeos, alii vero Africanos, alii Britannos mercatores esse dicebant" beweisen, wenn nicht mehr, so doch die Gewöhnlichkeit jüdischer Seefahrer in den europäischen Gewässern. Unzweifelhafte arabische Quellen, wie ein Bericht des Ibn Khordadbeh, Postmeisters des Khalifen 870—92, zeugen von einem regulären, langgestreckten von jüdischen Kaufleuten auf vier genau angegebenen Routen betriebenen Verkehr aus dem Osten, selbst aus China nach allen Gebieten des Abendlandes[1]); und wieder andere Ge-

[1]) Die diesbezügliche Stelle des von Barbier de Maynard edierten arabischen Manuskripts C. F. U. Nr. 433 lautet: »Ces marchands parlent le persan, le ro-

währsmänner bekunden einen direkten Handel der Juden nordwestwärts von Konstantinopel bis nach Regensburg und den anderen süddeutschen Handelsstädten, wie auch nach Frankreich und England. Aus rabbinischen Quellen weisen Güdemann, Spinner und andere in ganz gleicher Weise den großen merk-

---

main, (grec), l'arabe, les langues franque, espagnole et slave. Ils voyagent de l'Occident en Orient, et de l'Orient en Occident, tantôt par terre, tantôt par mer. Ils apportent de l'Occident des eunuques, des esclaves femelles, des garçons, de la soie, des pelleteries et des épées. Ils s'embarquent dans le pays de France sur la mer occidentale, et se dirigent vers Farama (près des ruines de l'ancienne Peluse), là ils chargent leur marchandise sur le dos des bêtes de sommes et se rendent par terre à Kolzoun (Suez) à cinque journées de marche, sur une distance de 20 farkhs. Ils s'embarquent sur la mer orientale (la mer rouge) et se rendent du Kolzoun à El-Djar (c'est un port à trois de Médine et près de Djcdah) et à Djedah; puis ils vont dans le Sind, l'Inde et la Chine. A leur retour, ils se chargent de musc, d'aloes, de camphre, de canelle, et d'autres productions des contrées orientales. Quelques-uns font voile pour Constantinople, afin d'y vendre leurs marchandises; d'autres se rendent dans le pays de France.

Quelquefois les marchands juifs, en s'embarquant sur la mer occidentale se dirigent (à l'embouchure de l'Oronte) vers Antioche. Au bout de trois jours de marche, ils atteignent les bords de l'Euphrate et arrivent à Bagdad. Là ils s'embarquent sur le Tugra et descendent à Abollah, d'où ils mettent à la voile pour l'Oman, le Sind, l'Inde et le Chine. Le voyage peut donc se faire sans interruption.

Les Russes, qui appartiennent à la race slave, se rendent des régions les plus éloignées du pays des Slaves, sur les côtés de la mer Roum (La Méditérannée) et y vendent des peaux de castor et de renard, ainsi que des épées. L'Empereur grec se contente de prélever un dixième sur leurs marchandises. Les négociants russes descendent aussi le fleuve des Slaves traversant le bras qui passe par la ville de Khozar, où le Souverain du pays prélève sur eux un dixième; puis ils entrent dans la mer de Djordjan (Caspienne) et se dirigent sur le point qu'ils ont en vue. Cette mer a 500 facs de diamètre. Quelquefois les marchandises des Russes sont transportées à dos des chameaux, de la ville de Djordjan jusqu'à Bagdad.

Ces divers voyages se peuvent faire également par terre. Les marchands qui partent de l'Espagne et du pays de France se rendent à Tanger et à Maroc, d'où ils se mettent en marche pour la province d'Afrique et l'Egypte. De là ils se dirigent vers Ramlah, visitent Damas, Koufah, Bagdad et Rasrah, pénètrent dans l'Ahvas, le Fars, le Korman, le Sind et arrivent dans l'Inde et la Chine. On peut encore prendre la route d'Arménia et se rendre à travers les pays des Slaves auprès de la ville de Khozars; on s'embarque sur le mer de Djordjan, puis on arrive à Balkh dans la Transoxiane, le pays de Tagzgat et la Chine.

La terre a été partagée en quatre parties, l'Europe comprenant l'Andalouse, le pays des Slaves, des Grecs et des Francs. Etc. . . . .

würdigen Kommerz der Juden des fernsten Ostens nach dem Westen und vice versa nach. 1150 haben die Juden in Mainz einen Hauptstapelplatz für den Handel in Tuniken (Oberkleider) und Textilstoffen geschaffen, welche letztere sie aus Flandern — schon zur Römerzeit das Land der Wollweberei — beziehen und nach „Russia" gegen den dortigen Hauptartikel, alle Gattungen Pelzbälge, weiter verhandeln. Doch finden wir sie nach diesen rabbinischen Schriften auch schon 200 Jahre vor dieser Zeit zwischen Polen und Frankreich, zwischen Spanien und dem ganzen slavischen Osten den Austausch der Erzeugnisse aller dieser Länder vermittelnd. Speziell von diesem spanisch-russischen Verkehr können wir die Route, welche von den Karawanen eingeschlagen wird, über Ragusa an der Küste nach Ungarn zu den Moskowitern und dem jüdischen Chazaren-Reich genau verfolgen. Ein anderer Handelsweg der jüdischen Kaufleute aus den Slavenländern und zurück führt, wie die gleichlautenden erhaltenen jüdischen Korrespondenzen aufweisen, das Rheintal entlang bis über die Pyrenäen. 1213 spricht selbst eine päpstliche Bulle vom großen Handel der Juden in Köln. Über alle christlichen und mohammedanischen Reiche hinweg bewahren sie ihren kommerziellen Zusammenhang.

Nur durch diesen großangelegten langgestreckten Zug in ihrer Handelstätigkeit war es ihnen möglich geworden, das Monopol für den in jener Zeit wichtigsten Handel, jenen mit den vielbegehrten Waren des Orients festzuhalten; nicht nur mit Spezereien, Gewürzen usw., sondern auch mit allen feineren Geweben, besseren Waffen, Kostbarkeiten: Artikel, die bei dem fast völligen Mangel heimischen Gewerbefleißes ja doch nur aus der Ferne zu holen waren. Hierdurch, durch dieses Monopol gewinnen sie ein ganz eigenes Ansehen, eine ganz spezielle Wertschätzung. Den großen Verkehr machen sie allüberall in den neuen Königreichen erst möglich, weil sie seine Voraussetzungen schaffen; diese sind vor allem die Anerkennung des „Besitzes", d. h. das Besitzrecht auf jedes bona fide durch Kauf erworbene Gut. Wie soll auch der Kaufmann auf der Messe, oder auf seinen Kreuz- und Querfahrten in fremden Landen über das ihm zum Kauf Angebotene eine rückwärts schleichende Kontrolle üben? Es ist für die Alleinherrschaft des Handels der Juden jener Epoche außerordentlich charakteristisch und be-

weisend, daß dieses Besitzrecht in der Anschauung der Bevölkerung zu einem jüdischen Privilegium wird, im Gegensatze zu dem für die germanische Bevölkerung allein gültigen Begriffe des „Eigentumsrechtes". Sie geben weiters dem Gelde den Charakter einer Ware und schaffen damit die Möglichkeit eines Preises für dessen Gebrauch, den Zinsfuß. Sie sind es nach der Meinung der meisten Autoritäten auf diesem Gebiete, welche den kaufmännischen Wechsel einführen, d. h. die Verpflichtung allein schon als Zahlungsgrund, ein Rechtsgrundsatz, ohne welchen ein Kommerz überhaupt nicht zu denken ist. Einfluß und Wirkung dieses jüdischen Elements waren um so nachhaltiger, als dasselbe keine plötzliche Erscheinung war. Nur langsam und allmählich, aber stetig und unaufhörlich sind die Juden, und zwar von zwei Seiten her, zu dieser Tätigkeit in Mitteleuropa vorgedrungen. Einerseits gehen sie schon während des Bestandes des römischen Reiches mit den römischen Heeren den Rhein, die Donau, die Straßen des Balkans aufwärts als Lieferanten und Marketender für die Armee, als Händler, die den dortigen barbarischen Völkerschaften die Erzeugnisse römisch-hellenischer Industrie zuführen, sich dann dort niederlassen. Es liegt in der Natur der Sache, daß sie vor allem von den sich zu jener Zeit mehr und mehr bildenden Städten als den Konsumplätzen angezogen werden, dort nach dem damals allgemeinen Brauche des geschlossenen Zusammenwohnens nach Nationalität und Berufen eigene Judenviertel schaffen. So trifft man deren urkundlich in Köln (Cod. Theod.) schon im 4. Jahrhundert, in Regensburg nicht viel später, in Magdeburg und Merseburg schon im 10. Jahrhundert. Und allüberall, wo diese Städtebildung fortschreitet, aus dem vormaligen Kastelle der Römer ein städtisches Gemeinwesen sich entwickelt, tun die Juden, indem sie den Handel in seine Mauern bringen, entscheidend mit. Das drückt sich in geradezu klassischer Weise in den Worten aus, mit denen der Bischof Rüdiger v. Speyer im Jahre 1084 sein Judenprivilegium beginnt: „Cum e Spirensi villa urbem facerem", d. h. „Da ich aus dem Flecken Speyer eine Stadt machen wollte" — habe ich die Juden aufgenommen. Das zeigt doch ganz deutlich, daß die letzteren damals geradezu mit zu dem Begriffe der Stadt gegenüber dem Dorfe und dem Marktflecken gehören. Ein

sehr objektiver Forscher, Neumann (Geschichte des Wuchers) sagt: „Bei dem Entstehen der Städte des deutschen Südens und Westens, zum Teil auch Mitteldeutschlands — nur nicht, füge ich in Parenthese hinzu, im Machtbereich der Hansa — repräsentieren Juden einen unentbehrlichen Eckstein ihrer Gründung; fehlen sie bei Beginn, so stellen sie sich ein, sobald die Entwicklung des Bedarfes, wie die Notwendigkeit des Absatzes den Handel verlangt. Ganz allgemein ist in der „Stadt" die Judengemeinde ein wesentlicher Teil der Einwohnerschaft." Und dieses Urteil Neumanns, so ziemlich das Urteil aller anderen Forscher auf dem Gebiete der Stadtgeschichte, trifft für Deutschland gewiß das Richtige. Ebenso breiten sie sich auf einem zweiten Wege von den Küsten und Städten des europäischen Südens, an denen sie bereits seit Jahrhunderten ansässig waren, aufwärts nach Spanien, Gallien, Flandern aus und von da aus wieder nach dem Osten unseres Kontinents.

In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters haben demnach die fort und fort immer nachdringenden jüdischen Großhändler überall schon Stammesgenossen angetroffen; sie sind dort einer nationalen Solidarität begegnet, an die sie sich lehnen konnten, ungefähr wie sich ja von je Engländer und Deutsche in der Fremde an ihre dort schon ansässigen Konnationalen anlehnen. Das gibt diesen Juden eine ungeheure Unterstützung für die Aufgabe, die sie lösen: der Schöpfung des ganzen europäischen Handels in der ersten Hälfte des Mittelalters. Und sie finden hier zu jener Zeit von keiner Seite einen Widerstand, im Gegenteil die wirtschaftliche, die kulturelle Notwendigkeit dieser ihrer Tätigkeit wird allseitig, wenn auch unbewußt, anerkannt. Instinktiv fühlen die blonden Barbaren aus der Handelstätigkeit der Juden ein Höheres heraus. Und dieses Gefühl ist ein richtiges. Ihr Handel vollführt eine der höchsten Aufgaben. Die Anfänge des Mittelalters sind nämlich gegen die antike Kaiserzeit, welche kulturell nur mit dem 18. Jahrhundert zu vergleichen ist, ein entsetzlicher Rückfall in die Barbarei. Diesem Handel der Juden ist nun vor allem die Aufrechterhaltung alter Kulturelemente, die Einpflanzung neuer Keime zu danken. Sie sind nämlich die Träger, die Vertreter des beweglichen Eigentums und bringen mit ihm die ersten sozialen

und kulturellen Gärungsstoffe in das rein agrikole Dasein der neu aufgetretenen Volksstämme. Und die Anerkennung für diese Tätigkeit zeigt sich vor allem in der vollen Freiheit, die ihr Handel in allen fränkischen Gebieten ohne jede Beschränkung genießt. Als Kaufleute stehen sie speziell unter Königs Schutz. Nach dem Gesetze Karls II. zahlen sie den elften Teil ihres Gewinnes an Steuern, alle anderen den zehnten Teil. Von einer Anfeindung des jüdischen Handels ist keine Rede. Agobard, Bischof von Lyon, erzählt in seiner Schrift: „de insolentia Judaeorum", daß ihretwegen der Markt von Samstag auf einen anderen Tag verlegt wird. Die Hohen beschützen — die Niedrigen schätzen diese jüdischen Kaufleute. Jeder Fürst zieht sie ins Land, jede Stadt zieht sie gern in ihre Mauern. So verfahren in Deutschland Karl der Große und durch Jahrhunderte die meisten seiner Nachfolger, so fast sämtliche landesherrliche Bischöfe.

Nun liegt die eine Frage sehr nahe. Wenn nach dieser, durchaus aus den Quellen geschöpften Schilderung die Juden damals auf der sozusagen vollen Handelshöhe gestanden sind, so muß mit dieser von ihnen eingenommenen hervorragenden kommerziellen Position auch ihre sonstige Situation im Lande in einem gewissen Einklang gestanden sein. Waren sie bloß „fremde Kaufleute", wie es die Insassen der Hansahäuser in Skandinavien, Rußland, England zu allen Zeiten geblieben sind? Waren sie nur Mitglieder von Fremdenkolonien, wie heute noch die Griechen in Wien und Paris, London und Amsterdam? Wie war überhaupt ihre gesellschaftliche Lage inmitten der Bevölkerung?

Nun ist gar kein Zweifel; in dieser Zeit entspricht der Stellung ihres Handels auch ihre soziale Position. Vor allem waren sie von Hause aus durchaus freie Leute. In allen Provinzen des römischen Reiches, den spanischen, gallischen wie germanischen, hatten sie seit Caracalla mit allen anderen Bewohnern die „Civität" (das Bürgerrecht) erlangt. Die Lex Romana Visigothorum von König Alarich II. (506) erlassen, sagt in der Interpretation: „Die Juden sind Römer." Mit der Etablierung der christlichen als Staatsreligion des römischen Reiches waren sie wohl durch die Kirche in der Ausübung ihres Glaubens hie und da behindert, von öffentlichen Ämtern und dem Konnubium (d. h. der Ehe mit

den anderen Einwohnern) ausgeschlossen, sonst aber nicht beschränkt worden; und die neuen germanischen Königreiche hatten an diesem Status quo in den ersten Jahrhunderten nichts geändert. Wie die Germanen die vorgefundenen Romanen nicht unterjochten, sondern, wenn auch gleichsam als Mitglieder einer anderen Nation mit in ihren Staat aufnahmen, so verfuhren sie auch mit den in den Städten vorgefundenen Juden. In den Dekreten Karls des Großen werden sie den Servis und Kolonen geradezu gegenübergestellt. Ihre Freiheit und Gleichstellung, ihre Wertschätzung geht aus den Quellen, wo immer wir sie aufschlagen, hervor. Daß schon Karl der Große einen gelehrten Juden, Calonymos aus Lucca, in seine Nähe zog, einen anderen Juden als seinen Gesandten an den Khalifen schickte, kann man auf die Bedeutung dieser einzelnen zurückführen, obwohl auch solches bei einem Tiefstand der Juden nicht gut denkbar wäre. Aber eine Reihe ganz allgemeiner Tatsachen bezeichnete die Stellung des Juden. Die Tötung eines solchen wurde nach dem schon oben angeführten Speyerschen Privilegium härter bestraft als jene eines Ritterbürtigen. Unter Ludwig dem Frommen, Heinrich III. traten Kapläne ungestraft zum Judentum über. Die früher erwähnte, unter demselben Herrscher gegen die Juden gerichtete Schrift des Bischofs von Lyon, Agobard, welche geradezu an die antisemitischen Publikationen der Gegenwart erinnert, ist bei einem materiellen und sozialen Notstand der Juden nicht denkbar; im Gegenteil, sie ist nur bei einem gewissen Wohlstand, bei einem existenten sozialen Einfluß und nur als Reaktion gegen den letzteren zu verstehen. Und es ist außerordentlich bezeichnend, daß dieser Bischof weder mit dieser noch mit einer zweiten Schrift: „de Judaicis superstitionibus“ imstande ist, auf den König den gesuchten Eindruck zu machen und dieser in seinem Wohlwollen für die Juden verbleibt. 1074 redet ein kaiserlicher Erlaß von „Judaicis et ceteris Vormatiensis“ in einer Urkunde, in welcher diese Wormser als Muster aller Tugenden gepriesen werden. Wohl das klassischeste Zeugnis für die Stellung, welche die Juden in der öffentlichen Meinung einnehmen, liefert aber die Art, wie der schon erwähnte Bischof von Speyer sein Juden-Privilegium motiviert. Er beruft sich nicht nur darauf, daß sie in anderen Städten die gleichen

Rechte: volle Handelsfreiheit, Immobilienbesitz, Autonomie besäßen, sondern er sagt: „putavi milies amplificare honorem loci nostri, et si Judaeos colligerem. Ich habe gedacht, die Ehre unserer Stadt tausendfach dadurch zu mehren, wenn ich die Juden in ihren Mauern ansammle.“ Und dieses Privilegium wird dann durch Kaiser Heinrich IV. zu einem allgemeinen gemacht. In ähnlicher Weise sagt der Kölner Erzbischof in seinem Privilegium von 1252: „Wir glauben, daß es nicht wenig zum Wohlstand und uns zur Ehre beitragen wird, wenn die Juden, welche sich uns anvertrauen und in der Hoffnung auf unseren Schutz und unsere Gnade sich unserer Herrschaft unterwerfen wollen, auch wirklich dieses Schutzes teilhaftig werden.“

Nach all dem Ausgeführten können wir die Lebensführung des Judenvolkes inmitten der ganzen Bevölkerung in der Zeit zwischen den Karolingern bis nach den Kreuzzügen, deutlich ersehen. Sie sitzen nach dem unter den Germanen allgemeinen Grundsatze der persönlichen Stammesrechte, genau so wie die Franken, Alemannen, Sachsen und Romanen, in ihren Vierteln nach ihrem Rechte. Als nun durch die wirtschaftliche Entwicklung das Stammesrecht allüberall zurücktritt, geschlossene territoriale Rechtsgebiete entstehen, namentlich einheitliche Stadtrechte sich bilden, so zeigen die Quellen, daß bis zum 12. Jahrhundert diese Ausgleichungs- und Assimilierungstendenz vor den Toren des Judenviertels, das mit dem späteren Ghetto keinen Zusammenhang hat, keineswegs stillhält.

Eine notwendige, wenn auch allerdings nicht allein entscheidende Voraussetzung eines solchen Näher- und Aneinanderrückens hatten alle Juden, sowie sie mitten in einer anderen Bevölkerung lebten, gezeigt. Sie vertauschen ihre hebräische Sprache mit jener ihrer Umgebung, sie lassen sie ganz fallen. So waren, um ein Beispiel schon aus ungleich früherer Zeit heranzuziehen, große Teile der außerhalb Palästinas im Orient und in Ägypten lebenden Juden in solchem Maße hellenisiert worden, daß sie den aramäischen Urtext des Evangeliums nicht mehr verstehen und derselbe, weil nicht mehr gebraucht, für immer verloren gegangen ist. Der Alexandriner Philo, ihr größter Gelehrter, verstand kein Hebräisch mehr.

In Rom, und zwar zur Zeit Christi Geburt wird in allen sieben Synagogen natürlich und selbstverständlich noch hebräisch gebetet, aber zur Aufnahme des sprachlich noch nicht naturalisierten Nachschubes, für den das Hebräische noch Verkehrssprache ist, genügt eine von den sieben Synagogen; die Hauptmasse ist schon völlig latinisiert. Das Hebräische war nur mehr die Kirchensprache für die Juden, wie das Lateinische der Messen für die heutigen Katholiken. So hatten auch schon im frühen Mittelalter und unter den neuen Völkerschaften die Juden das Hebräische als Verkehrssprache bald aufgegeben und sich jene ihrer Umgebung angeeignet. Das wird übrigens niemand auffallend finden, der jemals Gelegenheit hatte, zu beobachten, wie unglaublich rasch und gründlich Hausierer und Krämer mit ihren Familien die mitgebrachte Sprache gegen jene der Kundschaft, unter welcher sie sich ansiedelten, tauschen. Jüdische Gelehrte hatten allerdings immer Hebräisch zu schreiben verstanden, aber zu der Zeit war im besten Falle die hebräische Sprache für die Juden eine nur einer ganz kleinen Schichte zugängliche diplomatische Handelssprache geworden; ungefähr wie beispielsweise im Mittelalter die Kaufleute lange lateinisch korrespondierten und buchten.

Kurz, an dem Vorhandensein dieser Assimilierungstendenz der Juden in den Städten — und die Juden jener Zeit wohnten fast nur in solchen — ist nicht zu zweifeln. Das geht aus den vielen Nachrichten, welche wir gerade aus den städtischen Gemeinwesen besitzen, klar hervor. So steht, um von den vielen Beispielen nur jenes aus Köln zu bringen, dort das alte Rathaus „intra Judaeos“. Es ist tatsächlich von Judenhäusern umgeben, was bei einem schon damals vorhandenen gehässigen Verhältnis nicht denkbar wäre. Wir sehen weiter in dieser Stadt die charakteristische Erscheinung, daß der ursprüngliche eximierte Gerichtsstand der Juden aufgehört hat, daß sie vor den städtischen Richtern Recht nehmen und daß selbst in dem wichtigsten Teil des Rechtslebens die Exklusivität der Gemeinsamkeit gewichen ist; die Besitztitel der Juden und Christen an Immobilien erscheinen unterschiedslos nebeneinander stehend, in demselben „Schrein“, in der Fassung der Urkunden tritt nicht die geringste Differenz mehr zutage. Mannigfache sonstige Umstände lassen überhaupt auf ein allmähliches, aber unverkenn-

bares Abschwächen des Unterschiedes schließen. Die deutschen Namen beginnen auch in den jüdischen Urkunden vorzukommen, namentlich die deutschen Frauennamen; gerade so wie auch wieder im 18. und 19. Jahrhundert die Mädchen und Frauen unter den Juden die deutschen Vornamen am frühesten akzeptierten. Aus den verschiedensten, beiläufig und absichtslos erwähnten Tatsachen geht ein ungezwungener Verkehr selbst zwischen den geistlichen Würdenträgern Kölns und seinen Juden hervor. Und an dieses letztere Zeugnis schließt sich ein anderes, nicht weniger beweiskräftiges. Wir finden nämlich dort in den höchsten kommunalen Stellungen in großer Anzahl getaufte Juden vor. Das wäre ganz unmöglich, wenn die Juden selbst sich in unwürdiger Lage befunden hätten. Aus dem Zusammenhange der verschiedenen fortlaufenden Urkunden ergibt sich der diesfällige Prozeß zumindest bei einer Reihe von einzelnen Individuen mit ziemlicher Deutlichkeit. Es standen Juden in sozialem Ansehen und in kommunalen Würden — es ist nun ein psychologisch leicht erklärlicher Vorgang, wenn in solchen jüdischen Männern der Wunsch entsteht, die letzte Scheidewand zwischen sich und ihren Kollegen zu entfernen, Vorgänge, die wir ja in Berlin und Wien in den letzten zwei Jahrhunderten sich wiederholen gesehen haben. Und nicht nur aus Köln kennen wir ein solches großes Patrizier-Geschlecht, „die Judden" — aus den verschiedensten Städten Deutschlands werden solche vornehme Geschlechter jüdischer Provenienz genannt, deren Glieder darum den Beinamen Judäos führen.

Fügen wir noch zur Vervollständigung des Bildes kurz hinzu, wie die Quellen nicht den geringsten Zweifel bestehen lassen, daß zu jener Zeit den Juden auch das vornehmste Besitzrecht, das sie von der Römerherrschaft her besaßen, jenes auf Immobilien, in Frankreich wie in Germanien bestimmt zu eigen war. Die hyperbolische Äußerung Boquets (script. XII, 215) „halb Paris gehört den Juden", ist natürlich auf ein sehr bescheidenes Maß zu reduzieren — immerhin mußte ein sehr ansehnlicher jüdischer Hausbesitz vorhanden gewesen sein, bildeten ja nach einer anderen Nachricht auch in Lyon die Häuser der Juden ein Viertel, welches zu den schönsten der Stadt gehörte. Die Nachrichten aus den deutschen Städten

zeigen, daß namentlich in Süd- und Mitteldeutschland Grundbesitz der Juden eine gewöhnliche Erscheinung ist. Heben wir aus der Fülle der Daten nur einige, Wien betreffende, heraus. In unserer Stadt zeigt nach der Studie Camesinas „Wiens örtliche Entwicklung", und der letzten Schrift des Dr. Ignaz Schwarz „Das Wiener Ghetto, seine Häuser und Bewohner", um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Judenstadt, vom Sternhof und Ledererhof bis zum Schulhof reichend, einen für die damalige schmale Ausdehnung der ganzen Stadt überraschenden Umfang. Sie zählt neben den öffentlichen Gebäuden, Synagogen, Schulhaus usw. nicht weniger als 69 große, stattliche Wohnhäuser, deren jüdische Besitzer bei Camesina und Schwarz mit Namen angeführt werden.

Noch deutlicher wird der damalige Stand des jüdischen Hausbesitzes durch die Tatsache charakterisiert, daß die Juden auch außerhalb ihrer Judenstadt Häuser besaßen. So waren urkundlich von den in das heutige alte Rathaus hineingebauten Parzellen die Nummern 285 C—G Judenhäuser gewesen. Und außerhalb Wiens, in Niederösterreich legt man noch 1267 den Juden auf, von ihren Äckern den kirchlichen Zehent zu bezahlen; sie müssen demnach solche besessen haben. Noch im 14. und 15. Jahrhundert, schon unter ganz anderen Verhältnissen, treffen wir noch an vielen Orten jüdische Hausbesitzer, allerdings nur als Restanzen früherer Zustände — aber gerade deshalb sind sie beweiskräftig für diese selbst; ein allgemeines prinzipielles Verbot des jüdischen Hausbesitzes datiert erst seit dem Jahre 1597.

Einen Widerstand nun gegen diese von den Juden innegehabte Stellung, eine Gehässigkeit gegen dieselbe sehen wir in der frühesten Zeit nur von einer Seite ausgehen, von seiten der Kirchenversammlungen; nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus rein dogmatischen Motiven. Bei den Westgoten dringen diese Kirchenverbote auch durch. Anders in Deutschland. Hier zeigen gerade die fort und fort wiederholten Kirchengesetze: „wonach die Juden nicht Richter sein, überhaupt nicht öffentliche Ämter bekleiden sollen", daß solches tatsächlich der Fall gewesen sein muß. Und wenn von seiten der Kirchenversammlungen immer von neuem eingeschärft werden muß, daß Juden keine Christinnen heiraten, kein christliches Gesinde halten, mit Christen nicht zusammen speisen sollen, setzt dies doch

voraus, daß solche Gewohnheiten bestanden, daß die Bevölkerung damals die den Juden feindlichen Anschauungen der Geistlichkeit nicht teilte.

Überspringen wir aber zwei Jahrhunderte, ungefähr von 1300 bis 1500. Welch anderes Bild zeigt sich dann unserem Auge. Wir sehen die Juden allüberall in der tiefsten Erniedrigung des Seins und Daseins. Aus den Städten sind sie zumeist vertrieben, hinausgedrängt auf die Dörfer. Es sind die günstigeren Fälle, wenn sie sich in solchen in der Nähe der Stadt niederlassen und von dort aus tagsüber in der vorigen Heimatsgemeinde Erwerb suchen können; nur die Straßennamen, hier und da die Reste eines alten Friedhofs, an dem die Kinder furchtsam vorüberhuschen, bleiben von ihnen zurück — so in Wien Judenplatz, Judengasse, und der alte aus dem 16. Jahrhundert stammende Judenfriedhof in der Rossau, der heutigen Seegasse. Wo sie noch tatsächlich in den Mauern der Stadt geduldet werden, sind sie zusammengepfercht in dem schrecklichen licht- und luftleeren Ghetto, das sie nur scheu verlassen, weil sie das Tor desselben nicht überschreiten können, ohne vom Pöbel, und nicht bloß von diesem, beschimpft zu werden, — diesen Schimpf geduldig als selbstverständlich ertragend, gerade so wie den gehörnten Hut auf dem Kopfe und den gelben Fleck auf dem Kittel. Von Ansehen und Ehre, von sozialer Stellung wie bis in das 13. Jahrhundert ist nirgends mehr eine Spur. Und diesem sozialen Tiefstand entspricht notwendig auch seine natürliche Voraussetzung, die tiefe materielle Lage. Sie sind keine Hausbesitzer mehr, selbst in den Ghettos müssen sie, wie wir im I. Kapitel für Preßburg noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angeführt haben, in vielen Städten die Häuser, in denen sie wohnen, auf den Namen gefälliger christlicher Geschäftsfreunde, ihrer christlichen Diener usw. kaufen und sich die Nutznießung auf 100 und 200 Jahre durch Erbpacht, Scheinexekutionen für Darlehen usw. sichern. Sie sind aber auch keine Kaufleute mehr, sie sind Trödler, Schacherer und Wucherer für kleine Leute, für Kleinbürger und Bauern.

Wann hatte diese tiefe, in das ganze Leben des jüdischen Volkes eingreifende, umfassende Änderung begonnen, durch welche Ursachen war sie eingetreten? Wie war sie — einem angesehenen

Kaufmannsstand gegenüber — überhaupt möglich geworden? Diese merkwürdige Wandlung in ihrer Genesis historisch darzulegen, will ich in dem folgenden versuchen.

II. Absturz, stetiger Verfall bis zum Tiefpunkte im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts.

Ich habe im vorigen Abschnitt dargelegt, daß die Juden im Verlaufe des Mittelalters, bis ins 12. Jahrhundert zur vollen wirtschaftlichen Höhe, sozial zu einem angesehenen Elemente innerhalb der gesamten Bevölkerung gelangt waren und habe zugleich die Ursachen dieses Emporsteigens klar gemacht.

Momente von gleich unbeugsamer Gewalt waren es, welche diese Volksgenossen im Verlaufe von nicht ganz zwei Jahrhunderten von dieser eingenommenen wirklichen Höhe in eine geradezu unsagbare Tiefe gestürzt haben. Aus der Achtung ist die Ächtung, aus dem Wohlstand ein drückender Notstand geworden. Um aber diese ursächlichen Momente zu finden, müssen wir scharf ins Auge fassen, was sich auch jetzt noch bei uns tief in der Seele der Masse überall vollzieht, sich auch damals vollzogen hat — und in diesen Tiefen wachsen keine Perlen. „Der Mensch ist erträglich einzeln nur, im Haufen steht er dem Tiere allzu nah“, läßt Grillparzer Kaiser Rudolf sagen.

Vor allem hatte bei der unleugbaren Verschiedenheit der Erscheinung, der verschiedenen Religion und mannigfach auch der Sitte, bei dem Mangel des Konnubiums die im zweiten Kapitel nachgewiesene Ausgleichstendenz gerade zwischen den Juden und der nicht jüdischen Bevölkerung nicht so rasch wirken können, wie zwischen den, wenn auch verschiedenen, doch immer einer Hauptnation angehörenden germanischen Stämmen, und bevor sie überhaupt noch zwischen Juden und Nichtjuden hier hätte durchgreifen können, war vom 12. Jahrhundert an ein ganz entscheidender Faktor hinzugetreten, giftiger und schneidender trennend als jeder andere: die Konkurrenz im Erwerbsleben.

Ein Jahrtausend hindurch waren die Juden, wenn auch nicht ausschließlich, so doch ganz hervorragend im Besitze des europäischen Handels gewesen. Aber um diese Zeit war in den neuen

germanischen Staaten ein heimisch-nationaler Handelstand erstanden, dessen Mitglieder sich überall zu Gilden zusammenfügten, von denen die Juden schon aus dem Grunde ausgeschlossen waren, weil auch diese Kaufmannsgilden genau so wie die Handwerkerzünfte vom Beginne an in einem gewissen kirchlichen Rahmen steckten. Sofort beginnen nun überall diese neu entstandenen nationalen Kaufmannsgremien den Krieg gegen die hergebrachten jüdischen Kaufleute. Nicht um dieses oder jenes Recht, sondern um das Recht zu leben, geht der Kampf. Über den Ausgang desselben konnte kein Zweifel bestehen; und tatsächlich sehen wir durch die nächsten Jahrhunderte, daß auch dort, wo keine drastischen Mittel angewendet wurden, im natürlichen Verlaufe der Dinge in demselben Maße, als der Handel der Nationalen zu selbständiger Bedeutung erwächst, die kaufmännische Tätigkeit der Juden immer mehr vom Welthandel — überhaupt vom großen Handel ab — auf den Trödel und Schacher zurückgedrängt wird. Es ist aber psychologisch sehr erklärlich, daß die christliche Majorität bald wirklich zu diesen drastischen Mitteln, zur Gewalt greift. Die geschäftliche Konkurrenz hat an und für sich immer unter allen Kämpfen den grausamsten Charakter, weil sie immer die Vernichtung des Gegners anstrebt und hier, den Juden gegenüber und in jener Zeit, unterdrückt die in der Geschichte der Entstehung des Christentums liegende scheinbare Begründung leicht jedes Rechts- und menschliche Gefühl. Da beginnen nun die „Judenverfolgungen" vom 12. bis zum 14. Jahrhundert. Ganz charakteristisch für die innere Provenienz derselben treten sie ausschließlich zuerst dort auf, wo sich Städtewesen, Bürgertum und der mit demselben verbundene Handel am frühesten entwickelt hat; am Rhein, im südlichen Frankreich, in Venedig, wo man sich weigert, die jüdischen Kaufleute als Passagiere auf den Schiffen aufzunehmen, in England, wo derselbe Eduard I. unter dem die erste kaufmännische Gesellschaft, die „Merchant adventurers", gegründet wird, zuerst die Juden ausweist, also immer dort, wo ein nationaler Handelsstand auftaucht; und umgekehrt zeigt sich am spätesten die Feindseligkeit gegen die Juden dort, wo auch die kaufmännische Bestrebung der christlichen Städtebürger am längsten auf sich warten läßt, wie im Osten Deutschlands. Nur

von den Städtebürgern, von den städtischen Kaufmannsgilden geht die Bewegung aus, von Stadt zu Stadt — ersieht man deutlich aus den Chroniken — springt die Flamme über, das flache Land wird nur von den dazwischen abfallenden Funken in Brand gesetzt. Man hat die Kreuzzüge für den Brand verantwortlich gemacht. Gewiß haben sie schauerlich mitgewirkt, aber die Motive, welche die Verfolgung so allgemein machten, waren vor allem wirtschaftliche. Ist ja in den Kreuzzügen selbst diese Tendenz des Kampfes speziell gegen das Monopol der Juden im Orienthandel ganz deutlich. Man hofft die Schätze Asiens ohne die Juden reichlicher und billiger zu erlangen! In allen Kreuzzugspredigten wird auf diese Reichtümer des fernen Ostens hingewiesen, die Phantasie der Massen durch diese Schilderungen entflammt; wie den Conquistadoren die Goldbarren Mexikos und Perus, so standen den Kreuzfahrern diese Schätze vor den Augen. Hinter den Kreuzfahrern her ziehen die Kaufleute und wo diese fehlen, greifen die Ritterorden selbst zum Handel. Die Religion allein wäre kaum imstande gewesen, diese Bewegung nach dem fernen Osten so andauernd anzufachen und hätte allein und an und für sich gewiß nicht jene gegen die Juden hervorgerufen. Die theologischen Kontroversen zwischen Kirche und Synagoge hatten bis zu dieser Wendung in den Städten keinen Haß gegen die Juden zustande gebracht und zu jener Zeit kommen nationale Empfindungen, wenn überhaupt, gewiß erst im Gefolge anderer Motive zur Geltung. Sind wir doch imstande, die Fortsetzung dieses Gegensatzes zwischen jüdischen Kaufleuten und gerade den Städtebürgern noch bis in unsere Zeit und zwar sehr deutlich zu verfolgen! So in den Märztagen des Jahres 1848 in Preßburg und auch heute noch in gewissen Unterschieden nach dieser Richtung zwischen dem agrar-czechischen Süd- und dem städtisch-deutschen Nordböhmen. Und was sehen wir auch noch jetzt in unseren Tagen sich in Galizien vollziehen? Dort war als Ersatz für den Bürger- und Kaufmannstand, den Polen nicht imstande war, aus eigener Kraft zu erzeugen, von Kasimir dem Großen und seinen Nachfolgern die damals ja sehr wohlhabende deutsche Judenschaft ins Land gerufen worden. Erst seit ganz kurzer Zeit entsteht nun jetzt auch dort ein sehr spärlicher nationaler heimischer Handelsstand; und

kaum, daß dieser geboren, wird der erbgesessene jüdische Konkurrent von Amts- und Landeswegen durch die „Kolka rolnice“ d. h. nationale Handelsgesellschaften, durch die Ausschließung vom Salzhandel usw. aufs Trockene gesetzt. Nun waren diese Verfolgungen der Juden an Leib und Leben schon früher von einzelnen Versuchen begleitet gewesen, ihnen auf gesetzlichem Wege den kaufmännischen Beruf unmöglich zu machen. Das „capitulare de Judaeis“ aus der Zeit Karls des Großen bringt einen ersten solchen Versuch. Das Capitulare ist entweder, was höchst wahrscheinlich, ganz und gar unecht, oder wenn echt, mit der im Mittelalter in solchen Dingen usuellen Ungeniertheit um Jahrhunderte hinaufgesetzt. Aber um die Mitte des 14. Jahrhunderts, da sich zeigte, daß weder alle Juden ganz erschlagen waren, noch die Verschonten ganz verhindert werden konnten, ihren Erwerb im Handel zu suchen, wird die Tendenz, diese Konkurrenten jetzt auf dem Wege des Gesetzes unblutig zu vernichten, eine ganz allgemeine, welche in selbstverständlicher Übereinstimmung von allen befolgt wird, die da zu schalten und zu walten hatten. Man begnügt sich nicht mit der Ausschließung von den Gilden, denen allein in den meisten Städten der Handel gestattet ist. Allüberall tauchen ganz unzweifelhafte expresse Verordnungen gegen den Warenhandel der jüdischen Kaufleute auf, so aus Oldenburg, Wien, Linz, Steyr, Augsburg, Glogau, Nürnberg usw. Beispielsweise besagen die Verordnungen aus letzterer Stadt ausdrücklich: die Juden sollen keine Kaufmannschaft üben außer mit Pferden und Fleisch, namentlich ist ihnen der damals wichtige Gewürzhandel untersagt, — sie sollen, will der Rat, nur Geldgeschäfte betreiben. In ganz Deutschland werden sie von den Messen weggewiesen, nach den damaligen Handelsverhältnissen war ihnen schon dadurch der ganze Großhandel unmöglich. Wir besitzen eine Urkunde, aus der allein wir schon ganz charakteristisch diese Wendung ersehen. Das viel erwähnte Speyrer Judenprivilegium war ganz allgemein das Formular für alle ähnlichen, den Juden zu erteilenden Privilegiumsurkunden geworden. Sein wertvollster und Hauptinhalt war die „Handelsfreiheit“. Ungefähr zwei Jahrhunderte nach seiner 1084 erfolgten Erteilung in Speyer verleiht der Kaiser den Wiener Juden dasselbe Privilegium — aber

in ganz unverkennbarer und ganz entscheidender Absicht ist aus dem Wortlaut des Speyerschen Textes die Stelle vom freien Handel weggelassen.

Nun wäre es ganz verkehrt und würde aller historischen Erfahrung widersprechen, anzunehmen, daß etwa erst diese Gesetze den neuen nicht jüdischen Kaufmannsstand geschaffen und den Kampf geboren hätten. Der neue Händler muß bestanden, muß den Krieg schon begonnen haben, bevor die Gesetzgebung Veranlassung hatte nehmen können, zu seinen Gunsten sich einzumengen. Es ist darum von höchstem Interesse, die Ursachen zu verfolgen, welche diese neue heimische merkantile Schichte haben entstehen und den Sieg über die alte erbgesessene gewinnen lassen.

Die Geschichte der Weltwirtschaft kann sie geben; sie hat nämlich eine Reihe solcher Vorgänge aufbewahrt, von denen ich nur einen, den ältesten und markantesten zur Vergleichung heranziehen will. Lange, lange bevor die Juden in die Weltgeschichte und Weltwirtschaft eintraten, haben die Phönizier die Rolle und Stellung derselben eingenommen. Sie hatten für den damaligen Handel, der sich von den alten asiatischen Kulturgebieten über das ganze mittelländische Meer, nach dem Süden und Westen Europas erstreckte, eine monopolistische Macht und Ausschließlichkeit, ungleich größer als jene des heutigen England. Nun fand diese Handelsherrschaft ohne alle Katastrophen, ohne geschichtliche Ereignisse, ein langsames aber nahezu vollständiges Ende. Und die Gründe dieses unaufhaltsamen Verfalls kennen wir genau. Phönizien war kein Land, kein Reich gewesen, sondern eine Anzahl von Städten mit in der Regel ganz schmalem Zubehör von Festland; die Bevölkerungsziffern derselben standen in einem eklatanten Mißverhältnis zu ihren in Zeit und Raum weit gesteckten Unternehmungen; sobald größere Städte und volksreichere Nationen ihre Konkurrenten geworden, mußten sie unterliegen. Diese Konkurrenz erwuchs ihnen nun in den griechischen Landen. Griechenland war damals das Hauptkulturland Europas; dort saßen sie nicht nur fest und waren die einzigen Händler des Landes, dort hatten sie ihr Zentrum, ihren Mittelpunkt für ihren ganzen Welthandel. Allmählich aber entwickelte sich in Griechenland selbst ein heimischer Kaufmannsstand und diesem letzteren mußten die phönizischen Kaufleute zu-

erst in der Heimat, bald aber auch auf dem Weltmarkte weichen. Es war nämlich zu jener Zeit unter den Griechen selbst eine eigene Industrie entstanden, welche zwar vielfach ihren Anfang und Ausgang von der durch die Phönizier importierten asiatischen und ägyptischen Ware genommen hatte, aber deren Erzeugnisse dem Bedarfe und Geschmack des Westens, dem Hauptmarkt, offenbar viel besser angepaßt waren und bald gesuchter geworden sein mußten als die ersteren. Und je mehr sich der Westen und sein Konsum entwickelt, desto mehr rückt der Schwerpunkt des Handels nach dem Westen. Und in dem Handel mit diesen heimischen gewerblichen Produkten hatten die nationalen hellenischen Kaufleute einen natürlichen Vorsprung vor den phönizischen, eine Vorhand, eine Art Monopol. Es ergeht den Phöniziern durch die Griechen wie Jahrtausende später den Portugiesen und den Holländern durch die Engländer und wie jetzt wieder diesen durch die Deutschen, von denen bedroht zu sein, sie zumindest erklären.

Ein ganz gleiches Moment wie jenes, welches nun vor Jahrtausenden zwischen Phöniziern und Griechen entschied, war klarerweise auch jetzt im germanischen Mittelalter sieghaft. In den ersten Zeiten desselben waren es nur die höheren Gesellschaftsschichten, die Schloßherren, die Stifte, die patrizischen Grund- und Hausbesitzer in den Städten gewesen, welche des jüdischen Kaufmanns und seiner Waren bedurften und sie verlangten. Letztere waren zu jener Zeit überwiegend Produkte, die nur aus dem Orient gebracht werden konnten; das waren nicht bloß die damals viel mehr als heute begehrten Spezereien, Gewürze usw., sondern, wie schon früher gezeigt, bei dem fast völligen Mangel nationalen Gewerbefleißes sämtliche Industrialien besserer, feinerer Art. Der Handel der Juden, in jener Epoche überhaupt der einzige von Bedeutung, war darum vorwiegend ein internationaler; die primitive Stufe, auf der sich die Wirtschaft befand, die Herstellung des spärlichen Bedarfes des Bauern und Kleinbürgers im Hause selbst, machte den Handel in den gewöhnlich und allgemein gebrauchten Dingen nahezu unnötig. Allgemach mußten aber auch die Massen in ihrem Konsum gestiegen sein, und dieser hatte einen ganz anderen Charakter. Bürger und Bauern brauchten keine kostbare Ware von ferneher, sie wechselten den bisher allgemein getragenen

Leinenkittel mit dem Wamms aus Wollzeug, sie verlangten gewalkte Tuche, die Metallartikel, sowohl der Klingen- wie der Hammerschmiede; die Schuster, die sich bisher für ihr Fußzeug mit roh ausgearbeitetem Fell begnügten, verlangten jetzt ordentlich gegerbtes Leder usw. Und alle diese Bedürfnisse begann der langsam, aber stetig sich entfaltende heimische Gewerbefleiß jetzt zu befriedigen. Da entstand nun eine erste Lücke. Den internationalen Handel hatten die Juden allerdings ganz in ihren Händen. Aber vom inländischen kannten sie nur jenen mit den Rohprodukten. Die neu entstehende, nicht jüdische Kaufmannschaft warf sich nun allüberall mit der größten Energie vorerst auf dieses offene Gebiet des Handels mit den Industrialien des heimischen Erzeugers. Der christliche Händler fand sich, was nur ganz natürlich, mit dem jetzt aufgekommenen professionellen christlichen Leinen- und Wollweber, Gerber, Sensen- und Hackenschmied, Kleinmetallwarenerzeuger, leichter zusammen als der jüdische. Bald griff aber der erstere weiter; er machte dem Juden im inländischen Handel auch das von ihm gepflegte Feld streitig; vor allem den Verkehr in Salz, dann auch in Wolle und Häuten, Getreide und Wein, Holz und Rohmetall — kaum, daß man ihm den Viehhandel belassen wollte. Dazu trat eine zweite, eine räumliche Lücke. In Niederdeutschland, an der See, hatten die Juden nie recht Fuß fassen können. Dort hatte der Verkehr mit Skandinavien viel zeitiger als in Mittel- und Süddeutschland Kaufleute geschaffen, und diese norddeutschen Kaufleute — die spätere Hansa — waren den Juden nicht nur feindlich, sondern immer auch genau so über, wie etwa heute die Yankees den in Amerika einwandernden Juden sind. Kurz, der neue Handel organisierte sich, er erhielt feste Gestaltungen, aber so vielfach auch diese wechselten, durch die wechselnden Konjunkturen im Welthandel bald diese, bald jene Städte Deutschlands die Führung erlangten, — der Jude blieb ausgeschlossen; er lief noch mühsam zwei Jahrhunderte hinterher, bis er jeden Versuch eines Wettbewerbes im großen, im eigentlichen Handel aufgab.

Was in all diesen Vorgängen zutage trat — und nicht bloß in diesen — erging es ja den Hanseaten, die von Beginn an nie einen Juden unter sich geduldet hatten, ihrerseits wieder ebenso

durch die entstehende Kaufmannschaft des skandinavischen Nordens und Englands — ist ein Stück grobkörnigster, egoistischer Völkerpsychologie, das wir mit aller unserer Gesittung nicht, auch heute noch nicht, imstande sind, zu überwinden. Jahrhundertelang waren die Juden gleichsam die kommerziellen Vormünder der Völker gewesen. Wenn auch vielfach zum Nutzen derselben, so war es ja nur ganz natürlich, daß diese die Vormundschaft abwarfen, wenn sie sie nicht mehr zu brauchen glaubten. Aber die germanischen Völker des Mittelalters hatten die Vormünder nicht nur der weiteren Vormundschaft entsetzt, sie hatten Existenz und Leben derselben ganz aufgehoben wissen wollen. Und was für diese Juden das Verhängnisvollste war, man drängte sie nicht nur aus dem Welthandel hinaus, sondern gewaltsam in einen anderen verhängnisvollen Geschäftszweig, in das Geldgeschäft, in den Wucher hinein.

Die Quellen lassen keinen Zweifel über die Richtigkeit dieses Sachverhaltes. Der Jude war in Deutschland bis in das 12. Jahrhundert durchaus Kaufmann, und keineswegs, wie noch hie und da von Gelehrten behauptet und von Ungelehrten geglaubt wird, von je auch Wucherer. In einer Zollordnung aus dem 10. Jahrhundert heißt es: legitimi mercatores; id est Judaei et ceteri mercatores. Ebenso spricht Otto I. in einem Privilegium anno 965: Judaei et ceteri negotiatores — allüberall ist der Jude als der eigentliche, als der selbstverständliche „Kaufmann", Negotiator, allen anderen, etwa auch kaufmännisch tätigen Leuten vorangestellt. Nun steht allerdings, praktisch angeschaut, die Sache nicht so, als ob die jüdischen Kaufleute der ersten Epoche, in der Zeit ihres Handelsmonopols, das Darlehensgeschäft überhaupt nicht gekannt und geübt hätten. Das wäre in jenen Zuständen nach der Natur der Sache ganz unmöglich gewesen. Es liegt hier die Analogie mit gewissen Verhältnissen aus der Gegenwart vor. Wenn heute der Bauer in einem Dorfe Geld braucht, so geht er an den einzigen Ort, an welchem überhaupt über mobiles Vermögen verfügt wird, in den Laden des Dorfjuden. Der ist mit seinem Kramladen im Verhältnis zu dem Bauer, dem Hofbesitzer, nichts weniger als ein reicher Man, er ist auch ganz und gar nicht ein „Geldverleiher", aber er leiht dem Bauer, seinem Kunden, aus seiner Losung.

Er zahlt dafür dem Wiener Großhändler später oder hilft sich sonstwie. Genau so muß man sich in der rein agrikolen Periode und Landschaft den Beginn der Geldgeschäfte der Juden vorstellen. Würde man heute diesem Dorfjuden, von dem wir soeben gesprochen, seinen Warenhandel einstellen, so würde er auch jetzt das Geld an den Bauer verleihen und das, was bis dahin nur eine sporadische und schwache Begleiterscheinung seines Kramhandels gewesen, und ein Verdienst, den er sogar nicht einmal als Nebenverdienst gesucht, sondern als Störung seines Handels empfunden hat, sein Haupterwerb werden müssen. Genau so hat es sich mit den Juden des Mittelalters verhalten. Erst nachdem sie aus dem Warenhandel hinausgeworfen worden sind, wird das Geldverleihen von ihnen erwerbsmäßig geübt. Jetzt erst, nachdem das Zinsen- und Zinseszinsennehmen ihr Beruf geworden, beginnen die Klagen über Bewucherung. Vor dieser Zeit aber hören wir von einem spezifisch jüdischen Wucher nichts, absolut nichts, obgleich in den Quellen hierzu genügend Gelegenheit geboten erscheint.

In einem Capitulare vom Jahre 806 werden die verschiedenen Gattungen von Zinsgeschäften: usura fenus (der gebräuchliche Zinsfuß), turpe lucrum (der unsittliche Gewinn) etc. definiert — spezielle Agitationsschriften gegen die Juden werden vom schon erwähnten Agobard, dem Bischof von Lyon, vom Amsito verfaßt, ohne daß in einer dieser Quellen ein speziell jüdischer Wucher erwähnt würde. Ein von Güdemann beigebrachtes Schreiben eines Bischofs zur Zeit Kaiser Otto I. ergeht sich in heftigen Klagen gegen die Juden, ohne von Wucher zu sprechen; und umgekehrt spricht Lambert v. Hersfeld, welcher in der Geschichte als bitterer Ankläger der Juden bekannt ist, in seinem Wormser Briefe aus dem Jahre 1033 vom Wucher der „Kleriker und Laien", ohne die von ihm angeklagten Juden zu nennen, was doch alles, objektiv erwogen, unmöglich immer Zufall oder Übersehen sein kann. Diese jüdischen Volksgenossen waren nach den Worten des Edikt Clotobach ein „quaestuosus ordo" eine erwerbsüchtige Klasse, aber keine Geldverleiher von Profession. Im großen Geldgeschäfte waren auch zu jener Zeit ganz andere Potenzen maßgebend gewesen. Die

Traditioni codices, die Erwerbsregister der Klöster geben uns hierüber Aufschluß.

Es waren hauptsächlich die reichen Stifte, welche das große Geldgeschäft in Händen hatten. So zeigen die Akten des Klosters von Bleimstedt aus den Jahren 1017—1097 eine ganze Reihe von Immobilardarlehensgeschäften dieses Stiftes. In den Autobiographien der Äbte werden diese Geschäfte der Klöster häufig erwähnt, und Lambert von Hersfeld äußert sich ganz ausführlich über diese weltlichen Geschäfte der geistlichen Herren. Noch 1301, als die Juden schon tatsächlich Geldverleiher geworden sind, ist die Erinnerung an das von den Klöstern vormals ganz allgemein betriebene Geldgeschäft lebendig, wie aus einer um diese Zeit in Kolmar erschienenen Schrift, einer Beschreibung des Elsaß, deutlich hervorgeht.

Und von außen her vollzieht sich ein Ereignis, welches den Juden außerordentlich nahelegt, ihnen geradezu hilft, sich an die Stelle dieser Stifte und Klöster zu setzen, an ihrer Statt und überhaupt die Geldgeber zu werden. Die Kirche hatte von jeher das Zinsnehmen für Sünde erklärt und verboten. Die Gläubigen hatten sich aber an dieses Verbot nicht gehalten, die Kirche selbst hatte dasselbe einschlummern lassen. Während jener Epoche aber, in welcher den Juden der bisherige Warenhandel so erschwert, vielfach unmöglich gemacht wurde, kommt die Kirche mit aller Strenge darauf zurück, den Christen das Zinsennehmen zu verbieten; selbstverständlich in allererster Reihe den Stiften und Klöstern, den bisherigen Geldgebern, und da nun einmal das Darlehen wirtschaftlich nicht zu entbehren war, so zeigt sich wie von selbst der Ausweg, speziell und gesetzlich den ungläubigen Juden das Darlehensgeschäft zu gestatten. Auf diese Weise wird der Jude der professionelle Darleiher und noch mehr, notwendigerweise wird aus dem Darleiher ein Wucherer. Denn ward der Jude durch die Kaufmannsgilden vom Handel, durch die Zünfte vom Gewerbe, durch die Gesetze vom Hausbesitze, durch eine tausendjährige Geschichte vom Ackerbau ausgeschlossen, so daß ihm tatsächlich nur das Geldgeschäft als einziger Erwerb verblieb, war er eben in der Lage eines Hungrigen, dem nur e i n e Speise vorgesetzt wird

— er wird von derselben gieriger essen, als er unter normalen Verhältnissen nötig hätte und wagen würde.

Nun mußte aber durch das Geldgeschäft der Juden ihre Stellung zu der Bevölkerung eine ganz andere werden. Nach den damaligen wenig entwickelten Verhältnissen konnte das geborgte Geld kein Produktiv-, sondern nur ein Konsumtionskredit sein — ein solcher macht den Nehmer immer zum Feinde des Gebers — er hat das Geld schon längst aufgezehrt, wenn er es zahlen soll. Erwägt man dann weiter den im Mittelalter usuellen Zinsfuß, so ist es klar, daß der professionelle Geldverleiher unabweislich den grimmigsten Haß der Gesamtheit auf sich laden mußte. Diese Zinsen hatten eine solch schwindelerregende Höhe, daß das Darlehen für den Nehmer regelmäßig eine Gefahr war; denn bei längerer Andauer mußte es sich sehr rasch verdoppeln, vervielfachen. Der Mainzer Städtetag 1255 gestattet bei kleineren Darlehen: von 240 Pfg. jährlich 104; bei größeren Darlehen $^1/_8$ des Kapitals. Es schwankt der gesetzliche Zinsfuß im 14. und 15. Jahrhundert zwischen $21^1/_8$ bis $76^2/_3$% und ist Fremden gegenüber an vielen Orten ganz unbeschränkt, weil diese Beschränkungen keine Reichsgesetze waren, sondern immer von den betreffenden Kompetenzen für ihr Gebiet erlassen wurden. In Not zahlten selbst Städte, Stifte usw. bis zu 100 und 120%. Und dieser Haß mußte sich mit jedem Tage steigern, weil man das zinsbare Darlehen und den gewerbsmäßigen Darleiher nicht entbehren konnte, wie ja die immer wiederkehrende Heranziehung der Juden beweist. Kaiser Friedrich III. sagt zu Nürnberg: „daß ohne Darlehen Handel und Gewerbe nicht bestehen können und daß es besser sei, wenn die Juden wuchern würden anstatt der Christen.“ Bernhard von Clairvaux, da er während des vierten Kreuzzuges von der Verfolgung der Juden abhalten will, braucht geradezu das Argument: „daß, wenn die Juden nicht da wären, die christlichen Wucherer noch übler verfahren würden.“ An manchen Orten waren sie direkt verpflichtet, auf Pfänder zu leihen, so nachweisbar in Augsburg und anderen Städten; sie waren eben die natürlich dem Zinsfuß entsprechenden sehr teuren „Pfandleihanstalten“ jener Zeit.

Um nun Herren wie Bürger von der sich seuchenartig ausbreitenden Verschuldung an die Juden zu befreien, greift man

wieder vorerst zu dem einfachsten Mittel: wie vordem die Konkurrenten, so schlägt man jetzt die Gläubiger tot. Charakteristisch beleuchtet werden diese sich eine zeitlang wiederholenden Totschlägereien von dem Streite, der nach jeder solchen Abschlachtung sofort entsteht. Kaiser wie Landesherren wollen an derselben selbst ein Geschäft machen: nicht nur die Häuser der erschlagenen Juden als herrenloses Gut an sich ziehen, sondern auch deren ausständige Forderungen durch ihre Kammern einheben. Dagegen sperren sich natürlich die Stadtmagistrate — schließlich erfolgt immer ein Ausgleich über die Beute. Sowenig nun alle Juden, ebensowenig war das Bedürfnis nach Darlehen totgeschlagen worden. Neue Juden und neue Schulden stellten sich ein. Doch waren die vielen Szenen des Totschlags den Fürsten und Stadträten schließlich selbst peinlich geworden. Derselbe Zweck war ja zu erreichen, indem man ganz simpel die Schulden an die Juden aufhebt und für nichtig erklärt.

Die gesetzlichen Schuldentilgungen beginnen bald einen allgemeinen Charakter anzunehmen; König Wenzel bringt sie in ein System und zu großartiger Ausführung. Er einigt sich 1385 auf dem Städtetag zu Ulm mit den schwäbischen Städten: Augsburg, Nürnberg, Basel, Ulm, Konstanz, Eßlingen, Rottweil, Biberach, Lindau, St. Gallen, Mühlhausen. Sie zahlen an ihn 40000 Gulden und dafür verlieren die Juden nicht einen Teil, wie es zum Scheine lautet, sondern, wie sich bei einer genaueren Prüfung der Urkunde ergibt, in Wirklichkeit das Ganze der Schulden an die Stadtkämmereien. Nur fünf Jahre darauf (1390) wird dieselbe Prozedur auf einem Tage zu Nürnberg wiederholt. Offenbar waren die verschuldeten Bürger mit dem Heimfall ihrer Schuld an die Stadt nicht zufrieden gewesen. Denn diesmal erhält zwar der Kaiser von den verschiedenen Interessenten insgesamt weitere 50000 Gulden, die Magistrate aber nur 30% der annullierten Forderungen, der Rest ist getilgt. Und so gehen diese Schuldentilgungen, vollständige oder halbe, allgemeine, wie zugunsten einzelner Städte, ja selbst einzelner großer Herren durch Jahrzehnte und Jahrzehnte fort. Sie bilden in der Wirtschaftsgeschichte jener Zeit eine ständige Rubrik und sind charakteristischerweise regelmäßig begleitet von den mitunter ergötzlichsten Streitig-

keiten bald zwischen den Interessenten untereinander, bald wieder mit dem Kaiser, der ohne bare Provision, ohne Prozente von den einzutreibenden Forderungen seine kaiserliche Macht nicht leihen will. Die Juden des Mittelalters waren eben eine Sparbüchse, die man jedesmal umkippte, sobald man sie wieder für gefüllt hielt. Durch solche sich stets wiederholende Vorgänge mußte das ganze Geldgeschäft der Juden ein Ende finden. Kein noch so hoher Zinsfuß, keine noch so hohe Risikoprämie ist imstande, für solche Kapitalverluste zu entschädigen oder die bis zu einem gewissen Grade bei jedem Geschäfte unentbehrliche Sicherheit zu ersetzen. Sie mußten demnach auch den Geldhandel, welcher ihnen für den verlorenen Warenhandel Ersatz bieten sollte, aufgeben; sie haben keinen Handel und kein Geld mehr.

Selbst in jener Zeit fehlt es nicht an Einsichtigen, denen diese Genesis des jüdischen Wuchers klar war. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts schreibt Stadtnotär Johann Purgoldt: „arbeiten sye dye hantwerge, des leiden dye zuenfte und handwerksmeyster nicht, und dye lissen sy nicht arbeyten; triben sy den Kaufmanschaft, so kaufte nement gerne weder sye. Und darumb so musen sye wuchern, und das ist ihr behelfen.“ Ein noch gewichtigeres Zeugnis gibt die Reichspolizei-Ordnung von 1539. Diese macht den Versuch, den Juden den Wucher zu verbieten. Zu dem Zwecke „solle ihnen aber alle ziemliche Hantierung und Handel — damit sie dennoch ihre Leibesnahrung haben — gestattet sein“, e contrario; sie war ihnen nicht gestattet.

Die Frage der Schuld oder Nichtschuld der Juden ist jedoch ganz gleichgültig. Die Weltgeschichte ist kein Weltgericht — wie der Gemeinplatz lautet — zumindest wäre sie ein sehr schlechtes, sondern eine naturgemäße Entwicklung. Das Bedürfnis nach den Gelddarlehen ist nicht von den Juden geschaffen worden und hat ihr Geldgeschäft natürlich überlebt. Mit Recht wird es von hierzu berufener Seite geradezu als eine optische Täuschung bezeichnet, wenn so manche Gelehrte das Geldgeschäft der Juden als das einzige des Mittelalters ansehen, oder wenn sie ihm eine Bedeutung zuschreiben, welche es nie gehabt hat. Selbst als die Stifte und Klöster ihr Hypothekargeschäft hatten aufgeben müssen und die Juden dasselbe fortgesetzt hatten, war mit der fortschreitenden,

wirtschaftlichen Entwicklung ein neuer, ganz anderer, nämlich der kommerzielle Geldbedarf entstanden, welchen die Juden in ihrer Einseitigkeit nicht befriedigen konnten, und dessen Befriedigung von ganz anderer Seite her mit ungleich größeren Mitteln und weiter reichendem Geiste unternommen und voll geleistet wurde. In Italien war vom Anfang des 12. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung der alte wirtschaftliche Geist der Völker um das Mittelmeerbecken wieder zum Leben erwacht; in den italienischen Städten war großer Reichtum, mit ihm, den Aufschwung begleitend und fördernd, der europäische Kapitalismus entstanden. An dieser seiner dortigen Entstehung hatten die Juden keinen Anteil. Sie waren in den italienischen Städten schon der Zahl nach zu unbedeutend, um hierbei eine entscheidende Rolle zu spielen. Vom 15. Jahrhundert ab gehen die italienischen, namentlich die lombardischen Bankiers, über die Alpen, mit ihnen auch die Südfranzosen und werden nordwärts so sehr die professionellen Geldgeber, daß man alle solche als Lombarden bezeichnet. Sie errichteten in allen großen Städten Filialen, ihre Faktoren bereisten ganz Europa, überall führten sie ihre Wechselbriefe ein und ebenso ihre ganze sonstige Geschäftstechnik.

Der neue Geist wird allmählich nach dem Norden Europas getragen. Als dann das Wirtschaftsleben der Mittelmeervölker erschlafft, ist hier der Kapitalismus zwar nur langsam und allmählich, aber doch schon heimisch geworden. Auch an dieser Schöpfung hatten die Juden nur einen sehr geringen, eigentlich gar keinen Anteil. Speziell in Deutschland ist das Geldgeschäft von ganz anderen Geldmächten betrieben worden, mit Kapitalien, gegen welche der ganze Besitz der Juden verschwinden mußte, und mit einer Sicherheit, welche die Juden nie gekannt hatten; sie, die Christen, hatten keine Konfiskationen zu befürchten. Wer waren sie? In erster Linie die zahlreichen großen Häuser an der Spitze der oberdeutschen Kaufmannschaft, deren Handel sich ungeheuer entwickelt und früher nicht einmal geahnte Vermögen geschaffen hatte. Die Mitglieder dieser Klasse hatten in dem Warenhandel, von dem gerade die Juden ausgeschlossen worden waren, seit dem großartigen Aufschwunge desselben, sowohl vor als nach der Entdeckung Amerikas, die größten für jene Zeit ganz unglaub-

liche Vermögen angesammelt. Der Warenhandel hatte eben eine Gestalt angenommen, die ungeheure Profite möglich machte. Was unter dem kommerziellen Übergewichte der Juden, diesen sozusagen „fleischgewordenen" Konkurrenten, die sich untereinander stets selbst aufs heftigste konkurrenzierten, ganz unmöglich gewesen wäre, ist nach Ausschaltung derselben eingetreten. Ringe und Monopole, zunächst nur für die Waren des Orients und der Neuen Welt, dann für jene der inländischen Produktion, zu deren Handhabung sich allüberall Handelsgesellschaften bildeten, welche die Preise aller Artikel willkürlich festsetzten, machten den damaligen Handel ganz außerordentlich gewinnreich. Vergebens klagten die Publizisten jener Zeit über diese Zustände. Geyler von Kaiserswert nennt diese großen Kaufleute „größere Überlister und Schinder des Volkes, als es je die Juden gewesen seien, sie ziehen nicht nur den gar entbehrlichen Plunder an fremden Waren, sondern auch das, was zum Leben not tut, als: Korn, Fleisch, Wein und sonstiges in ihr Monopolium und schrauben die Preise nach deren Geldgier und Geizigkeit." Ebenso tritt Luther auf das heftigste gegen die durch Monopole und Ringe hervorgerufene Preissteigerung und dagegen auf, daß die großen Kaufleute die kleinen auffräßen, wie die Hechte die Weißfische. (Von Kaufhandlung und Wucher, Wittenberg 1524.) Geyler v. Kaiserswert und Luther sind aber nur zwei Beispiele von der heftigen Agitation, die sich damals gegen diese monopolistische Beherrschung des ganzen Konsums, gegen die Ausbeutung der Bevölkerung über Deutschland verbreitete.

Ich will versuchen, diese damals allgemeine Opposition gegen die großen Kaufherren verständlich zu machen und zu dem Zwecke in einem knappen Bilde von der Entstehung und Tätigkeit der Fugger, Welser und ihrer zahlreichen großen und kleinen Berufsgenossen, die verhältnismäßig rasche Entwicklung ihres großen Handels, die Ansammlung der flüssigen Kapitalien in ihren Händen, die Entstehung und den Charakter ihres Geldgeschäftes aufzuzeigen.

Ich beginne als mit der bedeutendsten Gruppe jener Zeit, mit den F u g g e r n. Der Ahnherr derselben, H a n s F u g g e r, ein Weber, war 1367 nach Augsburg eingewandert und begann neben

seiner Weberei den Handel; seine Nachkommen waren vorerst auch Weber wie er, betrieben aber gleichfalls den Handel in den für Deutschland gangbarsten, sowohl heimischen wie fremden Waren, den Weltartikeln Spezereien, Seiden- und besseren Wollwaren, welche damals aus dem Orient nach Venedig und von da zum Teil durch Vermittlung des Wiener Transithandels nach Oberdeutschland kamen. Im Laufe des nächsten Jahrhunderts wurde dieser Import und mit ihm das Geschäft unserer Fugger immer stärker. Dann kam die Entdeckung des Seeweges nach Indien um das Kap, welcher diesen Handel außerordentlich erleichterte, die bisherigen vielen Zwischenhände wegfallen ließ und dadurch den Gewinn vermehrte. Es entsteht aber weiter durch den neuen Weg eine ganz neue Konjunktur, sie geht aus von dem ungeheuer zunehmenden Konsum und Handel in indischen Gewürzen und schafft zwei neue große Seehandelsplätze, Lissabon und Antwerpen. Mit großem kaufmännischen Geschicke schließen sich die Fugger sofort dieser kommerziellen Chance an. In weiterer Folge kam die Entdeckung Amerikas, welche dem Handel Europas eine zweite Welt eröffnete. Die Fugger bemächtigten sich aller dieser Richtungen mit großer Tatkraft und stiegen dadurch fort und stetig.

Ich schildere sie auf ihrer Höhe unter der Leitung eines Enkels des Ahnherrn, des zweiten Jakob, welcher 1473 in das Geschäft getreten war, in demselben nahezu ein halbes Jahrhundert tätig gewesen und durch 30 Jahre mit mächtiger Hand wie ein Souverän geherrscht hatte. Zu der Zeit war die „Fuggersche Handlung", deren Zentrale bis zu Ende in Augsburg verblieb, das größte Haus im indischen Handel, dem damals wichtigsten in Pfeffer, Gewürzen, Spezereien und sonstigen überseeischen Artikeln. Sie hatte allein zu diesem Zwecke zwei sehr große Zweighäuser, das erste und vornehmste in Antwerpen, das zweite in Lissabon, deren Direktoren oder wie man sie hieß, Faktoren, in der Kaufmannswelt das größte Ansehen genossen. Andere, wenn auch nicht gleich große, aber wichtige Filialen zum Betriebe ihres ausländischen Handels besaß sie in Amsterdam, an einem Orte Dänemarks, in London, Spanien und Venedig. Weiter hatten die Fugger fast die ganze Kupferversorgung Europas monopolistisch in ihren

Händen; sie nahmen das ganze Erzeugnis Ungarns in diesem Metalle und einen großen Teil des dort erzeugten Silbers auf, lieferten dann der ungarischen Regierung, was sie für ihre Münze brauchte; diesem Zwecke dienten Neusohl und Kremnitz. Für den kontinentalen Absatz mit Manufakten des alten Handels auf dem Überlandweg hatten sie ständige Etablissements und Vertreter in Wien, Leipzig, Breslau, Nürnberg, Frankfurt a. M., Köln, Erfurt, Krakau, Thorn, Danzig und kleinere in Fuggerau, Schwaz, Hochkirch, Teschen. Diese kolossale Ausdehnung ihres Handels hat die Inhaber ihre eigene Textilindustrie keineswegs vernachlässigen lassen, sie dehnten sie fort aus und noch im Jahre 1534, schon auf ihrer höchsten Spitze, nahmen sie den neu entstandenen „Parchent“, einen Wollstoff mit aufgerauhter Innenseite, da er ein gelungener Bedarfsartikel war, sofort auf, betrieben dessen Erzeugung im größten Maßstabe, d. h. schon in moderner industrieller Weise und machten ihn zu einem Artikel des Welthandels. Sie waren aber nicht in diesen Grenzen geblieben. Schon die Vorgänger Jakobs hatten vom Metallhandel auf den Bergbau selbst übergegriffen, von der spanischen Regierung die Silber- und Quecksilbergruben gepachtet — ein Geschäft, das durch lange Jahre den größten Gewinn abwarf. Dem Grubenbetriebe hatten sie 1524 die Pachtung der großen Besitzungen der drei spanischen Orden San-Jago, Calatrava, Alcantara hinzugefügt, eine Quelle des Gewinns, die ihnen lange reichlich floß. Desgleichen hatten sie von den Tiroler Landesfürsten das Silberbergwerk Schwaz in Tirol gepachtet, welches von ihren Zweigniederlassungen Hall und Bozen geführt wurde.

Man kann also, fern von jeder Übertreibung, sagen, daß zu dieser Zeit, d. h. im 16. Jahrhundert, diese süddeutsche Kaufmannsfamilie von der doch nur bescheidenen süddeutschen Heimat aus ganz Europa, einen Teil Indiens und Ostindiens mit ihrem Handel wie mit einem Netz umspannte. Zu keiner Zeit, auch nicht in der modernen, sind je so zahlreiche kommerzielle Unternehmungen von einer solchen territorialen Ausdehnung und solchem Umfang in einer Hand vereinigt gewesen.

Welcher Art waren nun im einzelnen wie im ganzen die Resultate der Handelstätigkeit jener Zeit? Liest man die zahlreichen Nach-

richten, welche uns sowohl von den Gewinnen bei einzelnen Geschäften wie von Jahresbilanzen erhalten worden sind, so werden die vehementen Anklagen, welche gegen die Handelsherren erhoben wurden, nur zu begreiflich. Nikolaus Rem legt in die Höchstettersche Gesellschaft 900 Fl. ein und beansprucht für sechs Jahre einen Gewinn von 33000 Fl., erhält schließlich 26000 Fl. Nach dieser Rechnung hätte die Gesellschaft im Durchschnitt jährlich 5—600 % verdient.

1508 sind die Welser die Führer bei der großen Unternehmung indischen Importes, zu welcher sie eine Anzahl Handelsgesellschaften vereinigt haben. Sie endet mit einem Gewinne von 175 %.

Das Gesellschaftskapital der Fugger hat sich in den Jahren 1511—27 bei jeder Bilanz durchschnittlich um 54½ % per Jahr vermehrt. Diese hohen Gewinne im Warenhandel jener Zeit waren nicht nur dem Fuggerschen Hause eigen, sondern dem damaligen Großhandel überhaupt eigentümlich. Die Waren spielen darum bei Fugger noch 1527, trotzdem sie schon in ganz andere Geschäfte verwickelt waren, wie aus der Inventur ersichtlich, noch immer die Hauptrolle.

Das Kapital der Welser in ihrem Gesamtgeschäfte erhöht sich in den Jahren 1527—43 auf das Vierfache.

Die Bilanzen von Haug und Langnauer weisen neben schlechten Jahren, wie sie ja bei so weitreichenden Unternehmungen nicht zu vermeiden sind, wieder solche auf, bei denen der Jahresverdienst bis zu 68 % des Kapitals steigt. Solche Bilanzen waren eben nur dadurch möglich, daß es den damaligen Handelsgesellschaften gestattet war, den Handel in den wichtigsten Artikeln zu monopolisieren, dem Konsum die willkürlichsten Preise aufzuerlegen. Diese Tendenz beginnt in unglaublich früher Zeit. 1498 traten die Fugger, Herwart, Gossembrot und Paumgartner zu einem Kupferring zusammen und setzten den Preis für den Verkauf desselben in Italien willkürlich hinauf.

Die Höchstetter, nachdem ihnen in Lebensmitteln, wie Korn und Wein, ebenso in Holz solch künstliche Preistreiberei durchgegangen war, setzen für die Monopolisierung von Quecksilber ein ähnliches wie das Fuggersche Syndikat für Kupfer in Szene

und erzielten große Gewinne, die nur durch das Auffinden neuer Quecksilbergruben wieder verschwinden.

1510 kauft ein großes Konsortium vom König von Portugal auf Jahre hinaus den damals nur als sein Regal einzig über Lissabon kommenden Pfeffer, führt ihn nach Antwerpen und verkauft ihn von dort aus zu einem nach Gutdünken bestimmten Preise über den ganzen Kontinent.

Ein ähnliches Syndikat hatte den Alaun in Händen.

Fast auf dem ganzen Gebiete des Warenhandels hatten sich solche Verschwörungen gebildet; sie waren nicht weniger häufig, vielmehr ungleich häufiger als sie heute zu finden sind und nützten ihre Macht schärfer und rückhaltsloser aus, als es in der Gegenwart, selbst von den stärksten kaufmännischen Gruppen, möglich wäre. So groß auch der Haß gegen diese Monopolisten war, es konnte weder der Reichsgewalt, noch einem einzelnen Landesherrn einfallen, gegen diese gewaltsame, willkürliche und gewinnsüchtige Verteuerung der Lebensbedürfnisse einzuschreiten. Die Gründe hierfür liegen in der veränderten Richtung und weiteren Entwicklung, welche diese ganze Kaufmannschaft nahm und die den Behörden eine solche Entschließung verwehrte. Auch für die Erklärung dieser Verhältnisse ist die Geschichte des Hauses Fugger typisch. Die Fugger waren bis in das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts mit dem, wie früher erzählt, auch in Deutschland entstandenen Geld-, Wechsel- und Bankgeschäft nur zum Zwecke der Abwicklung ihrer Warenengagements in Verbindung gekommen. Der Transport von effektivem Metall war zu jener Zeit von langer Dauer, beschwerlich, voller Risiko; die Zahlung durch gegenseitige Abgaben von den europäischen korrespondierenden Plätzen aus hatte sich schon längst eingebürgert und war ein eigener Geschäftszweig geworden, welcher später seinen Hauptsitz, gewissermaßen seine Zentrale, an der Antwerpener Börse hatte. Antwerpen war für jene Zeit, was heute London, Paris und Berlin zusammen. War Geld dort knapp, so fehlte es überall. Das Fuggersche Haus aber wurde durch die Berührung mit diesem Wechselgeschäft bald selbst ein berufsmäßiges Bankhaus und zwar das größte und umfassendste unseres Kontinents. Alle ihre Faktoreien auf den großen Plätzen waren große Bankhäuser, welche

neben dem Waren-Ex- und Import den Bankverkehr von dem einen Ende — man kann sagen — der ganzen Welt bis zum anderen vermittelten, und die Fuggerschen Wechselbriefe waren die ersten Europas. Bei diesem Stadium blieben sie nicht lange. Es lag ja die Notwendigkeit vor, zumindest sehr nahe, die großen im Warenhandel gewonnenen und jedes Jahr neu hinzukommenden Kapitalien, wenn sie in diesem, sowie im Bankgeschäft keine volle Verwendung mehr fanden, in anderer Weise nutzbringend anzulegen; die Fugger wurden also direkte Geldverleiher zu guten Zinsen an gute sichere Abnehmer. Unter diesen erlangte bald eine einzelne Kategorie zwar nicht die Ausschließlichkeit, aber in weiterer Folge das Geschäft mit ihr ein entscheidendes Übergewicht in dem ganzen Betrieb des Hauses. Das war speziell das Anleihegeschäft mit den Höfen, Regierungen, Landständen, Städten, großen Herren usw. Die erste Veranlassung zu diesem Zweige gab die starke und ständige Verbindung mit der spanischen Regierung und deren fortwährender Geldbedarf. Aus den Pächtern, welche zugleich die damals stärkste Kapitalsmacht Europas repräsentierten, wurden die berufenen und berufsmäßigen Staatsbankiers Spaniens. Dieser Beginn hatte Folgen, welche über das spanische Geschäft weit hinausreichten. Die spanischen Könige waren Habsburger, der eine oder andere von ihnen Römischer Kaiser; das Haus Habsburg kämpfte mit dem Hause Valois um die Herrschaft auf dem europäischen Kontinent. Die Fugger stellten sich aus Neigung und politischer Überzeugung an die Seite Habsburgs gegen Frankreich und legten alle eigenen reichen Mittel, wie die ihres großen über ganz Europa reichenden Geldkredits zugunsten dieses einen Teiles in die Wagschale. Ehrenberg[1]) schöpft aus dem Fugger-Archiv in Augsburg das ganze Detail dieser Verbindung. Dasselbe hier, wenn auch nur annähernd wiederzugeben, ist so unmöglich wie unnötig. Aber aus ihm zieht er den gleichen Schluß, den so viele der damaligen Zeitgenossen ausgesprochen, „daß ohne das Geld und den Geldkredit der Fugger es den Habsburgern nicht möglich gewesen wäre, ihre großzügigen politischen und kriegerischen Unter-

[1]) Ehrenberg: „Das Zeitalter der Fugger“ und „Die Schaffung großer Vermögen“.

nehmungen durchzuführen." Diese Verknüpfung von Politik und Kapitalismus erreichte ihren Höhepunkt und mit ihm zugleich das Haus seinen höchsten Glanz in der langen Regierungsepoche Kaiser Karls V. Das Haus Fugger ist der stete, von Karls Plänen unzertrennliche, mit ihnen solidarische und für ihre Ausführung unentbehrliche finanzielle Begleiter.

Ich hebe aus dem durch die Quellen gebotenen Material, als je ein Beispiel, die hochbedeutsame Wahl Karls V. (1520), wie auch weiterhin die Ferdinands (1530), beide zu deutschen Kaisern, und den Kriegszug heraus, den Karl V., 25 Jahre nach seiner Kaiserwahl gegen die im Schmalkaldischen Bund vereinigten protestantischen deutschen Fürsten geführt hat. Karl brauchte diese Kaiserwürde gleichsam als Anspruch in dem Kampfe um die Weltstellung der habsburgischen Doppelmonarchie gegen Frankreich und den Papst, das Haupt der zweiten, der kirchlichen Weltmonarchie. Um die Kaiserkrone zu erobern, bedurfte es keiner Waffentaten, aber durchaus des Fuggerschen Geldes. Sein Gegner Franz II. konkurrierte um diese Würde, und die Kurfürsten wollten ihre Stimmen nicht anders als verkaufen und zwar nur gegen bar oder Fuggersche Wechselbriefe. Einer von ihnen, Joachim von Brandenburg, war überhaupt nicht zu befriedigen und ging ins französische Lager über. Der Wahlakt selbst war eine für das Volk bestimmte Komödie; erworben wurde die Krone durch das Geld der Fugger; die „einzigen, von welchen diese Leistung erwartet werden konnte und welche auch tatsächlich diese Operation mit einer für jene Zeit überraschenden Raschheit und Geschicklichkeit vollbrachten."

Ein klassisches Zeugnis für die Richtigkeit dieser Darstellung ist in dem Briefe enthalten, welchen 1523 das damalige Haupt des Hauses an Kaiser Karl V. schreibt: „Es ist auch bekannt und liegt klar zu Tage, daß Eure Kaiserliche Majestät die Römische Krone ohne meine Hilfe nicht hätten erlangen können, wie ich denn solches mit eigenhändigem Schreiben der Kommissäre Euer Majestät beweisen kann."

Diese politisch wichtige Rolle des Geldes der Fugger und Genossen in der sogenannten guten alten Zeit selbst bei Kaiserwahlen, trat 10 Jahre später nach vorliegenden unabweisbaren Zeugnissen bei der Königswahl Ferdinands noch drastischer hervor; die Kur-

fürsten trieben einen noch jämmerlicheren Schacher als bei der Wahl Karls. Keiner war unter ihnen, der die Bestechung nicht verlangt hätte.

In dem zweiten Beispiele, dem Kriege gegen die Protestanten, zeigte sich die Bedeutung des Geldkapitals, hier des Hauses Fugger, zur aktiven Kriegspolitik, ja für die Möglichkeit eines Krieges durch den Kaiser ganz drastisch; daß „ohne die Fugger die Niederwerfung der protestantischen deutschen Fürsten nicht hätte geschehen können", war die allgemeine Meinung, öffentliche Stimme und diese Parteinahme wurde den Fuggern von den protestantischen Fürsten und — wie aus den damaligen Flugschriften ersichtlich — von den Protestanten überhaupt zum schweren Vorwurf gemacht. Durch solche, sich bei den fortwährenden Kriegen Karls V. und seiner Nachfolger stets wiederholende große finanzielle Mitwirkungen an dem „sausenden Webstuhl der Zeit" erlangten die Fugger geradezu eine politische Weltstellung. Ihre Filialen in den politisch wichtigen Städten wurden politische Stellen, die Leiter derselben Staatsmänner, welche die sich vollziehenden Weltereignisse voraussehen, kalkulieren, darüber an die Zentrale berichten mußten und bei den maßgebenden hohen Persönlichkeiten in großem Ansehen und Vertrauen standen. Kaiser Karl V. nannte den Antwerpener Faktor Haller „unseren Rat von Jugend auf".

Die viel später als die anderen in Rom, Neapel, Florenz errichteten Filialen hatten mit dem Handel des Hauses wenig oder nichts zu tun, sie dienten fast ausschließlich als stets parate Geldquellen in den italienischen Kriegen des Kaisers. Der ständige Verkehr mit den Mächtigsten der Erde, ihren Ministern, Gesandten und sonstigen Vertretern, diese politische Wichtigkeit des Kapitals, über welches die Fugger verfügten, verliehen dem jeweiligen Chef des Hauses in ganz Europa ein Ansehen, wie es bis dahin kein Geldmann je erreicht hatte, auch seither nicht erlangt hat, und heute selbst durch das größte Vermögen nicht mehr erreichen kann. Denn in der modernen Zeit nehmen die Regierungen die großen Anlehen von der gesamten besitzenden Klasse, sie schöpfen sie aus den Rücklagen der Bevölkerung; die Banken und Bankgruppen sind nur die Vermittler, welche von der Regierung heute,

wie das Beispiel der österreichischen Postsparkasse zeigt, entbehrt werden könnten und in nicht allzu langer Zeit entbehrt werden dürften. Fugger und Genossen borgten ihr eigenes Geld, und wenn sie zu dem Zwecke selbst ihren Weltkredit aufboten, war es immer nur eine kleine Gruppe, auf welche sich die Regierungen stützen mußten. Dementsprechend war die persönliche Schätzung des Geldmannes eine ungleich höhere.

Jakob Fuggers Zeitgenosse Clemens Sender sagt von ihm: „Jakob Fuggers und seiner Söhne Namen sind in allen Königreichen und Ländern, auch in der Heidenschaft bekannt gewesen. Kaiser, Könige, Fürsten und Herren haben zu ihm ihre Botschaft geschickt, der Papst hat ihn als ‚seinen lieben Sohn begrüßt und umfangen‘, die Kardinäle sind vor ihm aufgestanden, alle Kaufleute der Welt haben ihn einen erleuchteten Mann genannt und die Heiden sich ob ihm verwundert. Er ist eine Zierde des ganzen deutschen Landes gewesen.“

Die Macht der Geldmänner jener Zeit war darum eine so große, weil damals für das Kreditgeschäft mit den Regierungen kein Markt und keine marktmäßige Organisation bestand. Wie war aber des Hauses Fugger selbst weiteres Schicksal, Glück und Ende? Auch dieses letztere ist charakteristisch. Dasselbe ist nicht etwa durch einen erlittenen Stoß, durch ein einzelnes oder mehrere akute Ereignisse gefallen, sondern es ist einem langsamen, sehr langsamen Auflösungsprozesse erlegen, dessen Ursachen sich mit restloser Klarheit aus den fortlaufenden Inventuren und Schlußbilanzen ergeben. Das Warengeschäft des Hauses wird immer mehr von dem Darlehensgeschäft verdrängt, hört ganz auf; unter den Aktiven erscheinen zuletzt überhaupt keine Waren mehr, ebensowenig der frühere große Grundbesitz. Letzteres, weil nämlich aus der Gesellschaft die zumeist bedeutendsten Familienmitglieder ausscheiden; sie nehmen die wertvollsten Stücke dieses Besitzes mit sich, gründen aristokratische Familien, wie beispielsweise die noch heute bestehenden Fürsten Fugger-Babenhausen. Die Aktiven bestehen nur mehr aus den außenstehenden Forderungen an die Regierungen, Dynasten, Stände, Städte, sowie an große Familien und Herren.

In genauer Paralelle mit dieser Wandlung geht der Geschäftsgewinn der Gesellschaft immer mehr zurück, bis er schließlich verschwindet, denn der neue Zweig konnte nicht nur den Gewinn des Warengeschäftes nicht ersetzen, er brachte die größten Verluste, hauptsächlich durch die in jener Zeit nie aufhörenden Staatsfallimente. Spanien allein machte im Laufe der Verbindung mit Fugger nicht weniger als viermal Bankerott. In der ersten Geschäftsepoche des 17. Jahrhunderts allein verlor das Haus nicht weniger aus 4 000 000 Fl., eine für jene Zeit ungeheuerliche Summe. Eine Rückkehr etwa zum früheren kaufmännischen Betriebe war ausgeschlossen, hierfür fehlte der kaufmännische Geist, fehlten die Männer. Die Fuggersche Firma führte noch etwa zwei Jahrhunderte von der größterreichten Höhe abwärts eine Scheinexistenz, bis sie unbeachtet und ohne Aufsehen erlosch.

Immerhin hatte das Haus 170 Jahre des Aufschwunges gezählt, was wohl von keiner zweiten Kaufmannsfamilie der Welt gesagt werden kann. Wie nach der Entwicklung des Wirtschaftslebens schon an sich selbstverständlich, sind die Fugger nicht etwa eine einzelne glänzende Erscheinung am ökonomischen Himmel des 15. und 16. Jahrhunderts, sondern nur aus dem Boden der damaligen Geschäftswelt überhaupt herausgewachsen; ihr Haus ist nur das vorderste einer für jene Zeit überraschend großen Anzahl von ähnlichen Häusern, deren Unternehmungen in Entstehung und Führung, Tendenz und Schicksal so ziemlich alle die gleiche Laufbahn wie die Fugger aufweisen. Vom ursprünglich lokalen sind sie zum Ex- und Import-Handel gelangt und mit den veränderten Richtungen desselben etablieren sie sich, gleichfalls wie die Fugger in Antwerpen, Lissabon usw.

Fast jede dieser Firmen hatte einen Anhang von Kapitalisten aus dem Bürgertum, gleichsam einen Clan, hinter sich, die bald partizipieren, bald nur ihre Einlagen verzinst erhalten. Ausnahmslos jedoch gehen sie alle vom Warenhandel zum Bank- und Anlehensgeschäft über, nur daß sie nicht wie die Fugger langsam erlöschen, sondern durch Katastrophen endigen.

Das Anlehensgeschäft war nämlich wiederholt zu einem jener Taumel geworden, wie sie zuweilen zuerst die Geschäftswelt, sodann das weitere Publikum zu ergreifen pflegen; wer konnte,

bot seinen Wechselkredit auf, um sich bei den Anlehensgeschäften zu beteiligen; wiederholt traten Überspannungen des Kreditgeschäftes ein, die dann zu den gewaltigen Krisen der Jahre 1528—57—75 führten.

In den von Ehrenberg beigebrachten Quellen erscheinen neben Fugger, Welser, den Höchstettern, Haug und Langnauer, 39 solcher großer oberdeutscher, zu Bankhäusern gewordener Handelsgesellschaften.[1]) Es ist ganz ausgeschlossen, daß die in der Anmerkung wiedergegebene Liste annähernd erschöpfend wäre. Sie umfaßte offenbar nur die bedeutenderen, von denen sich naturgemäß reichlichere, hier sehr reichliche Nachrichten und Spuren erhalten haben. Aber eine solche Anzahl fast ausnahmslos gesellschaftlicher Unternehmungen, welche durch ihre Tätigkeit die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen hatten, sind ohne eine noch vielfach breitere Schichte von kleineren Unternehmungen, aus der allein sie emporwachsen können, nicht gut denkbar. Und schließlich: Alle hier Angeführten sind bis auf einige wenige, nur Augsburger, während Anzeichen genug uns überkommen sind, daß auch andere Städte Süddeutschlands Kaufmannschaften mit ähnlichen Bestrebungen besessen haben müssen, die nur, weil sie an jedem dieser Orte weniger zahlreich waren, nicht zu unserer genauen Kenntnis gelangt sind.

Kurz, die kommerziellen Verhältnisse jener Zeit, wie sie Ehrenberg vor uns aufrollt, sind von überraschender Größe. Aber je mehr sie uns imponieren, desto charakteristischer und für unser Thema wichtiger erscheint die Tatsache, daß in der ganzen Sphäre dieses großen Geldkredit- und Bankgeschäftes vom 15. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts bei den uns in reichem Maße überlieferten Geldgeschäften nie irgend ein Jude als Beteiligter erscheint: ja noch mehr, an den großen Geldbörsen werden die Juden

---

[1]) Meuttinger, Heinrich Wolff, Balthasar Wolff, Georg Gossembrot, Lukas Geßner, Hans von Stetten, Georg Ilsung, Hans Paumgartner, Sigmund Gossembrot, Konrad Vöhlin, Herwart, Seiller, Neidhart, Manlich, Jakob Harbrot, Wolf Poschinger, Kaltenhofen, Anton und Leonhard Tucher, Imhof, Brüder Pinel, Rehlinger, Kraffler, Kleberg, Preihammer, Jäger und Werkmann, Georg Obrecht, Israel Winkel, Roth, Zangmeister, Lipsalz und Fleckhammer, Prechter und Ingold, Fütterer, Fischer-Scheuffelin, Lazarus Tucher, Wolff Haller von Hallerstein, Premer, Hersdorfer.

nicht einmal genannt, nur hie und da konnte einer oder der andere als unbedeutender Makler in weniger bedeutenden Städten existieren und findet als solcher eine zufällige Erwähnung, wie der Jude „Joseph beim gulden Schwan“ in Frankfurt a. M., der aus privaten, nicht geschäftlichen Kreisen, namentlich der Geistlichkeit mittlere und kleine Geldsummen verschafft. Sie sind auf diesem Gebiete genau so verschollen, wie nach früherer Schilderung auf dem des Engroswaren-Handels.

An dem Juden erscheint eben im Laufe des 16. Jahrhunderts der Prozeß, welchem die Geschichte des Mittelalters ihn unterzogen, vollendet. Er hat seine Bedeutung vollständig verloren; an dem großen gewerblichen und kapitalistischen Aufschwunge, wie er den großen Entdeckungen gefolgt ist, durch zwei Jahrhunderte den Wohlstand Europas großartig emporgehoben, namentlich aber Deutschland zu dessen reichstem Lande gemacht hat, nimmt er keinen Anteil, und in seinem Geldgeschäfte ist er ein armer Teufel geworden. In dieser Gestalt tritt er uns jetzt in den Quellen überall entgegen. Nirgends spielt der Jude mehr eine Rolle; nicht einmal — was sehr charakteristisch erscheint — in den zahlreichen Holzschnitten, in denen die Kaufleute karrikiert und angegriffen werden. Hat er seine Bedeutung für immer verloren? Auf diese Frage gibt seine weitere Geschichte eine gar merkwürdige Antwort.

III. Renaissance in der Zeit nach dem 30jährigen Krieg und dem westfälischen Frieden. Wiederaufstieg, Fortsetzung bis zur Gegenwart. — Die Phantasien des Prof. Sombart über „Juden und Volkswirtschaft“

Im 17. Jahrhundert entsteht ein Brand, welcher die Welt, besonders aber Deutschland, aufs ärgste verwüstet, den durch die Arbeit von Jahrhunderten geschaffenen Wohlstand vollständig vernichtet — der Dreißigjährige Krieg! Deutschland ist eine Wüste, eine große Leere breitet sich über seine Gefilde.

Da vollzieht sich eine merkwürdige Erscheinung. Wie schon mehr als 1000 Jahre vorher, nach der Zerstörung der antiken Kulturwelt durch die Barbaren die jüdischen Kaufleute mit ihrer Handelstätigkeit eine Brücke herstellen zwischen alter Kultur und neuer Barbarei, wie sie die Reste der alten Zivilisation in die

kulturnackte Fläche einpflanzen, so ist auch jetzt wieder Zeit und Raum für sie, eine ähnliche Kulturarbeit nochmals zu leisten. Von der Zeit nach dem Westfälischen Frieden an erscheinen allmählich die Juden wieder an der Oberfläche. Vertrieben aus den großen und größeren Städten, waren sie Hausierer auf dem Lande geworden, bildeten sie für die vom Handel noch unberührten Gegenden gleichsam ein Kapillarsystem, welches den Strom des Güterverkehrs aus den Hauptadern in die entlegensten Teile des Organismus führte. Jetzt tauchen sie auf; zuerst als Kleinhändler in den Flecken und Kleinstädten, auf diese Weise sich zu einer neuen Mission, zu einer Reihe von solchen Missionen vorbereitend. Sie werden von neuem die Grossisten in den Städten, wie in den Zeiten der Auflösung des Römischen Reiches. Allüberall sieht man sie wieder scheu, aber emsig arbeiten: in Amsterdam, in Hamburg, wo speziell die aus Spanien und Portugal vertriebenen, spanischen und portugiesischen Juden durch die altererbten Verbindungen mit Spanien, Portugal und deren überseeischen Kolonien dem Handel wesentliche, vom Staat anerkannte Dienste leisten. Charakteristisch können wir namentlich in Frankfurt sehen, wie die jüdischen Kaufleute dort einen großen Textilhandel, einen Wechselplatz schaffen, wie der Senat vergebens sich bemüht, diese zum Bedürfnis gewordene jüdische Tätigkeit durch eine Behandlung, die schlechter und schimpflicher ist, als in irgend einer deutschen Stadt zu unterdrücken; dasselbe Verhältnis wiederholt sich in den meisten Städten. Wo immer sich das Bedürfnis nach Handelsleben zeigt, es eine offene oder von den anderen nicht erkannte Lücke auszufüllen gilt, sehen wir die jüdischen Geschäftsleute an der Arbeit.

Der Verfasser wird an einer späteren Stelle und in einem anderen Zusammenhange nachweisen, wie die in Wien gesetzlich ausgeschlossenen Juden sich nicht haben abhalten lassen, in dieser Stadt, die damals in der Mitte des 18. Jahrhunderts keinen eigenen selbständigen Handel mehr besessen hat, diesen Wiener Handel zu schaffen. Für jene Zeit aber bildet dieses geräuschlose Wiederauftauchen der jüdischen Kaufmannswelt ein geradezu charakteristisches Moment.

Erst von da ab hat sich in langsamer, aber stetiger Arbeit trotz

aller Beschränkung der Wiederaufstieg der jüdischen Handelstätigkeit vollzogen. —

Ich weiß wohl, daß diese meine Darstellung der Wirtschaftsgeschichte der Juden im Mittelalter nicht der gang und gäben Ansicht entspricht und sie auch bei Solchen, welche der Tendenz Sombarts ferne stehen, auf Widerspruch stoßen dürfte. Und diesen soll das weitere hier Folgende gelten.

Wirtschafts-, Kulturgeschichte überhaupt ist eine der jüngsten Wissenschaften. Gelehrte, welche ihre Bemühungen speziell diesem Zweig zuwenden, treten erst Ende des 18. Jahrhunderts auf die Bahn; im Mittelalter fehlen sie ganz und gar und dem Forscher steht kein anderes Material zur Verfügung als jene Nachrichten, welche uns in den Schriften anderer Zweige ohne Absicht und Tendenz erhalten worden sind.

Für die Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts bildet eine der köstlichsten Quellen die Selbstbiographie der „Glückel von Hameln“, einer Judenfrau aus dem 17. Jahrhundert. Das Buch ist erst nach dem Erscheinen der ersten Auflage meines „Ghetto“ in einer deutschen Übersetzung publiziert worden. Ich habe noch selten ein Buch mit der gleichen Befriedigung aus der Hand gelegt. Abgesehen von dem psychologischen Genuß, welchen die Begegnung mit einer starken Persönlichkeit, wie diese Frau gewährt, bestätigt sie Seite für Seite die Auffassung der Schicksale der Juden vom 16.—18. Jahrhundert, wie ich sie schon das erstemal in meinem „Jüdischen Kaufmann“ gegeben und jetzt eingehender wiederholt habe. Die Schrift gibt ein deutliches Bild von der Art und Weise, wie die Juden den Wiederaufbau ihres Handels begonnen haben, und aus diesem Beginn ist mit voller Klarheit die Leere zu erkenen, welche hinter diesem Anfang bestanden haben muß. Die Frau ist im Jahre 1645, also 3 Jahre vor dem Westfälischen Frieden in Hamburg geboren worden und ihre Niederschrift reicht bis zum Jahre 1715, umfaßt also gerade jenen Zeitraum, von dem Tiefpunkte der Dekadenz der Juden bis zum Beginn ihres ökonomischen Wiederaufstieges.

In Hamburg bestanden zur Zeit ihrer Geburt zwei sehr verschiedene und voneinander getrennte Kategorien von Juden; ein Teil der aus Spanien und Portugal Vertriebenen hatte, wie schon

flüchtig erwähnt, den von ihnen in der Heimat betriebenen überseeischen Handel nach Hamburg gebracht, und dieses ihres Handels wegen haben sie vom Senat willige Aufnahme, Schutz und Gunst gefunden. Unter die Gründer der Hamburger Bank 1619 zählten schon 40 derselben. Sie bildeten wirtschaftlich eine Oase, juristisch eine streng geschlossene und streng auf ihre Kompatrioten beschränkte Gemeinde. In ganz anderer Lage und Stellung waren in Hamburg die heimischen, d. h. die deutschen Juden. Die Glückel war 4 Jahre alt geworden, als auf Antrag und Beschluß der Bürgerschaft bei dem Senate die deutsch-jüdische Gemeinde samt und sonders ausgewiesen wurde. Die Mehrzahl der Ausgewiesenen ließ sich in Altona, heute eine Vorstadt Hamburgs — damals dänisches Gebiet — nieder und bildete dort eine Gemeinde. Es ist sehr charakteristisch für die Ausnahmestellung, welche diese spanisch-portugiesischen Juden gegenüber den Einheimischen in ganz Deutschland genossen, daß, als einige der Verjagten in Friedrichstadt um Aufnahme ansuchten, sie mit der Motivierung abgewiesen wurden, sie seien keine portugiesischen Juden.

Von dieser Besserbewertung der spanischen Juden durch die Christen jener Zeit stammt die bekannte Tatsache, daß sich die ersteren selbst für die Höherstehenden unter den Juden überhaupt hielten und im Grunde, wenn auch sicherlich ohne Grund, sich noch heute halten.

Glückel beginnt ihre Erzählung mit der Schilderung dieser Altonaer Judengemeinde. Sie war nicht alt. Glückels Großvater hatte bei seiner Einwanderung, also ungefähr 40 Jahre früher, Schutz und Aufnahme bei dem ersten Juden, der sich überhaupt dort hatte ansiedeln dürfen, namens Spanier, gefunden. Die Mitglieder der Gemeinde, es sind deren ursprünglich 25, jetzt nach der Vertreibung 40 Familien, mußten auch nach derselben ihren Erwerb ausnahmslos in Hamburg suchen, konnten aber nur gegen einen Paß und ein Schutzgeld von einem Dukaten auf je vier Wochen zu diesem Zwecke die Hamburger Stadtmauern passieren. Hausierer und sonstige kleine Leute, welche diese Steuer zu umgehen suchten, wurden unnachsichtlich ins Gefängnis geworfen. Ihr Handel in Hamburg selbst bewegte sich in den kleinsten und engsten Grenzen. Der Vater unserer Glückel, dessen Familie offen-

bar in der öffentlichen Meinung schon zu den Besseren gehörte, „handelte mit Edelsteinen und mit anderen Sachen, wie ein Jude, der von allem was nascht“. Daneben ernährte sich ihre Mutter mit dem Klöppeln von Gold- und Silberspitzen, ein Detail, das an meine Großmutter, die „Spitzenmacherin“ im Preßburger Ghetto erinnert. Nebst ihrem Handel betrieben sie hauptsächlich das Maklergeschäft für Waren wie Wechsel. Der Reichste dieser Hamburg-Altonaer Juden, ihr „Rothschild“, gilt als ein Mann von 10 000 Reichstalern. Sehr verbreitet besteht noch jene sozial tiefste Erwerbsquelle, auf welche auch nach meiner Schilderung die Juden in ihrer Dekadenz gesunken waren: das Pfandleihgeschäft. Die Großmutter unserer Glückel lebt noch von demselben. Als die Altonaer Juden später in Hamburg sitzen durften und der Pest wegen nach Altona flüchteten, mußten sie, wie es sich zeigte, um eine erkleckliche Anzahl tausender Reichstaler Pfänder zurücklassen. Die Darlehen bewegten sich nach der Bemerkung der Madame Glückel von 10 Reichstalern bis zu 30 und selbst, wie sie hinzufügt, 80, ja 100 Talern. Daß sie, wie soeben erwähnt, wieder in den Mauern Hamburgs „sitzen“ durften, war keineswegs glatt, sondern unter großen Schwierigkeiten und nur auf Umwegen erreicht worden. Sie stellten sich unter den Schutz ihrer portugiesischen Glaubensgenossen, welche sie als Dienstleute bei der Behörde anmeldeten. Die Bürgerschaft war den jüdischen Handelsleuten, welche nicht wie die Portugiesen, Exporteure und Importeure waren, durchaus feindlich geblieben; der Senat aber, von freierer Gesinnung, sah durch die Finger, als diese Schützlinge, ursprünglich nicht mehr als 18 an Zahl, zum Kern einer neuen deutschen Gemeinde in Hamburg wurden. 1663 sind schon zirka 40—50 Häuser im faktischen, wenn auch nicht formalrechtlichen Besitz von Juden. Sie mußten sie auf den Namen von Christen eintragen lassen. Diese Beschränkung blieb selbst in der erst spät, 1697 erfolgten gesetzlichen Regelung dieser Gemeinde in Kraft und wurde erst 1842 aufgehoben.

Geben wir weiter der Frau Glückel das Wort: Sie wurde nach damaliger Gepflogenheit mit 12 Jahren verlobt und heiratete mit 14 Jahren (1659) nach Hameln in das Haus ihres Gatten Chajim Hamel. Mitgift und eigenes Vermögen des Mannes

betrugen zusammen 900 Reichstaler. Auch sie fingen zuerst mit „Auf Pfänder leihen“ an, dann hatten sie einen Handel mit den Bedürfnissen der Bauern, wie noch heute überall der Landjude in Dörfern und Flecken — und daneben einen kleinen mit Edelsteinen. Amsterdam nämlich, war schon damals wie heute der Hauptplatz für diesen Artikel.

Das wäre also der Stand ungefähr zwei Dezennien nach Schluß des Dreißigjährigen Krieges. Die ganze Atmosphäre, die man in und aus dieser Erzählung atmet, ist die von kleinen Leuten, die sich ehrlich und brav ernähren, und man kann ruhig sagen, sie ist im ganzen die der deutschen Juden jener Zeit; sie wird nur erhellt von einzelnen Lichtpunkten, wie die Situation der schon vorher erwähnten spaniolischen Juden, welche nicht nur von Hamburg, sondern von verschiedenen anderen Punkten aus den überseeischen Verkehr vermitteln; den deutschen Juden, die nach Rußland handeln, usw. Doch können diese nicht die Anschauung über die damaligen Verhältnisse der Juden ändern. Ein Jude in Kopenhagen, der auf 15000 Reichstaler geschätzt wird, gilt in ganz Deutschland als reicher Mann. Sehr bezeichnend erscheint die ungeheure Anhängerschaft, welche Sabbatai Zewi, der gerade um diese Zeit (1648—76) als Messias aufgetreten war und die Juden wieder in das „gelobte Land, wo Milch und Honig fließt“ zurückzuführen versprach, gefunden hat. Die Schwiegereltern unserer Autobiographin verkauften ihr Hab und Gut, und was sie nicht verkaufen wollten oder konnten, verpackten sie in zwei Fässer, die sie mit auf die Reise nehmen wollten. Wären die Juden reich oder in allgemein guter Situation gewesen, so hätte diese Bewegung unmöglich eine solche Bedeutung gewinnen können. Auch der heutige Zionismus hat seine Anhängerschaft unter den verelendeten Ostjuden und im Westen zumeist nur unter jungen Leuten, die Erwerb und Besitz noch nicht kennen.

Dem jungen Ehemann wurde der kleine und doch so vielfältige Handel, den er in Hameln betrieb, zu gering, er übersiedelte nach Hamburg, wurde dort einzig Edelstein- und Perlenhändler von Beruf, aber ein sehr kleiner. „Er läuft den ganzen Tag in Hamburg herum, kauft Roh- und Bruchgold zusammen und verkauft es an andere Händler und Handwerker.“ Dieses Geschäft war

und blieb nur ein Spezial-, kein allgemein betriebener Handel; der von den anderen Altonaern, jetzt Hamburger Juden geführte, war offensichtlich ein solcher mit Manufakturwaren. Die Biographin führt als Type und Muster eine Frau Esther Spanier an: „Eine gar tüchtige Handelsfrau fährt mit ihren — nicht vielen — Waren auf den Kieler Umschlag. Sie hat gar gut geredet und Gott hat ihr Gunst gegeben in den Augen derer, die sie sahen. Adelige Damen in Holstein haben sie sehr gern gemocht." Das ist also offenbar ein Detailhandel. Man muß sich überhaupt den Handel und den Handelsstand dieser anwachsenden deutschen Juden in Hamburg vorerst so vorstellen, daß, wie es in der Natur der Sache liegt, die kleinen Leute — und diese bilden ja immer den größeren Teil — sich meist durch den Absatz an die Gesamt-Bürgerschaft, durch die Versorgung des Bedarfes derselben, ernährten. Aus dieser Sachlage war auch die feindliche Stimmung der kleinen Bürgerschaft gegen diese deutschen Juden zu erklären; sie wünschen diese jüdischen Detailhändler durch christliche zu ersetzen. Erst nach und nach und sehr langsam wurde diese Stimmung dadurch milder, daß die Fähigeren zu Bedeutenderen, zu Grossisten emporwuchsen — ein Verlauf, der sich in den Judengemeinden aller Städte gleichartig vollzogen hat. Ich erinnere hier an meine diesbezügliche Darstellung des Handels im Preßburger Ghetto, dieser Type für — möchte ich sagen — den Handel aller größeren Ghettos jener Zeit; nur daß Hamburg schon damals ein ganz anderer Platz war und natürlich seinen Händlern eine ganz andere, eine viel größere Tätigkeit und Ausdehnung des Betriebes ermöglichte. In und aus dem Fortgang der Erzählung dieser Hamburger Jüdin ersieht man aber deutlich das Wachstum im Geschäft und Wohlstand dieser Hamburger. Ihr Vater hatte wenige Jahre nach der Wiederzulassung 8000 Reichstaler, ein Chajim Fürst 20000, andere kleinere Leute bis 6000 Reichstaler. Natürlich erscheint dieses Wachstum am deutlichsten in dem, was sie von den Geschäften ihres Mannes erzählt. Namentlich durch die Leichtigkeit, mit welcher er die Verluste, die sich bei der Vergrößerung und Ausdehnung der Geschäfte einstellten, ertrug, weil sie sich immer wieder bald einbrachten und sein bescheidenes Wachsen nur wenig aufhielten.

Unser Chajim wurde in seinem Geschäft größer, ein ständiger Einkäufer in Amsterdam, verkaufte die Ware auf den Leipziger, Braunschweiger und Frankfurter Messen, zumeist aber an jüdische Kaufleute, welche sie nach Polen und Rußland brachten, in welchen Ländern diese Artikel, namentlich Perlen, sehr gesucht waren.

Diese, auf seine alleinige Person beschränkte Tätigkeit genügte ihm nicht, er suchte sein Geschäft durch die Gewinnung von Teilhabern auf anderen Plätzen auszudehnen — ohne aber hierbei eine glückliche Hand zu zeigen. Den ersten setzte er nach Danzig, zahlte ihm nach einigen Jahren einen Reingewinn von 600 Reichstalern, verlor ihn aber durch einen Raubmord auf offener Straße vor Hamburg. Er ersetzte ihn durch einen anderen, welcher, nachdem er in zwei Jahren 800 Reichstaler auf seinen Teil erworben, ihn verließ. Er versuchte es dann mit einem „Bestellten" als Einkäufer. Dieser kaufte hinwiederum so viel und ging für unseren noch immer keineswegs großen Mann, solche Verpflichtungen ein, daß er in geschäftliche Schwierigkeiten geriet, die er nur mit Anstrengung überwand. Er kehrte also wieder zur Form eines Mitbeteiligten und Mitverpflichteten zurück und schloß mit dem, nach seinem späteren Aufenthalt in Berlin so genannten Juda Berlin einen Gesellschaftsvertrag. Einkauf (in Amsterdam), Verkauf (auf der Messe), wurden stärker betrieben, trotzdem konnte der bedungene jährliche Reingewinn von 2000 Talern nicht erzielt werden; er geriet mit dem Kompagnon in einen Prozeß, der zugleich mit dem Gesellschaftsverhältnis durch einen für Chajim sehr ungünstigen Vergleich — einen Verlust von 10 000 Reichstalern — beendet wurde.

Er machte sich alle die Verluste durch geschickte eigene Arbeit wett und verdiente zuweilen am Einkaufsplatze selbst, von Hand zu Hand, für ihn bedeutende Summen. Sein Verhängnis war wieder eine Teilhaberschaft mit einem Manne Mausche Helmstädt. Derselbe hatte für Stettin, wo bis dahin kein Jude hatte ansässig sein dürfen, nicht nur einen landesherrlichen Schutzbrief, sondern auch die Münze erworben. Da Stettin für Juwelen und Perlen ein starker Verkaufsplatz nach dem Osten war, sollte Helmstädt Chajims Ware dort absetzen, dieser hinwieder an dem Geschäft bei der Münze beteiligt sein und das Rohsilber dazu liefern.

Helmstädt zeigte sich bald als unreell und unehrlich; statt eines Gewinnes fehlten schon bei der ersten Abrechnung 5000 Reichstaler. Mit diesem Verluste schloß die Verbindung; in erfolgreicher Arbeit erholt sich Chajim wieder, da ereilte ihn nach 30jähriger Tätigkeit, 1689, ein plötzlicher Tod. Seine Witwe ertrug diesen Verlust mit Stärke und Fassung; sofort nach dem Begräbnis machte sie Inventur und Bilanz; sie, jetzt Inhaberin des Geschäftes, war nicht weniger als 20000 Reichstaler, eine große Summe, wie sie schreibt, schuldig. Sie verauktionierte das Edelstein- und Perlenlager und — wohlgemerkt nach 25 Jahren — berichtet sie von dieser Inventur, „daß für ihre und ihrer Kinder Existenz ein genügendes Vermögen geblieben wäre". Wie es wirklich mit dem eigentlichen Vermögensstand immer gewesen sein mag, sie, die bis dahin ihrem Manne nur mitgeholfen, nahm jetzt selbständig und vollständig die Weiterführung des Geschäftes in ihre kräftige Hand. Von dem Detail der eigentlichen Gebahrung erhalten wir keine Kenntnis, aber — meint sie — sie sei in einem starken Handel gewesen; sie besuchte nicht nur die Leipziger, sondern auch die Braunschweiger Messen, sie eröffnete in Hamburg selbst einen „Laden", in welchem sie monatlich um 500—600 Reichstaler Waren verkaufte und kauft jetzt nicht nur in Amsterdam, sondern auch am Hamburger Platze ein. Und so manches andere in ihrer Erzählung läßt darauf schließen, daß sie jetzt nicht nur mit Edelsteinen, sondern und noch viel mehr mit englischen, holländischen und deutschen Manufakturen usw. Handel trieb. „Sie wäre", sagt sie, „als Kaufmannsfrau in Ansehen gestanden und es wäre ihr leicht gewesen, an der Hamburger Börse Geldkredit bis zu 20000 Reichstalern zu erhalten." So arbeitete sie mit voller, keinem Manne nachstehender Energie und Kenntnis durch ungefähr ein Dezennium, verheiratete von ihren 11 Kindern, Söhnen und Töchtern, zehn; dann fühlte sie sich ermüdet; more judaico war durch die Versorgung ihrer Kinder das Vermögen klein geworden, sie sehnte sich nach Ruhe und heiratete einen Kaufmann Hirtz Lewi in Metz. Diese Stadt war zu jener Zeit ein für den Verkehr mit Frankreich wichtiger Geschäftsplatz, die dortigen jüdischen Kaufleute waren wohlhabend geworden und ihr neuer Gatte, als einer der Angesehensten, schien auch einer der Wohlhabendsten. Der

Schein trog, er wurde insolvent, sie verlor nicht nur die Mitgift, die sie zugebracht, sondern auch ihr übriges Vermögen, sie war die Gattin eines armen Mannes geworden. Nach dessen Tode, 1714, findet sie liebevolle Aufnahme bei ihrer Tochter Esther, welche gleichfalls in Metz verheiratet und deren Gatte reich geworden war. Bei dieser wohnend, begann sie im Jahre 1715 ihre Niederschrift. Ihre Kinder sollen wissen, „von welchen Leuten sie stammen".

Es fehlt ihr jede Absicht, die Schicksale der Juden und deren Handel zu erzählen. Aber ihr eigenes ausführlich gegebenes Geschick gibt eine lebendige Anschauung der Verhältnisse, wie sie zur Zeit der Beendigung des dreißigjährigen Krieges gewesen und des Ausmaßes, wie und wodurch sie sich langsam und allmählich gebessert haben. Symptomatisch in dieser Beziehung und für das Urteil über jüdische Vermögensverhältnisse durchaus entscheidend war das langsame, aber stetige Wachsen der Beträge, welche den Söhnen und Töchtern als Aussteuer und Mitgift gegeben wurden.

Als sie heiratete, führt sie als die Mitgift, welche in den damaligen jüdischen Handelskreisen die usuelle gewesen, 400 bis 500 Reichstaler an. Sie hatte eine Schwester, die nur um 8 Tage älter war als ihre eigene älteste Tochter. Sie erzählt auch die Familien-Idylle, daß die beiden Frauen in einer Stube im Kindbett gelegen. Ungefähr 1675, also drei Dezennien nach Friedensschluß, d. h. nach Wiederbeginn der wirtschaftlichen Arbeit, gelangte diese jüngere Schwester zur Verheiratung und erhielt eine Mitgift von 1800 Reichstalern. Bald darauf verheiratete sie ihre Erstgeborene, Zipora an Koßmann Cleve; Mitgift 2000 Reichstaler. Ihre Tochter, welche den Mordechai M o d e l, Sohn des Rabbinatsassessors Reb Model, zum Manne hat, erhielt 3000 Reichstaler; er 2000 dänische Kronen. Ihr Sohn Reb Mordechai erhielt mit der Braut 3000, von ihr 2000 Reichstaler. Dann weiter; ihren Sohn Nathan verheiratet sie mit der Tochter eines Ballin (!!) aus Hamburg. Sie brachte 4000, er 2400 Reichstaler in die junge Ehe. Ihr Sohn Sanwill heiratete die Tochter von Moses B a m b e r g. Sie erwähnt nur, daß sie ihm 4000 Reichstaler mitgegeben, aber man muß annehmen, daß nach damaliger

durchgängiger Gewohnheit die Mitgift der Frau ungleich mehr betragen haben muß.

Und ebenso stiegen die von ihr angeführten Mitgiften, welche in anderen Familien an die Töchter gegeben wurden, fort und fort zu einer gegen die früheren Zustände ganz charakteristischen Höhe. Ein ihr nahestehender Kaufmann Bär Cohen, ein Witwer ohne eigene Kinder, verheiratete, bevor er zu einer zweiten Ehe schritt, zwei Adoptivkinder seiner verstorbenen ersten Frau und gab jedem von ihnen 15000 Reichstaler. Wie sie unter anderem erzählt, heiratete ein Sohn von Reb Gabriel in Metz die Tochter von Samson Wertheimer in Wien, welcher um diese Zeit schon seine Höhe erreicht hatte, und erhielt 30000 Reichstaler. Die letzte von ihr angeführte Mitgift ist die ihres Enkels Elia, Sohn des schon früher als eines der reichsten Kaufleute in Metz und der Geschäftswelt überhaupt erwähnten Schwiegersohnes, welcher 1712 eine Mitgift von 30000 Reichstalern erhielt.

Die Lebensbeschreibung dieser jüdischen Geschäftsfrau ist darum so wertvoll, weil sie deutlich den Weg zeigt, auf welchem die Juden von der Mitte des 17. Jahrhunderts an, wo sie fast bedeutungslos geworden waren, wieder anfangen, zu einer ökonomischen Bedeutung zu gelangen — es ist durchaus der des legitimen Warenhandels. Und wir können in ihrer Erzählung diesen Aufstieg durch ungefähr ein halbes Jahrhundert in der Differenz der Summen, die vom Anfang bis zu Ende dieser Periode genannt werden, verfolgen. Es ist richtig, daß diese Beträge, welche in den Quellen jener Zeit überhaupt vorkommen, durch den ungleich höheren Geldwert ganz anders als heute gewertet werden müssen. Diesem Thema des so ganz verschiedenen Geldwertes werde ich wohl noch in diesem Kapitel Veranlassung haben, eine spezielle Beleuchtung zu widmen. Doch wird diese Richtigstellung die Grundanschauung über das ökonomische Schicksal der Juden vom 14.—16. Jahrhundert und über die Situation, in welcher sie sich um diese letztere Zeit befanden, wie über die wirklichen größeren Verhältnisse des nun folgenden Aufschwunges nicht ändern können.

Denn wenn die Bedeutung jener Beträge noch so hoch zu veranschlagen ist, so spielen sie gar keine Rolle gegen jene, wie wir

sie aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege, aus dem großartigen internationalen Kommerz der süddeutschen Handelsstädte, in welchen die Juden fast durchaus fehlten, kennen. Ich erinnere hier an das von mir schon bei den Fugger, Welser und so vielen ihrer Genossen Angeführte, an die großen deutschen Handelsgesellschaften usw. Mit diesem großen Zug ist der Status der Juden während der hier behandelten Periode gar nicht zu vergleichen; er fehlt auch weiterhin noch lange Dezennien hindurch; die ganze Tätigkeit bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts macht mehr den Eindruck eines zähen Hinaufkletterns als eines schnellen Emporsteigens.

Das Tempo dieser Aufwärtsbewegung mußte selbstverständlich je nach dem Boden, auf dem sie sich vollziehen sollte, und nach den sonstigen Verhältnissen ein verschiedenes sein.

In der Vaterstadt Glückels, in Hamburg, geben die Archive fast nur über die Entwicklung der Rechtsverhältnisse der dortigen deutschen Judengemeinde Auskunft. Nichtsdestoweniger haben wir einige Anhaltspunkte. Aus dem Jahre 1750 besitzen wir eine von Dr. Grunwald, dem erfolgreichen Forscher für die Geschichte der Hamburger Juden, mitgeteilte offizielle Berufszählung. Aus den 18, unter dem Schutze der Portugiesen neu Eingewanderten, also nach Verlauf von ungefähr 80 Jahren, sind 858 Steuerträger, die ja nur den Kern für eine Bevölkerung von mindestens achtfacher Zahl gebildet haben können, geworden, welche 68 Berufsarten betrieben. Unter ihnen 278 rechte und gerechte Kaufleute, offenbar Grossisten, Importeure usw. 11 Rentiers, so „von ihren Mitteln lebend" und nur Einer mehr, der auf Pfänder leiht.

Wieder 40 Jahre später schreibt 1797 Büsch in seiner „Geschichte der Hamburger Handlung": „die Juden in Hamburg seien eine Stütze des ganzen dortigen Handels, im Bank- und Wechselgeschäft ganz unentbehrlich." Eine sehr anschauliche Illustration liefert ein Dezennium später in seiner Autobiographie John Parish, ein Hamburger und Stammvater der österreichischen Freiherren Parish auf Senftenberg in Böhmen. Er war vom Schiffsmakler zu einem der größten Hamburger Kaufleute und in der Periode der Revolutionskriege zum Eigentümer eines Bankhauses aufgestiegen, welches sich an den großen Finanzgeschäften der eng-

lischen und Amsterdamer Bankiers mit den gegen Napoleon im Kampfe stehenden Kontinentalmächten und den Anlehensoperationen nach dem Wiener Kongreß beteiligte.

Er schildert sehr lebhaft, wie in einer Krise, welche den Hamburger Platz bis in seine Grundfesten erschütterte, in einem Moment, wo er nicht mehr zahlen konnte, diese jüdischen Bankiers seine einzige Rettung gewesen; sie hätten ihm nicht nur seine Fälligkeiten an sie gestundet, sondern ihm auch die Mittel gegeben, alle anderen Fälligkeiten zu bezahlen und die ganze Affäre mit einer solchen Verschwiegenheit behandelt, daß nicht nur der Kredit seines Hauses unerschüttert blieb, sondern durch die Festigkeit, mit welcher es die Krise überstanden hatte, an Ansehen und Ausdehnung gewinnen mußte.

Von Frau Glückel aus Hamburg nehme ich hier Abschied, aber es ist gar keine Frage, daß das Bild des jüdischen Handels und seiner Art, wie es Hamburg bietet, sich in der Kommerzgeschichte jeder Stadt wiederholen wird, die eine Gunst des Schicksals durch einen berufenen Autor uns liefern würde oder wird.

Der Weg, den die jüdischen Händler gingen, war ein langsamer und mühevoller, aber dieser unvergleichlichen Zähigkeit, geleitet von Intelligenz, getragen von Fähigkeit, konnte schließlich der Erfolg, wie ihn die Wirtschaftsgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte aufweist, nicht ausbleiben.

Die Tatsachen, die ich im Bisherigen angeführt, können nicht widersprochen, die Schlüsse, die ich aus ihnen gezogen, schwer widerlegt werden. Gegen meine Darstellung könnte nur e i n Einwand erhoben werden. Ich bringe ihn selbst vor:

Wir stoßen im ökonomischen Leben der hier behandelten Epoche auf eine vereinzelte minimale Klasse von Juden, deren Existenz vielleicht zu einem solchen Einwande die Begründung zu liefern scheint. Aber bei richtiger Betrachtung ihres Seins und Wesens wird meine Darstellung gerade durch sie aufs neue bestätigt. Das sind die Hof- und Finanzjuden, welche in jener Zeit eine in der Kulturgeschichte sicherlich nicht zu übersehende Tätigkeit entwickelten.

Und es liegt scheinbar sehr nahe, in ihnen das Ergebnis einer gedeihlichen und gestiegenen Entwicklung innerhalb des jüdischen

Handels zu vermuten. Die Vermutung wäre unrichtig. Vergleicht man nämlich die Rolle, welche sie spielten, mit jener der Finanzmänner, wie sie aus dem reichen wirtschaftlichen Leben des 16. Jahrhunderts hervorgegangen waren, so ist auch auf diesem Finanzgebiete der Abstand derselbe, wie er zwischen den niedergedrückten jüdischen Händlern und der christlichen Kaufmannswelt jener Zeit sich herausgebildet hat und im Obigen von mir geschildert worden ist.

Auf besagte jüdische Finanziers stoßen wir erst dann, als die Juden nach dem westfälischen Frieden eine allgemeine Renaissance beginnen.

Wer und was waren sie? Zahlreich waren sie überhaupt nicht, und wir begegnen ihnen nur an den Höfen, damals identisch mit den Regierungen deutscher Mittel- und Kleinstaaten.

Von den Bankherren des 16. Jahrhunderts unterschieden sie sich schon durch die verschiedene Provenienz. Die Geldleute des 15. und 16. Jahrhunderts und ihr Geldgeschäft waren ausnahmslos aus dem Warenhandel hervorgegangen. Im Warengeschäft sind erst die Kapitalien geschaffen worden, welche dann zu Anlehen Verwendung und im politischen Getriebe ihren Platz fanden; diese Hofjuden hingegen, wenn sie auch von Hause aus — aller Juden Anfang ist der Handel — irgendwie mit dem Handel zusammenhingen, kommen in Verbindung mit dem Hofe als große und kleine Lieferanten für die verschiedenen, ihnen zuweilen sehr ferne liegenden Artikel, hauptsächlich jedoch als Geldagenten, Darlehensvermittler vor und steigen erst nach und nach, nachdem sie in diesen untergeordneten Stellungen und Berufen sich Vermögen erworben haben, zum selbständigen Geldverleiher von meist sehr mäßiger Bedeutung auf.

Mit dem eigentlichen Handel der Juden, wie er sich nach dem Dreißigjährigen Kriege in ganz Deutschland wieder aufbaut, hängen diese Hoflieferanten, Kammeragenten usw., gar nicht zusammen.

Es ist sehr bezeichnend, daß sie in den Memoiren der Glückel eigentlich gar nicht vorkommen. Außer der mißglückten Kompagnie ihres Mannes mit Helmstädt, dem Pächter der Münze in Stettin, erwähnt sie nur jenes Juda Berlin, dessen Kompagnon im Edelsteingeschäfte er gewesen und von dem er in Unfrieden ge-

schieden war. Sie begegnet ihm später, da sie schon Witwe ist, in Berlin, wo er unter seinem eigentlichen Namen Jost Liebmann ein Mann von Ansehen und Bedeutung geworden war. Sie selbst berichtet von ihm: „er wäre in großer Vertrauensstellung beim Kurfürsten in Berlin und einer der reichsten Juden Deutschlands, auf 100 000 Reichstaler geschätzt". Daß er aber seinem eigentlichen Berufe nach Finanzier gewesen wäre, sagt sie an keiner Stelle. Dann nennt sie einen Reb Model aus Leipzig, von dem der Kurfürst gesagt habe: „wenn dem Manne seine Füße so wären wie sein Kopf, so hätte er keinesgleichen." Von den Geschäften der beiden spricht sie nicht, sie haben für sie, die Handelsfrau, kein Interesse, obwohl die beiden, wenn sie überhaupt Finanziers ihrer Fürsten waren, zu den Besten ihrer Klasse gehört haben müssen. Beiläufig kommen bei ihr der schon früher erwähnte Samson Wertheimer und auch Samuel Oppenheimer vor, weil sie mit letzterem bezüglich der Verheiratung seiner Tochter mit ihrem Sohne Nathan vorübergehend und erfolglos in Verhandlung gestanden war.

Als Type der Gattung will ich vorerst gerade diesen Samuel Oppenheimer vorführen. Er eignet sich dazu vorzüglich.

Wie nämlich der jeweilige Chef der Fugger unter seinen Geschäftsgenossen, so ist auch Oppenheimer unter den seinigen immerhin der Bedeutendste gewesen. Weiter hatte er sich gleichfalls mit seinem ganzen Können ganz und gar in den Dienst des habsburgischen Kaisers seiner Zeit gestellt. Ferner besitzen wir, was für die hier gestellte Aufgabe ins Gewicht fällt, von Dr. Max Grunwald eine durchaus aus den Archiven geschöpfte Monographie über ihn, deren streng sachliches Material jedem Leser ein eigenes selbständiges Urteil über diese historische Persönlichkeit ermöglicht. In dieser Möglichkeit liegt ein besonderes Verdienst der schon an und für sich verdienstvollen Leistung Dr. Grunwalds.

Oppenheimer ist 1630 in der Pfalz geboren und wird dort auf eine nicht konstatierte Weise Kammer-, d. h. Geldagent seines Landesherrn, des Kurfürsten von der Pfalz. Dann wird er Lieferant, zuerst nur für seinen Fürsten, dann aber für die kaiserlichen Armeen in Deutschland. Letztere Verbindung war schließlich für ihn die Veranlassung, 1674 ganz nach Wien zu übersiedeln; er setzt hier seine Laufbahn als spezieller Heereslieferant der

Armeen des Kaisers in verstärktem Maße fort. Fast jedes Jahr versorgte er, wie er selbst um die Wende des Jahrhunderts in einem Briefe an den Grafen Harrach erinnert: „zwei Armeen auf beiden Fronten mit Proviant, Mehl, Hafer, Remonten“; er lieferte die ganze Munition, Pulver, Blei, Kanonen, mit einem Wort alle Kriegssachen, Artillerie, Proviantwagen, Pferde und Ochsenbespannung, so daß nirgends ein Abgang war. Unzweifelhaft wird er durch diese Tätigkeit Vermögen erworben haben, in den Besitz bedeutender Kapitalien gelangt sein. Auch die Beschaffung von „Rekrutengeldern“ rangierte in seiner Aufgabe wie die jedes anderen Heeresbedarfes. Aber es war nur ein kurzer Schritt, die erworbenen flotten Summen einem solchen Kontrahenten, an dessen Erfolge man in so hohem Grade interessiert war, d. h. der Regierung des Kaisers überhaupt, im Wege verzinslicher Darlehen zur Verfügung zu stellen. Er tat diesen Schritt bald und wurde auf diese Weise der Gläubiger des österreichischen Staates. Er gab keineswegs das Lieferungsgeschäft auf, er gibt ihm im Gegenteil eine immer stärkere Ausdehnung, bewirbt sich um jedes ihm erreichbare Geschäft mit der Regierung und kommt, wie sich ein Referent, der über ihn zu referieren hatte, ausdrückt, „auf diesem Gebiete zu einer Art Monopolium“.

Er ist mit der Gewährung von Darlehen an die Hofkammer genau so bereitwillig wie mit der Versorgung des Bedarfes der im Felde stehenden Armeen, und da der ständige und drängende Geldbedarf der Wiener Regierung seine, verhältnismäßig doch nur bescheidenen Mittel übersteigt, wird er zu einem großen internationalen Wiener Bankhaus, welches aber seinen ganzen Betrieb fast nur für den Finanzdienst der Regierung einrichtet. Seine Stellung zur Regierung, die notorische Tatsache, daß er die Stütze derselben und daß umgekehrt Hof und Regierung bei der Stärke des Mannes interessiert, die Interessen beider also solidarisch sind, gibt ihm einen unbeschränkten Kredit auf allen europäischen Bankplätzen; er nützt denselben zum Zwecke der Darlehensgeschäfte aus, vereinigt in der Leitung seines Hauses mit großer Energie und Geschicklichkeit die zwei Tätigkeiten und in beiden können ihm die betreffenden kaiserlichen Machthaber, Minister, Feldherren usw. die Anerkennung für seine Leistungen nicht versagen. Die kaiser-

liche Finanzleitung selbst betont (1699), „daß man sich bei solchen Okkasionen, wenn die Geldnot auskommt, der Juden — gemeint ist Oppenheimer, in dessen Händen das ganze Geschäft der Regierung mit jüdischen Händlern zusammenlief — mehr als der Christen prävalieren kann, weil sie mit solchen Summen sich gezeigt haben, wo kein Christ ihnen folgen kann". Auch daß der Jude „bescheidenere Interessen" fordert, wird zugegeben; ebenso wird dem Kaiser, dem der J u d e als Gläubiger oft recht peinlich war, von seinen Räten immer wieder vor Augen geführt, daß „die reichen hohen Herren, die Kurfürsten — auch die geistlichen — aus naheliegenden Gründen nie mit dem Kaiser direkt sich auf Darlehen einlassen, sondern immer des Juden als Deckmantel sich bedienen würden". Ja, vom Kaiser selbst waren seine treuen Dienste sehr oft und wiederholt in ausdrücklichen Worten anerkannt worden, so nach den aus den Akten geschöpften Anführungen Grunwalds: „ohne ihn müsse die Armee zugrunde gehen, ohne ihn könne sie nichts leisten." „Er liefert gut," „hat sich stets für den Kaiser ganz willig gezeigt."

Der Kaiser gesteht ihm zu, daß er ihm stets in Treuen gedient; „und dem gemeinen Wesen" gute Dienste geleistet.

Diese Anerkennung wird begreiflich, sie wird durch mannigfache Vorgänge, von denen ich nur einen beispielsweise anführen will, geradezu erzwungen.

Der Generalissimus Ludwig von Baden wird von Ungarn an den Rhein geschickt; er trifft dort ein und findet eine Armee, aller Mittel bloß. Er verlangt, um die Operationen beginnen zu können, unverzüglich zumindest 700 000 Fl. Aber die Hofkammer war ohne Geld, der Kaiser ohne Kredit, die Reichsstände, bei denen des Prinzen Sekretär anklopfte, gebrauchten Ausflüchte; der einzige, der helfen konnte, war Oppenheimer. Unverzüglich sendete er 300 000 Fl. Mit Recht sagte darum derselbe Feldherr, als Angriffe gegen Oppenheimer vorkamen: „Oppenheimer dürfe man nicht fallen lassen, weil selbiger bisher sehr nützliche Dienste geleistet und außer dessen Hilfe sich dermalen die darobigen Sachen in schlechtem Standt befänden, ja alles zu Grunde gegangen wäre." Ohne ihn wäre an eine Rettung nicht zu denken gewesen. Ludwig von Baden hält auch unentwegt weiter zu ihm und droht sogar

seinetwegen, den Oberbefehl niederzulegen und in englische Dienste zu treten.

Und wie Ludwig von Baden, so denken alle anderen österreichischen Heerführer, Karl von Lothringen, Hermann von Baden, Eugen von Savoyen über Oppenheimer. Am kräftigsten und uneingeschränktesten lebt eben in den Feldherren die Sorge für den Erfolg der Waffen, für den ihnen die finanzielle Geschicklichkeit dieses jüdischen Bankiers eine wesentliche Mithilfe war; sie stützen ihn darum, wo sie können.

Und wie die Feldherren, so denken über ihn auch die Armeeämter, mit denen er im Lieferungsgeschäft unmittelbar zu tun hat. „Er verdiene, daß man ihm die Kontrakte halte" (!). „Er liefere besser und billiger als die bürgerliche Kaufmannschaft; während diese in den meisten Fällen sich ablehnend verhalte, habe Oppenheimer oft zu seinem Schaden, noch jeden Auftrag übernommen." — Das schützt ihn allerdings nicht vor dem Übelwollen der Bevölkerung, war er doch ein Jude!

Die christliche Kaufmannschaft im Bunde mit der Geistlichkeit, an ihrer Spitze Kardinal Kollonitz, ließen nichts unversucht, um das Monopol Oppenheimers zu brechen, ihn selbst zu stürzen. Doch was immer sie unternahmen: Prozeß auf Prozeß, gelegentliche Untersuchungshaft, ja im Jahre 1700 sogar ein förmlicher Aufruhr mit Sturm auf sein Haus, Freisingergasse Nr. 4, Bauernmarkt Nr. 1, nichts vermochte seine Stellung zu erschüttern. Wesentlich half ihm dabei die allgemeine Überzeugung von der Reellität seiner Gebahrung, von der Lauterkeit seines Charakters überhaupt, vor welchem selbst verbissene zeitgenössische Judenfeinde, wie der Frankfurter Rektor Schudt in seinen „jüdischen Merkwürdigkeiten" den „Hut ziehen" mußten.

Das Bild dieses merkwürdigen Mannes und seiner Tätigkeit durch mehr als drei Dezennien zeigt also sicherlich die stärksten Lichtseiten. Grunwald geht gewiß zu weit, wenn er in dessen unerschöpflicher genialer Kunst, immer neue Geld-Quellen und -Schächte zur Befriedigung der Bedürfnisse der kaiserlichen Regierung zu erschließen, geradezu die Lösung jenes Rätsels sieht, daß Österreich zu jener Zeit den zwei mächtigsten militärischen Mächten: im Osten der Türkei, im Westen Frankreich, von denen letzteres

über die besten Finanzen Europas verfügte, während der österreichische Staatsschatz an chronischer Leere litt, ruhmreich widerstehen konnte.

Immerhin darf das, was Oppenheimer in und für Österreich geleistet hat, vom Historiker nicht unterschätzt werden. Die Leistung war sicherlich eine bedeutende. Und die Intention, welche ihn dazu angetrieben, war gewiß durch die Sucht nach Gewinn allein nicht erschöpft. Zu dem natürlichen Wunsche des Geschäftsmannes nach Erwerb trat bei ihm sichtlich der Ehrgeiz hinzu, der Stolz, als der allgewaltige Finanzmann, gleichsam an der Seite des Kaisers dessen Kämpfe mitzukämpfen. Beruft er sich in seinen Briefen doch wiederholt darauf, wie viel Land und Leute von dem Vertrauen abhingen, welches sein Name in der gesamten Geschäftswelt genieße.

Ja, in einem Gesuche an den Kaiser wagt er darauf hinzuweisen, „wie viele Provinzen er habe miterobern helfen“.

Aber mit Beziehung auf das hier behandelte Thema, resp. auf das Motiv, welches mich veranlaßt hat, einerseits die Bankherren des 16. Jahrhunderts, andererseits diesen Oppenheimer vorzuführen, muß denn doch eines gesagt werden:

Das Bild der reichen Tätigkeit dieses Mannes, wie es von Grunwald mit Sorgfalt und Liebe für seinen Gegenstand entworfen wird, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß ihm der große Zug, welcher nicht nur den Fuggern, sondern mehr oder weniger der Geschäftswelt im 16. und noch am Anfang des 17. Jahrhunderts eigen war, durchaus fehlte. Fugger und Genossen waren die Kapitalsmächte jener Zeit, welche, je nach Gesinnung und geschäftlichem Interesse, immer aber wie von Macht zu Macht, mit den Regierungen unterhandelten und kontrahierten. Die Verbindung Oppenheimers mit dem Hofe hatte bei weitem nicht diesen Charakter. Er übernimmt und besorgt alles, was gebraucht wird, nicht nur den Bedarf der Armee an den zur Kriegsführung notwendigen Ausrüstungen und Geld für die Staatskasse, sondern auch den Gebrauch des Hofstaates und nicht nur diesen; auch den anderer großer adeliger Herren, vom vornehmen Brautgeschenk bis zur Küchen- und Kellereinrichtung. Seine Haltung dem Staate gegenüber ist nicht die eines mächtigen Bankherren; denn nicht

nur sein Titel — Hof-Faktor — sondern auch das, was er nicht nur dem Hofe, sondern auch anderen großen Herren leistet, erinnert an die Stellung des „Galizischen Faktors“ bei den großen und kleinen Schlachzizen Galiziens in der Gegenwart. Er fühlt sich tatsächlich und offensichtlich als Diener des Hofes; er ist der, trotz aller Erfahrungen, stets Bereitwillige und Liebenswürdige, doch dieser seiner Liebenswürdigkeit fehlt die Würde.

Diese seine Haltung hat sicherlich ihre Quelle darin, daß seine Bankunternehmung nicht, wie seinerzeit jene der geschilderten großen oberdeutschen Kaufleute aus dem Welthandel hervorgegangen ist. Oppenheimer hat, wie alle diese Hofjuden in einer ganz anderen kleineren Atmosphäre begonnen. Aus dieser letzteren ist auch, zumindest zu einem sehr großen Teile sein Schicksal und das seines Hauses zu erklären. Auf die bürgerliche Stellung — wenn man dieses Wort überhaupt hier anwenden darf — welche er sowohl wie die anderen Finanzjuden in Wien damals und noch später gesetzlich einnahmen, komme ich erst später im Zusammenhang mit der Wirtschaftsgeschichte der Wiener Juden zu sprechen. Hier habe ich es nur mit Oppenheimer als einem Repräsentanten der Hof- und Finanzjuden überhaupt zu tun. Die Geringschätzung, die man ihm, dem Chef eines der größten Geschäftshäuser zu zeigen wagte, drückt sich am deutlichsten in der Rücksichtslosigkeit aus, mit welcher man die geschäftlichen Verpflichtungen gegen ihn betrachtete. Oppenheimer hatte den ganzen Weltkredit seiner Firma für den Staat, welcher sich damals in einer Krise befand, aufgeboten und war hierdurch aller Welt Geld schuldig geworden, als er 1703 starb.

Der Abschluß seines arbeitsreichen Lebens sollte die Resultate seiner Arbeit feststellen lassen. Welche waren sie? Sie zeigen sich als merkwürdig jämmerliche. Das von Grunwald beigebrachte Material beschränkt sich einzig auf die Staatsarchive und ist gerade für diese Frage nahezu wertlos. Es besteht aus einigen Referaten von Regierungsbeamten, welche sich nicht mit dem Vermögensstande seiner Firma befaßten, sondern dem Wunsche galten, die Schulden der Regierung an den Verstorbenen nicht zahlen zu müssen, dann aus einigen anonymen, nicht datierten Schriftstücken, Denunziationen von geradezu abenteuerlichem Inhalt, usw.

Von der Firma selbst haben sich nicht nur keine Inventuren und Bilanzen wie von den Fuggers, sondern überhaupt nichts aus ihrem Geschäftsbetrieb direkt Herrührendes erhalten, es ist alles verschwunden. Grunwald selbst, bei der Schwierigkeit, das in den Akten gefundene Material geschäftlich zu durchdringen und zu entwirren, spricht sich über diesen gewiß sehr wichtigen Punkt zur Beurteilung Oppenheimers, sowie seiner Zeit und der damaligen Geschäftsverhältnisse vorsichtigerweise nicht aus. Ich will dennoch diesen Versuch unternehmen. Halten wir uns an das, was sich als unzweifelhaft feststellen läßt.

Zwischen 1702—03 hatte Oppenheimer von der Regierung auf seine Forderungen statt baren Geldes eine Anweisung im Betrage von 5 Millionen Gulden auf die Eingänge aus der Vermögenssteuer an die Verwaltungen der Erblande, welche sie einhoben und verwalteten, erhalten. Die Erblande sollten diese Summe in 10—12 Jahresraten an Oppenheimer bezahlen. Diese Überweisung hatte den offenbaren Zweck gehabt, durch diese, wenn auch nur rein buchmäßige Verminderung des Schuldenstandes an ihn Platz zu machen für einen neuen Kredit von 5 Millionen, die zu beschaffen er sich im Jänner 1702 verpflichtet hatte. Diesen Betrag von 5 Millionen Gulden muß also die Regierung beim Tode Oppenheimers unbedingt an die Firma geschuldet haben. Schuldete sie noch mehr? War außer dem Guthaben der Firma an die Regierung noch anderes Vermögen von irgend welcher Bedeutung vorhanden? Hierüber liegt nur e i n e Aufzeichnung vor: Emanuel Oppenheimer, der ihm als Chef des Hauses nachfolgende Sohn, beziffert in dem Prozesse, den er gegen die Finanzverwaltung zu führen genötigt war, in den Eingaben vom 18. Oktober 1713 und 9. April 1714 seine Forderungen auf 6 Millionen. In diesen 6 Millionen, resp. in der zugewachsenen 1 Million sind offenbar die Zinsen für den ganzen Zeitraum mit inbegriffen. Die Kapitalsschuld des Staates an Oppenheimer zur Zeit seines Todes kann also nicht, oder nur wenig mehr als diese 5 Millionen betragen haben. Als einzig sichere Ziffer haben wir daher nur diese 5 Millionen vor uns. Zu dieser Ziffer tritt noch eine zweite, ebenso sichere Tatsache: nämlich von den Anweisungen an die Erblande, welche der Referent der Hofkammer

selbst als eine so fragwürdige Unterlage bezeichnet hatte, „daß niemand außer Oppenheimer auch nur einen Kreuzer darauf leihen würde“, zahlten die erbländischen Verwaltungen tatsächlich auch nicht diesen Kreuzer.

Wie verhielt sich nach dem Tode Oppenheimers die Regierung? Nicht nur, daß von einer Rücklösung der an ihn gegebenen Anweisung keine Rede war, nicht nur, daß sie überhaupt an die Firma weiter nichts zahlte, sondern sie griff sogar, um sich jeder Zahlung entziehen zu können, zu einem Gewaltakt: sie erklärte über die Firma den Konkurs. Eine gerichtliche oder sonstige Aufnahme des Vermögens fehlt ganz und gar. Es liegt nur eine sehr bedeutungsvolle Nachricht vor: dem allein unzweifelhaften Aktivum der 5 Millionen stand ein großes Passivum gegenüber, nämlich jene großen Summen, welche das Haus des Verstorbenen an die ausländische Bankwelt teils für aufgenommene Bardarlehen, hauptsächlich aber durch auf sie abgegebene und von ihnen akzeptierte Tratten schuldig geworden und die ausnahmslos für die Zwecke der österreichischen Finanzverwaltung verwendet worden waren. Der Gesamtbetrag derselben ist heute nicht mehr festzustellen, aber er muß ein sehr bedeutender gewesen sein, so bedeutend, daß hierdurch ein großer Teil, wahrscheinlich der größere, der Aktiva bilanzmäßig aufgezehrt worden sein muß.

Um diese Gläubiger, welche sich über alle großen Städte des Kontinents verteilten, und die gesamte Bankwelt in Aufregung und Entrüstung gegen die österreichische Regierung versetzten, zu beruhigen, hatte die Regierung eine eigene Bank, die Girobank, welche diese Gläubiger bezahlen sollte, zu errichten befohlen; sie gelangte allerdings nicht zur Ausführung, weil die Fonds für dieselbe nicht zu beschaffen waren. Aber die ganze Aktiva verschwand förmlich, zumindest in ihrem Hauptteile, unter der Hand der sie schuldenden Regierung; denn sie bestritt jetzt im Konkursverfahren diese ihre Schuld an die Verlassenschaft und stellte Gegenforderungen im Betrage von rund 3 Millionen Gulden auf. Zur Erhebung derselben hatte sie einen eigenen Gerichtshof — Judicium delegatum — errichtet, welcher alle Geschäfte, Lieferungen wie Darlehen, welche die Regierung im Verlaufe der dreißigjährigen Verbindung mit Oppenheimer gemacht hatte, jetzt untersuchen

mußte. Die zahlreichen ausländischen Gläubiger der Firma, welche von dem Plane der Girobank nur genarrt worden waren und ebensowenig von der Konkursmasse Zahlung erlangen konnten, hatten sich vereinigt und große Anstrengungen gemacht, um von der österreichischen Regierung eine solche zu erhalten, doch blieben ihre Bemühungen vergeblich, sie selbst unbezahlt.

Genaues oder auch nur Ungenaues über das Endergebnis des Konkursverfahrens, namentlich ob überhaupt ein Vermögen an die Erben gekommen, ist heute nicht mehr festzustellen. Doch spricht die ganze Sachlage durchaus für das Gegenteil und es ist mir sozusagen unter der Feder für meine Ansicht ein gewichtiges Argument zugewachsen.[1])

---

[1]) Seitdem ich nämlich meine Ansicht über das verhältnismäßig geringe eigene Vermögen Oppenheimers niedergeschrieben, ist durch Taglicht in seinen „Judennachlässen" aus den Akten das Testament Samuel Oppenheimers mitgeteilt worden — ich füge es darum noch während des Druckes ein — dessen Inhalt bestätigt ganz merkwürdig mein Urteil. Oppenheimer schätzt — wie Taglicht meint — augenscheinlich seinen Besitz auf rund 800 000 Gulden. Von seinen vier lebenden Kindern und den Kindern seines verstorbenen Sohnes erhalten die beiden Töchter Frument Guggenheimer und Leah Drach je 100 000 Fl. Er setzt eben voraus, daß seine Haupterben, die beiden Söhne Emanuel und Wolf, je 200 000 Fl. erben würden. Sollten aber ihre Erbanteile — heißt es — weniger als diese Summe (!!) betragen, so wären die Erbesteile der Kinder seines verstorbenen Sohnes Moses und die Legate an die Enkel und Enkelinnen der lebenden Kinder um ein Drittel zu kürzen. Vor diesem Testamente bricht die ganze Legende von den in den Geschäften mit dem Staate Österreich erworbenen vielen Millionen Oppenheimers, allerdings aber auch die gegen ihn erhobenen Anklagen in nichts zusammen.

Der Grund, daß die Autoren, welche bisher dem Schicksal Samuel Oppenheimers ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben, über den wirklichen Stand seines reinen Vermögens zu keiner Klarheit gekommen sind, entspringt ganz deutlich einem Irrtume. Mit der Eröffnung des Konkurses über Samuel Oppenheimers Nachlaß mußte jede Verbindung zwischen diesem Hause und der Regierung ein Ende finden und gefunden haben. Faktisch und juristisch waren Anleihen der Nachlaßmasse an letztere unmöglich. Emanuel Oppenheimer hingegen sowie auch sein Bruder Wolf bemühen sich weiter, bald für sich allein, bald als Teilnehmer anderer, in Geschäften mit der Regierung. Im Verlaufe der Jahre gelangt nun Emanuel zu Forderungen an die österreichische Staatsverwaltung, und wenn er dieselben außergerichtlich oder im Prozeßwege geltend zu machen sucht, so bringt er als der nachfolgende Chef des Hauses Samuel Oppenheimer dessen alte sechs Millionen ungetrennt von den seinigen immer mit auf. Daß diese sechs Millionen eine durchaus spezielle Post bilden, beweist auch

Doch ist damit das Kapitel Oppenheimer noch nicht erledigt. Es kommt bei einer Betrachtung dieser Art nicht auf die numerische Ziffer des Vermögens, sondern auf die Bedeutung desselben für die Zeit an, in der es besteht und wirkt. Am besten illustriert das ein Vergleich des Oppenheimerschen Vermögens für das Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, und des Vermögens der Fugger im 16. Diese besaßen zur Zeit ihrer höchsten Blüte, das ist bei der Bilanz des Jahres 1546 gleichfalls keine höhere Summe als 5 Millionen Gulden, die auch Oppenheimer besessen haben soll. Was repräsentierten jene Fuggerschen 5 Millionen an finanzieller Macht, d. h. im Verhältnis zu dem damaligen Nationalvermögen, dem der Gesamtheit?

Ehrenberg veranschlagt die 5 Millionen in ihrer Bedeutung im 16. Jahrhundert für die Gegenwart auf etwa 60 Millionen Mark. Das halte ich nicht für genügend. Das Fuggersche Vermögen war das größte geschäftliche seiner Zeit in ganz Europa und in dieser seiner Größe damals alleinstehend. 60 Millionen sind heute lange nicht annähernd der größte Privatbesitz und die Zahl der Häuser, welche sich dessen erfreuen, ist in den Hauptstädten auch nur Europas viel größer, als man vermuten sollte. Der adäquate Mann in der Gegenwart könnte nur wieder ein solcher sein, welcher mit seinem Vermögen auf dem Kontinente allein steht. Welche ökonomische Macht käme nun, 150 Jahre später den 5 Millionen Oppenheimers zu? Ich sage ausdrücklich „käme", weil sie im besten Falle nur sehr reduziert bestanden. Der Gegenforderung der Regierung von 3 Millionen lege ich keinen großen Glauben und darum kein Gewicht bei; sie hatte bei seinen Lebzeiten ihrer nie die geringste Erwähnung getan. Am 1. Februar 1703 erteilte der Kaiser ihm und den Seinen wenigstens ein Patent, das alle ihre Forderungen anerkennt. Weder die Hofkanzlei, noch irgend eine Militär- oder Kameralstelle solle Macht oder Recht haben, „sie zu alterieren oder anzufechten".

---

noch eine andere Tatsache. Im Jahre 1716 will die Regierung die Schuld an Samuel Oppenheimer mit einer Million Gulden liquidieren. Emanuel geht nicht darauf ein, 1719 erfloß das Erkenntnis, welches allen Anforderungen Samuel Oppenheimers, resp. seiner Rechtsnachfolger ein gewaltsames Ende machte.

Da weckte der Tod Oppenheimers das Bestreben, sich aller Schulden gegen ihn zu entledigen. Die Finanzminister jener Zeit hatten überhaupt wenig kaufmännische Rechtlichkeit und den Juden gegenüber schon gar keine.

Nehmen wir also an, die Gegenforderungen seien ganz oder größtenteils ungerechtfertigt und ziehen wir sie bei einer rechten und gerechten Aufstellung gar nicht in Betracht. Ganz unzweifelhaft richtig hingegen war durch ihren rein kaufmännischen Charakter die Passiva Oppenheimers. Zweifellos aber hätten die 5 Millionen Oppenheimers, selbst wenn wir sie für voll annehmen, durch den so tief gesunkenen Geldpreis gegen die gleichen Millionen Fuggers nur den inneren Wert eines Fünftels oder Sechstels und wahrscheinlich eines noch viel geringeren Bruchteiles.[1]) Diesen letzteren selbständig, nach eigener Kalkulation zu bestimmen, kann ich unterlassen. Ob man ihm diese oder jene Höhe zumißt, über einen Punkt kann kein Zweifel herrschen: Oppenheimer markiert nicht

[1]) Wohl nicht für die Mehrzahl, doch immerhin für so manchen der Leser dürfte eine Begründung dieses Ausspruches nicht überflüssig erscheinen. Der Wert des Geldes, will sagen seine Kaufkraft, war zu verschiedenen Zeiten ein verschiedener und für große Perioden schwankender. Es erreicht seine größte Höhe in der Wirtschaftsgeschichte etwa im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, also zur Zeit der höchsten Entwicklung des Fuggerschen Hauses und des oberdeutschen Handels überhaupt. Von da ab ist es unaufhaltsam bis zum heutigen Tage ohne jede Unterbrechung gefallen. Da eine Preisstatistik erst seit kurzer Zeit, kaum seit einem Jahrhundert, versucht worden ist, so sind für das Ausmaß, in welchem sich in den einzelnen Perioden der Rückgang vollzogen hat, nur einzelne Preisangaben von Rohstoffen, namentlich jene über die notwendigsten Lebensmittel, bestimmend. Nach diesem unzweifelhaften Maßstab muß der Fall in jener, der Entdeckung der neuen amerikanischen Gold- und Silbergruben folgenden ganzen Periode am heftigsten gewesen sein. So ersehen wir mit zweifelloser Sicherheit, daß sehr bald nach den neuen Funden, selbst in Ländern, welche dem neuen Goldstrom nicht so nahe stehen, wie Spanien, Portugal usw., der Geldwert beispielsweise in England auf ein Drittel, im Elsaß auf die Hälfte gesunken ist. Altmeister Roscher „vermutet" noch, daß seit dem Ausgang des Mittelalters, das wäre also seit dem 16. Jahrhundert, der Wert des Geldes auf ein Fünftel gesunken ist, obwohl er selbst anführt, daß zu Anfang des 19. Jahrhunderts der Geldpreis des Getreides zumindest siebenmal so hoch war, wie im 15. Jahrhundert. Neuere Forscher gehen ungleich weiter oder vielmehr tiefer als Roscher.

Zifferngemäß sicher festzustellen, wieviel von dieser ungeheuerlichen Verminderung des Geldwertes gerade auf die 150 Jahre zwischen Jakob Fugger und Samuel Oppenheimer entfällt, ist nicht möglich.

nur für seine Person, sondern als Type für das ganze jüdische Bankgeschäft jener Zeit, namentlich Deutschlands, prinzipiell denselben kleinen Charakter, welchen bei der Wiederaufnahme der kaufmännischen Tätigkeit der Juden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch deren Warenhandel besaß.

Ich sage ausdrücklich „prinzipiell"; ich kann ja ohne weiteres zugeben, daß die finanzielle Stellung Oppenheimers nach außen hin gegen den Kapitalsbetrieb Jakob Fuggers und Genossen nicht ganz jene Differenz aufweist, welche die Kommerzgeschichte zwischen dem großartigen Welthandel des Fuggerschen Kreises, dem der oberdeutschen Kaufleute überhaupt, und dem jüdischen Handel zur Zeit der Madame Glückel aufzeigte; jedoch ist sie immer noch mehr als genug groß, um das als sicher festzustellen, was ich behauptet.

Den geringen Vermögensstand Samuel Oppenheimers halte ich damit erwiesen. Nun ist Oppenheimer, wenn er auch unter den damaligen Finanzjuden sicherlich der bedeutendste gewesen, doch immerhin nur eine einzelne Persönlichkeit, bloß ein Haus, und man könnte es nicht mit Unrecht ablehnen, aus dem Stande und Ende gerade dieses Mannes auf die gleichen Verhältnisse in der jüdischen Hälfte der ganzen Finanz-Branche einen Schluß ziehen zu sollen. Wie verhält es sich also im allgemeinen und überhaupt in dem jüdischen Zweig? Da ist vor allem das Schicksal der gesamten Oppenheimerschen Familie charakteristisch. Die anderen Mitglieder derselben, Söhne, Brüder usw. sind nicht seine formellen Gesellschafter, nicht im Konkurs inbegriffen gewesen, sie sind dem Anscheine nach wohlsituierte und eifrige Unternehmer von Anlehen, Lieferungen usw., aber so sehr sie sich auch bemühen, ihr Niedergang ist unausweichlich. Die meisten von ihnen geraten in Konkurs, ihr Besitz, mobiler wie immobiler, wird vergantet. Speziell von Emanuel Oppenheimer teilt Grunwald die diesbezüglichen Daten aus dem Wiener Diarium mit.

Waren es vielleicht nur die Oppenheimer, welche so schlimm geendet haben? Das war ganz und gar nicht der Fall. Das Los scheint ein mehr oder weniger allgemeines der jüdischen Geldmänner Wiens in jener Zeit gewesen zu sein, und auch die Hauptursache für diesen ungünstigen Verlauf ist sichtlich die gleiche. Sie

wandelten eben dieselben gefährlichen Wege, sie forcierten diese Geschäfte mit wenigen eigenen und vielen fremden Mitteln, und zwar auch dann, wenn weder der Gewinn, noch die Sicherheiten genügend waren. Und die letzteren zeigten sich dann zumeist als nicht vorhanden gewesen, die Regierungen und Höfe, wie beispielsweise einer der angesehensten, der Kurbayrische, zahlten den Juden nicht — das mußte zum Absturz führen.

Natürlich war Samuel Oppenheimer in Geschäft und Stellung, als Hof- und Finanzjude, als Lieferant und Regierungsbankier nicht allein geblieben; er hatte Konkurrenten wie Nathan Oppenheimer, Mayer Herschel, Herz Lehmann und andere gefunden. Sie waren sämtlich seine Nachahmer, sie kombinierten, wenn auch im kleineren Rahmen, Lieferungen und Darlehen und hatten gleich ihm den Ehrgeiz, als Diener des Staates zu gelten.

Erst allmählich und nur sehr vereinzelt, tritt eine Besserung ein. In dem ruh- und rastlosen Treiben, in dem unkaufmännischen Gemenge von Lieferung, Anlehen und Bankgeschäft trennt sich hauptsächlich das letztere von dem ersteren. Diese Wendung vollzieht vor allem der frühere Prokurist Oppenheimers, Samson Wertheimer. Der Erfolg zeigt sie als die richtige, er wird effektiv, d. h. im Verhältnis zu seinem Betriebe, reich und gebietender Finanzmann. Er büßt diesen Erfolg damit, daß er zu den Zwangsanleihen 500 000 Fl. beitragen muß. Sein hinterlassenes Vermögen von 1 830 660 Fl. fast durchaus in realen, sicheren Werten in einer Anzahl von Häusern in Wien und anderen Städten Österreichs und Deutschlands, in einem für den Kommerz bestimmten Juwelenlager von mehr als 20 000 Fl., Wechseln, fundierten Obligationen usw. (Passiva 72 400 Fl.) verrät eine ganz andere Gebarung als die des unruhigen Geistes Oppenheimers.

Sein Sohn Wolf verläßt wieder die Wege Samsons, scheint jene Oppenheimers gewandelt zu sein, 1733 reicht er seinen Konkurs ein, Aktiva nominell 7 325 948 Fl., die Passiva 4 734 981 Fl., der Aktiven Überschuß, nominell 2 590 967 Fl. ist wertlos. Doch ist Wolf Wertheimers Laufbahn nur als eine vorübergehende Episode zu betrachten; neben und nach derselben hatte sich die gesündere Entwicklung, die mit Samson Wertheimer begonnen hatte, fortgesetzt. Und die große Bedeutung Samuel Oppenheimers,

welche trotz aller seiner Schwächen und Fehler ihm nicht abzusprechen ist, liegt eben darin, daß das eigentliche Bankgeschäft Wiens, namentlich die internationale Seite desselben, von ihm herrührte. Er war der erste, wenn er es auch nur behufs seiner Geschäfte mit der österreichischen Staatsverwaltung getan, welcher die Geldquellen ganz Deutschlands, Amsterdams, Londons usw. nach Österreich leitete; ein Wechsel- und Geldverkehr, welcher durch seinen Sturz nur vorübergehend unterbrochen, aber nichtsdestoweniger ein dauernder geworden war. Die Fäden, welche er angeknüpft hatte, wurden nach seinem Zusammenbruche von seinen Nachfolgern, Samson Wertheimer, dann von Sinzheimer, Schlesinger, später von Arnstein und Eskeles wieder aufgenommen, der gesunde Teil seines Geschäftes weitergepflegt. Sie alle standen wohl auch, namentlich der Erstgenannte, der österreichischen Regierung stets in der patriotischesten Weise zur Verfügung, aber fast immer nur in den Grenzen des reinen Bankgeschäftes, das sie von allen Lieferungen so viel als möglich fernhielten.

Doch Anfang und Fortsetzung auch dieser prosperierenden Juden sind bescheiden, ihr ganzer Betrieb hält sich in korrekten und angemessenen Grenzen, von Millionen-Reichtümern ist absolut keine Rede und sie lassen sich nach ihrer finanziellen Stellung mit den Fugger, Welser und Genossen vielleicht noch viel weniger vergleichen als Oppenheimer.

Die kommune öffentliche Meinung war allerdings eine andere; gegenüber den Juden ist die Anschauung, namentlich der kleineren Schichten, von jeher von der optischen Täuschung, die Juden prinzipiell für reich zu halten, beherrscht worden. Wie der Christ von zwei Nachbarn den rastlos tätigen jüdischen viel öfter zu Gesicht bekommt, als den christlichen, so sieht er auch das immer verhältnismäßig geringere Vermögen, mit welchem der Jude hantiert, ungleich häufiger rollen, als den vielmal stabileren und selbst in geschäftlicher Verwendung ruhigeren christlichen Besitz. An diesem Irrtum fehlte es selbstverständlich auch damals nicht. Die Regierungen hatten ihren Grund, ihn der Welt zu belassen. Durch die häufigen Staatsbankerotte und gewalttätiges Vorgehen von seiten der Fürsten waren sie in Mißkredit gekommen, Bürger und Bauern wollten ihre Sparpfennige den Staatskassen nicht

direkt, sondern nur, wenn der Jude dazwischen stand, anvertrauen. Die oberen Behörden aber waren sich über den eigentlichen Vermögensstand dieser Geldjuden durchaus klar.

Noch 1762 berichtet die Hofkanzlei an die Kaiserin Maria Theresia, daß die Juden außer Arnsteiner, Leidesdorfer und Eskeles arm seien. Und damit traf sie das Richtige. Das Vermögen jener Wiener Juden, welche in dieser Zeit Bankgeschäfte betrieben, war gering und in ihrem Drange nach Geschäft und Gewinn schritten sie weit über die Grenzen dessen, was sie auch nur für die vermittelnde Stellung, welche sie einnahmen, leisten konnten.

In Deutschland, nicht nur in Berlin, sondern auch in zahlreichen anderen, namentlich in den freien Reichsstädten, war vielfach im Zusammenhang mit der wieder aufblühenden Handelstätigkeit der Juden, schon etwa ein Jahrhundert nach dem westfälischen Frieden, ein gesunder Stand jüdischer Bankiers von Wichtigkeit entstanden, welcher beispielsweise zur Zeit Friedrichs des Großen von Bedeutung und Einfluß war. In der österreichischen Metropole jedoch hielten in den jüdischen Kreisen die geschilderten Verhältnisse bis zur Periode an, da die große Kriegsepoche der Revolutions- und Franzosenkriege beendigt war. Erst von da ab bei allgemein günstigen Erwerbsverhältnissen sehen wir auch hier einen jüdischen Bankierstand, reich, bedeutend, leistungsfähig entstehen.

Soweit die Börse und das ganze Gebiet der Effekten, der mobilen Kapitalsanlagen, überhaupt in Betracht kommt, knüpft sich in Wien die Entwicklung wesentlich an den Namen Rothschild; doch liegt kein innerer Grund vor, die nun gefolgte Entwicklung des jüdischen Bankwesens in Wien gerade an dieser Stelle zu verfolgen. Das soll erst später in einem anderen sachlichen Zusammenhang geschehen.

Im Gegenteil beendige ich hier die übersichtliche Darstellung der Schicksale der Juden auf europäischem Boden, welche ich in den drei Abschnitten des zweiten Kapitels gezeichnet habe, indem ich das Dargestellte noch einmal in wenigen Sätzen zusammenfasse und nach einer bestimmten Richtung im Ergebnis feststelle, eine Konklusion ziehe. Die durch geschäftliche Entwicklung aus dem Orient nach Europa verpflanzte Judenschaft hatte durch ein ganzes Jahrtausend daselbst die größte ökonomische Rolle

gespielt. Dann ward sie aus dieser ihrer Stellung vollständig verdrängt, die Juden wurden kleine Leute, welche mit wenigen Ausnahmen, wie die eines Teiles der spaniolischen Juden, sich allüberall mit den kleinsten Mitteln und in den kleinsten Kreisen betätigen konnten und durften. Auf dem tiefen Niveau, auf das sie gewaltsam hinabgedrückt worden, waren sie durch drei Jahrhunderte ebenso gewaltsam festgehalten worden. Als dann nach dem Dreißigjährigen Kriege der Druck lockerer wurde und ihnen gestattete wieder aufzutauchen, zeigte sich allerdings, daß das jämmerliche Milieu, in welchem sie sich mehr als zehn Generationen hindurch hatten bewegen müssen, ihren Geist und ihre Fähigkeiten nicht vollständig erstickt hatte. Sie begannen die Winkel, in die sie sich hatten zurückziehen müssen, zu verlassen, pflanzten sich in weiteren Gebieten kommerziell in dem für sie günstiger gewordenen Boden aufs neue ein; doch hatte die schlimme niederdrückende Vergangenheit, was ja übrigens nur selbstverständlich, auf sie nicht ohne starken Einfluß bleiben können; das zeigt ganz deutlich die Art ihres Neuanfanges, er ist entsprechend ihrem ganz geringfügigen Besitze sehr bescheiden. Der große internationale Handelsgeist, mit welchem die Juden von ungefähr dem 3. bis 13. Jahrhundert sozusagen das Geschäft ganz Europas besorgt hatten, war in dem Trödel und Kramhandel verloren gegangen. Sie sind jetzt keine ökonomischen Stürmer, nur langsam und allmählich wachsen ihre Geschäfte; wir sehen Betriebsamkeit, Emsigkeit, aber nichts verrät den großen Zug, oder auch nur die Möglichkeit des großen Könnens. Ich bitte den Leser, dieses Resultat festzuhalten und zugleich muß ich in seine Erinnerung zurückrufen, welche Veranlassung mich zu dieser Zeichnung geführt hat. „Die Geschichte des Preßburger Ghetto“ — sagte ich am Schlusse des ersten Kapitels — „kann nur dann in die richtige Beleuchtung gelangen, wenn man sie an dem allgemeinen Schicksale der Juden mißt.“ Dieses allgemeine Schicksal der Juden liegt jetzt vor dem Leser. Ich werde demnach zu dem Geschicke des Preßburger Ghetto im nächsten, dem dritten Kapitel übergehen, die Parallelität und der Zusammenhang mit dem europäischen Gang der die Juden betreffenden Ereignisse wird sich ergeben; aber ich muß noch vorher zur Ergänzung und Befestigung meiner Darstellung gerade das Buch

eines Mannes heranziehen, den ich als Gegner meiner Anschauungen betrachten muß.

Über das von mir in diesem Kapitel ausgeführte Thema des Schicksals der Juden in Europa, ihre ökonomische Geschichte und ihren Einfluß auf die Wirtschaft der europäischen Völker ist nämlich in den letzten Jahren Werner Sombarts „Die Juden und das Wirtschaftsleben“ erschienen.

Von den eigentlich Führenden auf dem Gebiete der Nationalökonomie und Wirtschaftsgeschichte hat das Buch keine Kritik erfahren. „Keine Antwort ist auch eine Antwort“, lautet ein Sprichwort. Einzig von Lujo Brentano lag eine kurze Äußerung vor, die so scharf ablehnend lautet, daß ich sie nicht wiederholen möchte, trotzdem sie durch ein Wiener Organ schon in die Öffentlichkeit gelangt ist. Aber an einem anderen Orte, nämlich in der „Neuen Freien Presse Nr. 18299“, „Vor siebenhundert Jahren“ wirft er dem Autor jenes Buches nicht nur „Ahnungslosigkeit“ über die Entstehung des Kapitalismus vor, sondern erhebt auch gegen ihn den vom wissenschaftlichen Standpunkt allerschwersten Vorwurf, „daß es ihm um der ‚These‘ willen auf eine völlige Verkehrung nicht ankomme“. Das ist eine Verurteilung, welche über mein Urteil über Sombart weit hinausgeht.

Sonstige berufene Gelehrte, wie Oppenheimer, Steckelmacher, Hoffmann, Gutmann, Feuchtwanger, dann Rachfahl und der Historiker G. v. Below haben bei vielfacher Anerkennung für einzelnes das Fundament des Buches für das ganze von ihm aufgerichtete Gebäude als tragunfähig nachgewiesen; die Mauern sind zusammengestürzt, so daß von demselben als Gewinn für die Wissenschaft nur mehr einzelne glänzende Trümmerstücke übrig geblieben sind. Dafür aber hat es im Publikum eine größere Verbreitung gefunden, als Werke dieser Art zu erreichen pflegen. Es ist nämlich brillant, mit wahrhaft dichterischem Schwunge geschrieben, wie in Farbenpracht getaucht und wo der Verfasser sich nicht bestrebt, sich nicht geradezu anstrengt durch Kombination und Konstruktion sensationelle, zuweilen seltsame Entdeckungen zu machen, sondern rein aus seinem eigenen Geiste schöpft, wie beispielsweise in dem Kapitel über die Psyche der Juden der Gegenwart, ist es glänzend, geradezu genial. Ich führe von seinen

„Entdeckungen“ die hauptsächlichsten an: sie sind in konkreter Nacktheit und Bestimmtheit, befreit von den mancherlei anderen mitgeführten, mehr nebensächlichen Momenten und Motiven folgende:

Die Juden sind kein Handelsvolk „geworden“, sie sind es von Uranfang her immer gewesen und als solches auch als die Schöpfer des Kapitalismus der Welt anzusehen. Dieser ihr Handelsgeist entstammt der Wüste, dem Nomadenleben, welches sie vor der Einwanderung nach Palästina geführt haben. Das beweise auch die ureigenste Schöpfung des jüdischen Geistes: die Bibel; sie sei von vornherein voll Handelsgeistes. Die Religion der Juden sei von Anfang an der Erwerb; ihr Verhältnis zu Jehovah, dessen Verbindung mit ihnen, dem von ihm auserwählten Volke sei eine rein geschäftliche; sie tauschen den Segen von oben gegen die Befolgung der Gebote Gottes.

Das heißt denn doch — ich bedauere es einem so glänzenden Geist gegenüber aussprechen zu müssen — der Tendenz zuliebe durchaus an der Oberfläche verweilen. In der Bibel hat Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen, „das Wort, das sollt ihr lassen stahn“. Historisch zeigt sich ein Umgekehrtes. Geschichtlich hat sich der Mensch — es gilt dies ausnahmslos von jeder positiven Religion — seinen Gott nach dem Menschenbilde konstruiert und geformt. Die Religion konstruiert nicht den Volksgeist, sondern ist eine Schöpfung desselben, genau so wie Sitte und Recht. Aus den Wolken tobt der Sturm, gehen Blitz und Donner, fallen die Wasserfluten auf die Erde nieder; nicht dieser oder jener Glaube, nicht diese oder jene Offenbarung schaffen die Religion. Die Naturgewalten wecken in dem ohnmächtigen Menschen die Ahnung, diese ringt sich zu einer Erklärung durch und diese gestaltet sich zur Religion, welche darum, je nach der Beschaffenheit des Landes und der erreichten Kulturhöhe des Volkes immer eine verschiedene sein wird.

Wotan und Jesus, Allah und Brahma sprechen die Gedanken ihres Volkes und durchaus seine Sprache.

So hat auch nicht die Religion den jüdischen Volksgeist, sondern umgekehrt, Geist und Charakter des jüdischen Volkes haben seine Religion geschaffen. Und für das Verhältnis zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe war den Juden von Anfang an jenes zwischen

Vater und Sohn das allernächste und reinste. Jehovah spricht in der Bibel zum Juden genau so, wie mehr oder weniger jeder Vater zu seinem Kinde immer geredet hat und auch heute noch redet; oder wenn man will, auch wie ein König zu seinen Untertanen; nicht umsonst beginnt das Hauptbekenntnis der Bußtage mit den Worten: „Owinu malkenu“ „Unser Vater und König“. Er verspricht den Gehorsamen und Pflichttreuen Belohnung und droht dem Ungehorsamen und Pflichtvergessenen mit Strafe und Unglück. Das ist menschlich, vielleicht allzu menschlich für den Gottesbegriff, aber historisch begründet durch die Religionsgeschichte der Welt. Und macht die phantastische Erklärung der jüdischen Religion durch die Entstehung des kapitalistischen Geistes zwischen dem Sande und dem Manna der Wüste sehr überflüssig. Mehr oder weniger entbehrt wohl keine der positiven Religionen dieses Gedankens von Lohn und Strafe. So ist auch im Christentum trotz des vielfach neuen Gedankenkreises nicht nur die alte Anschauung mit stehen geblieben, sondern in der praktischen Christenlehre hat sie als Himmel und Hölle, welche dem biblischen Judentum fremde Begriffe sind, eine praktische nicht kleine Verwendung. Und das ist sehr natürlich, der Satan ist viel verständlicher als Thomas a Kempis und die Versenkung in Gott.

Als Hauptstütze dieser seiner Behauptung führt Sombart den babylonischen Talmud an. Und diese Rolle, welche er dem babylonischen Talmud zuschreibt, ist es, die mich veranlaßt hat, schon früher auf die babylonische Episode überhaupt einzugehen. Er sagt: „der babylonische Talmud sei nur die Weiterentwicklung des schon in der Bibel herrschenden Handelsgeistes. In demselben sei nicht nur ein reiches Material über die Fragen von Mein und Dein, von Besitz und Erwerb, über die Handels- und ökonomischen Verhältnisse überhaupt vorhanden, er bringe nicht nur diesbezüglich reiche juristische Erörterungen; er bekunde eine hohe ökonomische, namentlich kaufmännische Einsicht, er sei ein Lehrbuch des Handels.“ Bibel und Talmud haben nach seiner Meinung die Juden den Handel gelehrt, die Juden zu einem „Handelsvolke“ gemacht.

Nach dieser Ansicht Sombarts könnte man ebenso gut behaupten, daß die poetische Dichtung nicht aus dem Volksgeiste heraus,

nach und nach sich entwickelt hat, sondern nach dem ersten Lehrbuch der Poetik entstanden sei.

Ich kann aber Herrn Professor Sombart mit diesem Vergleiche, so schlagend er manchem Leser erscheinen mag, nicht abtun wollen. Dazu ist sein früheres Buch „Über die Entstehung des Kapitalismus" zu bedeutend und dieses, wenn auch nicht für die Wissenschaft, so doch zumindest für die Juden oder vielmehr für die Agitation gegen sie zu wichtig. Ich kann daher nicht umhin, so wenig ich direkt polemisch gestimmt bin, gerade dieser seiner Ansicht von der Entstehung des Handels der Juden durch Bibel und Talmud ein eingehendes Wort zu widmen; gewiß nicht zur Aufklärung Sombarts; die braucht er wahrlich nicht und ebensowenig zu jener etwa der wissenschaftlichen Kreise, aber zur Aufklärung der Leser seines „Judenbuches".

Für jeden Handelsverkehr bilden sich notwendig bestimmte Vorgänge und Formen, in denen er sich gleichartig bewegen muß, weil er sonst unmöglich ist. Diese Vorgänge brauchen und erreichen eine rechtliche Formulierung, welche zuerst als „Gewohnheitsrecht" Gestalt und Leben gewinnt. Nach und nach im Laufe der Entwicklung genügt jedoch dieses Gewohnheitsrecht nicht mehr, denn es entstehen fort und fort neue Verhältnisse und mit ihnen neue Fragen, auf welche dieses nicht sofort eine Antwort gibt. Es muß aus ihm die neue Antwort erst durch eine neue Denkarbeit, welche aus dem bisherigen Rechte die Entscheidung auch für den neuen Fall zu ziehen vermag, gefunden werden. Genau so ist das Germanische Recht, lange vor jeder Juristerei aus dem Leben heraus, ist auch das Römische Recht, ist jedes Recht entstanden. Die entstehenden neuen Verhältnisse bedingen dann notwendig auch neues Recht, führen zu seiner wissenschaftlichen Behandlung, machen schließlich seine Kodifizierung, das heißt seine Zusammenfassung in einem Gesetzbuche notwendig. Diese Art der Rechtsentstehung ist die einzig mögliche und einzig historische, im allgemeinen wie im besonderen. Der kaufmännische Wechsel hat erst nach hunderten von Jahren seines Bestandes sein Wechselrecht geschaffen; die Aktie erst, nachdem sie schon lange bestanden hat, ein Aktienrecht gezeugt, und ein Handelsgesetzbuch haben wir gar erst nach vielen tausend Jahren des Handels erhalten.

Wenden wir nun diese ganz unzweifelhaft feststehende und ewige Art der Rechtsbildung auf vorliegenden Fall, nämlich auf die Frage des Verhältnisses zwischen jüdischem Handel und Talmud an.

In Babylon lebte, wie oben erzählt, während des Bestandes des Babylonischen und des Perserreiches und weiter unter den Diadochen, also jedenfalls durch Jahrhunderte hindurch, eine jüdische Bevölkerung von berufsmäßigem Handel nicht kleiner Art, sondern offenbar von großem Umfange und lebhaftem Charakter. Und dieser jüdische Handel in Babylon brauchte gerade so wie jeder Handel eine juristische Formulierung. Sie findet natürlich ihren Platz im Talmud, aber nicht nur sie, die ja nur einen verhältnismäßig sehr kleinen Platz einnimmt; sondern das ganze Denken und Wissen der Juden auf allen anderen Gebieten der Wissenschaft, der Astronomie, der Philosophie, so daß diese Enzyklopädie der ganzen Denkarbeit der Juden ein Bild ihres Kulturlebens wird, dessen Textkern, die Mischna, erst 189 n. Chr. fixiert wurde. Auf diesem Wege kamen auch alle die Materien von Mein und Dein, Besitz und Erwerb, Arbeit und Handel, Geld und Kapital in den Talmud.

Und das war um so natürlicher, um so selbstverständlicher, als ja seine zahlreichen Schöpfer keiner besonderen Klasse, sondern den arbeitenden Ständen, den Gewerbsleuten, Bodenbesitzern, Kaufleuten angehörten. Genau so verhält es sich in dieser Hinsicht mit dem Zwillingsbruder des babylonischen Talmud, nämlich mit dem in Palästina entstandenen jerusalemischen. Im ganzen sind Stoff und Gedankengang die gleichartigen wie im babylonischen. Nichtsdestoweniger unterscheiden sie sich nach zwei Seiten hin: Jener babylonisch-jüdische Jargon, von dem ich schon im zweiten Kapitel gesprochen, hat auch auf die Sprache des dort entstandenen Talmud abgefärbt, während der jerusalemische Talmud zwar auch nicht mehr in der rein aramäischen Sprache, sondern gleichfalls in einem, wenn auch anderen Dialekt abgefaßt ist. Wichtiger ist ein sachlicher Unterschied. Das Wirtschafts-, das Kulturleben überhaupt war zu jener Zeit in Babylon ungleich stärker entwickelt als in Palästina und dementsprechend steht der babylonische Talmud an Umfang-, Aus- und Durchbildung der Materien —

mit Ausnahme des Religionselementes — über dem jerusalemischen. Umgekehrt war Palästina ökonomisch und sozial weniger entwickelt, aber — wie schon früher bemerkt — der Sitz des Tempels, das Zentrum speziell des religiösen Denkens geblieben, und dementsprechend spielt im jerusalemischen Talmud alles, was mit der Religion zusammenhängt — Dogmatik, Dialektik, Ritus — die wichtigere Rolle, so daß er gerade für diese Seite des Lebens bei differenten Ansichten die größere Autorität besaß und noch besitzt. — Für unsere Erörterung hier kommt demnach nur der babylonische Kodex in Betracht.

Seine juristischen und ökonomischen Abschnitte, die Herrn Professor Sombart so überaus imponieren, haben nach dem eben Auseinandergesetzten also den jüdischen Handel nicht geschaffen, sondern sind umgekehrt der Niederschlag des halbtausendjährigen Handels der Juden von der Rückkehr aus Babylon bis zur Zerstörung des jüdischen Reiches, und der weiteren Jahrhunderte bis 500 und 400 nach Christi, in welchem Zeitpunkte erst die beiden Talmude ihre Gesamtfeststellung gefunden haben, welche Texte unter anderem auch mit zum Handelsgesetz der Juden überhaupt geworden sind.

Zum Verständnis und zur Würdigung der zweiten Entdeckung Sombarts muß ich an eine genugsam bekannte historische Tatsache erinnern. Im 16. Jahrhundert, also gerade in jener Epoche, in welcher — wie schon früher von mir dargestellt — der allgemeine ökonomische Niedergang der Juden seinen Tiefpunkt erreicht hatte, war in der Volkswirtschaft Mitteleuropas ein ungeheuerer Aufschwung eingetreten, von welchem ab sicherlich und unzweifelhaft die ganze moderne wirtschaftliche Entwicklung und die Entstehung dessen, was man mit dem modernen Kapitalismus bezeichnet, datiert. Nun behauptet Sombart, daß diese ungeheuere Wendung nicht auf die oben erwähnten weltgeschichtlichen Ereignisse zurückzuführen, sondern der Hauptsache nach durch die Tätigkeit der Juden in jener Zeit hervorgebracht worden sei.

Die Juden wären „die Schöpfer der ganzen modernen wirtschaftlichen Bewegung“, das würde sagen: ohne sie hätten Frankreich, England, Deutschland keine industrielle und keine kommerzielle Entwicklung, keine solche Wirtschaft gekannt. Selbst das Wirt-

schaftsleben Amerikas — vermeint er — hätten die Yankees ohne die Hilfe der Juden nicht schaffen können. „Die Juden sind" — sagt er ausdrücklich — „wie ein ganz besonderer Faden, man könnte sagen, wie ein goldener Faden in einem Gewebe von Anfang bis zu Ende in die amerikanische Volkswirtschaft hineingewoben, so daß diese ihre eigentliche Musterung durch sie vom ersten Augenblick an empfängt" (III).

Ein gewaltiger Schluß, zu dessen Billigung und Anerkennung die einzelnen, vereinzelten von ihm beigebrachten neuen und gewiß auch richtigen Tatsachen sicherlich lange nicht ausreichen.

Mit dieser seiner Behauptung tritt er demnach all dem, was bisher in der Wirtschaftsgeschichte festgestanden, diametral entgegen. Er tut dies mit einer apodiktischen Entschiedenheit, welche nur durch die Ergebnisse mathematischer Berechnung, wie in der Astronomie, durch die Resultate des physikalischen und chemischen Experimentes, aber nicht durch die Geschichtskonstruktion, auf die sein Buch fast ganz aufgebaut ist, als gerechtfertigt erscheint. So nennt er es eine „geradezu schnurrige Idee" der bisherigen Wirtschaftshistoriker, der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien einen maßgebenden Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung Europas zuzuschreiben.

Wie soll der neu entdeckte Seeweg — so fragt er ausdrücklich — dem Weltverkehr eine andere Richtung gegeben haben? Als ob der Weg von Genua nach Amerika oder Ostindien nicht derselbe wäre, wie der von Amsterdam oder London oder Hamburg dorthin? Das ist ein gar merkwürdiger Einwand! Merkwürdig darum, weil doch der erstbeste, praktische Geschäftsmann die Aufklärung geben kann, wie sie übrigens über meine Mitteilungen und Veranlassung schon vor längerer Zeit von anderer Seite vorgebracht worden ist. Vorher hatten arabische und indische Kaufleute ihre Waren zur See an die Landenge von Suez gebracht, dort mußten sie ausgeladen werden; andere Kaufleute brachten sie wieder an die Häfen des mittelländischen Meeres, wo sie von den Venedigern, Genuesern und anderen seefahrenden Kaufleuten gekauft und nach den süddeutschen Städten, nach dem Westen und Norden ihren Absatz fanden. Auf dem neuen Wege aber verlud man die Waren im indischen Hafen und führte sie ohne jede Unterbrechung, ohne

jeden Zwischenhandel und Zwischengewinn nach den europäischen Häfen.

Eine solche Fülle einerseits von Unterschätzung der wichtigsten, anderseits weitgehendster subjektiver Überschätzung einzelner Fakten häufen sich in dem Buche in dem Maße, daß sie die Grundsteine des ganzen von Sombart aufgerichteten Gebäudes bilden, und wenn man sie entfernt, von demselben wenig mehr bleibt, als dessen ästhetische Schönheiten. Das haben die oben von mir namentlich angeführten Kritiker ausführlich und eindringlich nachgewiesen. Diese Schönheiten des Buches sind allerdings bestechend. Von den nahezu hundert bedeutenden und unbedeutenden Rezensionen über dasselbe, welche zu meiner Kenntnis gelangt sind — und ich glaube nicht, daß mir eine wesentliche entgangen ist — bringen ausnahmslos alle den Satz:

„Wie die Sonne geht Israel über Europa, wo es hinkommt, sprießt neues Leben hervor, wo es wegzieht, da modert alles, was bisher geblüht hatte."

Solche Stellen von einem sprachlichen Reize, wie sie nicht häufig anzutreffen, finden sich hier in Fülle; sie sind aber nicht die Geistesblitze eines Gottbegnadeten, sie verlöschen wie die Raketen eines Feuerwerkes und können das Gesamturteil über die von Sombart behaupteten Resultate seiner Untersuchungen nicht ändern. Soll ich wagen, das meine auszusprechen? Jawohl, das Buch ist ein glänzendes Feuilleton, auf welches eine Fülle von geistiger Energie und Tatkraft verwendet worden ist, die — weiß Gott — eine bessere Verwendung verdient hätten.

Dem Gemälde, welches er von der Situation der Juden, ihrer Tätigkeit und ihrem Einfluß auf das Wirtschaftsleben während des 16. Jahrhunderts entwirft, steht das von mir hier gezeichnete Bild durchaus entgegen. Nach meiner Zeichnung befanden sich die Juden Europas von der Zeit nach den Kreuzzügen angefangen, überall im entschiedenen Verfall; und diese Juden, welche aus dem Handel vertrieben, zu kleinen Schacherern und Trödlern herabgesunken, im Geldhandel zu armen Teufeln geworden waren, sollen die wirtschaftliche Epoche Europas geschaffen haben? Das ist unmöglich. Gewiß waren sie nicht ganz verschwunden, war ihr Geist nicht vollständig gebrochen, in einzelnen Strähnen kommt

ihre Handelstätigkeit immer wieder zum Vorschein. Wenn sie aus dem einen Gebiete, in welchem sie gelebt und gestrebt, gearbeitet und geleistet hatten, vertrieben worden waren und sich nicht sofort ganz aufgeben wollten, mußten sie an einer anderen Stelle wieder auftauchen. Ein klassisches Beispiel hierfür liefert Spanien. Dort hatte die ökonomische Bedeutung der Juden viel länger standgehalten als in Deutschland; dafür traf sie die Katastrophe am Anfang des 16. Jahrhunderts um so plötzlicher und radikaler. Sie wurden bekanntermaßen vertrieben und mußten sich sämtlich eine neue Heimat suchen. Ein Teil der Juden ging nach dem Balkan, Salonik ist seit jener Zeit durchaus spaniolisch-jüdisch. Die anderen Vertriebenen gehen nach verschiedenen Plätzen; aber nie nach dem handelsarmen Osten, d. h. nach Polen oder Rußland, trotzdem sie gerade dort schon von einer sehr großen jüdischen Bevölkerung Aufnahme gefunden hätten, sondern in allererster Linie nach jenen Plätzen, in denen ein Handel schon besteht, an welchem sie sich auch tatsächlich, wenn auch unter großen Beschränkungen und zumeist unter drückenden Bedingungen, lebhaft beteiligen.

Solcher und ähnlicher Erscheinungen zählen wir natürlich auch in jenen Perioden mehr als eine, aber der Eindruck, welchen das von der Judenschaft jener Zeit gebotene Bild macht, wird dadurch nicht aufgehoben.

Gerade diese einzelnen Züge aber, welche in der Gesamtwirtschaft jener Zeit offenbar und sichtbar gar nicht voll entscheidend sind, bestrebt sich Sombart gewaltsam zu einer Gesamtansicht zusammenzufügen, welche das Gegenteil beweisen soll, nämlich, daß die Juden den spiritus movens, die schöpferische Kraft gebildet, daß sie die Schöpfer des damals entstandenen Kapitalismus gewesen; implizite würde dies alle die Angriffe, welche gegen den Kapitalismus gerichtet werden, auf die Juden hinlenken müssen! Nun denkt man heute in der Nationalökonomie über die wirtschaftliche Bedeutung des Kapitals anders als in jener Zeit, da der gewaltige Geist von Karl Marx den linken Flügel dieser Disziplin beherrschte, da selbst in Österreich ein ausgesprochener Gegner des Kapitals — Schäffle, welcher allerdings später in seinem Buche „Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie“ eine aufrichtige Umkehr be-

kannte — ohne daß es besonders auffiel, Handelsminister werden konnte. Und diese Wandlung[1]) hat sich nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Ansicht der sozialdemokratischen Partei selbst vollzogen, wie das gegenwärtige Übergewicht der Revisionisten in Deutschland deutlich zeigt. Man ist zu einer besseren Einsicht gelangt. Kapital und Kapitalismus haben auf einem gewissen Standpunkt der Entwicklung in der Kulturwelt nie gefehlt; sie haben im römischen Weltreich im reichsten Maße bestanden — nur daß der antike Kapitalismus eine restlose, keinen versöhnenden Zug aufweisende Ausbeutung der Massen war. Welchen Charakter hat dagegen die heutige, sogenannte kapitalistische Wirtschaft? Die ganze große Tendenz des vorigen Jahrhunderts und der Gegenwart, durch die Technik, durch Eisenbahnen und Dampfschiffe, Gas und Elektrizität und alle anderen Erfindungen, die Differenzen der Lebenshaltung zwischen Besitz und Nichtbesitz zu verkleinern, ist nur durch das Kapital möglich geworden. Nur die kapitalistische Maschine hat den Arbeiter befreit und eine Verkürzung der Arbeitszeit möglich gemacht, die Produktion in einer Weise vermehrt, daß auch auf die untersten Klassen eine ganz andere Quote der Produkte entfallen kann und auch tatsächlich entfällt.

Nur die moderne Industrie hat die Organisierung der Arbeitenden in einen vierten Stand ermöglicht; ein Kulturfortschritt von nicht zu verkennender Bedeutung.

Aber selbst wenn die Juden in dem Ausmaße die Gründer der kapitalistischen Wirtschaft wären, wie sie es sicherlich nicht sind, so würde das ebensowenig gegen, wie für sie geltend gemacht werden können. „Affectus hominum“ sagt Spinoza — sind weder zu tadeln noch zu loben, sondern zu begreifen; sed intelligere — das gilt sicherlich noch entschiedener von geschichtlichen Entwicklungen. Auf dieser reinen Höhe wissenschaftlicher Betrachtung scheint nach meiner subjektiven Ansicht das Buch Sombarts nicht zu stehen. Seine Objektivität ist eine genau abgemessene und

---

[1]) Ich darf wohl sagen: mir ist diese Wandlung erspart geblieben. Ich habe das nun folgende der Hauptsache nach in meiner ersten Schrift „Die soziale Frage in Wien“ ausgesprochen, an diesen Ansichten festgehalten und ihnen wiederholt durch Jahre her publizistischen Ausdruck gegeben.

ad hoc konstruierte, ich möchte sagen taktische mechanische, keine seelische. Aus seinem Buche strömt ein Hauch, welcher den Eindruck hinterläßt, als ob der Verfasser zu jenen Männern der Wissenschaft gehört — ich erinnere hier an den Konflikt zwischen Treitschke und Grätz — die trotz des Ernstes, mit welchem sie an die Sache herantreten, unbewußt eine Empfindung mitbringen, von welcher sie sich nicht frei gemacht haben. Damit schließe ich die Bekämpfung der Ansichten des geehrten Herrn Professors, muß aber eine persönliche Bemerkung anfügen. Kurz, kursorisch hatte ich die „natürliche Schöpfungsgeschichte" der heutigen Judenschaft schon in meinem „jüdischen Kaufmann" gegeben, mit ihm ist aber unmittelbar gleichzeitig das Buch Sombarts erschienen, dessen — zugegeben „rücksichtslose" Kritik einen großen Teil des vorliegenden Kapitels ausfüllt. Meine Ansichten standen den in seinem Buche gegebenen schnurstraks entgegen. Die Tendenz, mit welcher er zu Werke gegangen, das, was er behauptet hat, war eine nicht abzuweisende Aufforderung an mich, ihm, wenn auch einige Jahre dazwischen liegen, jetzt, wo mir die Gelegenheit dazu gegeben war, entgegenzutreten. Die Widerlegung hat eine Ausdehnung erhalten, vielleicht zu groß für manchen Leser, sie ist es gewiß nicht für die Behandlung eines kulturgeschichtlichen Themas, namentlich eines solchen, das vielfach auch noch in die Jetztzeit hineinspielt. Wie soll man Kulturgeschichte behandeln? Alle und jede Vergangenheit war einst Gegenwart, erfüllt von lebenden Menschen. Man muß also imstande sein, wenigstens sich bemühen, die Menschen, die gewesen, so zu schildern, daß sie in ihrem Denken und Fühlen, im Leben und Streben, in ihrem Wirken und Handeln vor uns stehen und sich bewegen. Und wenn ich in diesem Sinne nicht gescheut habe, Samuel Oppenheimer und namentlich die Madame Glückel, diese klassische Type bestimmter Menschen und beredte Quelle einer bestimmten Zeit ungeachtet des hierdurch erforderlichen Raumes vorzuführen, so dürfte es den Leser kaum gereuen, diese beiden Erscheinungen kennen gelernt zu haben.

Und hiermit nehme ich von dem Werke Sombarts Abschied und kehre zu meinem eigentlichen Thema, dem Schicksale der Preßburger Juden, zurück.

3. Kapitel

Die Schicksale des Preßburger Ghetto

Messen wir nun an diesem erzählten allgemeinen Schauspiel, sowohl das Bild Preßburgs überhaupt, wie speziell jenes seiner Judenschaft aus dem 16. Jahrhundert. Da hatte die Stadt offenbar jenen agrarischen Charakter, welcher die meisten Städte mit ihrer Entstehung verbindet, noch nicht verloren; sie trug ihn noch sehr stark. Wenn es sich zeigt, daß laut Ausweis des Steuerbuches vom Jahre 1434 von 819 Steuerträgern mehr als die Hälfte, nämlich 465 mit der Weinsteuer belastet sind und von 26 berufsmäßigen Fischern zugleich 16 den Weinbau betreiben, dann muß man unter den Beschäftigungen der städtischen Bürgerschaft der Urproduktion sicherlich noch die führende Stelle zuerkennen.

Und ebenso wird das enge Band, welches das städtische Leben mit der agrarischen Tätigkeit verknüpft hatte, aus den Testamenten der Bürgerschaft, wie aus den städtischen Grund- und Rechnungsbüchern erkennbar. In Städten von so vorwiegend agrarischem Charakter konnte aber das Gewerbe zu keiner Bedeutung gelangen. Das war auch in Preßburg der Fall. Die Stadt war klein, der Konsum darin und der Bedarf der ringsum liegenden Dorfschaften, welche sonst von der Stadt versorgt zu werden pflegen, zu jener Zeit minimal. Die Schwäche des Handwerks in Preßburg zeigte sich auch äußerlich darin, daß die Zünfte, ganz verschieden von der Entwicklung in den reichsdeutschen Städten, und selbst in Wien, zu keiner irgendwie bedeutenden politischen Macht gelangt waren.

Ein anderes Bild bietet dagegen der städtische Handel Preßburgs jener Zeit, wie andererseits jener der Juden. Diese besaßen

damals ihr Viertel in der Stadt selbst, in der Hutterergasse, der heutigen Hummelgasse. Sie zeigte noch Spuren der früheren Zeit, in welcher die Abgeschlossenheit nicht so streng gewesen war. Mitten im Ghetto befand sich ein „Christenhof", in der Stadt selbst, in der Gegend des heutigen Fischertors, ein „Judenhof", nachweislich im Besitze der Juden und von ihnen bewohnt. Was uns aber die Quellen über ihren Handel berichten, zeigt uns dort die Juden nicht mehr im Besitze des Warenhandels — den hatten sie schon verloren — sondern nur als Geldhändler, als Darleiher, zu denen bisweilen der Stadtrat selbst seine Zuflucht nimmt. Dagegen aber sehen wir einen eigentlichen, für diese Stadt und jene Zeit nicht unbedeutenden Handel in Christenhänden; Steuerlisten, Rechtsbücher, Urkunden, unterscheiden Krämer, Kleinhändler und Engrossisten, welch letztere nicht nur einen lokalen, sondern auch einen beachtenswerten Transithandel nach dem weiteren Ungarn und über die Grenze nach Österreich betreiben. Die erhaltenen Ausweise der von den Preßburger Kaufleuten den beiden „Dreißigstämtern" in der Nähe Preßburgs gezahlten Zölle zeigen gleichfalls die Ausdehnung dieses Handels.

Nun ereilt auch die Preßburger Juden die gleiche Katastrophe wie in fast allen Städten Deutschlands. Ihr Schicksal ist das gleiche, nur mußte der Vorwand aus den damaligen Ereignissen hergeleitet und ihnen angepaßt sein.

Nach der Schlacht bei Mohacs, 1526, wälzten sich die türkischen Heeresmassen über Ungarn, Schrecken und Entsetzen verbreitend, die Flucht wurde eine allgemeine. In Preßburg verließ auch ein Teil der Juden mit Hinterlassung von Hab und Gut die Hutterergasse mit der ausgesprochenen Absicht, wieder in ihr Heim zurückzukehren. Bevor sie dies noch ausführen konnten, schritt der Stadtrat bei der Königinwitwe und Regentin Maria ein und verlangte als Strafe für diese Flucht einzelner jüdischer Hausbesitzer die Austreibung sämtlicher Juden aus der Stadt. In einer Urkunde von 1527 erteilt die Königin tatsächlich diesen Befehl und gibt ihre Zustimmung zum Verlangen der Bürgerschaft, die sämtlichen Häuser der Juden konfiszieren und verkaufen zu dürfen; den Erlös sollten sie zur Ausbesserung der Befestigungen verwenden. Gnadenweise solle den Nichtgeflüchteten der Betrag aus dem

Verkaufe ihrer Häuser ausgefolgt werden. Ganz derselbe Vorfall und mit dem ganz gleichen Ausgange vollzieht sich gleichzeitig in Ödenburg. Der ausgezeichnete Historiker der Stadt Preßburg, Professor Dr. Theodor Ortvay, dessen Güte ich die Kenntnis dieser Tatsachen verdanke, wird die diesbezüglichen Urkunden im siebenten Bande seiner „Geschichte der Stadt Preßburg" — sie ist heute erst bis zum dritten gelangt — publizieren.

Die Analogie mit den erwähnten Verhältnissen in Deutschland geht jedoch noch weiter. Auf die Katastrophe für die Juden folgen weitere solche für das Land. Die nun ständigen Türkenkriege, die fast zwei Jahrhunderte dauernde Okkupierung des größten Teiles von Ungarn durch die Türken — unweit der Tore Preßburgs, in Gran, residierte der türkische Pascha — devastieren ganz Ungarn, lähmen jede wirtschaftliche Tätigkeit und ruinieren den gesamten Handel, welcher vor allem des Friedens und der Sicherheit bedarf.

Hierzu treten die Folgen der gewaltsam versuchten Gegenreformation, der Krieg der Jesuiten gegen die Protestanten. Sie kommen in das Land mit der Parole: Hungariam primum facere miseram, deinde catholicam, deinde germanicam, d. h. Ungarn erst elend machen, dann katholisch, dann deutsch.

Hauptsächlich dieser Versuch ruft die Aufstände unter den beiden Rakoczys und Tököly hervor, und diese ständigen Unruhen bringen Ungarn tatsächlich dem Ruine nahe; die Kurutzen verwüsten das Land bis an die Mauern Wiens, kurz, es treten Zustände ein, welche an die ähnlichen nach dem Dreißigjährigen Kriege in Deutschland erinnern.

Als dann die Türken endlich besiegt und aus dem Lande vertrieben waren, damit auch die Aufstände ein Ende nahmen, wieder Friede im Lande und ein wirtschaftlicher Neuaufbau möglich war, haben auch hieran die ungarischen Juden — gleichwie ihre Stammesgenossen in Deutschland — den stärksten Anteil genommen, indem sie allüberall im Lande den zerrütteten Handel wieder aufrichteten.

Nicht am wenigsten in Preßburg, von wo sie 1527 vertrieben worden waren. Wie die Juden in Deutschland vor den Toren der ihnen noch verschlossenen Städte, so hatten sie sich schon früher

und zwar in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts auf dem Palffyschen Schloßgrunde neu angesiedelt; von daher datiert die schon oben angeführte politische Zweiteilung der Judengasse. Der fürstlich Palffysche Majoratsherr gewährte ihnen Schutz und ihrer Gemeinde eine gewisse Autonomie. Aber erst jetzt, nach hergestellten ruhigen Zuständen hatten sie Gelegenheit, eine große Aufgabe zu erfüllen. Der frühere von den städtischen Bürgern betriebene Import- und Transithandel Preßburgs war in den Stürmen der Zeit untergegangen; aber die neu angesiedelten Juden gaben der Stadt wieder einen Kommerz, wenn auch von anderem Charakter. Sie versorgten nicht nur die Stadtbevölkerung mit den Erzeugnissen der böhmischen, mährischen und schlesischen Weberbezirke und der in Wien neu geschaffenen Textilindustrie, sondern sie rufen auch einen Engroshandel ins Leben, indem sie die Kleinhändler, Krämer und Hausierer innerhalb eines sehr großen Kreises zu ihren Kunden machten. Der Weg, den sie hierbei gegangen, läßt sich heute noch verfolgen. Den Dörfern nord- und westwärts bis an die niederösterreichische Landes- und Zollgrenze, jenen bis zum Eingang des Waagtales, den Ortschaften in der Schütt, sowie jenseits der Donau bis ungefähr Wieselburg lag die neue Einkaufsquelle in unmittelbarer und bequemer Nähe. Aber unsere Juden ziehen die ganze weite Slovakei bis in die Bergstädte dadurch heran, daß sie aus dem kleinen Körner- und Produktenmarkte Tyrnau gleichsam eine Messe für den Absatz von Textilwaren schaffen, zu der sich auch noch zu meiner Zeit selbst Tuchfabrikanten, wie die Neutitscheiner und Zwittauer, Sgalitzer und Iglauer regelmäßig einfanden. Demselben Zwecke diente nach einer anderen Richtung der Raaber Markt. Dem steigenden Konsum konnte aber die zeitlich beschränkte Marktgelegenheit nicht genügen, und die Marktkunden gewöhnten sich, auch in der Zwischenzeit, den Preßburger Platz selbst aufzusuchen. Bald traten die Händler der zwischen den beiden hier gezeichneten Linien liegenden dritten Linie, nämlich jener an der Donau bis Gran und Komorn hinzu, der Handelsplatz war fertig.

Meine Darstellung wäre nicht vollständig, wenn ich nicht darauf hinwiese, daß Beginn und Fortdauer dieser Tätigkeit in hohem

Maße durch den Bestand der Zwischenzollinie zwischen den Erblanden und Ungarn unterstützt worden ist.

Diese Zollinie stammte noch aus der Zeit der ungarischen Könige, welche aus rein fiskalischen Gründen von der ganzen Einfuhr den dreißigsten Teil des Wertes erhoben. — Die Zollstätten hießen darum „Dreißigstämter“.

Die habsburgischen Regenten, statt vernünftigerweise diese Zwischenzollinie aufzuheben, hielten an ihr, trotzdem sie ein stetes Gravamen des Landtages bildete, fest und erhöhten noch den Zoll.

Die Manipulation auf diesen Dreißigstämtern war aber eine äußerst beschwerliche, langsame und schikanöse; Umständlichkeiten, die, wie mir mein Vater oft erzählte, von den kleinen Händlern aus den Dörfern, den Hausierern und Krämern nicht gut zu bewältigen waren.

Speziell die Einbruchstation für Preßburg und das ganze mit ihm zusammenhängende Gebiet, das Dreißigstamt in Wolfstal hatte in dieser Beziehung einen schlimmen Ruf.

Preßburg war nun die der Zwischenzollinie überhaupt nächste Stadt. Dieser fiskalische Zwischenzoll wirkte aber auf die Entstehung des Preßburger Handels wie ein Prohibitivzoll von industrieller Tendenz auf die Entstehung einer Industrie. Ich setze also die Entstehung eines regelmäßigen und nicht unbedeutenden Engroshandels im Preßburger Ghetto verhältnismäßig sehr früh ein, ins letzte Viertel des 17. Jahrhunderts.

Mir ergibt sich diese Bestimmung nicht nur aus dem pragmatischen Zusammenhange des wirtschaftlichen Verlaufes, sondern aus einem bestimmten, konkreten Momente, aus der Baugeschichte des Ghetto selbst. Wie ich oben dargelegt, bestand das Ghetto zuerst nur aus der von den Ansiedlern auf Palffyschem Grunde erbauten Häuserzeile; sie lag parallel jenem Teile der Stadtmauer, welche sich von der „breiten Treppe“ in der Höhe des Michaelertores bis zum ehemaligen Wödritzertor, das zum Dome führte, hinzog.

Die Gebäude, welche noch heute diese erste und älteste Reihe bilden, stehen schon durchwegs an Stelle der von den ersten Ansiedlern errichteten kleinen Bauten, welche durch wiederholte, die ganze Gasse verheerende Brände vernichtet wurden. Nichts-

destoweniger tragen diese Ersatzbauten in Konstruktion, Bauweise und Ausstattung den Typus eines sehr hohen Alters.[1])

Alle ihre Erbauer sind nachweislich Textilhändler gewesen.

Den stärksten Beweis jedoch für den weit zurückreichenden Beginn dieses Engroskommerzes unserer Preßburger Juden liefert jenes lokalgeschichtliche Ereignis, welches der Judengasse ihre heutige Ausdehnung und Gestalt gegeben hat.

Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts sind die Befestigungen der Stadt, von denen nur der eine Michaelerturm erhalten geblieben ist, niedergelegt worden. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat man mit dieser Niederlegung dort, wo die heutige Judengasse sich nach rechts wendet, begonnen, sie in das Wödritzertor fortgesetzt, bis 1776 der letzte Teil der Stadtmauer abgetragen und aus dem dortigen Stadtgraben die heutige Promenade hergestellt wurde.

Unsere Juden waren durch den Handel bereits genug kräftig geworden, um die ihnen am Rande des aufgelassenen Stadtgrabens gegenüberliegenden Parzellen vom Stadtrate kaufen zu können. Es war städtischer Grund, aber den Stadtrat lockte das Geld und er gewährte ihnen die Erlaubnis, auf diesem Streifen zu wohnen und zu handeln. Sie bauten also auf diesem Platz eine neue Linie von Häusern.

Der Textilhandel hat das Preßburger Ghetto geschaffen, wie nahezu 200 Jahre später der Wiener Quai für und durch den gleichen Handel der Wiener Juden entstanden ist.

Den charakteristischesten Nachweis für den von mir gesuchten Zusammenhang zwischen der Baugeschichte des Ghetto und der Entwicklung seines Handels liefert ein bestimmtes Haus, das größte des Ghetto in der neuen Häuserreihe, der „Bernauersche Hof". Drei Generationen ein und derselben Kaufmannsfamilie bauten daran. Die erste den ältesten, linksseitigen, die zweite den rechtsseitigen späteren neuen Flügel, die dritte den Hoftrakt. Diese dritten Bernauer habe ich selbst in meiner Kindheit schon als alte Leute gekannt. Den Chef der zweiten, Salomon Bernauer, kenne ich nur aus den Jugenderinnerungen und Mitteilungen meines Vaters; von dem ersten hat er selbst nur aus der Tradition gewußt.

[1]) Seit der ersten Publikation ist durch den ausgedehnten Brand, Mai 1912, ein großer Teil derselben vernichtet worden.

Und diesem ersten muß ein schon ganz verschollener Kaufmann vorangegangen sein, welcher zu dem damaligen Wohlstand der Familie den ersten Grund gelegt hat.

Diese vier Generationen — von 1831, meinem Geburtsjahr — nach rückwärts gerechnet, reichen nahe bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts.

Der dem Engroshandel entsprungene Wohlstand scheint sich auch in ruhigem Flusse weiter entwickelt zu haben. Denn die Tradition in Preßburg hat die Erinnerung an eine stattliche Reihe von bedeutenden Männern in der Gemeinde erhalten, die sämtlich für jene Zeit bedeutende Engros-Manufakturgeschäfte betrieben und denen es gewiß nicht an zahlreichen weiteren Geschäftskollegen, deren Namen sich nicht wie jene der Hervorragenderen erhalten haben, gefehlt hat. Von Unterbrechungen kenne ich aus den Erinnerungen des Ghetto nur eine.

Preßburg wurde nämlich durch die Franzosenkriege stark berührt und mitgenommen. 1809 wollten die Franzosen, gerade so wie die Preußen 1866, bei Preßburg über die Donau setzen. Der Schloßberg beherrscht das gegenüberliegende Donauufer mit dem dahinterliegenden Flachland, die günstigste Position, um eine Brücke zu schlagen; Preßburg wird belagert, beschossen, besetzt, Napoleon zieht ein.

Eines Morgens hebt meine Großmutter — die schon vorgeführte Spitzenmacherin — meinen Vater aus dem Bett und zeigt dem fünfjährigen Jungen den auf den Schloßberg reitenden Kaiser mit den Worten: „Sieh, vor diesem kleinen Manne zittert die ganze Welt“, eine Erinnerung, von der mein Vater noch sprach, als er schon ein Greis geworden war.

Die Störung hielt einige Jahre an und während derselben übersiedelten die schon früher erwähnten Preßburger Kaufleute teils nach Wien, teils nach Pest, auf welchen Plätzen sie zu Firmen von Rang wurden.

Mit den friedlichen Zuständen hob sich natürlich wieder der Handel im Ghetto in Preßburg und gewann jene Gestalt, welche ich in meiner Kindheit gekannt und hier geschildert habe, bis ihm in unserer Zeit eine gänzliche Änderung der Verhältnisse ein Ende machte. Die Aufhebung der Zwischenzollinie, die aus allen

Richtungen nach Wien führenden Eisenbahnen, die nach und nach eintretende Ersetzung des Hausierhandels durch stabile Krämer, dann wieder deren teilweise Auffaugung durch bessere Handlungen in den größeren Ortschaften, der immer mehr zunehmende Absatz durch Reisende mußten diesen Zwischenplatz vor den Toren Wiens nach und nach aufhören lassen.

Heute ist die Judengasse verödet. Die alten Häuser stehen noch aufrecht, aber die Läden sind meist geschlossen, sie sind wertlos, in den Wohnungen hausen jetzt die Ärmsten, Christen und Juden durcheinander.

Das einstige Erwerbsleben derselben, Handwerk, Klein- und Großhandel habe ich zu zeichnen versucht, doch genügt diese Zeichnung nicht — nicht mir, wohl auch nicht dem Leser; denn wie waren die Erwerbenden selbst, die Männer und Frauen des Ghetto?

Diese Frage zu beantworten, will ich im nächsten Kapitel versuchen.

4. Kapitel.

Die Frauen und Männer der Judengasse. Die „bürgerliche Gesellschaft" des Ghetto

Das Bild, das die jetzt tote Gasse einst bot, steht mir noch lebhaft vor Augen. Kleinhändler und Großhändler, „Landsjuden", Damen aus der Stadt, die „shopping" durch die Gasse schlendern, Bäuerinnen, ihre Einkäufe in den Läden machend, Fuhrleute, die Kisten abladen; dazwischen bald ein Hochzeitszug — die Trauungen fanden stets unter freiem Himmel statt — dann ein Leichenwagen, Kinder, Lastträger usw. tummeln sich in diesem engen Raume, auf einem Pflaster, das diesen Namen kaum verdient, durcheinander. Es ist dasselbe Bild, das ich nicht nur in belebten Geschäftsvierteln orientalischer, sondern auch europäischer Städte wiedergefunden habe. Aber die Straßen aller Ghettos erhielten eine besondere Farbe durch einen speziellen Einschlag: den des weiblichen Elementes — ich meine nicht das Ewig-Weibliche Goethes, sondern jene Frauen des Ghetto, deren Tätigkeit in allen Läden neben jener der Männer deutlich erkennbar hervortritt.

Ich möchte bei diesem Zuge in der Physiognomie der Gasse einen Moment verweilen, weil durch die Verhältnisse, die ihn schufen, auch die Frauen einen eigenen Charakter, ihr Sein und Wesen einen besonderen Inhalt gewannen.

Sie waren fast ausnahmslos vom Morgen bis zum Abend im Geschäfte tätig.

Gewisse Eigentümlichkeiten wird jede, im Erwerb kräftig mitwirkende Frau, natürlich auch die nichtjüdische, gewinnen, aber in voller abgeschlossener Ausbildung habe ich sie eben nur bei den Jüdinnen des Ghetto gefunden.

Kräftig und vernünftig steht sie vom Morgen bis zum Abend ihrem Manne zur Seite; in der Arbeit ist sie zäher und geduldiger als er; sie ist ihm aber keine bloße Gehilfin, sondern nach jeder Richtung hin eine fortwährende Stütze und Unterstützung. Dieses Weib ohne Schulbildung, ohne das, was man heute als „Erziehung" anstrebt und teuer bezahlt, ist stark genug, um nicht nur mitzuarbeiten, sondern auch weltklug genug, um mitzuraten. Und das liegt in der Natur der Sache. Die Frau, die in einem solchen Maße, namentlich in einem Engrosgeschäfte mitarbeitet, steht fortwährend Menschen gegenüber, die sie zum Denken zwingen. Sie will ihnen Ware verkaufen, muß demnach ihren Geschmack, ihren Bedarf erraten, bis zu einem Grade ihre freundliche Gesinnung gewinnen. Diese Menschen wollen von ihr Kredit erhalten, da gilt es denn, vorsichtig ihre Kreditwürdigkeit abzumessen, ihre Verhältnisse zu studieren. Das alles hat für die individuelle Ausbildung der Ehefrau, für die Denkübung eine ganz andere Kraft, als der Jour, der Zeitungsroman, das Theater, die Promenade.

Eigentlich war jede dieser jüdischen Geschäftsfrauen mehr oder weniger eine scharf umrissene Persönlichkeit. Diese schafft kein „Mädchenlyzeum", sondern nur die „Arbeit", die Notwendigkeit zu denken, zu sorgen. Ich gebe ohne weiteres zu: diese Weiber des Ghetto waren dem Manne, d. h. dem männlichen Wesen nähergerückt, standen ihm näher als die heutigen Frauen. Haben sie deshalb an Weiblichkeit verloren? Ja, aber nur in einem einzigen Punkte, der ihnen, dem Manne, der Familie, ihrer Welt sehr zum Vorteil gereichte. Ich habe die Verschiedenheit zwischen dem Denken und Handeln des Mannes und der Frau zumeist darin gefunden, daß diese den Unterschied zwischen wichtigen und unwichtigen Dingen viel schwerer als der Mann erfaßt. In der Regel denkt sie an die letzteren, ist sogar ungehalten, wenn die ersteren an sie herantreten. Das war aber bei den Frauen dieses Schlages nicht der Fall. Sie wußten genau, wo es „Kopf und Kragen" galt. Es bestätigt nur die Richtigkeit meiner Ansicht, daß, soweit ich mich zurückerinnere, jene Frauen im Ghetto, welche durch den Beruf ihres Mannes von dieser Tätigkeit ausgeschlossen waren, geistig an die anderen, miterwerbenden, nicht hinanreichten, sie zeigten sich zumeist als weniger bedeutend. Und mit dieser

Fähigkeit und Gewohnheit, gerade das Wichtige zu erfassen und zu würdigen, hängt noch ein anderes, nicht minder bedeutsames Moment zusammen: die Stellung dieser Ghettofrau zwischen Mann und Kindern war eine andere als jene, die man heute für selbstverständlich hält. Gewiß waren den beiden jüdischen Ehegatten in ihrem gemeinsamen Leben und Weben die Kinder die Hauptsache — nur für sie arbeiteten sie und erst in dem, was jene erreichten, sahen sie den rechten Erfolg des eigenen Lebens; aber innerhalb des Rahmens ihrer Familie war der Jüdin jener Zeit vor allem der Mann die Hauptsache. Durch den auf den Erwerb und den Bestand des Hauses gerichteten Sinn war es unbedingt der Mann, an dem die Frau vor allem und bei allem dachte. Der Mann, das steckte durch tausendjährige Übertragung eisern in ihrem Bewußtsein, ist die Säule, auf der ihre und der ganzen Familie Existenz beruht; für ihn galt es zuerst zu sorgen, ihn gesund, kräftig und arbeitsfähig zu erhalten. Diese Gedankenrichtung gab unserer jüdischen Ehefrau das Talent, in dem Manne, der sie zum Weibe genommen, immer soviel als möglich die guten Seiten herauszufinden und anzuerkennen. Ich erinnere mich einer klassischen Äußerung. Eine unserer Nachbarinnen im Ghetto, eine noch junge angenehme Frau, hatte einen Gatten, nicht nur häßlich, sondern auch von brummigem Wesen, welches zuweilen hervorbrach. Auf eine Bemerkung meiner Mutter hierüber erwiederte sie: „Ja, mein Mann ist kein Mann für Schabbes und Jontow (Sonn- und Feiertag), der Sabbath ist nur ein Tag, die Woche hat aber noch sechs Tage, an denen er für mich und die Kinder sorgt, denkt und arbeitet, und einen Mann, der seine Frau gerne hat, den muß die Frau auch lieb haben."

Darum kam der Mann vor den Kindern, die Kinder erst nach ihm. Das drückte sich natürlich im ganzen Leben des Hauses aus, und die Kinder gewannen dieselbe Empfindung. Sie sahen, wie der Vater das ganze Denken der Mutter ausfüllte; das flößte ihnen vor dem Vater einen Respekt ein, den die Kinder heute nicht leicht gewinnen können. Denn was sehen sie heute? Schon als kleine Knirpse wissen sie, daß sie der Mittelpunkt sind, um den sich alles dreht, das Denken der Mutter und des Vaters zugleich. Auf diesem Gebiete hat sich überhaupt seit einigen Dezennien eine

große Wandlung und zwar rasch, ich möchte sagen, fast ohne Übergang vollzogen.

Der Geburtstag des Baby ist der Mutter ungleich wichtiger als die Bilanz im Geschäfte des Mannes. Jeder Wunsch der Kinder wird womöglich erfüllt, Vater und Mutter gehorchen denen, denen sie befehlen sollen, und das Verhältnis wird nicht besser, wenn die Kinder größer werden. Heute sehe ich, daß die Eltern der besseren Kreise immerfort darauf aus sind, nicht nur von den Kindern alles Unangenehme zu entfernen, sondern ihnen möglichst viel Vergnügen zu bereiten; davon war früher keine Rede, und die frühere Art und Weise war doch offenbar die richtigere. Sind denn die Kinder von heute glücklicher? Sie treten in die Welt mit der falschen Vorstellung, daß das Leben ein Vergnügungstrain sei; sie finden bald das Gegenteil, sind aber gegen jedes Ungemach widerstandsunfähig und greifen zum Revolver. Ich gehöre nicht zu den Weichmütigen — das Leben ist und macht hart — mir erregt aber jeder dieser, leider so häufigen Fälle geradezu Entsetzen, und ich betrachte es als eine unzweifelhafte Versündigung an unserer Jugend, daß die Tagesblätter alle diese entsetzlichen Selbstmorde gewissenhaft in ihren Spalten und dadurch zur Kenntnis der jungen Leute bringen. Also die Kinder selbst haben durch diese Erziehung für sich nichts gewonnen und die Eltern an den Kindern noch viel weniger. Ich behaupte, die Ehrfurcht vor den Eltern, namentlich aber die Opferfähigkeit für sie, steht geradezu im umgekehrten Verhältnis zu dem Übermaß der Verhätschelung in der Erziehung. In einer Pension sagte mir ein sehr reich gewordener ungarischer Jude, welcher noch dazu — nicht ohne jedes Verdienst — nobilitiert worden war, mit Bitterkeit: „Bei uns Juden haben die armen und mittleren Leute noch Kinder, die Reichen nur mehr Erben.“ In erschütternder Weise sagt Shakespeare in seinem „Lear“ dasselbe, und jeder Leser, der selbst aufmerksam um sich sieht, wird die Wahrheit meines Satzes bestätigt finden.

Zweifellos lag in jener früheren Art der Erziehung eine gewisse Härte, welche, namentlich wenn sie als von der Mutter ausgehend gedacht wird, die heutige Generation fremdartig berührt. Aber es ist ja nur natürlich, daß eine Frau, die den ganzen Tag an dem

für die Existenz der Familie nötigen Erwerb energisch mitarbeitet, um das Kleine zu sorgen, wenig denkt, wie etwa an die Fasson des Kleidchens oder gar die Zerstreuung des Kleinen. Also zurückschauend, muß ich ehrlich sagen: aus dieser härteren und strengeren Erziehung sind bei den Juden die Männer und die Frauen in gewissem Sinne nicht nur tüchtiger, sondern auch besser hervorgegangen.

Eine zweite Frage entsteht: war die hier geschilderte Erziehung nur auf das Preßburger Ghetto beschränkt? Keineswegs. Es hat mich jüngst bei der Lektüre der Erinnerungen Ludwig Bambergers außerordentlich interessiert, zu finden, daß bei den deutschen Juden jener Zeit den Kindern gegenüber die gleiche strengere Haltung geübt wurde; die Aussprüche seiner Großmutter präzisieren dieselbe in klassischer Weise: „Ein Kind hat keinen Willen." „Ein Kind darf nicht sagen: ich will." „Ein Kind hat nicht zu fragen, sondern zu folgen." Genau so, dieselben Worte hörte ich meine Mutter sprechen. Woher speziell bei den Juden dieses Nachlassen der Strenge gekommen, ist mir nicht ganz klar. Der „Assimilierung" kann man diese Tatsache nicht zu Lasten schreiben. Von christlicher Seite hat diese weichliche Anschauung und Gewöhnung auch nicht kommen können, sie hat ja dort viel weniger bestanden. Die Wandlung hat sich in beiden Lagern gleichzeitig vollzogen, wenn sie auch drüben in dem Schlagwort vom „Jahrhundert des Kindes" ihren literarischen Ausdruck fand.

Ich resumiere: die heutige Erziehung der Kinder ist, wenngleich reichhaltiger, für ihre Charakterbildung nicht besser. Natürlich wäre es in erster Linie Sache der Männer, hier verbessernd einzugreifen. Aber vorerst müßte der Mann bei der Frau beginnen, da diese heute nicht durch Mitarbeit tüchtig und logisch kalkulierend wird. Zweitens und hauptsächlich können sich nur in seltenen Fällen die Männer selbst dem Einflusse der gegenwärtig sie umgebenden Atmosphäre entziehen. Und eine lange Erfahrung hat mich gelehrt, daß gerade die intelligentesten Männer in diesem Punkt am schwächsten sind, am wenigsten dazu taugen, die Frau nach dieser Richtung und überhaupt zu erziehen. Namentlich sind diejenigen die schwächsten, welche noch über die Sorge für ihre eigene Existenz hinausdenken, während gerade die Be-

schränkteren in der Regel der Frau und den Kindern gegenüber sich viel stärker und vernünftiger zeigen, als die Geistvollen. Und dies aus zwei Gründen: Vor allem tragen die wirklich „Intellektuellen" häufig zu viele Dinge in Kopf und Herzen, die für die Welt bedeutend sind, so daß diesen gegenüber das Haus, die Frau und Kinder, wenn auch gewiß ganz ungerechtfertigt, zurücktreten müssen. Sie interessieren sich für die Allgemeinheit, da geschieht es leicht, daß ihnen das eigene Haus zu klein erscheint, um sich ganz davon ausfüllen zu lassen. Und nur derjenige, den seine Person, seine Existenz und seine Familie ganz ausfüllen, wird die Frau täglich und stündlich erziehen wollen und können.

Ich habe mich zu diesem Exkurse über die Frau in der geschlossenen Judengasse verleiten lassen, weil seit ihrem Verschwinden diese Gattung im Aussterben begriffen und nur mehr in einzelnen Exemplaren, zumeist in der Provinz, anzutreffen ist.

Meine älteste Tochter Sidonie erinnert in vielen Stücken an diese Spezies, und meine gute Mutter nannte sie auch in ihrer bezeichnenden Ausdrucksweise „ein vorzeitisch Weib". Ein andermal sagte sie von ihr: „ein geborenes Weib" und beides stimmt zusammen. Die Jüdinnen waren „geborene Weiber".

Doch möchte ich, bevor ich schließe, noch einem Irrtum vorbeugen, welcher möglicherweise gerade durch meine Darstellung des Ghetto hervorgerufen werden könnte. Ist die von mir geschilderte Ahnfrau der heutigen Jüdin Blüte und Frucht einzig und allein des Ghetto? Nein! Gewisse ihrer Anlagen sind allerdings in demselben durch die Verhältnisse und ihre Tätigkeit besonders ausgebildet worden und treten darum dort am prägnantesten hervor. An sich sind sie nicht an das Ghetto gebunden, und an der Judenfrau waren sie überhaupt und zu allen Zeiten zu beobachten.

Ich komme hier auf die schon vorgeführte Glückel aus Hameln und ihre Biographie zurück. Diese jüdische Kaufmannsfrau war unstreitig eine in ihrer Art bedeutende Persönlichkeit. Schon der Gedanke, ihr Leben für die Nachwelt aufzuzeichnen, beweist es. Doch in der reichen und köstlichen Schilderung ihres Lebenslaufes, in ihrem Denken und Empfinden, Sinnen und Trachten, Tun und Lassen, trat sie mir mit geradezu frappierender Kongruenz

als das Weib des Preßburger Ghetto entgegen, und ich bin überzeugt, daß sie auf jeden Leser, der von beiden Schriften Kenntnis genommen hat, durchaus den gleichen Eindruck machen wird.

Soll ich Wesen und Kern dieser Judenfrauen des Ghetto möglichst kurz und bündig bezeichnen, so möchte ich es mit einem Worte: Mit der Tapferkeit — sie sind tapfere Seelen.

Aber — verehrter Leser — diese Preßburger Judenfrau ist noch viel, viel älter, sie ist eine uralte Erscheinung, welche hinter aller eigentlichen Geschichte zurückliegt; der rechte und gerechte jüdische Hausvater, welcher, nachdem er Freitag abends in der Synagoge den Sabbath eingeleitet, in sein Haus zurückkehrt, greift allüberall nach einem der merkwürdigsten Kapitel der Bibel. Es ist ein Lied (Sprüche Salomo, 31. K.) „das Lob eines tugendsamen Weibes" und mir klingt noch heute, nach nahezu achtzig Jahren, in den Ohren die eigentümliche und schöne Melodie, mit welcher mein Vater dasselbe gesungen. Ich vermute, daß wohl nur sehr wenige meiner Leser und Leserinnen eine deutsche Bibel zur Hand haben und gebe darum den Text des Gesanges in seinen bedeutungsvollsten Stellen unten in der Note wieder.[1])

---

[1]) Das Lied beginnt im hebräischen Text mit den Worten: „eechez chajil miungo". Es existiert kein deutscher Ausdruck, welcher sich mit dem Worte „chajil", das Kraft mit Herz gepaart in sich schließt, decken könnte. Herder umschreibt es poetisch, Luther übersetzt es mit tugendsam, was viel zu schwächlich ist.

> „Wem ein edles Weib beschert, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen."
> „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen und Nahrung wird ihm nicht mangeln."
> „Sie tut ihm Liebes und kein Leides sein Lebenlang."
> „Sie denkt nach einem Acker und kaufet ihn und pflanzt einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände."
> „Sie merkt, wie ihr Handeln Frommen bringt."
> „Ihr Mann ist berühmt in den Toren, wenn er sitzt bei den Ältesten des Landes."
> „Sie tut ihren Mund auf mit Weisheit und auf ihrer Zunge ist holdselige Weisheit."
> „Sie schaut, wie es in ihrem Hause zugeht, und ißt ihr Brot nicht mit Faulheit."
> „Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig, ihr Mann lobt sie."
> „Lieblich und schön sein, ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben."

Zu dieser von der Bibel gegebenen Schilderung des Judenweibes ist noch eines zu bemerken:

Es ist sehr bezeichnend, wie wenig unsere Klassiker bisher imstande waren, die Jüdin zu erfassen und wiederzugeben. Die älteste, die Jessica Shakespeares, hat von einer solchen auch nicht das geringste; sie ist ein leichtsinniges, sinnliches Geschöpf, ohne einen Funken von kindlichem Gefühl; sie läuft dem Vater, nachdem sie ihn bestohlen, davon, zu dem Geliebten. Von der Jüdin auch nicht die geringste Spur. Hundert Jahre später, die Athalie und Esther Racines, sind französische Paradefiguren, hebräisch kostümiert. Racine hätte an Stelle der Athalie ebenso gut oder eigentlich noch besser die Fredegunde, die fränkische Königin des 6. Jahrhunderts, welche alle Verwandten ihres Gatten und zuletzt ihn selbst aus der Welt schafft, setzen können; denn diese Fredegunde war eine Fränkin, während die biblische Athalie fremden Stammes war. Nach ebensolcher Pause die Recha im Nathan; sie kommt hier nicht in Betracht. Sie ist wunderbar konstruiert, aber eben eine Konstruktion, keine Jüdin. Wieder nach mehr als hundert Jahren schreibt Grillparzer „die Jüdin von Toledo“. Er zeichnet in dem König einen lebensvollen Mann, welchen seine Frau nicht befriedigt, nicht befriedigen kann, weil sie vom Scheitel bis zur Sohle ganz Tugend, ohne jede Schwäche ist. Diese absolute Fehlerlosigkeit wirkt auf ihn, den echten Menschen, erkältend, er selbst weiß sich nicht im Besitze dieser absoluten, ausnahmslosen Tugendhaftigkeit; seine Liebe wäre stärker, wenn er seiner Gattin auch dann und wann etwas zu verzeihen hätte. In dieser Seelenverfassung tritt ihm eine Teufelin entgegen, ein Weib ohne alle Tugend, aber ganz Blut und Feuer. Der König entbrennt, entflammt, der Konflikt ist gegeben; das Problem ist dem Leben, der Wahrheit entnommen. Über die Richtigkeit der vom Dichter gegebenen Lösung kann man ja verschiedener Meinung sein, aber ganz zweifellos ist diese Rachel keine — wie Laube meint — Philine, sondern ein Teufelsweib, deren Darstellung nichts gibt als das Weibchen im Weibe, alles, nur keine Jüdin, deren Wärme stets vom Verstande umgrenzt wird. Es ist geradezu rätselhaft, was den Dichter bewogen hat, diese Geliebte des Königs zu einer Jüdin zu machen; eine feurige Spanierin wäre

näher gelegen und echter gewesen; er scheint dies selbst gefühlt zu haben und stellt neben Rachel ihre Schwester Esther, die, wenn auch nicht eine volle Zeichnung des jüdischen Weibes, doch viele Züge desselben aufweist. Aber sie steht tatsächlich neben ihr, nicht ihr gegenüber, sie hätte ebenso gut wegbleiben können; sie steht ohne Zusammenhang mit dem von Grillparzer so meisterhaft aufgerollten Problem des Ehelebens. Er suchte und fand auch gar nicht die Gelegenheit, die Juden kennen zu lernen; aber der Dichter in ihm beschäftigte sich weiter mit der Jüdin, und diesem seinem Interesse verdanken wir das Esther-Fragment, das schon allein, wenn er auch sonst gar nichts geschrieben, ihn zum großen Dichter gestempelt hätte. Esther ist nicht nur vom künstlerischen Standpunkte aus eine wunderbare Gestalt, sie hat tatsächlich wunderbar getroffene Züge der Jüdin: die Klugheit, die ruhige Wärme, die Fähigkeit der Hingebung. Aber ist sie die Volljüdin? Nein. Die Judenfrau ist keine Römerin, keine Volumnia, keine Griechin, nicht die Iphigenie. Und am allerwenigsten ein Gretchen. Wie sie war, wie sie ist, lebt sie in dem früher gebrachten Kapitel der Sprüche Salomos, in den Memoiren der Madame Glückel aus Hameln und in meiner Erinnerung — man verzeihe dem Sohne diese Anführung — an die klassische Type des Preßburger Ghetto, an Toni Mayer.

Die richtige Judenfrau vereinigt mit einem gewissen Talent des Herrschens ein Heldentum des Duldens, der Arbeit, der Aufopferung für die Ihrigen. Natürlich fällt mir nicht ein zu glauben, daß, wenn auch diese Zeichnung die des Genius der Judenfrau ist, das richtige Weib nur ausschließlich unter den Juden zu suchen wäre; es findet sich in jeder Nation und Konfession, in jedem Land und Stand. Von Kaiser Franz — kein Ritter vom Geist, aber ein Mann von gutem Urteil — ist uns ein köstlicher Ausspruch aufbewahrt: „An meiner ersten Gattin", so sagte er, „hatte ich eine Geliebte, an meiner zweiten eine Kaiserin, erst an meiner dritten eine Frau."

Die Schilderung der Bibel gibt die jüdische Frau — ich möchte sagen — an sich. Vor 3000 Jahren war sie in Haus und Hof, zwischen Acker und Weinberg gestellt, dem Manne dieselbe kluge

Gefährtin, Stab und Stütze wie im Preßburger Ghetto zwischen Scher und Elle.

Ich will nur mit Beziehung auf meine einleitenden Worte im ersten Kapitel noch eines hinzufügen: Die heitere Farbe im Milieu des Hauses, der Frohsinn in der Familie geht naturgemäß von der Frau aus. Nun diese Judenfrau in ihrer angestrengten, nie ruhenden Tätigkeit, in der Konzentrierung und Richtung ihres ganzen Wesens auf Arbeit und Sorge war dazu nicht geschaffen. Doch ist diese ernste Grundstimmung der Frau wesentlich zum ganzen Bilde des Ghetto gehörig.[1]) Ich glaube übrigens, ich habe für mich und wohl auch für den Leser, von der Frau des Ghetto genug gesagt.

Wie verhielt es sich nun mit den Männern des Ghetto? Wie waren diese?

Nun, sie waren vor allem die Übersetzung dieses Frauentyps ins Männliche. Wir fanden bei ihnen die völlige Gefangennahme

[1]) Worauf tadelnd hingewiesen wird, ist die Suche nach einer Mitgift. Es sucht sie übrigens heute auch der Christ; er findet sie nur schwerer, weil der christliche Vater viel seltener bereit ist, sie zu geben, überhaupt Opfer zu bringen. In der jüdischen Ehe und ihrer Eigenart ist die Mitgift nicht das Eigentliche; sie ist auch von Hause aus etwas den Juden und dem jüdischen Wesen ganz Fremdes. Im ganzen biblischen Judentum sehen wir von ihr keine Spur. Das war nur ganz natürlich; denn in einem Bauernvolk findet sie keinen Platz. Jakob erhält von Laban für seine Arbeit und seinen Fleiß eine Quote des gemeinsamen Erträgnisses, ein Vertrag, den er bekanntlich wie der modernste wissenschaftliche Viehzüchter zu seinen Gunsten auszunützen versteht, doch von einer Mitgift ist keine Rede. Auch heute noch sucht der Bauer zur Vergrößerung seines Stammbesitzes, zur Arrondierung seines Bauernhofes für seinen Sohn eine bäuerliche Erbin, selbst eine ältere Bäuerin, aber er entschließt sich nicht, ein Ackerstück herzugeben, um eine Tochter zu verheiraten. Die Mitgift ist eines der ersten Erzeugnisse des beginnenden mobilen Besitzes von Gold und Geld, von welchem man sich ungleich leichter trennt, als von Grund und Boden. Nachweisbar haben die Juden sie erst in Babylon kennen gelernt, wo sie — ich erinnere den Leser an das, was ich über diese Epoche im I. Buche, Kapitel 2 gesagt habe — mitten in eine solche Entwicklung gelangt und ihr gefolgt sind. In den babylonischen Funden erscheint sie als „Nedunje“, und hat erst von da aus in die späteren Teile des babylonischen Talmud als „Nedann“ Aufnahme gefunden. In Europa ist die Mitgift durch die wirtschaftliche Entwicklung und unterstützt durch die Rezipierung des schon wesentlich kapitalistischen römischen Zivilrechtes entstanden; sie ist nicht mit der germanischen Morgengabe des jungen Ehemannes an die Frau zu verwechseln.

des Seins und Denkens durch den Erwerb noch ausschließlicher als bei der Frau, die ja bei allem Eifer für das Geschäft doch immer einen größeren Teil ihres Interesses der Sorge für Haus und Kinder zuwendet, als der Mann. Wie das Ghettoweib vor allem an den Mann dachte, so war auch sein erster Gedanke auf das Weib gerichtet, und er dachte von ihm sehr hoch. Hier war charakteristisch, daß der Ghettomann so oft Gelegenheit genommen, von seiner Frau zu sprechen. „Auf mein Weib kann ich mich verlassen.“ „Mein Weib weiß, was sie tut.“ „Wenn ich meinem Weib nicht folgte, habe ich es immer bereut“ usw. Er war gleichfalls kein heiterer Geselle, kein fröhlicher Mensch.

Es bestanden in der geschlossenen Judengasse auch keine jener geselligen Einrichtungen, an welche sich heitere Gewohnheiten knüpfen. Sie kannte kein Kaffee- oder Gasthaus, die zum Besuche oder geselligen Verkehr angeregt hätten, in die kleine Traiteurie gingen nur die Fremden, die in der Regel abends in ihr heimatliches Dorf zurückkehrten, in die Weinschenke gingen nur die Letzten: Fuhrleute, Kutscher, Träger.

Zu freundschaftlichen Zusammenkünften hatten Leute keine Zeit, die die Woche hindurch erst spät den Laden verließen und ihren einzigen Ruhetag, den Sabbat, zum großen Teil in der Synagoge verbrachten.

Diesem Milieu entsproß das äußere Wesen und Gehaben des Ghettojuden. Die Sorge lag breit auf seiner Stirne, der Kampf ums Dasein hatte sich in den Zügen seines Gesichtes eingelebt, wie in dem des Schauspielers das stete Mienenspiel der Bühne; er sprach hastig, nervös, eindringlich; sein Blick war nicht frei, wie wenn er unsichtbar an den Gittern des Ghetto zurückprallen würde.

Und dieser sein Gemütshabitus ward auch dann kein anderer, wenn er durch seine Arbeit zu Vermögen und Wohlstand gelangte; auf ihn, den Gefangenen des Ghetto, konnte der wohlerworbene Besitz auch nicht annähernd jene psychologische Wirkung ausüben, ihn nicht jene freudige Stimmung gewinnen lassen, wie den Freien unter Freien.

Reicht das bisher Gesagte für die Beurteilung des Juden im Ghetto aus? Gewiß nicht. Ein entscheidendes Urteil über seinen

Charakter können wir erst dann fällen, wenn wir sehen, wie er sich in seinem Berufe darstellte.

Es war natürlich und selbstverständlich, daß die ständige, durch Jahrhunderte fortgesetzte Tätigkeit als Händler auf den Charakter jedweder Bevölkerung eine entscheidende Wirkung ausübt und hier auf die jüdische ausgeübt hat. Aber ich möchte hier, selbst auf die Gefahr hin, meine Reputation als Realist zu beeinträchtigen, eine kleine theoretische Bemerkung vorausschicken:

In meinem 23. Jahre stürzte ich, wie ich in meiner Selbstbiographie[1]) erzählt habe, aus allen Himmeln der Wissenschaft auf die Flachebene des Gelderwerbs, ich wurde Kaufmann. Diese Welt war mir fremd — ganz zuhause bin ich nie in ihr geworden. In einem fremden Lande wird man zum Beobachter. Da war mir schon damals aufgefallen, in welch verhältnismäßig geringem sozialen Ansehen der Kaufmann bei uns stand, in ungleich geringerem als der Grundbesitzer oder der Industrielle. Viel anders ist's auch heute noch nicht. Nun ist doch dieses Verhältnis ganz merkwürdig. An sich steht auf der Stufenleiter des Erwerbs der Kaufmann am höchsten. Er ist in der ganzen wirtschaftlichen Tätigkeit derjenige, bei dem die rohe physische Kraftleistung das schwächste Moment bildet. Er ist im Wirtschaftsleben das leitende und führende Element, der Geist in demselben. Er repräsentiert das Kulturelement im Leben der Völker, und es ist bezeichnend, daß mit der Kulturstufe eines Volkes auch das Ansehen des Kaufmannes bei ihm steigt. Der Kaufmann steht im Ansehen in Wien ungleich tiefer als in Hamburg, und in Hamburg noch lange nicht so hoch wie in London oder Neuyork. In Deutschland, England, auch in Amerika steht nämlich nicht der Fabrikant, sondern der große Kaufmann in der ökonomischen Wertschätzung an der Spitze.

Auf diese Stellung hat der Kaufmann ein Recht durch die Geschichte. England hat den Weg zu seiner großen Industrie nur dadurch gefunden, daß seine Kaufleute die Aufgabe übernommen hatten, die im 17. und 18. Jahrhundert erworbenen Kolonien mit den industriellen Produkten der Heimat zu versorgen, und umgekehrt ihr die Rohprodukte der überseeischen Besitzungen zuzu=

[1]) Ein jüdischer Kaufmann, 1831—1911, Duncker & Humblot, Leipzig.

führen. Das große ostindische Reich verdankt England dem Handelsgeist seiner Kaufleute; die Ostindische Kompagnie hatte Ostindien wirtschaftlich schon längst erobert, als die Regierung gezwungen wurde, zum Schutze dieser Eroberung Truppen dorthin zu senden. Der Hansabund hatte begonnen, ein Ähnliches für Deutschland anzustreben und hätte es auch erreicht, wenn er nicht an der Zersplitterung des Deutschen Reiches, an dem Mangel einer kräftigen Reichsmacht in dieser Aufgabe gescheitert wäre. Der historisch wichtige Einfluß Englands auf Spanien und Portugal während des 18. und 19. Jahrhunderts stammt gleichfalls aus der vorangegangenen kommerziellen Beherrschung durch die englischen Kaufleute und die englische Industrie. Ähnliche Beispiele bringt die Wirtschaftsgeschichte aus jeder Zeit.

Nichtsdestoweniger hatte der Kaufmann von jeher mit einer gewissen gegen ihn gerichteten Animosität, hatte er von jeher um seinen Rang zu kämpfen. Im Evangelium heißt es: „Es ist schwer, daß der Kaufmann sich vor Unrecht hüte." Nun, diesen Satz möchte ich sicherlich nicht unterschreiben. Es spricht aus ihm noch die ökonomische Naivität, die glaubt, daß der eine nur gewinnen könne, was der andere verliert. Der Satz trifft nicht ins Schwarze, sondern daneben. Der Kaufmann steht viel mehr unter einem bestimmten Drucke, wird von ihm viel mehr bedrängt, als die anderen ökonomischen Hauptberufe. Ich meine damit die „Konkurrenz".

Die Konkurrenz erweckt neben der höchsten Anstrengung des Geistes die häßlichsten Eigenschaften des Charakters und der Seele. Sie ist ein Krieg, in welchem auf die vollständige Vernichtung des Gegners hingewirkt, nie Pardon gegeben wird. Ihr ist der Kaufmann am meisten ausgesetzt. Er hat nicht wie der Getreidebauer eine Ware, welche für alle, die sie besitzen, den gleichen Charakter hat; die, wenn sie gebraucht wird, sich sozusagen von selbst verkauft und die keine Anstrengung des Besitzers verkäuflich macht, wenn der allgemeine Bedarf dafür fehlt. Er hat auch keine individuelle Ware wie der Fabrikant, welche, wenn sie gefällt, gesucht wird, er hat überhaupt nur das, was auch jeder andere Kaufmann haben kann. Er kommt nur vorwärts, wenn er den anderen verdrängt, ihn und seine Ware aus dem Wege räumt. Er führt

einen Kampf Person gegen Person, Leib gegen Leib, und da dieser Krieg nicht etwa um die höchsten Güter der Menschheit, sondern um Geld und Gewinn geführt wird, so erzeugt er eine Atmosphäre, die in der Tat nicht immer vornehm ist.

Natürlich will ich damit keineswegs gesagt haben, daß der Handel, der kaufmännische Beruf, die Vornehmheit ausschließt. Die Handelsgeschichte und meine eigene Erfahrung haben mich wahrhaft vornehme Kaufleute kennen lernen lassen; „der große Kaufmann, der mit tiefem Ernst auf die weitesten Fernen die beiden wirtschaftlichen Hauptursachen, die des Bedarfes und der Produktion, miteinander verbindet, sie ausgleicht, ist ein Kulturarbeiter höchsten Grades und ein geistig vornehmerer Mann als der Produzent." Gewiß sind die vornehmen Kaufleute eher unter den obersten Schichten des Standes, namentlich unter jenen, die in ihrer Tätigkeit am weitesten ausgreifen, wie beispielsweise den Exporteuren von Beruf, zu finden, als in den unteren begrenzteren; denn offenbar müssen die schlimmen Seiten des Konkurrenzkampfes desto schärfer hervortreten, je enger der Raum ist, in welchem er geführt wird. Und ein engerer Raum als das Ghetto gewesen, ist wohl nicht leicht denkbar.

Es fehlten darum diese vornehmen Kaufleute dort ganz gewiß nicht! Ich brauche hier nur an meinen eigenen Vater zu denken; er arbeitete später in größeren Kreisen, aber in Preßburg bewegte er sich nur in kommerziell mittleren Verhältnissen; nichtsdestoweniger war er auch schon damals ein in seiner Art stolzer, wahrhaft „vornehmer" Kaufmann.

Worin besteht denn diese Vornehmheit? Doch nicht darin, daß man zahlt; Ehrlichkeit wird von jedem Menschen gefordert.

Gewiß auch noch darin nicht, daß man seine Kunden reell bedient. Der Kaufmann, der sie betrügt, ist ein Dummkopf. Zur „Vornehmheit" des Kaufmannes gehört vor allem anderen, daß er seiner Erwerbslust nach einer Seite hin eine bestimmte Grenze setzt; er muß jedes Geschäft, das nicht ganz fair ist, ablehnen. Das habe ich bei meinem Vater oft genug in ganz entschiedener Weise und ohne daß es ihn eine Überwindung gekostet hätte, beobachtet. Am charakteristischsten aber zeigt sich die Gentilität dieser Art Geschäftsleute im Einkauf. Mein Vater mißbilligte

sehr entschieden auch nur den geringsten Versuch, wie dies leider häufig geschieht, von den Fabrikanten erst beim Vergleich früher nicht besprochene Konzessionen zu erreichen und behauptete, daß er während seiner ganzen geschäftlichen Laufbahn noch nie mit einem Fabrikanten auch nur in den geringsten Konflikt gekommen sei; diese seine Behauptung verdiente auch vollen Glauben, denn ich habe ja selbst gesehen, mit welcher an Verehrung streifenden Hochachtung ihm, als er schon aufgehört hatte, ein Geschäftsmann zu sein, von seinen einstigen Geschäftsfreunden begegnet wurde.

Und ich möchte noch als ein zweites Beispiel dieser Art gerade jenen Kaufmann aus dem Ghetto anführen, von dem ich erzählte, daß er merkwürdigerweise durch seinen, der kaufmännischen Intelligenz widerstrebenden Geschäftsbetrieb zu so großem Reichtum gelangt war. Sozial stand der Mann trotz seines Reichtums sehr unter dem Durchschnitt der Gemeindegenossen; seine geschäftliche Art entbehrte aber nicht einer gewissen Vornehmheit. Seinen Kunden, wie den Fabrikanten gegenüber, war er tadellos, ja sogar von der musterhaftesten Kulanz. Als er für sein erworbenes Vermögen in dem von ihm betriebenen Manufakturgeschäfte nicht mehr volle Verwendung fand, betrieb er ein großes Wollgeschäft und auch dieses in fairster Weise; er verschmähte alle jene Kunstgriffe, welche damals — heute wohl nicht mehr — häufig in Übung waren, lagerte die gekaufte Wolle nicht in feuchte Magazine, um deren Gewicht zu erhöhen und ließ die Partien, wie er sie von der herrschaftlichen Schäferei gekauft hatte, unberührt die Käufer erwarten. Diese konnten sicher sein, daß das ihnen vorgelegte Verzeichnis die Originalliste sei und konnten es wagen, nach ihr die Partie zu übernehmen.

Mein Vater stand also nach dieser Seite als Kaufmann im Ghetto nicht ganz allein.

Und zum Schluß will ich selbst die hier naheliegende Frage stellen und beantworten: Sind diese vornehmen Kaufleute unter den Juden, wenn sie auch nicht ganz fehlen, Ausnahmen, sind sie überhaupt unter ihnen seltener als unter den Christen?

Die Gegner behaupten, ich verneine es.

Allzu zahlreich sind die „Vornehmen“ in keinem der beiden

Lager, aber im Verhältnis ist ihre Zahl unter den jüdischen Kaufleuten sicherlich nicht geringer als in den Reihen der christlichen.

Selbst in meinem, doch immerhin beschränkten Kreise kenne ich so viele, denen ich diese erste Vorzugsklasse zubilligen muß.

Ich gehe aber noch weiter: Zugegeben, der Jude sei vielfach erwerbseifriger als der Christ; nach einer bestimmten Richtung hin zieht er seiner Erwerbslust doch eher eine Grenze, über die der christliche, namentlich der kleine Geschäftsmann, wenn er dazu gelangt, ohne Bedenken hinweggeht. Wenn auch nur die Hälfte von dem wahr ist, was behauptet wird, sind wir in Wien in einem gewissen durchaus nichtjüdischen Kreise an Zustände gelangt, die an bestimmte öffentliche Verhältnisse in Neuyork erinnern. Der Fall, daß ein Mann, der ganz vermögenslos an die Krippe gekommen, nur wenige Jahre an derselben gestanden, doch wie allgemein behauptet wurde, mehr als eine Million Kronen hinterlassen haben soll, spricht Bände. Andere, auf die man mit dem Finger hinzeigt, müssen eben erst sterben.

Noch deutlicher spricht jene Gerichtsverhandlung, aus der hervorgegangen ist, daß 25000 Kronen eine Verwendung gefunden haben, die keine andere als eine Bestechung sein konnte. Umgekehrt ist die Integrität der jüdischen Mitglieder des Kollegiums, das ich im Auge habe, durch mehr als ein halbes Jahrhundert nie auch nur im geringsten angezweifelt worden.

Ich habe bisher das Erwerbsleben des Ghetto insoweit zu zeichnen versucht, als es sich auf der Gasse oder vielmehr in den ohne Unterbrechung zu beiden Seiten aufeinanderfolgenden Läden abgespielt hat. Damit ist es aber nicht erschöpft. Vor allem kannte man natürlich auch das Geldgeschäft: einen Erwerb, welcher in der Regel der Gasse ausweicht und auch im Ghetto nur in der Wohnung gepflegt wurde. Usuell oder traditionell denkt die Menge bei dem Geldgeschäft der Juden sofort an Wucher. Ich lehne es nicht ab, über das, was sich in dieser Richtung im Preßburger Ghetto vollzog, zu sprechen.

Wucher mit der leichtlebigen ungarischen Aristokratie war ein altes Geschäft der Juden gewesen; doch bei dem unsäglich schleppenden ungarischen Gerichtsverfahren, bei welchem der Prozeß wohl leicht einen Anfang, aber schwer ein Ende fand, war dieses

Geschäft von großem Risiko begleitet und konnte nur von Leuten betrieben werden, die schon in anderen Geschäften zu größerem Vermögen gelangt waren. Es konnte darum dieser Erwerbszweig keine allgemeine Ausdehnung gewinnen, sondern mußte sich auf die Ausbeutung der hohen Aristokratie beschränken. Er war dadurch entstanden, daß die Aristokraten in ihrer Verschwendungssucht nicht ihre Ernte in Getreide, Raps usw., ihre Wollschur abwarten wollten oder konnten, sondern sie im voraus an die Produktenhändler nicht zu fixen Preisen verkauften. Letztere sollten erst bei der Ablieferung mit einer bestimmten Differenz unter dem Marktpreise festgesetzt werden; da auf Grund eines solchen Schlußkontraktes stets ein sehr bedeutender Vorschuß genommen wurde, so steckte hinter diesem Geschäfte einfach ein Wucher. Von da bis zu Darlehen, die durch die nächste Ernte nicht mehr ganz bezahlt werden konnten und darum prolongiert werden mußten, war nur ein kleiner Schritt. Da die Ernten nicht in ihren Ergebnissen wachsen konnten, so mußten es eben durch die Zinsen die Darlehen. Diese Spezies des Geschäftes bestand in Preßburg nicht; sie war das Geschäft von Juden des ungarischen Tieflandes und der großen Produktenhändler in Pest; in unserem Ghetto kannte man nur die gleichsam bürgerliche Art des reinen Geldverleihens zu höheren Zinsen, usuell zu 10—12% (die 5%ige österreichische Rente, die Metalliques standen zu meiner Ghettozeit bis 100, zuweilen auch schon darüber; aber der gesetzliche Zinsfuß war 6%).

Diese Wucherer waren in der Regel Kaufleute gewesen, die sich mit dem erworbenen Vermögen von ihrem Geschäfte zurückgezogen hatten. Unter ihnen gab es viele, sonst sehr brave, wohltätige Leute; dieser Wucher galt im Ghetto keineswegs als etwas Verächtliches, sondern als ein berechtigter Erwerb, welcher den, der ihn betrieb, in keiner Weise tiefer stellte, er galt einfach als Kapitalist.

Solcher Geldleute, welche die Achtung ihrer Mitbürger genossen, erinnere ich mich aus Preßburg mehrerer. Von ihnen eines Mannes am deutlichsten, in dessen Hause wir einige Jahre den zweiten Stock bewohnten. Sein eigentlicher Name war Figdor, er hieß aber ganz allgemein Michael Kittsee, nach einem

Orte ganz in der Nähe Preßburgs. Die Judengemeinde in demselben zählte eine verhältnismäßig große Anzahl von „Balbatim“ (Hausväter, Familienhäupter), sämtlich Woll-, Horn-, Korn- und Häutehändler. Da in dem Preßburger Ghetto für solche Geschäfte keine Räume zu haben waren, so hatten sich diese Produktenhändler gezwungen gesehen, in Kittsee Wohnung und Magazine zu suchen. Der Kommerz dieser Leute war nicht unbedeutend und es gingen aus ihnen mitunter große Firmen — in Wien wie in Pest — hervor. Unser Hausherr nun gehörte zu den ältesten dieser Reihe. Er zählte zu den schon sehr wenigen, die noch die Tracht des 18. Jahrhunderts: Dreispitz, Kniehosen, Strümpfe und Schnallenschuhe beibehalten hatten, war übrigens ein „Lamden“ (talmudischer Gelehrter) und saß tagsüber über dem Talmud, wenn er nicht den „Herrschaften“, seinen Schuldnern, seine Aufwartung machte. Er war in der Gemeinde hochgeachtet und dies nicht ganz unverdient; denn er war ein in seiner Art vornehmer Geschäftsmann. Er lieh nie an Juden, sondern nur an kleinere „Herrschaften“, bedingte sich aber nie förmlich die Zinsen, sondern stellte sie seinen Schuldnern anheim und war dabei, wie er sagte, immer gut gefahren. „Ein Szrore“ (Aristokrat) meinte er, „der nit selber gern Rewochim (Zinsen) zahlt, ist keine Herrschaft, sondern ein Parch“ (ein unübersetzbarer verächtlicher Ausdruck). Dabei war er in seinen Kreisen eben als Gelehrter sehr anerkannt. Er hatte einige jüdische gelehrte Schriften verfaßt — und besaß vom Gelehrten zumindest die unverhohlene Geringschätzung gegen alle Ungelehrten, gegen die „Amrazzim“ (Ignoranten). Ein drastisches Beispiel dieser seiner Gesinnung ist mir aus der Zeit, da wir bei ihm Mieter waren, im Gedächtnis geblieben.

Er hatte ein Stück des Hausdaches in Angeln so befestigt, daß man es in die Höhe ziehen konnte; darunter hatte er sich eine Szukka (festliche Laubhütte) gezimmert, in welcher er nach der rituellen Vorschrift während des Laubhüttenfestes seine Mahlzeiten einnahm und in welcher auch seinen Mietern zu gleichem Zwecke je ein Tisch eingeräumt war. Einer dieser Mieter war ein im Dienste der Gemeinde stehender Subrabbiner, ein Gelehrter von Beruf und Ruf. Die beiden gelehrten Herren fingen nun, wie es bei Tische Sitte war, einen frommen Disput an. Da ließ es sich

mein Vater unglücklicherweise einfallen, an dem Gespräch teilnehmen zu wollen. Der Hausherr sieht ihn ganz erstaunt an und sagt dann, während er sonst nie den „Derecherez“ (Lebensart) außer Acht ließ, ganz grob: „Da hat ein ‚gemainer‘ Mann nichts dreinzureden.“ Mein Vater ist verblüfft, schweigt jedoch. Meine Mutter aber — ich sehe noch ihr zornentflammtes Gesicht vor mir — ruft: ‚Wer ist Ihr gemainer Mann, Hausherr?‘ Der gelassen: Madam Toni, ich wer Ihnen sagen, wer ein gemainer Mann ist. Hier Reb Naftali ist ein armer Mann, er lebt vom ‚Rechasch‘ (Gemeindegehalt); aber er ist ein Lamden, kann er schon kein gemainer Mann sein. Und unser Schochen (Nachbar) Dr. Weißweiler, hat auch nichts, aber er ist ein Roife (Arzt) und hat studiert, wenn auch kein Gemoreh, gehört also gewiß nicht zu den gemainen Leuten. Wer aber nix ‚gelernt‘ und auch nicht studiert hat, der ist bei mir ein gemainer Mann und wenn er auch der bravste Mensch ist.“

Höhere Zinsen zu nehmen, war so wenig anrüchig, daß selbst hochachtbare, ehrenhafte Geschäftsleute zeitweise ohne Bedenken verfügbares Geld auf diese Weise verliehen und daß ich mich zweier, auch in Christenkreisen sehr geschätzter Ärzte erinnere, welche beide, nachdem sie durch ihre Frauen reich geworden, ihre Praxis aufgegeben hatten und Geldverleiher geworden waren.

Wenn also diese von mir vorgeführten bürgerlichen Kapitalisten bei den damaligen primitiven Geldverhältnissen Preßburgs, bei dem absoluten Mangel an Geldinstituten doch nur — wenn auch zu höheren Zinsen — die Funktion der heutigen Banken und Bankiers ausübten, so gab es immerhin eine kleine Anzahl eigentlicher Wucherer, das will sagen, Leute, welche nicht das schon erworbene Vermögen ausliehen, sondern von Anfang an und von vornherein darauf ausgingen, ihr kleines Kapital durch außerordentliche Zinsen rapid zu steigern; Leute, welche den Notstand, den Leichtsinn, die Unwissenheit der Geldsuchenden planmäßig ausnützten. Diese kleine Gruppe genoß die allgemeine Verachtung; ihr Geschäft konnte keinen größeren Umfang annehmen, weil ja auch für die kleineren Beträge genau so wie für die großen der schleppende und unsichere Gang der ungarischen Justiz beschritten werden mußte.

Das änderte sich plötzlich, als 1840 ein ungarisches Wechselgesetz geschaffen wurde. Jetzt konnte auch der kleinste Betrag rasch exequiert werden.

Das erste Geldinstitut, die Preßburger Sparkasse, wurde erst etwas später errichtet, gewährte aber keinen Personalkredit. Bei der ungarischen Leichtlebigkeit waren in den darauf folgenden Jahren die Folgen tatsächlich schlimm; der Wucher verbreitete sich seuchenartig und die Klagen über ihn und die Juden, die ihn betrieben, waren nicht unberechtigt.

Aus jener Zeit ist mir ein bezeichnendes Wort D e a k s erinnerlich. „Gegen den Wucher der Juden," sagte er, „gibt es nur e i n Mittel, e i n e Hilfe: ihre völlige Gleichstellung; sie müßten sich selbst achten lernen."

Wie jede Seuche ihr baldiges Ende findet, so war es auch mit dem Wucher; mit dem Jahre 1848 ist er, wie so vieles andere, verschwunden. Ausnahmsweise mag er noch vorkommen, ein wirtschaftliches Moment ist er nicht mehr.

Ich muß jedoch, um das Bild der Geldleute aus dem Preßburger Ghetto jener Zeit zu vervollständigen, zurückgreifend einer kleinen Gruppe gedenken, welche sich sehr charakteristisch, sowohl von den oben geschilderten patriarchalischen Geldverleihern als — und noch ungleich mehr — von den damaligen kleinen Wucherern unterschied.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war ein fremder Jude, H e r s c h F r e i s t ä d t e r nach Preßburg eingewandert. Nach Wachstein, dem fleißigen Forscher in der Genealogie Alt-Wiens, stammte er von Simon Michl, dem Ur-Ur-Großvater Heinrich Heines in 5. Generation ab. Er wollte in seinem Gewerbe — er war ein geschickter Steingraveur — bei den Aristokraten des ungarischen Landtags Beschäftigung suchen, die er auch tatsächlich fand. Sein ältester Sohn, M i c h e l L a z a r, zuerst gleichfalls Graveur — ein intimer Freund meines Großvaters — wird aus dem Graveur Edelsteinhändler, Vertrauensmann vieler Magnaten, ihr Vermittler bei Wiener Bankiers und schließlich selbst ihr Bankier. Auf diese Stufe gelangt, ändert er seinen bisherigen Namen in „B i e d e r m a n n" um. Er war schon in Preßburg ein reicher Mann von weltmännischem Charakter geworden,

hatte in der Judengasse drei Häuser, die einzigen von modernem Aussehen, erbaut, die im Ghetto die „Biedermannschen Häuser" genannt wurden, siedelte dann nach Wien über und gründete hier das Haus M. L. Biedermann & Co., das heute noch besteht. In einem späteren Kapitel werden wir ihm dort in Wien wieder begegnen und seiner Bedeutung auf verschiedenen Gebieten, namentlich auf dem des jüdischen Gemeinwesens gerecht werden.

Zu gleicher Zeit mit Biedermann vertauschte ein anderer Freund meines Großvaters, Mordechai Naß, den Preßburger Schloßberg mit irgend einem Winkel in dem von mir schon in meinem „jüdischen Kaufmann" beschriebenen jüdischen Bienenkorbe. Ich werde später Gelegenheit haben auch diesen, in Wien zur Bedeutung gelangten Preßburger Juden vorzuführen.

Noch früher als Biedermanns nach Wien kam ein anderer Preßburger Jude nach Pest, Moses Ullmann. Dem kleinen Manne war es gelungen, Einkäufer für das Tabakgefälle in den Erblanden zu werden, dadurch zu einem großen Vermögen zu kommen und ein bedeutendes Haus zu gründen. Schon der Alte und seine Frau nahmen die Taufe. Zur Zeit der Pester Märkte pflegte mein Großvater, sein Jugendfreund, ihn zu besuchen. Bei einer dieser Gelegenheiten erzählte ihm der alte Ullmann hierüber folgende Episode: Er hatte seiner Frau den Wunsch, überzutreten, mitgeteilt und gutmütig gemeint: „da sie sicherlich diesen Schritt nicht mitmachen wolle, müßten sie sich scheiden." Sie, eine bekannt kluge und in ihrer Art nicht ungebildete Frau Zipperl (Zippora) die gerade über dem Siddur (Gebetbuch) saß, sah ihm lächelnd in die Augen und antwortete ihm mit den Worten Ruths: „Dein Gott ist mein Gott, Dein Volk ist mein Volk." Er, frappiert, frägt sie: Fürchtest du denn nicht das Gehennim (die Hölle)? Nun meint sie herzlich: „Ich habe bei dir das Paradies genossen, so muß ich auch mit dir die Hölle teilen." Es blieb ihm also nichts übrig, als die alte Frau in den neuen Glauben mit hinüberzunehmen. Allerdings sind sie beide schlecht getauft, er spricht weiter seinen unaussprechlichen Jargon, sie betet weiter in ihrem „Sidderl". Das hindert aber die Alten nicht, den Adel mit dem Prädikat „von Szitany" zu erreichen und die Söhne nicht, sogar eine politische Rolle zu ambitionieren. In ganz Ungarn

sprach man — ein Gespräch, das sich selbst in unsere Kinderstube verlor — von der Kandidatur des einen Ullmann um eine Vizegespanstelle und von dem Kampfe, den er um die Wahl führte. Die Familie existiert noch, denn ich finde hie und da in den Zeitungen den einen oder anderen dieser Ullmann — Szitany — erwähnt.

Das war wohl in Ungarn der erste Mann jüdischer Herkunft, der die Aufnahme in den Adelstand — Wodianer war eine spätere Größe — durchsetzte.

Ungefähr ein Dezennium später als Biedermann gelangte ein noch junger Mann aus der Preßburger Judengasse nach Wien, welchem beschieden war, auf finanziellem Gebiete hier zu hervorragender Bedeutung zu gelangen: Hermann Todesko. Schon sein Vater, mit seinem jüdischen Namen Ahron Hirschl Todesko hatte dort gelebt und Mai 1789 Babette Pick aus Breslau geheiratet. Von authentischen Nachrichten über seinen weiteren Aufenthalt in Wien besitzen wir nur die eine, daß er noch 1809 ein Seidengeschäft gegen ein Schutzgeld von 70 Fl. betreibt. Er war also einer der vielen Juden, die sich hier auf den verschiedensten Wegen, durch „Schutz" usw. die Möglichkeit geschaffen hatten, in den Straßen Wiens die Luft zu atmen und für ihre in der Heimat gebliebenen Familien zu arbeiten.

Auch dieser Hermann Todesko, sein kleiner Anfang und die große Stellung, die er hier erreicht, werden in einer späteren Schilderung ihren Platz finden.

Ich muß mich hier einen Moment selbst unterbrechen, um nicht ein Mißverständnis hervorzurufen, das sich leicht auf die gesamte Darstellung übertragen könnte. Entstammten auch alle diese von mir Vorgeführten, Biedermann, Neuwall, (Mordechai Naß) Ullmann, Todesko — sie sind später alle nobilitiert worden — und mit ihnen so manche andere, die noch in demselben Kapitel hervortreten werden, der Judengasse und dem Schloßberge, so waren sie doch echte Ghettojuden nicht mehr, als sie noch in Preßburg zwischen den eisernen Gittern lebten. Es war eben die sehr kleine Zahl derjenigen, welche trotz der Scholle, auf der sie in ihrer Jugend und im ersten Mannesalter saßen, in ihrem Denken und Streben schon damals über diese Gitter hinausstrebten und dachten. Sie hatten

eine Lebenslust und eine Lebensfreude, die der bürgerlichen Gesellschaft des Ghetto fremd war.

Diese bürgerliche „Gesellschaft“ habe ich mit der Schilderung der Erwerbstätigkeit, mit der Vorführung der erwerbenden Männer und Frauen durchaus nicht erschöpft.

Die Gesellschaft des Ghetto hatte nach mehreren Seiten hin einen von jener der großen Gesamtheit verschiedenen Charakter. Sie hatte keinen ersten Stand, keinen Adel, auch keinen zweiten Stand, keine Geistlichkeit; der Rabbiner und die ihm unterstehenden Berufsgenossen waren Angestellte und hatten, wenn es sich nicht um religiöse Dinge handelte, keine Macht. Merkwürdigerweise auch nicht die geringste über die Schule. Als mein Vater, noch jung in der Würde des Vorstandsmitgliedes, in einer Sitzung den Antrag stellte, zu der Entscheidung in einer Schulfrage den Rabbiner zu hören, sah ihn der Vorsitzende verwundert an und sagte kurz: „Wer von uns gezahlt wird, hat bei uns nichts zu reden.“

Es gab im Ghetto auch keinen „vierten Stand“. Die Handwerksgesellen — und deren Zahl war bei den wenigen jüdischen Meistern eine minimale — waren künftige Bürger. Ein jüdisches Proletariat bestand nicht. Hausmeister, Hausknechte, Fuhrknechte, Hausdiener usw. waren keine Juden. Das ganze Ghetto war sozusagen „dritter Stand“. Natürlich teilte es sich vor allem in Reiche und Arme; aber dieser Gegensatz griff sozial keineswegs so tief ein, wie heutzutage. Es lag hier eine gewisse Gleichartigkeit des Denkens und Fühlens vor. Sie entstammte vor allem dem Umstande, daß die Bewohner des Ghetto als Händler den gleichen Beruf hatten; sodann aber läßt die Denkweise der Juden diesen Gegensatz überhaupt nicht so scharf hervortreten. Auch der kleinste Jude hat intuitiv die ökonomische Einsicht, daß der Unterschied zwischen großem und kleinem Besitz ein natürlich entstandener ist und so wenig aus der Welt geschafft werden kann, wie die Tatsache, daß es große und kleine Befähigungen gibt. Es fällt ihm nicht ein, den Reichen zu befehden oder auch nur zu beneiden; er strebt nur dahin, selbst womöglich ein kleiner Millionär zu werden und wenn ihm dies nicht selbst gelingen kann, so wünscht er es bei seinem Sohne oder Enkel zu erleben.

Diese Gleichartigkeit prägte sich auch im sozialen Leben aus. In allen Schichten herrschte das Beschränken auf die Familie und der Verzicht auf Vergnügungen „außer dem Hause"; auch in den ärmsten Familien der gleiche Zusammenhang, die gleiche Opferfähigkeit und die gleiche Empfindlichkeit für Familienehre. Im Ghetto waren die ungleichen Ehen, d. h. die Paarung von Leuten, die ihrem Äußern nach absolut nicht zueinander paßten, ungleich häufiger als heute. Denn zu jener Zeit wurden die Mädchen nicht gefragt, noch viel weniger fiel es ihnen ein, sich zu widersetzen; die Versorgung durch einen erwerbsfähigen Mann war die Hauptsache. Dennoch muß ich konstatieren, daß im ganzen die Ehen vielleicht nicht glücklicher oder fröhlicher, aber jedenfalls gefestigter waren als heute. Wiewohl die Ehetrennung sehr leicht war, gehörte eine solche zu den äußersten Seltenheiten. Uneheliche Geburten kamen noch weniger vor, wohl auch mit aus dem Grunde, weil in der ganzen Verwandtschaft sich jeder bemühte und dazu verhalf, daß keines der Mädchen, die zur Familie zählten, unverheiratet blieb.

Auch in der Lebensführung waltete eine gewisse Gleichmäßigkeit. Wie auch die Wohlhabenden wohnten, wohnen mußten, habe ich schon früher erwähnt. Aber die heutige Generation kann sich überhaupt keinen Begriff von der Einfachheit machen, die damals in der Führung des Haushaltes auch der Reicheren herrschte. Die Gelegenheit zum Geldausgeben fehlte, wagten sich doch auch nur die wenigsten ins Theater. In den frömmeren Familien galt sein Besuch sogar als Sünde, und bei allen ein öfterer Besuch als gegen die Sitte. Ja, es ist kaum glaublich, wie wenig diese Leute, sogar an Samstagen, wo doch alle Geschäfte ruhten, auch nur der einfachsten aller Vergnügungen, dem Spazierengehen im Freien, zu huldigen gewohnt waren.

Im ganzen waren diese Juden des Preßburger Ghetto, wie sie in meiner Erinnerung leben, brave, fleißige Leute. Vierzig Jahre später habe ich die, wie schon einmal erwähnt, vorwiegend jüdische Bevölkerung Saloniks kennen gelernt, die mich in vielen Dingen an jene Preßburgs erinnert hat.

Ich bitte die christlichen Leser, wenn ich deren finden sollte, um Entschuldigung, aber ich kann nicht umhin, hier über den

Unterschied zwischen Christen und Juden ein aufrichtiges Wort zu sagen. Berthold Auerbach meint in einer seiner „Dorfgeschichten“: „Wo es auf reines Menschtum ankäme, steht der Jude höher.“ Ich muß ihm bei aller Unbefangenheit zustimmen.

Der Jude gibt auf der Straße dem christlichen Bettler sein Almosen, ohne dabei an etwas anderes als dessen Not zu denken, der Christ geht am jüdischen Bettler vorbei. Für die Insassen des Ghetto bedurfte es keines Trunkenheitsgesetzes, für deren Töchter keiner Findelhäuser; Mißhandlungen von Kindern durch die Eltern oder auch nur von Lehrlingen durch deren Meister, wie sie oft in entsetzlichen Gerichtsverhandlungen zutage kommen, oder Roheiten gegen die Frau sind bei den Juden undenkbar.

War also das Ghetto eine Gesellschaft von eigentümlichem Charakter, so waren doch gewisse soziale Momente, die für jede Bevölkerung bestimmend sind, auch in diesem engsten Raume zu erkennen. Die große Querlinie, die mitten durch jede Bevölkerung trennend geht, die der sog. „Gesellschaft“, war auch hier deutlich zu sehen; wiewohl man ja meinen sollte, daß der auf allen lastende Druck und die Gemeinsamkeit des Denkens und Fühlens, welche der Handel allen, die sich mit ihm beschäftigen, aufprägt, diesen Unterschied nicht hätte aufkommen lassen dürfen. Ich erinnere mich mit einem gewissen Behagen einer Anzahl Familien, die durch Wesen und Charakter dem Preßburger Ghetto unverkennbar ein gewisses vornehmes Relief gaben und ihm Ansehen in der ganzen österreichischen Judenschaft verliehen.

Ein Preßburger Ghettojunge, namens Wannefried, von kleiner Herkunft, war nach Wien an die Effektenbörse verschlagen und dort ein vermögender Spekulant geworden. Er hatte die Taufe genommen, seinen Namen Wannefried mit seinem Vornamen „Kalman“ gewechselt, eine Christin geheiratet und da er kinderlos geblieben, sein Vermögen, 1200000 Gulden Konventionsmünze, seinen Schwestern hinterlassen, die in Preßburg an kleine Leute, Wolf Pappenheim, Moses Bettelheim und David Gutmann verheiratet waren. Das waren dann, wie es in Preßburg allgemein hieß, die „Millionäre“. Das Gelangen dieser Million in das Ghetto war ein solches Ereignis,

daß die Leute noch lange Zeit nachher die Ereignisse nach der zeitlichen Entfernung davon zu datieren geneigt waren. Aus den kleinen Leuten wurden — für jene Zeit — und nicht nur für die Preßburger Judengasse, sondern für weitere Kreise patriarchalisch vornehme Familien, speziell der alte Wolf Pappenheim, den ich noch sehr gut gekannt habe, hatte sich durchaus zu einem Patrizier, auch im Äußern, metamorphosiert.

Neben diesen „Millionären" gab es noch eine bemerkenswerte Familie, die Brülls. Der Angesehenste unter ihnen war ein Reb Esriel Brüll, ein vornehmer Kaufmann; seine Schwester, Szorl, die Frau Wannefried, die Mutter des oben geschilderten Kalman; eine andere Schwester, Babe Estherl, war die „Babe", d. h. die Großmutter meiner Mutter. Esriel Brüll hatte einen aus Ragendorf bei Preßburg eingewanderten jungen Mann, namens Schreiber, zu seinem Schwiegersohn gemacht und ihm zu der Tochter auch den Namen gegeben, welche neuen Namen sich auch zwei andere mit eingewanderte Brüder des Schwiegersohnes ebenfalls beilegten. Der Angesehenste unter ihnen, Heinrich, Schwiegersohn des Reb Esriel, war von sehr stattlicher Erscheinung, grundbrav, wohltätig. Er betrieb, wenn auch in Preßburg wohnhaft, in Pest ein Produktengeschäft und erwarb ein verhältnismäßig bedeutendes Vermögen. Dessen Söhne übersiedelten nach seinem Tode nach Pest und gehörten dort bald zu den reichen Leuten. Der eine Bruder des Heinrich, Ignaz, der sich in der Vaterstadt nicht recht erhalten konnte, hatte schon viel früher Preßburg mit Pest vertauscht und dort ein Indigogeschäft betrieben; seine Söhne sind geadelt und gleichfalls angesehene Leute geworden.

Diese Familien vertraten also in meiner Kindheit im Ghetto die Oberschichte des Patriziats. Selbst in dieser Judengasse fehlte nicht das Bedürfnis nach einer besseren sozialen Atmosphäre. Es gab sogar neben den bis jetzt aufgezählten Familien einige, die selbst über dieses Patriziat hinauswachsend, schon das kannten, was man heute einen „Salon" nennt. Zu ihnen gehörten die eigentlich reichen Leute, die eben genannten Millionäre nicht. Dafür erinnere ich mich vor allem einer Familie K. Ihr Haupt Abraham K. war seinerzeit ein bedeutender und sehr geachteter

Kaufmann, der einzige Produktenhändler, der im vielleicht einzigen Magazin des Ghetto, am Schloßberg, sein Geschäft betrieb. Seine Frau sah Leute bei sich: Lehrer, Ärzte und sonstige Intellektuelle, natürlich des Ghetto; nach der Meinung der Leute führte sie überhaupt ein Haus über ihre Verhältnisse, hatte sogar, wie man sich im Ghetto mißbilligend erzählte, ein „Stubenmädel". Sie erzog auch ihre Kinder in einer dem Ghetto ungewohnten, in der modernen Art, d. h. sie verwöhnte sie. Keines dieser Kinder hat es zu etwas Rechtem gebracht; erst ein Enkel wurde ein Künstler von hohem Rang und großer Bedeutung in Wien, selbstverständlich schon als Kind getauft. Ich habe den alten Herrn noch in seiner Glanzzeit sehr gut gekannt. Er ist später zugrunde gegangen, war nicht nur verwitwet, sondern auch von seinen Kindern total verlassen; auch eine Illustration dafür, was ich oben über die Undankbarkeit gerade der verwöhnten Kinder gesagt habe. Seiner erbarmte sich eine Frau in Wien, eben jenes Stubenmädchen, das man im Ghetto scheel angesehen hatte, die „Leni", welche den alten Herrn bei sich aufnahm und betreute, bis er, 90 Jahre alt, starb.

Ich war zur Kenntnis seines Schicksals auf eigene Art gekommen. Mein Vater hatte mir einmal gesagt: „Ich will jemandem eine monatliche Pension von 5 Fl. geben, dazu sollst du die Hälfte beitragen." Nach mehr als 15 Jahren sagte mein Vater eines Tages: „Wir haben eine Erbschaft gemacht, der Pensionär ist gestorben." Es war der alte Abraham K., der nie erfahren hatte, wer der Geber gewesen.

Ein zweites Haus dieser Art war das einer Familie Oppenheimer. Die Frau war von ungewöhnlicher Häßlichkeit, hatte aber Geist und gesellschaftliches Talent. Das Haus ging zugrunde, die ältere, ebenso häßliche Tochter, heiratete einen sehr bekannten Musikkritiker in Wien, der nach ihrem Tode die zweite, sehr schöne Tochter zur Frau nahm.

Das Haus eines jüdischen Brauhauspächters der Vorstadt war sehr gastfrei, sehr angenehm. Seine Tochter, das schönste Mädchen der Stadt, heiratete einen sehr wohlhabenden Wiener Kaufmann, der nach wenigen Jahren in seinem Geschäfte zugrunde ging und starb — seiner Frau nichts als die Sorge für ihre Familie und

einen eben erst begonnenen Verlosungsanzeiger „Merkur“ hinterlassend. In der jungen, ob ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit gefeierten Frau erweckte die Not Geist und Blut der Ghettojüdin. Sie macht aus den immer zahlreicher werdenden Abonnenten des „Merkur“ eine geschäftliche Klientel, die ihr den Ein- und Verkauf von Effekten anvertraut, etabliert eine kleine Wechselstube, aus derselben wird ein großes Bankgeschäft und schließlich die heutige große Aktiengesellschaft „Merkur“.

Es gab dann im Ghetto noch einige Familien, die keinen „Salon“ führten, aber nichtsdestoweniger doch ganz aus der Art des Ghetto schlugen. Da erinnere ich mich vor allem zweier schöner Frauen, welche beide mit uns in dem größten Hause des Ghetto, dem Bernauerschen wohnten. Trotzdem ich damals höchstens fünf Jahre alt war, fielen sie mir dennoch durch ihre Schönheit und ihre Eleganz auf; die Frauen Mina und Nina. Ihre Männer waren Börseaner in Wien und kamen nur von Zeit zu Zeit nach Hause. Die beiden Frauen gaben allerdings — ich denke mit Unrecht — Anlaß zu im Ghetto ungewohnten Redereien. Sie gingen auch an Wochentagen spazieren und wurden zuweilen von christlichen Herren gegrüßt. Das genügte! Der Mann der ersten war ein ganz unbedeutender Mensch, der Gatte der zweiten eine selten elegante Erscheinung, Kavalier, der an der Wiener Börse als Agent eine große Rolle spielte, bis er nach einem mir nicht mehr erinnerlichen Vorfall gezwungen wurde, dieses Haus zu meiden. Er lebte dann noch mehr als vierzig Jahre, war immer elegant, starb aber, trotzdem er seinerzeit von der Börse ein bedeutendes Vermögen fortgetragen hatte, als armer Mann. Er hatte gerade sein ganzes Vermögen aufgezehrt, als sein letzter Tag — zu 90 Jahren — gekommen war. Eine Tochter Marie war die zweite Gattin eines unserer ersten Hofburgschauspieler geworden, eine andere hatte in den guten Zeiten ihres Vaters einen Wiener bürgerlichen Patrizier, einen Christen, geheiratet. Einer seiner Söhne lebte noch vor nicht vielen Jahren in einer Stadt der Levante als pensionierter österreichischer Generalkonsul. Ein zweiter, Advokat, eine elegante Erscheinung wie sein Vater, war mein Kollege im Gemeinderat gewesen.

Ich schließe die Schilderung der „guten Gesellschaft“ im Ghetto

mit der Bemerkung, daß ihr Begriff in öffentlicher Meinung keineswegs genau mit dem des Reichtums zusammenfiel. Nicht nur die Familien der eigentlichen Wucherer, sondern auch jene Kaufleute wurden von ihr ausgeschlossen, aus welchen ihr Reichtum, wenn auch im ehrlichen Handel erworben, nicht viel Besseres gemacht hatte; eine Sorte, von welcher das Ghetto mehr als ein Exemplar aufwies. Aber dessen Bild und das seines Lebens wäre nicht vollständig, wenn ich mich auf die Interieurs in den Häusern beschränkte.

Im Bilde der Vergangenheit, das mir noch jetzt lebendig vor Augen steht, haftet meine Erinnerung insbesonders an einer Reihe von Personen, welche ihm durch ihre Originalität gleichsam die Lichter aufsetzten. Im Grunde waren diese alten Ghettojuden fast alle mehr oder weniger Originale. Denn die Unmöglichkeit, sich durch den Verkehr mit weiteren Kreisen abzuschleifen, mußte ihre Eigentümlichkeiten vertiefen und durch die Vererbung in einem so engen Kreise verstärken und vermehren.

Da war vor allem eine prächtige Figur: der Briefträger der „Gasse“. War doch zu jener Zeit jeder Brief ein Ereignis. Man konnte sich wohl für dieses Amt keinen ungeeigneteren Mann suchen, denn er war riesig dick und plump wie ein Stückfaß; aber allerdings wurden die Briefe nur einmal im Tage ausgetragen und Eile hatte damals niemand. Er suchte sich des Morgens auf dem Postamte die Briefe, die nach seiner Personenkenntnis an Juden gerichtet waren, heraus. Merkwürdigerweise behielt er diese Amtierung auch nach Aufhebung des Ghetto bei, als sich die Juden in der ganzen Stadt zerstreut hatten. Erst 1854 hörte diese konfessionelle Trennung auf der Post auf. Er war zugleich der einzige Bäcker des Ghetto, von dem die ganz Heiligen, die dem christlichen Bäcker nicht trauten, scheußlich schwarze Semmeln kauften. Brot bereitete damals jede Haushaltung für sich selbst, während nicht nur in der Stadt überall, sondern auch bei den Bäckern unmittelbar vor der Gasse das köstlichste Weißbrot erhältlich war und von den weniger Heiligen auch gekauft wurde.

Dann erregte das höchste Interesse von uns Kindern ein sehr großer Mann, den wir sonst nur als Traiteur der Gasse kannten;

bei der ersten Feuersbrunst aber, die wir — und zwar in der Stadt ansichtig wurden — sahen wir ihn als Kommandanten der Ghettofeuerwehr mit großem Lärm seiner Gefolgschaft bei der Löscharbeit mithelfen. Juden als Helden — wenn auch nur zwischen Feuer und Wasser — das war uns neu. Die Preßburger Juden waren nicht wenig stolz auf die Leistungsfähigkeit ihrer Spritze. Als Ruhmestat erzählte man uns, daß 1828 beim Turmbrande der Domkirche die Judenspritze am höchsten hinaufgereicht hätte! Der Herr Kommandant war übrigens noch ungleich gröber, als die jüdischen Gastwirte von altersher zu sein gewohnt waren; er sprach auch stets so, als wenn er an der Spritze kommandierte.

Natürlich konnte man nicht jeden Tag für uns Jungens ein solches Feuerwerk abbrennen, aber es waren in der Gasse noch andere Personen zu sehen, die unsere, oder zu mindest meine Aufmerksamkeit erregten. Da war vor allem eine allerdings im Ghetto sehr kleine Anzahl von Leuten, die immer zu sehen waren, weil sie nichts zu tun hatten. Wie die Kiebitze beim Kartenspiel standen sie regelmäßig bei den verschiedenen Ladentüren und hatten ihr Vergnügen daran, der Arbeit anderer zuzusehen. Unter ihnen war mir einer besonders merkwürdig — durch seinen Sohn, den damals weltberühmten großen Violinvirtuosen Miska Hauser, auf dessen Berühmtheit sich das ganze Ghetto nicht wenig zugute tat. Miska Hauser reiste, wie sein noch berühmterer Kunstkollege Ernst, gleichfalls Jude aus einem mährischen Ghetto, das ganze Jahr; und diese seine Reisen gaben einem jüngeren Bruder Hausers, meinem Schulkollegen, der nichts weiter als die vier Volksschulklassen absolviert hatte, Gelegenheit, eine für seine Jahre, für jene Zeit und jene Provenienz, ganz merkwürdige feuilletonistische Begabung zu zeigen. Es erschienen damals in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" höchst interessante Reisebriefe des Miska Hauser aus den entferntesten Städten und Ländern: Australien, Ostasien, Indien, Südamerika, aus dem Westen Nordamerikas, Gebiete, welche uns damals natürlich noch viel entfernter lagen als heute. Diese Feuilletons machten unseren reisenden Virtuosen noch populärer als seine Geige. Aber nach einigen Monaten kamen aus allen Städten, die Hauser so reizend geschildert hatte, Proteste über Proteste, Hauser war gar nicht dort

gewesen. Die Redaktion recherchierte und da stellte sich heraus, daß sein jüngerer Bruder die Tournéen fingiert und mit Hilfe von Reisebeschreibungen und — seinem Talente das Publikum unterhalten hatte. Miska Hauser lebte, wenn auch vergessen, seinem Behagen und seiner Violine noch lange; er starb erst vor nicht vielen Jahren.

Eine andere dieser Gassenfiguren war mir wiederum durch ihren Beruf von besonderer Bedeutung. Auf mich übte nämlich, kaum daß ich lesen konnte, alles Gedruckte eine ungeheuere Anziehungskraft aus und demgemäß war mir der Antiquar des Ghetto der interessanteste Mensch darin. Er war der arm gebliebene jüngste Bruder des längst verstorbenen großen Preßburger Kaufmannes Koppelmann Mandl und sonnte sich noch immer im Glanze dieser Vergangenheit. Von Schere und Elle war er auf den Trödel gesunken und hatte aus der Trödlerei nach und nach einen Buchhandel gemacht. Er war natürlich kein Sortimenter, sondern einzig Antiquar. In den drei Zimmern seiner Wohnung hatte er ein großes Lager von alten Büchern, Dinge, die damals als wertlos galten, heute aber, namentlich die Viennensia, mit teurem Gelde aufgewogen werden. Jedes Jahr einmal schleppte er einige Kisten von seinem Vorrate nach Wien, um sie an die dortigen Antiquare loszuschlagen, die ihn außerordentlich schätzten, weil er sich praktisch eine große Fachkenntnis erworben hatte. Trotz seiner Armut und seiner vier häßlichen Töchter war er immer voll Laune und Witz bis an sein Ende; denn als er zum Sterben war und die Leute der frommen Bruderschaft ihm, wie rituell vorgeschrieben, mit Gebeten den letzten Beistand leisteten, sagte er zu ihnen: „Meine Herren, ich weiß, ich muß sterben, ich will auch sterben, aber ‚jaugen‘ (jagen) laß ich mich nicht.“

Ein köstliches Gegenstück zu diesem Büchertrödler bildete in der Gasse eine Doppelfigur, ein Ehepaar, das nie anders als beisammen zu sehen war; er, ein Greis, lang, dürr mit unaufhörlich wackelndem Kopf auf dem spindeldürren Halse; sie, wachsgelb, mit der einen Hand ihn von Zeit zu Zeit stützend, in der anderen die große Tasche, die stete Ausrüstung des Paares. Der alte Ratzersdorfer, wie man ihn bei Jud und Christ nannte, war der Antiquitätenhändler der Stadt. Zu jener Zeit, da die Museen noch

viel seltener waren, Privatsammler überhaupt fehlten, konnte man von der kenntnislosen ungarischen Aristokratie Raritäten und Kunstschätze, die sich auf ihren Schlössern überall vorfanden, um einen Spottpreis erwerben; ein Geschäft, dem dieser alte Mann das ganze Jahr oblag. Er war ursprünglich auch Trödler gewesen, hatte an die Landtagsherren während der Tagung Möbel vermietet, war hierdurch in die Kreise der Aristokraten gelangt und hatte es bald heraus, daß durch den Einkauf von Antiquitäten und Kunstsachen ungleich mehr zu holen sei. Er war schon ein Siebziger, als er diese, in ihrer Jugend sehr schön gewesene Frau heiratete; zu seinen zwölf Nachkommen brachte sie ihm noch sechs neue hinzu. Nicht das einzige Verdienst, dessen sie sich rühmen durfte. Die Frau war ein besserer Kunstkenner und tüchtigerer Geschäftsmann als ihr Mann geworden.

Sein ältester Sohn, Hermann Ratzersdorfer, welcher anfangs der vierziger Jahre nach Wien übersiedelte, fand es bald einträglicher, Raritäten, anstatt sie mühsam aufzusuchen, zu imitieren, und er begründete eine solche Fabrik, die erste ihrer Art in Österreich. Heute ist diese Fabrikation von imitierten alten Möbeln, altem Porzellan, Schmuck und sonstigen Kunstgegenständen früherer Jahrhunderte sehr ausgedehnt.

Zum Staunen ist es übrigens, wie verhältnismäßig häufig sich Juden, ungebildet und kenntnislos, in nicht allzu langer Zeit in dem doch anscheinend so subtilen Fache heimisch fühlten.

Tatsache ist, daß fast alle Antiquitätenhändler Wiens, große und kleine, Kunstkenner und Trödler, Juden sind. Selbst unter den letzten jüdischen Händlern wachsen ganz merkwürdige Talente dieser Branche. Ich erinnere an den famosen Weininger, der allerdings nicht seine Kunst, aber seine Fingerfertigkeit im Kerker büßte; an den Pariser Spitzer, einen Preßburger, welcher als Hausierer mit Operngudern vor der großen Pariser Oper begonnen hatte und die größte Privatsammlung der Welt hinterließ, für welche die Erben nahezu zwanzig Millionen Francs erlösten.

Schließen wir hier die Erinnerung an eine Gruppe von gleichfalls aus dem Preßburger Ghetto stammenden Leuten an; sie hießen sämtlich Mayer! Geistesverwandt mit dem von mir schon er-

wähnten Hermann Todesko spielten auch sie in ihrer Art eine Rolle. Sie hatten in ihrer Jugend in Preßburg als Kommis und dergleichen gelebt, dann waren sie alle nach Wien gegangen, wo sie mehr oder weniger als sogenannte „Macher“, als kleine Nachläufer Hermann Todeskos auf die Börse Einfluß übten. Einer von ihnen, Sami Mayer, ein ausgezeichnet routinierter Spieler, gelangte zu großem Reichtum, lebte dann als Privatmann und berühmter Gourmand, Beschützer von Schauspielern und Schauspielerinnen noch sehr lange, bis in die letzt verflossenen Dezennien. Dann kamen Jacques Mayer, der „lange Mayer“, der „kleine Mayer“, der „Kappelmacher Mayer“, wie sie an der Börse mit ihren Spitznamen, um sie drastischer voneinander zu unterscheiden, genannt wurden. Ein Sohn des letzten war der bekannte Moritz Mayer, der an der Börse als „Leutnant Mayer“ bezeichnet wurde, weil er in der Armee gedient hatte.

Wieder in die Gasse zurückkehrend, möchte ich, um die Schilderung ihrer Insassen zu vervollständigen, auf eines hinweisen: so sehr sich alle diese Ghettojuden durch Eigentümlichkeiten und Sonderbarkeiten voneinander unterschieden, so gab es ein Moment, welches ihnen und zwar in viel stärkerer Weise, als der Händel, dem sie angehörten, ein gleichartiges Gepräge aufdrückte: das war das starke und intensive Maß, womit sie von der Religion beeinflußt wurden.

Davon soll im nächsten Kapitel gesprochen werden.

5. Kapitel.

Religiöses und geistiges Leben. Schule und Haus. Die Frommen und die Intellektuellen. Die jüdischen Studenten, spätere Prominente unter ihnen.

Ich habe bisher versucht, die alten Juden Preßburgs in ihrer Arbeit dem Leser vorzuführen. Wie war nun ihr Leben abseits vom Erwerb?

Allen voran stand die Religion, denn auch das Geschäft mußte sich in den von ihr geschaffenen Rahmen fügen. Durfte doch kein Jude es wagen, am Samstag Geld auch nur in die Hand zu nehmen, viel weniger, ein Geschäft zu machen. Die Religion durchdrang und beherrschte alles.

Zu meiner Zeit war Rabbiner der vielberühmte Reb Moische Sofer, ein Mann von größtem Rufe innerhalb der frommen Kreise; er soll ein großer Talmudgelehrter gewesen sein, was ich nicht beurteilen kann. Was ich von ihm weiß, beschränkt sich darauf, daß er ein schrecklicher Fanatiker war. Noch in seinem Testamente (Zwoe) sprach er über alle Reformer einen Fluch aus: „Kol meschanne beth hacknesses ponow jeschunne" (Wer es wagen sollte, an der Schul [Synagoge] etwas zu ändern, dessen Gesicht solle sich verzerren). Die Gemeinde umgab ihn mit fast mystischer Verehrung. Viele hielten ihn für einen Kabbalisten (Wundertäter) und er regierte, insoweit das religiöse Gebiet in Frage kam, mit unumschränkter Macht. Dabei war er ein scharfblickender, weltkluger Mann, der auch für Weltereignisse Interesse und Verständnis hatte. Er war ein „Aschkenes", d. h. ein Reichsdeutscher und teilte auch in seiner neuen Heimat die Verehrung der Juden für Napoleon, der bekanntlich in den von ihm eroberten Gebieten überall den Juden die Gleichberechtigung gegeben hatte. Aber nichtsdestoweniger war er für die Welt, in der er lebte, ein

heftiger Gegner der Emanzipation, „darschente“ (predigte) gegen dieselbe, weil er mit richtigem Instinkt von ihr eine Abschwächung des orthodoxen jüdischen Lebens fürchtete. Ihm zur Seite standen die „Dajonim“ (Rabbinats-Assessoren), die Gehilfen und Beisitzer des Rabbiners, wenn bei Streitigkeiten zwischen Mitgliedern der Gemeinde die Entscheidung des rabbinischen Gerichtshofes angerufen wurde. Der erste unter ihnen war für uns Gymnasiasten der Religionslehrer. Er war wie der Oberrabbiner gleichfalls ein kluger Mann und konnte gutmütig lächeln, wenn er durch seinen Religionsvortrag uns mitunter heiter stimmte.

Zu meiner Zeit wurde der rabbinische Gerichtshof nicht mehr sehr in Anspruch genommen, die Hauptsorge des Rabbinats-Kollegiums war die Synagoge.

Diese Synagoge oder wie man damals sagte, „die Schul“, bildete den Mittelpunkt des Lebens außerhalb der Geschäfte. Die Meisten besuchten sie täglich zweimal: selbst die Laxeren jeden Montag und Donnerstag und ausnahmslos alle am Samstagvormittag von 7—11 und 12 Uhr, und des Nachmittags noch zweimal zu — allerdings — kürzeren Gebetstunden. Die acht Synagogen der einen Gasse rangierten nach ihrer Größe und der Zahl der ständigen Sitzinhaber im Ansehen der Gemeinde. Je größer die „Schul“ und je länger die Dauer des Gottesdienstes, desto stolzer ihre ständigen Besucher.

Innerhalb dieses religiösen Lebens vollzogen sich auch die Sensationen der Woche; der Socher und Brith (Geburtsfest und Beschneidung), die Tnom (Verlobung), die Chuppe (Trauung) und schließlich die Lewaje (Leichenbegängnis), die in den Familien vorfielen, waren Dinge, an denen immer die ganze Killeh (Gemeinde) teilnahm. Ich erinnere mich, noch sehr spät in den fünfziger Jahren einer altjüdischen Hochzeit beigewohnt zu haben, bei welcher ein mittelalterlicher Schalksnarr alle Hochzeitsgeschenke ausrief, herumzeigte und mit allen möglichen Witzen begleitete. Die Chewra Sude (Liebesmahl der frommen Bruderschaft des Vereines für Armenwesen, Spital und Friedhof) war ein Fest der ganzen Gemeinde. Da sich diese Ereignisse während des Alltagslebens vollzogen, veränderten sie nicht den Charakter der Gasse. Anders am Sabbat (Schabbes) und an den Feiertagen; da ge-

wann sie — ich möchte sagen — innerliches Leben, ein Gesicht und eine Farbe, die nicht leicht zu schildern sind. Wenn an diesem Tage alle Läden gesperrt, nicht nur die Gasse, sondern auch die Bewohner sauber gekehrt waren, und alle mit einem gewissen Stolz in „Schul“ wandelten, so hatte man den Eindruck, als wäre auf dem Boden der Straße selbst ein Teppich ausgebreitet worden.

Auch das Innere der Wohnhäuser zeigte an diesem Tage sympathischen Charakter. Die weihevolle Stimmung wurde mit dem „Entzünden“ (dem Anbrennen der Sabbatlampe durch die Hausfrau) am Freitagabend eingeleitet, und vierundzwanzig Stunden herrschte in allen Räumen volle Ruhe, da selbst in der Küche jede Tätigkeit ruhte.

Der Sonntag der modernen Juden in der Großstadt ist mit dem Sabbat nicht zu vergleichen und kein Ersatz für ihn.

Ich erinnere mich eines köstlichen Bildes von Oppenheim: „Der Sabbat.“ Am Tische sitzen die jungen Mädchen im freundlichen Gespräch mit den jungen Leuten; die Alten sind nicht zu sehen, sie haben sich zurückgezogen, und durch die Tür sieht man im Hausflur den Dienstboten sitzen und schlafen. Das ist sehr fein gemacht.

„Über allen Wipfeln ist Ruh“
„Das ist der Tag des Herrn.“

Die ganze Woche fühlte sich der Jude niedrig, allen Beschimpfungen ausgesetzt; da in der „Schul“, stand er unmittelbar unter und dicht neben dem Herrgott und sah auf jene, die ihn beschimpften, tief hinab.

Es ist also gewiß nicht zu leugnen, daß die Religion diesen Juden eine Erhebung über die Misere des Lebens gewährte. Doch war letztere, zumindest innerlich, von einer Art, die keine Erheiterung zuließ. Das Judentum der Diaspora ist keine Religion der Fröhlichkeit. In jedem Dorfe steht neben der Kirche das Wirtshaus, in der Kirche selbst sprechen Musik und Kunst, Bilder des Gottmenschen, der Mutter Gottes, dieses oder jenes Heiligen zur Phantasie, zum Gemüt der Bäuerin und selbst des Bauern. Von einer ähnlichen Wirkung kann in der Synagoge keine Rede

sein, der Jude schöpft aus den langen Gebeten mehr Erschütterung und Zerknirschung als Hoffnung und Tröstung.

Im Spätherbste, in den Wochen vor dem Neujahrsfeste bis zum Abschlusse der Bußezeit durch den Versöhnungstag, reißen sie noch nachts, zwischen 3 und 4 Uhr morgens, sich und die Knaben aus den Betten, eilen in die Synagoge und absolvieren bis zum regulären Frühgottesdienste lange Gebete, die durch ihren Inhalt den ganzen Tag über im Gemüte nachzittern, eine Depression zurücklassen. Noch heute fröstelt es mich bei der Erinnerung an diese Quälerei für uns Kinder.

Welchen Schauer empfanden und empfinden noch heute die Frommen, wenn sie mit dem „Kol-nidre-Gebete" den Versöhnungstag einleiten. Bei diesem Gebete möchte ich einen Moment verweilen. Es war — sehr zum Schaden der Juden — bis in die allerjüngste Zeit ein Rätsel geblieben. Die wunderbare ergreifende Melodie stimmt nicht zum Text und dieser Text noch weniger zum Charakter und Glauben des Juden, denn in „Kolnidre" erklärt der Betende, alle Eidschwüre, die er bis zum nächsten Versöhnungstage ablegen sollte, im voraus für ungültig; eine Erklärung, die mit der sonstigen Heilighaltung des Eides beim Juden ganz unvereinbar ist.

Natürlich gab dieses Gebet den Anlaß zu den heftigsten Angriffen; das „Deutsche Volksblatt" druckt noch jetzt jedesmal am Vorabend dieses Tages das Kolnidre in original hebräischen Lettern und in deutscher Übersetzung ab, als Beweis für die Schlechtigkeit der Juden. In reformierten Gemeinden wurde dieses Gebet schon längst gestrichen. Erst vor ganz kurzer Zeit ist es aber der Forschung gelungen, seine Entstehung in unzweifelhafter Weise festzustellen.

Die Lösung des Rätsels enthält einen schweren Vorwurf für die Christenheit. Die oft massenhaften Zwangstaufen der Juden, zuerst und am allerhäufigsten bei den fanatischen Westgoten in Spanien praktiziert, dann über ganz Mitteleuropa verbreitet, machten diese getauften Juden nur zu Scheinchristen, die in ihrem Innern am alten Glauben festhielten und, wo sie konnten, zumeist mit Lebensgefahr seine Rituale weiter ausübten. Das Kolnidre war also nicht nur eine Verwahrung vor „Jehovah", son-

dern auch ein quasi juristischer Protest gegen die Ausschließung aus der jüdischen Gemeinschaft. Dieser letztere wurde nicht selten tatsächlich erhoben, wenn beispielsweise spanische Marannen, nachdem sie nach Holland oder Deutschland gekommen waren, die Aufnahme in die dortigen Judengemeinden verlangten und sie ihnen, weil sie getauft waren, verweigert wurde.

Die Leser haben wohl kaum den Wunsch, über die Synagoge im Ghetto noch mehr zu hören — doch stand ein Moment von allgemeinerem Interesse mit ihr in Beziehung. Zur Zeit meiner Jugend kannte die christliche Bevölkerung nur Pfarr- und Klosterschulen, die unter der unmittelbaren Aufsicht der geistlichen Behörde standen und der Kirche dienstbar waren. Wie verhielt es sich nach dieser Richtung mit der Schule in der Judengasse? Es waren darin nicht weniger als zwei — wie man heute sagt — mit Öffentlichkeitsrecht ausgestattete Schulen für Knaben. In jener Zeit, wo man weder Bonnen noch Kleinkinderbewahranstalten kannte, schickte man die Kleinen, sobald sie einmal sprechen konnten, in die Schulklasse. Die ältere der beiden Schulen war die orthodoxe Gemeindeschule, die zweite, eine mehr moderne, eine Vereinsschule mit dem Titel: k. k. ungarische Primär-Hauptschule.

Für die Mädchen hatte vor jener Zeit überhaupt keine Schule bestanden. Später errichteten zwei Lehrer — von einem wird noch später die Rede sein — eine solche mit privatem Charakter, die Gemeinde zahlte hier für die Mittellosen das Schulgeld. Auf diese Mädchenschule komme ich später zurück. Die orthodoxen Väter schickten ihre Knaben in die Gemeinde-, die aufgeklärteren in die Primärschule, die eine eigene Verwaltung hatte, während jene natürlich dem Gemeindevorstand unterstand. Der Unterschied lag nicht nur im Lehrziele für die Normalgegenstände — die Gemeindeschule war nur drei-, jene fünfklassig — sondern hauptsächlich in dem Ausmaße der Unterrichtsstunden, die man den hebräischen Gegenständen zuteilte. In der orthodoxen Schule überwogen sie die Normalien.

Vom rein pädagogischen Standpunkte aus kenne ich nichts Schlimmeres als dieses Martern der Kinder mit einem Lehrstoffe, der ihnen schon wegen der ungeheuren Anstrengung die höchste Qual bereitet; sie bewältigen ihn auch in der Tat nicht,

wenn er nicht nach der Schule eifrig weiter geübt wird, was ja nur bei einer kleinen Minderheit der Fall gewesen ist. Und dazu tritt noch der Widersinn, daß sich der Unterricht nur auf den Bibeltext verlegte, während es doch das Nächste und dem religionspädagogischen Zwecke Entsprechendste gewesen wäre, vor allem den Text des Gebetbuches, welches gleichfalls in hebräischer Ursprache abgefaßt ist, zu übersetzen und hierdurch Kinder und Erwachsene wissen zu lassen, was sie von ihrem Herrgott verlangen. Natürlich hatte dieser hebräische Unterricht durch seinen Umfang eine ganz schauerliche Überlastung der Kinder zur Folge. Von der zweiten Volksschulklasse an verbrachten sie jeden Tag, mit Ausnahme des Sabbats und der jüdischen Feiertage, Sommers und Winters nicht weniger als 8 Stunden in der Schule, ohne daß diese Grausamkeit durch Ferien unterbrochen worden wäre. Ich kann noch heute nicht ohne Entrüstung an jene Zeit zurückdenken. Denn im Punkte des hebräischen Unterrichtes war es auch in der Primärschule, in welche ich und meine Geschwister geschickt wurden, noch immer arg genug bestellt. Nur der hebräische Kommentar zur Bibel und die Anfänge des Talmuds fielen fort, sonst war die Plage die gleiche. Von diesem, durch die damalige Richtung auch dieser Schule aufgezwungenen Übelstand abgesehen, war die Primärschule ungleich besser als die Gemeindeschule, sie besaß einige für jene Zeit vortreffliche Lehrer.

Sie verdankte ihre Entstehung nicht autochthonen Gemeindemitgliedern, sondern einer Gruppe von Leuten, welche sich in die Gesamtheit eigentlich schwer einfügten. Es waren jene aus Deutschland nach Wien eingewanderten Geschäftsleute, welche, da sie dort nicht wohnen durften, in Preßburg den Wohnsitz ihrer Familie hatten. Zu ihnen gehörten die Familien Breisach, Schwabacher-Kohn und andere. Sie hatten durchgesetzt, daß der damalige Kronprinz Ferdinand bei seiner Anwesenheit in Preßburg in den dreißiger Jahren die Schule durch seinen Besuch auszeichnete und dem Vorstande gestattete, ihrer Schule den Titel „königl. ungar. Primär-Hauptschule" zu geben. Ich erinnere mich, daß der eine Gründer dieser Schule ihr sogar eine hübsche kleine Bibliothek schenkte, welche sich auf jüdische Angelegenheiten bezog. Verwandte dieser Breisachs haben sich

seinerzeit, um sich in Wien niederlassen zu können, taufen lassen und in der Wiener Gesellschaft eine gewisse Rolle gespielt. Ein Breisach war in den Franzosenkriegen Lederlieferant der Armee gewesen; einer seiner Söhne starb als General, der zweite, Josef Breisach, als reicher Mann und bekannt durch seine Härte und seinen sprichwörtlichen Geiz. Seine Frau war aus der Altwiener Familie Klinkosch; eine Enkelin heiratete den bekannten Patronenfabrikanten Georg Roth.

Ich habe diese Klinkosch als Gelbgießer schon in einem Schema aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts gefunden. Die Nichte der Frau Breisach, Hannah Klinkosch, wurde die Gattin des Prinzen Alois Liechtenstein und unser Josef Breisach erwähnte bei jeder nur möglichen Gelegenheit seines Neffen, „des Prinzen“.

Zu der obigen Gruppe von Fremdjuden gehörte auch eigentlich ein Männchen mit riesigem Buckel, aber sehr gescheitem Gesicht, Beer Oppenheim, welcher dort ohne Geschäft als Privatmann lebte. Er war früher an der von der Wiener Judengemeinde erhaltenen Schule der Lehrer gewesen, galt in Preßburg als großer Gelehrter und genoß in der ganzen Stadt, selbst bei den Christen, einen großen Respekt. Er hatte die Gewohnheit, zu den öffentlichen Prüfungen der Primärschule zu erscheinen, und bei seinem Eintreten erhoben sich nicht nur alle Schüler, alle Lehrer und die anderen anwesenden Gäste, sondern selbst der Stadtpfarrer, welcher als Distrikts-Schulbehörde in der Regel gleichfalls anwesend war.

Der Mann hatte sicherlich einiges Wissen und war auch nicht ohne Witz; leider hatte ihn die äußere Ähnlichkeit mit Moses Mendelssohn — auch dieser war bekanntlich bucklig — auf die Idee gebracht, sich auf diesen jüdischen Philosophen und Reformator hinauszuspielen, was ihn von seiten der anderen jüdischen Intellektuellen vielfach dem Spott aussetzte und zur komischen Figur machte.

Von höheren Schulen bestand nur die Rabbinatschule, die „Jeschiwah“; sie war die größte der Monarchie, die jungen Leute wurden an ihr zu künftigen orthodoxen Rabbinern herangebildet. Zu einer genauen Kenntnis dieser Jeschiwah bin ich nie gelangt; ich habe das Schulhaus (Beth-Hamidrasch) nie betreten, ich könnte also von ihr nicht mehr sagen, als damals jedes Gemeindemitglied

wußte. Gelehrt wurde ausschließlich der Talmud, jedes profane Wissen war streng verpönt und der Hörer, welcher den Versuch machte, deutsch auch nur lesen zu lernen, wurde ausgeschlossen.

Charakteristischer Weise standen auf dem Index der Preßburger Jeschiwah nicht nur ausnahmslos alle nicht hebräisch gedruckten Bücher, sondern auch viele Teile der Bibel (!), deren Studium scheel angesehen wurde. Ein Wiener Advokat, gegenwärtig ein sehr verehrtes Mitglied der Wiener Kultusgemeinde, erzählte mir, daß er noch Ende der fünfziger Jahre auf der Jeschiwah von dem Rabbiner sehr ernstlich verwarnt worden sei, weil er bei dem Studium von Jesaias betroffen wurde. Das erinnert an den Widerwillen der Kirche gegen das Bibelstudium zur Zeit der Reformation.

Diese Hörer der Jeschiwah und zukünftigen Rabbiner waren zumeist armer Leute Kinder und in ihrem Äußeren in einer Weise vernachlässigt, daß sie selbst unter den Ghettojuden, die auch nicht alle wie Kavaliere aussahen, auffielen. Außerdem aber haftete an ihnen ein Typus, der unverkennbar im Berufe liegt. Denn als ich ein Vierteljahrhundert später in Kairo einige junge Araber in ihrer orientalischen Kleidung vor unserem Magazin vorbeischlendern sah und zu meinem Bruder bemerkte: „Diese jungen Leute erinnern mich an die Bochrim (Schüler der Jeschiwah) des Schloßbergs“, erwiederte er lachend: „Natürlich, es sind ja die Sophtas, die Schüler der Medresche.“ Sind also die Namen der Schulen für Talmud und Koran die gleichen, so tragen auch Bochrim und Sophtas eine ganz merkwürdige Familienähnlichkeit im Gesichte und Gehaben.

Ich denke, daß es wohl heute in Preßburg, trotzdem die dortigen Juden sich in eine orthodoxe und reformierte Gemeinde geteilt haben, selbst mit der orthodoxen Rabbinerschule vernünftiger bestellt sein dürfte.

In starkem Gegensatz zu ihnen stand eine Schar junger Leute, die vordem der Jeschiwah angehört, sich aber von ihr befreit hatten, um in reformierten Gemeinden moderne Rabbiner und Prediger zu werden.

Zu dem Zwecke absolvierten sie eine der beiden in Preßburg vorhandenen akademischen Mittelschulen, zumeist das achtklassige

evangelische Lyzeum. Sie waren der Mehrzahl nach nicht Preßburger Kinder, sondern stammten aus anderen ungleich kleineren Judengemeinden. Diese Schar ist mit den heutigen Gymnasiasten nicht zu vergleichen, denn sie weren viel älter, als diese heute zu sein pflegen, da sie ja erst, nachdem sie die Jeschiwah verlassen hatten, in das Gymnasium eintreten konnten.

Mit lebhaftem Interesse denke ich an diese jungen Leute zurück; sie waren ausnahmslos arm, brachten sich durch Lektionen fort, waren aber voll von Idealismus und Ideen.

Ihre Kenntnisse waren nicht groß, selbst jene in der deutschen Literatur nur spärlich; über Schiller und die bekanntesten Dichtungen Goethes reichten sie nicht viel hinaus; ab und zu fielen ihnen die Gedichte von Freiligrath, Herwegh und Anastasius Grün in die Hände; das weitere Gebiet dichterischer Schöpfungen lernten sie zumeist nur aus dem damals viel gelesenen „poetischen Hausschatz“ von O. L. B. Wolf — ein Buch, welches in unzähligen Auflagen weit verbreitet war — und ähnlichen Sammelwerken kennen, aber auch diese spärliche Nahrung genügte, um sie für alles Schöne und Edle, namentlich für Freiheit und Gleichheit zu begeistern.

Ich möchte einige von ihnen dem Leser vorführen.

Allen voran denke ich hier an Leopold Kompert, den Schöpfer der „Ghettogeschichten“, deren erste er noch inmitten der Preßburger Judengasse, angeregt durch die in der Gasse bekannte Vergangenheit einer verrückten jüdischen Lumpensammlerin, geschrieben hat. Er wurde in Wien — schon mit großem Namen — Hofmeister in einem Hause der haute finance, heiratete eine jüdische reiche Witwe und schrieb dann Jahr um Jahr wieder eine seiner rührenden Novellen. Zweifellos sind sie, wenn auch heute weniger gelesen, immerhin von wirklich dichterischem Werte; er reicht zwar lange nicht an sein Vorbild, Auerbach, heran, aber er schildert die Juden wahrer als dieser die schwäbischen Bauern.

Einen zweiten ehemaligen Talmudschüler aus Preßburg, Moriz Störk, habe ich als Professor der Wiener medizinischen Fakultät und Laryngologen von europäischem Ruf wiedergesehen. Ebenso einen anderen dieser Studenten, Stricker, als Professor der Physiologie an der gleichen Alma mater. Als vierten will ich einen

hier erwähnen, der gleichfalls Professor an der Wiener Universität geworden ist, obwohl er an sich von gar keiner Bedeutung war. Aber er hatte den Übergang von Revolution zu Reaktion, 1848 und 1850 sehr gut ausgenützt. Als Junge ausgezeichnet und hoffnungsreich, aber leider auch ein Schöngeist und Romantiker. Wie sagt doch Goethe: „Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten, es werden, kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus."

Im Jahre 1848 war er natürlich von fürchterlicher Begeisterung. Dann verschwand er und ich sah ihn wieder als Mithörer in einem Kollegium an der Prager Universität. Auf eine Bemerkung, die ich meinem Kollegen machte, antwortete er mir sehr auffallend. Ich erkundigte mich und hörte, daß er aus langer Untersuchungshaft schwarz hervorgegangen sei; er hätte die Taufe genommen und sei Affilierter des Jesuitenordens — es gibt zahlreiche Ziviljesuiten — geworden. Der Lohn konnte nicht ausbleiben. Er wurde, trotzdem ihm mehr als eine Vorbedingung dazu fehlte, Gymnasialprofessor, später Lehrer des Kronprinzen Rudolf und schließlich, obwohl er in der Wissenschaft keine andere Leistung aufzuweisen hatte, als daß er ein ganz unbedeutendes Lehrbuch seiner Disziplin geschrieben, Professor an unserer Wiener Hochschule. — Ein anderer, an den ich mich erinnere und der einer Erinnerung wert ist, war Adolf Buchheim, ein junger Student von wenn auch kleinem, doch immerhin wahrem poetischen Talent. Er schrieb lyrische Gedichte, welche in der „Pannonia", dem literarischen Beiblatt der politischen Preßburger Zeitung veröffentlicht wurden und mit Recht sehr gefielen. Wir werden ihm bald in Wien in einer anderen Stellung und Umgebung wieder begegnen.

Ein sehr interessanter Student war Einhorn. Er wurde Prediger der Pester Reformgemeinde, führte den Orgel- und Chorgesang ein, predigte ungarisch, wurde im Revolutionsjahre jüdischer Feldprediger der Insurgentenarmee, flüchtete nach Villagos in die Türkei, von dort nach Paris, gehörte zum Komitee der ungarischen Emigration. Er nahm den Namen Horn an und schrieb als ständiger Mitarbeiter der „Revue des deux mondes" und anderer vornehmer französischer und englischer Blätter, ebenso böse wie ausgezeichnete Artikel über die Finanzen Österreichs,

welche dem Ministerium in der Himmelpfortgasse, bei dessen fortwährendem Appell an den auswärtigen Geldmarkt, sehr unangenehm waren. Ein Versuch, den ganz vermögenslosen, von seiner Feder lebenden Mann zu kaptivieren, mißlang. Mit Andrassy kehrte er nach Pest zurück, wurde als Staatssekretär der leitende Mann im ungarischen Finanzministerium, starb aber leider nach kaum einem Jahre seiner Amtsführung.

Natürlich sind nicht alle gerade Universitätsprofessoren oder Staatssekretäre geworden; einem, namens Haas, begegnete ich später als Direktor der ungarisch-galizischen Eisenbahn, der er nach den mannigfachsten Wandlungen und oftmaligem Berufswechsel geworden war, und einen anderen Seidler, als Direktor der Anglobank.

Zum Schlusse will ich aus diesem Studentenkreise noch zwei Personen von sehr verschiedener Laufbahn anführen. Ein Judenjunge Sch. ist zu arm, um auch nur das Gymnasium zu vollenden, er wird Diurnist im Komitatshause für einen halben Gulden täglich; dessen wird er bald überdrüssig, geht nach Wien, wird Schreiber bei der Südbahndirektion. Dort wird Bontoux durch einen Zufall auf ihn aufmerksam, benützt und protegiert ihn und während Bontoux ein Ende mit Schrecken nimmt, wird und bleibt unser Schreiber Eisenbahn- und Bankgründer, steinreicher Mann und Baron, der dann auch seinem Bruder in denselben Sattel und — mit demselben Erfolge — hilft. Zola läßt in „l'Argent", dem Roman, in welchem er den Zusammenbruch der Pariser Finanz im Jahre 1882 schildert, Rothschild zu dem Hauptbankengründer jener Zeit sagen: „Sie haben für einen Unternehmer zuviel Phantasie." Bontoux wußte eben seine Phantasie, von welcher der Unternehmer allerdings einen Funken besitzen muß, nicht so zu korrigieren, wie sein Schützling. Ein anderer noch sehr junger Student, Moritz Löwy, verläßt das Gymnasium, ihn zieht die Mathematik, welche dort nur schwach gepflegt wird, in das Wiener Polytechnikum. Trotz seiner Jugend erwirbt er sich in demselben schon einen Ruf als Mathematiker. Nach Absolvierung des Institutes bewirbt er sich um die Aufnahme als Praktikant bei der damals staatlichen Bahn. Der betreffende Sektionschef — er hieß Schimko — weist ihn ab, weil er Jude ist. Löwy resolviert

sich kurz, geht nach Paris, tritt in die dortige Sternwarte, wird einer der vierzig Unsterblichen der französischen Akademie und der berühmte Direktor der Pariser Sternwarte; als solchen habe ich ihn wiedergesehen.

Bei der Theologie, respektive der Predigerlaufbahn sind nur drei von ihnen geblieben.

Einer derselben war Leopold Löw, später Rabbiner in Szegedin, ein hervorragender Mensch und von einer gewissen allgemeinen Bedeutung dadurch, daß er als der Erste in Ungarn den Mut hatte, in der Synagoge magyarisch zu predigen und auch sonst in sehr intensiver Weise für die Magyarisierung der bisher durchaus deutschen Juden in Ungarn sich bemühte. Ein zweiter, Ehrentheil, Rabbiner in Horič, hatte über seine Gemeinde hinaus keine Bedeutung, und der dritte, Steinhart in Arad, nur dadurch einen Namen, daß er dort der Nachfolger eines bedeutenden Mannes, des Rabbiners Chorin war. Letzterer galt als großer Gelehrter, wurde aber als erster reformfreundlicher Rabbiner von den gesamten Orthodoxen Ungarns außerordentlich angefeindet. Sein Enkel, Dr. Chorin, sitzt im ungarischen Magnatenhaus und zählt, namentlich auf wirtschaftlichem Gebiete, zu den bedeutendsten Publizisten des Landes.

Einer Erwähnung wert ist auch Adolf Dux, recte Dukes. Er hatte im Benediktinerstifte in Preßburg das Gymnasium absolviert und verlangte dann die Inskription an der mit dem Stifte verbundenen Rechtsakademie. Bis dahin hatte in ganz Ungarn kein Jude eine solche erlangt gehabt, und der Direktor verweigerte ihm die Aufnahme. Unser Dux appellierte an die betreffende Landesbehörde, und diese mußte, da ein Gesetz dieser Aufnahme nicht entgegenstand, dieselbe bewilligen. Als er zum ersten Male den Hörsaal betrat, bereiteten ihm die christlichen Kollegen, denen dieser Kampf eines Juden um sein Recht imponiert hatte, eine laute Ovation und machten ihn dadurch zum Tagesgespräch in Ungarn. Er war später ein angesehener Journalist in Pest und erwarb sich durch die Übersetzung Petöfis und anderer magyarischer Schöpfungen ins Deutsche ein wesentliches Verdienst.

Sein Bruder Sami Dux wurde in Wien ein geschätzter Genremaler.

Von den hier vorgeführten jungen Leuten ist sicherlich keiner zu einer ersten oder gar historischen Bedeutung gelangt; doch geben sie mir Stoff zu einer allgemeinen Bemerkung. Waren sie auch nicht bedeutende Männer, so waren sie doch alle mehr oder weniger das, was man „interessante Menschen“ nennt. Und ich wage die Meinung auszusprechen, daß solche unter den jüdischen Intellektuellen häufiger sind als unter den nichtjüdischen.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Es kann einer ein großer, sogar ein für die Wissenschaft bedeutender Gelehrter und braucht deshalb gar kein interessanter Mensch zu sein. Kant und Spinoza sind beide gleich große Metaphysiker, aber interessant als Mensch kann nur der letztere genannt werden. Adam Smith, Malthus und Ricardo sind die Begründer einer modernen Wissenschaft, der Nationalökonomie, aber als Menschenerscheinungen sind interessant Saint-Simon, Lassalle, Marx und — wenn man Provenienz, Laufbahn und Opfermut für seine Sache erwägt — Viktor Adler. Interessant wird eben der Mensch nicht durch das, was er weiß, sondern durch das, was er ist, durch sein Werden und seine Entwicklung.

Unsere Preßburger Studenten waren auch jene wenigen im Ghetto, welche über die Mauern hinaus in jene Welt blickten, die man damals, wenn auch noch in höchst naiver Weise, Politik nannte. Auch hierdurch hoben sie sich stark aus der Menge, denn es war geradezu erstaunlich, wie wenig sich diese eigentlichen Ghettoleute um die Politik kümmerten, trotzdem doch der ungarische Landtag vor ihren Augen tagte. Die Stadtgemeinde hatte das Privilegium, eine politische Zeitung herauszugeben, die schon erwähnte „Preßburger Zeitung“. Sie war gerade des Landtages wegen nicht ohne Bedeutung, aber von ihr existierte im ganzen Ghetto auch nicht ein einziges Exemplar. Selbst die Erinnerung an die Belagerung Preßburgs durch die Franzosen im Jahre 1809 war für das Ghetto kein politisches, sondern nur ein lokales Ereignis gewesen.

Leopold Kompert hat später in einer reizenden Novelle die Belagerung Preßburgs zum Rahmen einer Geschichte benutzt, deren Heldin ein Judenmädchen aus dem Ghetto ist und in welcher der seltene Fall des freundschaftlichen Zusammengehens

eines jüdischen Hausierers mit einem Christen, dem Gastwirt „zum großen Christof" im Kriege zwischen Napoleon und Kaiser Franz einen ergötzlichen Hintergrund bildet. Noch zu meiner Zeit erzählte man sich von diesem Wirte die heitersten Geschichten. Sein Einkehrhaus stand in der Judengasse und hatte fast alle die fremden Landsjuden, die mit Roß und Wagen bei ihm einkehrten, selbstverständlich ohne bei ihm zu essen, zu Besuchern. Er sprach den jüdischen Jargon wie ein echter Ghettojude und es machte ihm Vergnügen, eben angekommene fremde Juden, die kein „Plett", will sagen Billet (Anweisung zu einem Mittagstisch bei einem Gemeindemitgliede) hatten, auf Schabbes zu sich zu laden, die hebräischen Segenswünsche vor Tisch zu sprechen und sie erst während des Essens merken zu lassen, daß sie bei einem Goj (Christen) zu Gaste waren.

Das Ghetto hat nur einmal Veranlassung genommen, sich mit der ungarischen Politik zu beschäftigen: bei der Gründung des „Honi-Vereins" durch Ludwig Kossuth. Alle Ungarn und Ungarinnen sollten sich nur mit ungarischen Erzeugnissen kleiden. Ich erinnere mich deutlich der anfangs sehr lebhaften Besorgnis meiner Eltern, als ihre Kunden „Honi-Ware" verlangten. „Zwar nicht die Bauern und Bäuerinnen", sagten sie, „aber die Edelleute, die ja damals allein die Politik machten, wollten keine andere als die ‚Honi-Ware' kaufen." Nun hatte aber Ungarn damals fast keine andere Textilindustrie, als die primitive der Blaufärber, aus der erst viel später die Fabrik von S. F. Goldberger entstanden ist, vor der allerdings die Bauernindustrie hat verschwinden müssen. Auch die Bauern wollte der Adel zu der gleichen Abstinenz gegen Österreich zwingen.

Und für die gesamte Männerkleidung bestanden nur einige wenige Tuchmacher, die noch in ganz veralteter Weise ein blaues Bauerntuch herstellten. Ich erinnere mich aus jener Zeit der Honi-Agitation nur dreier Textilgründungen, von denen zwei die Unternehmer vollständig ruinierten. Ein Louis Singer errichtete in Preßburg im Palffyhof eine Seidenzeugmacherei, deren Erzeugnis nicht verwendbar war. Denselben Versuch machte damals auch ein großes und reiches Haus in Pest, J. A. Valero & Söhne; beide Firmen gingen, die erste nach kurzer, die zweite nach längerer

Zeit zugrunde. Eine dritte, vom Grafen Zay gegründete Tuchfabrik in Ugrocz, hatte dadurch längeren Bestand, daß sie einen jüdischen Direktor fand, welcher später ihr Eigentümer wurde. Nach kaum einem Jahre war die ganze Honi-Bewegung erloschen. Damals stand eben Ungarn kulturell noch nicht auf jenem Niveau, das eine Industrie überhaupt ermöglicht. Selbst Gewaltmaßregeln, wie die Absperrung der Grenze, können erst in einem fortgeschritteneren Stadium des Landes nutzen, wie seinerzeit bei Schaffung des deutschen Zollvereines und noch früher bei uns unter Kaiser Josef II. Heute aber ist der Stand jenseits der Leitha ein anderer. Ich halte gegenwärtig die Schaffung einer Industrie in Ungarn nicht nur für möglich, sondern für sehr wahrscheinlich. Nach aller geschichtlichen Erfahrung aber halte ich die Befürchtung für unbegründet, daß wir an ein Ungarn, das selbst industrielle Werte schafft, weniger von unseren Erzeugnissen absetzen werden. Nicht die zurückgebliebenen agrarischen Gebiete sind die besseren Kunden. Das, was wir nach dem Balkan schicken, verschwindet gegen das, was wir an das industriell hochentwickelte Deutsche Reich absetzen. Zur Zeit meiner Kindheit zählte Preßburg 40 000 Einwohner und keine einzige Fabrik; heute ist es eine Fabrikstadt geworden und zählt 80 000 Einwohner. Verkaufen wir vielleicht jetzt nach Preßburg absolut und per Kopf weniger als vor 60 Jahren? Man braucht dieses Beispiel nur auf ganz Ungarn auszudehnen.

Denken wir uns Galizien mit Fabriken bedeckt, würde es dann von uns nicht ungleich mehr kaufen können als jetzt? Bezüglich Ungarns wird mir eine Zukunft, die ich nicht mehr sehen werde, Recht geben, und es wäre lächerlich, das Fiasko des damaligen Honi-Vereins als Argument gegen die Industrialisierung Ungarns auch nur zu diskutieren. Zu jener Zeit war die Enttäuschung vorauszusehen, und nachdem sie eingetreten, sprach man im ganzen Ghetto nicht mehr von öffentlichen Dingen, die sich jenseits der Gitter vollzogen, sondern nur von jenen, welche in der kleinen Welt innerhalb der Gitter die Stelle der Politik vertraten.

Das waren die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens in der Gemeinde, von dem ich im folgenden Kapitel sprechen will.

6. Kapitel

Öffentliches Leben. Ghetto und christliche Bevölkerung, Justizzustände, Rechtlosigkeit der Juden

Bei meiner Rückschau muß ich selbst darüber lächeln, in welch früher Zeit die öffentlichen Angelegenheiten schon meine Aufmerksamkeit — die eines Knaben — erregt haben, und sehr verständlich heftete sich diese zuerst an Personen, die mir in der Gasse ins Auge fielen. Da war vor allem ein unschöner alter Jude, Mendel Kohn häufig zu sehen, in entsetzlich langem schwarzen Rocke, mit stets dick um den Hals geschlungenem weißen Tuche und riesigem Zylinder, der von allen Leuten achtungsvoll gegrüßt wurde. Der Mann war das, was man in den früheren Judengemeinden den Neemon nannte, d. h. den Vertrauensmann, welcher die Tnombriefe (Verlobungskontrakte), Ksube (Heiratskontrakte), Zwoes (Testamente) aufsetzte, also tatsächlich die Funktionen der heutigen Notare versah.

Der allermerkwürdigste Mann des Ghetto war aber ein gewisser Chaim St., vor dem die Leute eine Art heimlicher Scheu hatten, weil er als der Vertraute desjenigen hohen städtischen Beamten galt, welcher in ganz Preßburg die Polizeigewalt ausübte, des Stadthauptmanns V e t s e r a, eines Mannes, auf den ich noch zurückkomme. St. war der von der Stadt autorisierte Polizeikommissär des Ghetto, bezog nur einen minimalen Gehalt und lebte dennoch. Das gab Veranlassung zu Verdächtigungen, die man sich nur zuflüsterte, weil der Mann sehr gefürchtet war. Die Sicherheitszustände waren zu jener Zeit in Preßburg ungleich schlechtere, als man sie heute gewohnt ist. Diebstähle, einfache und durch Einbruch qualifizierte, waren häufig, und der Polizeichef des Ghetto hatte in dieser Atmosphäre stets zu tun, was ihn der Ghettobevölkerung unsympathisch machte.

Eine Hauptfigur und Hauptperson in der Gemeinde war aber der Oberschames (Gemeindediener) Beer Frenk. Klug und in seiner Art nicht ungebildet, er hatte sogar einiges Gedruckte verbrochen, mit genauer Kenntnis aller Personen des Ghetto und der Verhältnisse in der Gemeinde, führte er eigentlich dieselbe, da ihr damaliger langjähriger Präsident fast das ganze Jahr in Wien weilte, wo er ein Geschäft betrieb. Er war witzig, scharfen Auges für die Schwächen anderer und dadurch in dem engen Raum der Gasse ein Konkurrent des oben erwähnten Beer Oppenheim, welchen er trotz seiner Zugehörigkeit zu den Notabeln oder gerade deshalb mit seinem Spott unbarmherzig verfolgte. Sein Witz versagte aber auch nicht Leuten gegenüber, die durchaus zu keinem Spott herausforderten. Mein Vater war als Vorstandsmitglied ein Reformer in der Verwaltung. Das war unserem Beer Frenk unbequem. Als nun mein Vater den Schames in seine Grenzen zurückweisen wollte, sagte der trocken: „Herr Mayer, ich werde länger Schames sein, als Sie Kohlsmann."

Inwieweit die Judengemeinde, d. h. ihr Vorstand im Mittelalter eine richterliche Judikatur besessen haben mag, ist aus dem Material des städtischen Archivs nicht zu ersehen. Die Judengemeinde besitzt aus jener Zeit absolut nichts. Der „Judenrichter" war ein königlicher Beamter. Besser stand es mit der Autonomie der Verwaltung, die ich noch in meiner Jugend walten sah.

Es bestand in der Gemeinde auch eine Armenpflege. Das Gemeindespital, das dazu gehörte, war vorzüglich; tägliche Visite durch einen graduierten Doktor und einen Chirurgen, gute Kost, sorgsame Pflege und vor allem ein luftiges Haus mit Garten und weiter freier Aussicht.

Weniger gut, sehr kümmerlich war die Sorge für diejenigen, die absolut erwerbsunfähig und darum auf die Gemeinde angewiesen waren, doch war ihre Zahl verhältnismäßig sehr gering.

Materiell besser stand es mit der Waisenpflege. Dafür sorgte eine eigene Korporation von behördlichem Charakter, die sog. „Waisenväter". Sie nahmen das Vermögen der verwaisten Kinder in Verwahrung und Verwaltung und gaben die Waisen, wenn sie beiderseits elternlos waren, zu einem Gemeindemitglied in Pflege. Man kannte diese Knaben schon von weitem, sie steckten

alle in gleichen, unsinnig langen Röcken und trugen trotz ihrer Jugend möglichst hohe Zylinder.

Des weiteren hatte die Gemeinde innerhalb des Ghetto autonom für Feuerwehr, Sanitätswesen, Straßenpolizei, Unterhaltung der Straßen zu sorgen. Die Feuerwehr habe ich schon erwähnt. Die Sorge der Sanität beschränkte sich neben der Kanalräumung einzig auf die Erhaltung der zwei Gemeindebrunnen. Die Straßenpflege verdiente kaum diesen Namen. Die Fahrbahn war vielleicht vor hundert Jahren mit ganz unregelmäßigen Steinen gepflastert worden und befand sich in einem Zustande, daß sie mit Wagen nicht ohne Anstrengung zu passieren war; das Trottoir war in einer ähnlichen kümmerlichen Verfassung. Gassenbeleuchtung fehlte, und wir Kinder mußten des Abends um 6 Uhr mit einer Laterne aus der Schule geholt werden. Als mein Vater im Vorstand die Straßenbeleuchtung zum erstenmal anregte, sagte ein Mitglied: „Wozu braucht man Laternen? Wer geht bei Nacht auf die Gasse? Höchstens wer ins Theater geht, für den werden wir doch nicht anzünden." Der Ausspruch ist charakteristisch für den Geist der damaligen „Alten".

Die Agenden waren also prinzipiell ungefähr dieselben wie in jeder anderen Stadtgemeinde; zu ihrer Bewältigung genügte ein einfacher Apparat und er funktionierte ohne Störung, weil die Wahl des Vorstandes zu Parteiungen keinen Anlaß bot. Nicht bloß im Preßburger, sondern in den meisten Ghettos wurden zum Zweck der Wahl zehn wahlberechtigte Gemeindemitglieder ausgelost, die als Wahlmänner den Vorstand zu wählen hatten. War dies geschehen, so war ihr Amt zu Ende.

Der Präsident des Gemeindevorstandes war zu meiner Zeit ein persönlich unbedeutender Mensch. Er hatte aber unter seinen Vorgängern eine lange Reihe von ziemlich bemerkenswerten Persönlichkeiten gehabt. Sie waren nicht nur bedeutende Geschäftsleute, sondern hatten auch durch besondere Verhältnisse ein eigentümliches Relief erhalten. Die Preßburger Gemeinde besaß von altersher und aus einer mit Bestimmtheit nicht mehr eruierbaren Veranlassung das heitere Recht, dem Könige von Ungarn zu Martini eine Anzahl Gänse, die berühmten „Martinigänse" zu verehren. Kaiser Franz pflegte in seiner patriarchalischen Weise

diese Deputation immer persönlich und gütig zu empfangen. Da die Gemeindevorstände in der Regel ihres Amtes durch lange Jahre walteten, und der Kaiser sich immer mit ihnen in ein Gespräch einließ, hatte er die jeweiligen Gemeindepräsidenten in seiner Erinnerung behalten. Das haben denn diese Herren benutzt, um sich für Juden, denen auf irgend eine Weise ein schreiendes Unrecht geschehen war, oder drohte, in besonderer Audienz zu verwenden. Es bildete sich geradezu eine Art Rechtsschutz heraus, der an jenes von mir in der „Union" eingerichtete Rechtsschutzbureau erinnert.

Es zeugt von der Beachtung, welche diese Preßburger Gemeindevorstände gefunden hatten, daß auch Wurzbachs biographisches Lexikon einem derselben, Koppel Theben (gestorben 1799) drei lange Spalten widmet. Das von seiner Familie in Preßburg betriebene Manufakturgeschäft muß ein für jene Zeit sehr bedeutendes gewesen sein, denn schon der Vater und Gründer Abraham Theben war durch 40 Jahre der alleinige Abnehmer des ganzen Erzeugnisses der ärarischen Wollzeugfabrik in Linz. Bekannt wurde Koppel in ganz Ungarn durch die Stellung und Tätigkeit, welche er in der Heranziehung der Juden zum Militärdienste entwickelte. Kaiser Josef hatte sie 1788 zuerst für Böhmen und Mähren, dann aber auch für Ungarn verordnet. Er hatte anfänglich gegen dieselbe sich bei den Behörden und dem Monarchen mit dem Hinweise darauf, daß ja die Juden auch nicht die gleichen Rechte hätten, wie die Christen, bemüht; da er keinen Erfolg erzielte, wendete er sich an Kaiser Franz und verlangte in einer Audienz bei diesem mit der größten Entschiedenheit als Äquivalent für die Militärpflicht die Gleichberechtigung. Nach Wurzbach hätte er — und damit stimmt die Tradition wie sie in der Preßburger Judengemeinde lebte und wie ich sie aus der Erzählung meines Großvaters kenne — sich so weit hinreißen lassen, daß ihm der Kaiser erzürnt den Rücken drehte und ihn in der ungnädigsten Weise entließ. Durch die Erschütterung über diesen Ausgang wäre dann Theben auf der Reise nach Karlsbad einem Herzschlage erlegen.

Es gab übrigens zu jener Zeit fast in jeder größeren Gemeinde im Vorstande einen Mann, welcher das Talent hatte, zum Schutz

der jüdischen Interessen mit den Behörden einen Verkehr zu pflegen und einen stillen Einfluß auszuüben. Für einen solchen Mann war eine spezielle Bezeichnung „Stadlon“ geprägt worden. In Preßburg war der letzte dieses Genus ein Gemeindepräses Abraham Hersch Lemberger, dessen nachgeborener Sohn Aron erst vor ungefähr einem Dezennium im Alter von 95 Jahren gestorben ist.

Noch in meine Kinderzeit fällt ein Vorfall, auf den mein Vater nicht wenig stolz war, weil er den endgültigen Bescheid der ungarisch-siebenbürgischen Hofkanzlei selbst aus Wien brachte. Ein Jude in Ungarn hatte sich taufen lassen und wollte die Kinder seiner Frau, die Jüdin geblieben war, wegnehmen, um sie gleichfalls taufen zu lassen. Der damalige Gemeindepräsident, der soeben genannte Lemberger, hatte sich der Frau angenommen und das Verbleiben der Kinder in der jüdischen Religion und bei der Mutter durchgesetzt.

Nur für eine Menschengruppe, bedauernswerter und hilfsbedürftiger als alle anderen menschlichen Wesen, fehlte jede behördliche Sorge; das war die im Verhältnis zur Bevölkerung große Zahl der Wahnsinnigen in der Gasse, die jedem Beobachter hätte auffallen müssen. Ich erinnere mich mit Bestimmtheit nur an drei solcher Unglücklicher, welche, wenn auch harmlos, so doch vollständig verrückt herumbummelten; aber man wird mir zugeben, daß schon diese Ziffer für die Bevölkerung einer Gasse erschreckend genannt werden muß.

Die Familien, denen diese armen Verlorenen angehörten, zählten zu den unteren Schichten. Doch habe ich in meinem Gedächtnis die Namen von nicht weniger als sieben besseren Familien aufbewahrt, welche von altersher in dieser verhängnisvollen Weise hereditär belastet waren und unter deren Nachkommen, wenn auch oft in langen Zwischenräumen, einzelne Fälle dieser Art immer wieder vorkamen; unterdrückte Leute, wie die Juden, haben keine weit zurückgreifende Familiengeschichte; diese erbliche Belastung war demnach nicht immer nachzuweisen, so daß die Geisteskrankheit scheinbar originär auftrat.

Natürlich war dieses Verhängnis nicht auf die Preßburger beschränkt, aber zur Charakteristik dieser Erscheinung überhaupt

will ich hier gleich anführen, daß sie unter den Juden des flachen Landes, welche nicht im Ghetto eingeschlossen, sondern mitten unter der Bevölkerung, im freien Verkehr mit ihr, demnach in ganz anderen Verhältnissen als im abgesperrten Judenviertel lebten, ungleich seltener auftrat.

In jedem Ghetto sah man übrigens sehr häufig Leute heftig gestikulieren, lebhafte Selbstgespräche führen, die man sonst als normal kannte, die aber dadurch einen auffallend unangenehmen Charakter trugen; eine Erscheinung, die man erst heute in ihrer Bedeutung zu fassen versteht. Diese Exaltierten, in dem Bilde einer Judengasse besonders unheimliche Punkte, fügen sich durchaus in die schwere Stimmung, in die dunkle Grundfarbe des gesamten Ghettolebens. Da muß sich wohl jedem Denkenden die Frage aufdrängen, wie diese verhältnismäßige Häufigkeit von Geisteskranken entstanden sein mag? Nun hat seither die Statistik erwiesen, daß die Juden in allen Ländern einen ungleich höheren Prozentsatz an Geisteskranken aufweisen als die ganze übrige nichtjüdische Bevölkerung.

Die Quelle muß also eine allgemeine sein. Man wird natürlich sofort darauf hinweisen, daß sie fast ausschließlich Händler sind und daß die Handelstätigkeit ungleich aufreibender und nervenzerrüttender ist als die der Ackerbauern und Handwerker. Und dazu komme sicherlich als außerordentlich entscheidend, daß, während die christliche Bevölkerung der Städte seit den ältesten Zeiten durch einen leise rinnenden, aber nie aufhörenden Strom vom flachen Lande her eine Beimischung von Einwanderern erhält, deren Köpfe kühler, deren Nerven frischer sind, die Juden durch den Wegfall der Misch-Ehen ihre Nervosität in immer steigendem Grade haben fortzüchten müssen.

Doch genügen diese Erklärungen nur zum kleineren Teile. In höherem Grade wirkt und hat von jeher ein Moment von stärkerem Einflusse mitgewirkt, zu dessen Erkenntnis ich aus der Erfahrung meiner eigenen Jugend gelangt bin. Ich meine damit das geschichtliche Verhältnis der Ghettojuden zur christlichen Bevölkerung der Stadtgemeinde. Der Situation der Juden nach dieser Richtung will ich hier eine kurze Ausführung widmen.

Faßt man die Lage der Juden im Preßburger Ghetto zusammen,

so war sie enge und drückend genug. Es war aber eine Enge und es waren Lasten, in die sie sich eingelebt hatten und welche zu tragen sie seit langen Jahrhunderten gewohnt waren. In ihrer Abgeschlossenheit hatten sie keine anderen Zustände kennen gelernt. Ließen diese auch keine wirkliche Behaglichkeit aufkommen, so lebten die Preßburger Juden denn doch in einem gewissen Gleichmut, solange sie innerhalb der Tore des Ghetto und miteinander verkehrten.

Anders stand die Sache, wenn sie die Gitter überschritten und in die Stadt gelangten. Stadt und Ghetto waren tatsächlich zwei Welten, die neben-, nicht miteinander lebten und von denen die eine ständig und stetig die Verachtung der anderen genoß. Auf keinem Gebiete zeigten sich die Folgen dieser Verachtung stärker und verhängnisvoller als auf dem Gebiete des Rechtslebens. Die Juden lebten in voller Rechtsunsicherheit; nicht etwa, als ob Gesetze gefehlt hätten, nur bot ihnen ihre Ausübung absolut keine Sicherheit. Den Mangel einer solchen konnten Klein und Groß unter den Juden alle Tage und zu jeder Stunde drastisch und greifbar an Leib und Leben verspüren. Wir Judenkinder waren, wenn wir das Ghetto verließen und anderen Jungen begegneten, in steter Gefahr von ihnen geprügelt zu werden. Um 12 Uhr mittags konnte kein erwachsener Jude die Klarissagasse passieren, ohne Mißhandlungen oder zumindest Beschimpfungen befürchten zu müssen. Im Benediktinerstifte dort war, wie schon erwähnt, auch die Rechtsakademie untergebracht; um diese Zeit verließen die Studenten oder Juraten, wie man sie hieß, die Schule, 4 Uhr nachmittags dieselbe gefährliche Stunde. All das kann man, wenn man will, noch Harmlosigkeit im Vergleich mit anderen Dingen nennen, die sich zutrugen. Schutz gegen solche Roheiten bei der Polizei zu suchen, konnte dem Juden nicht einfallen; der Stadtgardist hätte ihn nur ausgelacht, und eine nachträgliche Genugtuung durch eine Ehrenbeleidigungsklage zu finden, war ganz aussichtslos, ist darum auch nie versucht worden. Der Jude fand bei Gericht für jedes von ihm begangene Vergehen strenge Strafe, aber für ein an ihm begangenes Unrecht nur in den drastischesten und unabweisbarsten Fällen eine, und auch dann nur widerwillig gewährte Gerechtigkeit.

Welche Behandlung der jüdische Kaufmann von seiten der Behörden erfuhr, spottet aller Beschreibung. Auf dem Tyrnauer Markte hatte sich zufällig eine Detailkunde, eine Bürgerin, in das Engrosgeschäft meines Vaters verirrt, ein Stück Leinwand gekauft und bezahlt. Des anderen Tages brachte sie es wieder und verlangte ihr Geld zurück. Mein Vater weigert sich; sie geht zum Stadtrichter, der schickt einen Panduren, der nimmt meinen Vater vom Markte weg und steckt ihn ohne Vorführung und Verhandlung ins Gefängnis. Natürlich erklärte er sich nun bereit, das Geld zurückzugeben.

Zu meinen ersten Erinnerungen gehört ein Vorfall, schrecklich an sich, noch schrecklicher durch die Behandlung, die er von seiten der Behörde gefunden. Während des Landtages hatte ein Domherr seinen Hausjuden, namens Bonitzer, der eine seiner Angelegenheiten nicht diskret genug geführt hatte, in seine Wohnung kommen lassen und ohne weiteres niedergeschossen! Da dieser Mord, durch einen Geistlichen vollführt, gar zu grell erschienen wäre, nahm der Bruder des Domherren vor Gericht die Tat einfach auf sich und wurde zu einer Rente von einigen hundert Gulden Wiener Währung an die Witwe, die ich noch sehr gut gekannt habe, verurteilt.

Welche Folgen für das Seelen- und Geistesleben der Juden mußten aus dieser Rechtsunsicherheit, aus diesem Bewußtsein entspringen? Vor allem hierin suche ich die Quelle jener Neigung zum Wahnsinn, von der ich gesprochen. Sie ist eine durch die Vorgänge seit dem Mittelalter entstandene erbliche Belastung. Diese Rechtsunsicherheit, die ich noch miterlebt, war nur eine Fortsetzung jener noch ungleich ärgeren, in welcher die Juden jahrhundertelang gelebt hatten.

Im zweiten und dritten Kapitel dieses Buches habe ich mich, und ich glaube nicht ganz ohne Erfolg, bemüht, diese Situation in dem bezeichneten halben Jahrhundert zu schildern; dieses durch Jahrhunderte erduldete Angstgefühl, diese ständige, vom Vater auf den Sohn und Enkel sich fortpflanzende Furcht, dieser entsetzliche Mangel an Ruhe für Empfinden und Denken hätten die verhängnisvolle Neigung zur Geisteskrankheit bei jeder Rasse und sicherlich noch mehr als bei der jüdischen hervorrufen müssen. Ich erinnere mich eines köstlichen Satzes von meinem Vater:

„Der Jude," sagt er, „kommt aus der Furcht nicht heraus; zuerst fürchtet er den Rabbi (Lehrer), dann fürchtet er die Assentierung, dann die Krida und sein ganzes Leben hindurch den Goj."

Diese Recht- und Schutzlosigkeit hatte aber für die Juden und ihren Charakter noch eine andere, nahezu allgemeine Folge. Aus ihr stammt auch jene Feigheit, die man damals nicht ohne Unrecht ihnen zuschrieb. Sicherlich gab es in ganz Preßburg keinen Juden, der es gewagt hätte, einem Christen die erhaltene Ohrfeige zurückzugeben, und selbst wir Kinder getrauten uns nicht, mit den Christenbuben, die uns überfielen, in der richtigen Weise zu raufen; denn es war uns nicht der Mut anerzogen worden, von unseren Fäusten furchtlosen Gebrauch zu machen. War da in diesem Milieu die Feigheit der Juden nicht sehr erklärlich? Übrigens will ich hier gleich hinzufügen, daß sie hauptsächlich eine Ghettoblüte war. Vor allem ist es sicher, daß die Juden dort, wo sie nicht im Ghetto, sondern mit anderem Volke zusammen lebten, wie beispielsweise auf dem flachen Lande, namentlich unter den Magyaren, immer viel mutiger waren und sich ungleich weniger gefallen ließen als die anderen. Und wie zeigten sich diese Juden von jeher als Soldaten, inmitten ihrer Kameraden? Immer von einer Tapferkeit, welche nicht nur hinter jener der anderen keineswegs zurückstand, sondern durch ihre Intelligenz von höherem Werte war. Der Krieg, der sich jetzt abspielt, hat bis jetzt, wie allgemein anerkannt wird, hiervon die reichsten und glänzendsten Beweise geliefert. Aber was die Ghettobewohner hinnehmen mußten, war ganz unglaublich, denn die Verachtung zeigte man nicht bloß dem einzelnen Individiuum, sie hielt ganz und gar nicht stille vor ihrer Gesamtheit und vor der Korporation, die sie vertrat. Hiervon nur ein drastisches Beispiel.

Der Güterdirektor, zugleich Justitiär der Palffyschen Majoratsherrschaft am Ende des 18. Jahrhunderts, Latschnigg, hatte die ganz unglaubliche Frechheit, den gesamten Gemeindevorstand während einer Funktion zu empfangen, für die man sonst die entschiedenste Zurückgezogenheit wählt. Derselbe Latschnigg hatte die Bauern in Malatzka, einem Gute der Herrschaft, in einer Weise geschunden, daß diese sonst so lammfrommen Slovaken förmlich revolutionierten und durch Militär zur Raison gebracht

werden mußten. So taten diese Bauern, aber unser Gemeindevorstand ließ diese Verachtung (wenn auch empört, doch ohne Äußerung) über sich ergehen. Tragikomisch im Verhältnisse zwischen Juden und Christen war es, daß die ersteren die Verachtung, die sie seitens der Christen genossen, zwar still, aber ganz entschieden und in ausreichendem Maße ihnen zurückgaben. Es ist gar keine Frage: der Jude hielt sich ethnographisch und ethisch für den Besseren.

Diese geringere Bewertung der Christen von seiten der Juden hing vor allem mit jenem Grauen und Widerwillen zusammen, welche dem frommen Juden der ganze Apparat von Heiligenbildern, Messen, Geistlichen usw. seines Kults einflößte. Wir Kinder hatten geradezu ein heimliches Entsetzen, wenn wir vor einem gekreuzigten Heiland vorübergingen. Wir hatten das instinktive Bewußtsein, daß der ganze Druck, unter dem wir als Juden lebten, von dem verhängnisvollen Tage, da Christus auf der Schädelstätte in Golgatha gekreuzigt wurde, herrühre, und Scheu vor ihm war ein Stück erklärlicher Psychologie.

Aber auch von diesem religiösen Moment abgesehen, ist es nicht zu leugnen, daß sich die Juden nach der rein menschlichen Seite hin für eine bessere, höherstehende Rasse hielten. Dieses Bewußtsein hing mit den mehrfachen Unterschieden zwischen ihnen und der christlichen Bevölkerung zusammen; vor allem mit dem offenbar besseren Familienleben im Ghetto, namentlich aber mit ihrer absoluten Nüchternheit gegenüber der Trunksucht der anderen. Der gemeine Jude bezeichnete den Christen der unteren Schichten mit dem Namen „Essof“ (Esau) als des ältesten Urbildes der Völlerei und verachtete ihn schon aus diesem Grunde. Nun, dieses Selbstbewußtsein war denn doch nur ein schwacher Trost für die Zustände, in denen die Juden damals lebten. Und was erscheint in diesen Verhältnissen als das Schrecklichste? Ein Etwas, wofür wir erst heute das richtige Verständnis haben können. Ich erinnere mich sehr lebhaft eines charakteristischen Gespräches, das zwischen Vater und Mutter über meine Laufbahn geführt wurde und das der kleine Junge unbeachtet mit anhörte. „Er hat einen guten Kopf, er soll studieren“, meinte der Vater. Die Mutter war dagegen. „Ein Goj wird ein Domherr, ein Hofrat, ein

General — was kann ein Jud werden? Ein Chosen (Bräutigam) und ein Gabbe (Tempelvorsteher)." Der Vater fängt an, sich zu ärgern. Die Mutter repliziert: „Was willst du? sieh einmal unten die Hausmeistersleute an. Er ist ein Schickernigg (Trunkenbold), sie eine Kupplerin, die Tochter eine Chonte (Dirne), der Sohn ein Ganef (Dieb); statt sich zu waschen, saufen sie; einmal prügelt er das Weib, einmal der Bruder die Schwester, und doch sind alle, weil sie Gojim sind, mehr wie wir und unsere Kinder. Das wirst du nicht anders machen und ich und ein anderer werden es auch nicht." Das Schreckliche bestand also darin, daß man diesen Status als etwas Unabänderliches betrachtete. Man ertrug diese Verachtung und Erniedrigung als das natürliche Milieu, in dem man lebte, wie die Luft, in der man atmete. Um so mehr, als dieser dichte Nebel nur an äußerst seltenen Stellen von einzelnen Lichtern durchbrochen wurde. Für einige von uns Kindern bestand einer dieser Lichtpunkte in dem Besuche der Gymnasien, auf welche ich noch später zurückkomme. Man muß auch weiter zugeben, daß bei den wenigen wirklich Gebildeten unter den Christen Preßburgs eine gewisse gefühlsmäßige Erkenntnis „es geschehe den Juden eigentlich ein Unrecht", nicht fehlte. Das drückte sich in der artigeren Umgangsform aus. Speziell die meisten katholischen Geistlichen befleißigten sich damals in den seltenen Fällen, in denen hierzu Gelegenheit gegeben war, gegen die Juden einer gewissen wohlwollenden Urbanität. Meine Mutter hatte einen alten Onkel, einen armen Teufel in Raggendorf, welcher davon lebte, daß er in Wieselburg auf alle möglichen kleinen Zufallsgeschäfte ausging. Zu diesen Geschäften lieh ihm, dem „Vetter Koppel", wie er in der ganzen Gegend genannt wurde, der katholische Pfarrer von Woche zu Woche das große Kapital der nötigen paar Gulden.

Es ist kein Zweifel, daß, wo immer eine bessere Stimmung gegen die Juden hervortrat, diese auf die Nachwirkung des Josefinismus und der Aufklärungsepoche zurückzuführen war. Von ihr waren auch sonst noch manche Spuren zu sehen.

Knapp vor der Judengasse war ein kleines ebenerdiges Häuschen, in welchem einige christliche Handwerker, ein Uhrmacher, ein Zeugschmied und ein Handschuhmacher ihre Läden hatten. Über

den letzten Laden zog sich ein breites Schild mit der Aufschrift: „Zum Himmel auf Erden“, darunter — und zwar gar nicht schlecht gemacht — ein Rabbiner, ein katholischer Geistlicher, ein Derwisch, die einander die Hände reichen, geradezu ein Titelkupfer zu Lessings „Nathan“. Das Häuschen ist längst verschwunden. Mir ist das Schild so lebhaft im Gedächtnis verblieben, weil mir mein Vater — ich war damals vielleicht sieben bis acht Jahre — es in seiner Art zu erklären versuchte. Er sprach davon wie von einer Sache im Mond. Daß es je bei uns anders werden könnte, war den Leuten um so weniger denkbar, als es ja mit der Lage der Juden in Deutschland und Italien nicht besser, in Rußland noch viel schlechter bestellt war. Selbst in England waren die Juden in jener Zeit nicht emanzipiert. Auf der diesseitigen Hemisphäre war tatsächlich Frankreich das einzige Land, in welchem die Juden Gleichberechtigung genossen. Von diesem Lande jenseits des Rheins träumte man im Ghetto. Noch in diese Zeit fielen die Vorgänge in Damaskus. Die dortigen Juden waren beschuldigt worden, zu Ostern einen Kapuziner abgeschlachtet zu haben, und der Pascha hatte eine Verfolgung gegen sie eingeleitet. Ich will hier nur feststellen, daß diese Ritualmordbeschuldigung damals in ganz Europa hundertfach mehr Entrüstung und Entsetzen in der gebildeten Welt hervorgerufen hat als heute die entsetzlichen Pogroms in Rußland, gegen welche die damalige Einsperrung der Juden in Damaskus geradezu verschwindet. Heute findet sich kein Domprediger V e i t h, welcher in der Stefanskirche mit erhobenem Kreuze vor den Gläubigen schwört, daß es einen Ritualmord bei den Juden nie gegeben habe. Im ganzen Ghetto sprach man davon, daß ein französischer Jude, der Advokat Cremieux, in Begleitung Montefiores nach Damaskus geeilt sei und die Freilassung der beschuldigten Juden erwirkt habe. Und ebenso hielt man uns den Präsidenten des jüdischen Konsistoriums in Paris vor; er hieß A l b e r t C o h n, entstammte einer kleinen Familie des Preßburger Ghetto, war zuerst in das Wiener Haus Rothschild gelangt, wurde später Sekretär des Pariser Rothschild, gelangte zu großem Ansehen und an die Spitze dieser Zentralbehörde für die israelitischen Angelegenheiten in Frankreich.

Noch einige andere Preßburger hatten sich in Paris angesiedelt, unter ihnen der schon vorgeführte Moriz Löwy, Direktor der Sternwarte, Hermann Berger, Begründer und Direktor der Springerschen Unternehmung in Maison Alfort, der schon erwähnte Antiquitätenhändler Spitzer und viele andere. Es bildete sich dort förmlich eine kleine Kolonie von Preßburger Juden, so daß dieselben in Drumonts „La France juive", wenn auch mit wenig Recht, eine Rolle spielen. Paris war der Himmel, zu dem wir aufblickten, aber mit dem gleichen Gefühl des Unerreichbaren, wie zu dem knappen Himmelstreifen, der in die schmale Judengasse hineinblickte.

„Ani hagewer roo oni", ich bin der Mann, der das Elend gesehen. Speziell dieses Ghetto und sein Elend habe ich zu zeichnen versucht, ohne Tendenz und in keiner anderen Absicht, als dem Kulturhistoriker ein von ihm wenig gekanntes Material zu liefern.

Aber jedem denkenden Leser wird sich notwendig selbst der Vergleich zwischen den Zuständen des Ghetto und denen, in welchen wir heute leben, mit Gewalt aufdrängen. Er wird unwillkürlich sich ein Urteil bilden, ob es richtig wäre, wenn wir jetzt den Weg, auf welchem wir nach einem 200jährigen Kampfe die Mauern des Ghetto gestürzt haben, verlassen und durch die Proklamierung eines geschlossenen, von der Gesamtbevölkerung getrennten Nationaljudentums ein neues Ghetto schaffen, welches notwendigerweise verhängnisvoller sein wird und muß, als das besiegte. „Was immer man mir mit Gewalt wegnimmt", sagte Déak zu seinen Landsleuten, „kann ich wieder gewinnen; was man selbst aufgibt, ist auf immer verloren." Von dem Kampfe, den unsere früheren Generationen seit hundert Jahren um unsere wirkliche Aufnahme in der Gemeinschaft des Staates geführt haben, hat die heutige Generation kaum eine blasse Idee. Was unsere besten Männer in diesem Kampfe geschrieben, das schrieben sie nicht mit schwarzer Tinte, sondern mit ihrem Herzblut und dem Safte ihrer Nerven. Was wir in diesem Kampfe schon erreicht haben — sollen wir es in der Verbitterung des Augenblicks — und in der Geschichte zählen Dezennien kaum mehr als ein solcher — wieder freiwillig aufgeben? „Begreife es, wer kann." Ich will nicht schon an dieser Stelle der Erörterung dieser Frage einen weiteren Raum gönnen.

Die Antwort auf dieselbe wird ja wie ein roter Faden mein ganzes Buch durchziehen und die Schilderung der Entwicklung innerhalb der Wiener Judenschaft wird zum Schlusse in dem Leser die unabweisbare Überzeugung auslösen, daß wir in den bisherigen Geleisen verharren müssen.

Ich schließe das Ghetto und will nur noch ein Wort hinzufügen. Während diese Erinnerungen wieder lebendig geworden sind und ich mich bemüht habe, sie in Wort und Satz festzuhalten, empfinde ich wieder jenes leise Grauen, mit dem ich oft an jene Zeit gedacht habe. Im Ghetto herrschte Friede, aber durchaus keine Freude — sie fehlte durchaus auch den Kindern.

Diese Kinder hatten keine Jugend, und das Fehlen einer solchen hinterließ bei ihnen eine seelische Lücke, an der sie litten, so lange sie lebten. Wir konnten nicht fröhlich sein, denn wir sahen überhaupt keine fröhlichen Leute. Unsichtbar lag auf dem Juden ein Druck, von dem er sich nicht frei machen konnte und der keine wahre Freude aufkommen ließ. Nur scheinbar machte der Purim (Faschingsfest) eine Ausnahme, denn das war nicht die „frische Fröhlichkeit freier Leute", sondern jene gepreßte, schwerbelastete am Weihnachtsabend eines Gefangenhauses.

Rückschauend ist mir zumute, als hätten wir im Ghetto auch am Tage nie hell, sondern immer Nacht gehabt. Symbolisch ist diese Empfindung wahr. Durch diese Nacht dringt im Jahre 1842 — ich zählte damals elf Jahre — der erste helle Lichtstrahl: Die Öffnung des Ghetto.

Diesem großen Ereignis, seiner Wirkung auf Jud und Christ will ich das nächste Kapitel widmen.

7. Kapitel

Die Öffnung des Ghetto
Wirkung auf Jud und Christ. Familie

Den Weg, welchen die Juden seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum heutigen Tage zurückgelegt haben, können nur diejenigen ermessen, die mitlebende Zeugen des Sturmes in der christlichen Bevölkerung Preßburgs gewesen sind, welchen die Öffnung des Ghetto schon bei ihrer Anregung hervorrief.

Im Landtage war der Antrag, die Ghettos in ganz Ungarn aufzuheben, nur durch die Autorität Déaks, des damaligen Führers der liberalen Opposition, durchgedrungen.

In der entscheidenden Sitzung war ein Bischof aufgestanden: „Wir können", sagte er, „den Juden überhaupt keine Konzession machen, weil die erste notwendig weitere Konzessionen hervorrufen wird, bis diese Juden verlangen werden, Bürger des Landes zu sein, während sie noch immer in ihren Gebeten auf den Messias warten, der sie nach Palästina zurückführen soll."

Déak replizierte: „Ich glaube, wir alle, der Herr Bischof eingeschlossen, können sehr wohl zufrieden sein, wenn die Juden nur so lange gute Ungarn und brave Bürger sein werden, bis der Messias wirklich kommen und sie nach Palästina führen wird."

Das Haus lachte und entschied für die Öffnung. Jene Städte, welche bisher das Vorrecht hatten, überhaupt keine Juden in ihren Mauern dulden zu müssen, waren auch durch das neue Gesetz in diesem häßlichen Privilegium nicht gestört. Vorläufig hielten sie sich auch weiter grundsätzlich die Juden vom Leibe und gestatteten nur ausnahmsweise dem einen oder anderen seinen Wohnsitz in ihren Mauern aufzuschlagen. So beispielsweise in der Nähe Preßburgs, in Tyrnau; in Preßburg selbst sahen unsere

deutschen Kleinbürger mit kaum verhehltem Widerwillen die Juden sich in die bisher „judenreinen“ Gassen und Plätze einwohnen.

Wenige Jahre später, nämlich in den Märztagen des Jahres 1848, trat diese Gesinnung erschreckend zutage. Der Pöbel, angestiftet von den Bürgern, plünderte die Juden, und die Bürger zwangen den Magistrat — aus eigener Machtvollkommenheit und gegen das Gesetz — die Juden von der Stadt aus- und in das Ghetto zurückzuweisen. Natürlich hob das ungarische Ministerium sofort diese Verfügung wieder auf und publizierte zur Beruhigung der ehrsamen Bürgerschaft das Standrecht. Ich habe in meiner Autobiographie diese Episode ausführlich erzählt, hier will ich nur die Wirkung zeichnen, welche diese Öffnung des Ghetto auf die Judengemeinde, ihre Gestalt, ihren sozialen Charakter, ihre wirtschaftlichen Verhältnisse hatte. Vor allem erfolgte rasch nicht nur ein Exodus der meisten besseren Familien aus dem Ghetto, sondern ein starker Zuzug von Juden aus den kleineren Ortschaften ringsum, sowohl aus der Slovakei, der Schütt, als auch von jenseits der Donau. So übersiedelten die Kittseer Produktenhändler, deren ich schon Erwähnung getan, jetzt, wo sie in der Stadt Magazine mieten konnten, alle hierher. In gleichem war den Preßburgern jetzt auch der Handel mit Öl, Spiritus usw. möglich. Die Judengemeinde wuchs nicht nur numerisch, sondern auch wirtschaftlich, denn der Zuzug bestand nicht aus Proletariern, sondern zumeist aus leidlich situierten mittleren Geschäftsleuten und selbst aus zahlreichen Wohlhabenden der kleineren Städte; nach ihren Begriffen und Gewohnheiten fanden sie schon in Preßburg die Annehmlichkeiten der Großstadt.

Sehen wir jedoch von den neu in die Stadt geströmten jüdischen Elementen ab — welchen allgemeinen Einfluß übte die Öffnung des Ghettos auf die Juden Preßburgs? Sie gewannen durch die Zerstreuung in der Stadt nach mancher Richtung einen anderen Charakter. Es herrschte denn doch nicht mehr der undurchdringliche Zusammenschluß wie im Ghetto. In diesem hatten die Juden sich nur unter ihresgleichen gesehen, jetzt sahen sie sich auch mitten unter Christen; erst jetzt wurden sie Stadtbewohner, bis dahin waren sie nur „Preßburger Juden“ gewesen. Sehr bald gewann der erste von ihnen den Mut, ein Haus in

der Stadt zu kaufen. Es war dies mein Vater. Das Haus war nach unseren heutigen Begriffen nichts weniger als wohnlich, eine mindestens zweihundert Jahre alte Baracke. Jüngere Häuser gab es damals in Preßburg nur wenig, dagegen viele, die dreihundert Jahre und älter waren.

Aber wir hatten nun doch für die großgewordene Familie, für große und kleine Geschäftsgehilfen und Dienstboten erträglichen Raum. Allerdings in Zimmern und Gelassen, in denen heute eine Familie von viel kleinerem Wohlstand, als den wir schon damals besaßen, nicht mehr wohnen würde. Wie glücklich waren wir, daß wir im Hause einen Brunnen und soviel Wasser hatten, als wir, namentlich die Kinder, nur schöpfen wollten.

Doch alle diese Momente persönlichen Behagens und Seins verschwanden gegen die allgemeine Bedeutung der mutigen Tat meines Vaters. Der Kauf eines Stadthauses durch einen Juden war sensationell, viele andere Wohlhabende in der Gemeinde folgten nach. Der jüdische Hausherr gewann christliche Hausherren als Nachbarn; er fühlte sich schon als künftiger Bürger. Das galt hauptsächlich von meinem Vater. Da, wie schon oben erwähnt, den Juden Realbesitz nicht gestattet war, hatte er das Haus auf den Namen eines Christen schreiben müssen. Immerhin war er durch die gerichtlichen Formalitäten mit intervenierenden Magistratspersonen — Preßburg als königliche Freistadt hatte seine autonome Gerichtsbarkeit — in Berührung gekommen, und er pflegte eifrig diese Bekanntschaft mit dem Bürgermeister Kampfmüller, dem Stadtrichter Motko, dem Obernotar Gottl, am meisten aber mit dem Stadthauptmann Vetsera, mit dem er tatsächlich in ein freundschaftliches Verhältnis gelangte. Viel später noch, als mein Vater schon in Wien wohnte, pflegte ihn Vetsera, wenn er dorthin kam, zu besuchen.

Der Preßburger Stadthauptmann (Polizeichef und Bagatellrichter) war vor dem Jahre 1848 für die Wiener Regierung ein Mann von Wichtigkeit. Während der Landtage hatte er zweifellos Berichte an sie zu senden. Die Bürgerschaft haßte ihn, wählte ihn aber trotzdem jedesmal wieder. Nach der Niederwerfung der Revolution in Ungarn hörte die magistratische Stadthauptmannschaft auf, es wurde eine eigene kaiserliche Polizeidirektion

errichtet. Vetsera wurde Polizeidirektor und noch mehr gefürchtet wie früher. Ganz unerklärlicherweise — zumindest ist eine Aufklärung nie bekannt geworden — wurde er eines schönen Tages (1856) in der rücksichtslosesten Weise seines Amtes entsetzt. Sein Nachfolger, Podolski, trat einfach in sein Bureau und hieß ihn sich entfernen. Er wurde Kanzleidirektor am Landesgerichte, bald pensioniert und geriet in Vergessenheit. Sein Name tauchte wieder in meiner Erinnerung auf, als er bei dem Tode des Kronprinzen Rudolf genannt wurde. Der Sohn unseres Stadthauptmannes war nämlich — ein damals unerhörter Fall — trotz seiner bürgerlichen Abkunft in die orientalische Akademie aufgenommen worden, hatte die Konsularlaufbahn betreten, in Konstantinopel die Gunst des österreichischen Botschafters Prokesch-Osten gewonnen und war durch dessen Protektion zu einer reichen Frau gelangt. Die Familie war nach seinem Tode nach Wien übersiedelt und verhängnisvollerweise hier in den Kreis des Kronprinzen gelangt.

Noch ein anderer Bekannter meines Vaters aus der Christenstadt jener Zeit stand gleichfalls mit der Wiener Regierung in Verbindung und hatte die gleiche Begünstigung für seinen Sohn erreicht. Das war der damalige Stadtphysikus Mayer, dessen Sohn, Baron Mayer, als Generalkonsul starb.

Nun war diese Neigung, den Verkehr mit notablen Christen zu suchen, bei meinem Vater etwas stärker als bei anderen Juden hervorgetreten; sie fehlte aber keineswegs den anderen, namentlich den Intellektuellen in der Gemeinde. Sicher ist, daß dieser Wunsch der Juden auf christlicher Seite kein Entgegenkommen fand. Ein wirklicher Verkehr stellte sich durchaus nicht ein. Der Einzug in ein eigenes Haus in der Stadt hatte bei meinem Vater den Ehrgeiz geweckt, zu einem Stadtbürger von Ansehen aufzusteigen. Darum mußte man vor allem mit den nachbarlichen Hausherren in freundlichen Verkehr treten. Wir kauften daher beim Seifensieder links, was wir für das große Hauswesen an Kerzen, an Kern- und Fettseifen, an Öl und Lauge benötigten, beim zweiten, dem Fischmeister, auf seinem Kalter am Freitag die Spiegelkarpfen; bei dem Tabakhändler gegenüber für meinen Vater — er war ein starker, nach den damaligen Begriffen luxuriöser

Raucher — den kurzgeschnittenen gelben „Lettinger", alles viel teurer, als wir es in der Judengasse hätten finden können, aber diese nachbarlichen Hausherren blieben „kühl bis ans Herz hinan".

Das war mir kleinem Jungen unerklärlich und in meiner Art grübelte ich zuweilen darüber. Sowohl im katholischen Gymnasium, wie auch später im evangelischen Lyzeum war ich überall mit den christlichen Kollegen in freundschaftlichstem Verkehr, mit einigen zur wahren Freundschaft gelangt, mit allen auf dem Duzfuße gestanden. Warum sollte dies nicht auch zwischen den Großen möglich sein? Es zeigte sich ja in dem Verhältnis zwischen uns jüdischen und christlichen Studenten, daß die Verschiedenheit der Religion den Verkehr und sogar die Freundschaft nicht ausschließt.

Diese Frage bedrängt den Judenjungen in dem Momente, als er in der Schule zwischen Christenjungen sitzt und verläßt den erwachsenen Juden nicht, so lange er lebt. Ich werde auf dieses leidige Thema ja noch zu sprechen kommen; hier will ich dasselbe nur insoweit berühren, als mir der Auszug der Preßburger Juden aus dem Ghetto und ihr Einzug in die Stadt dazu Veranlassung gibt. Was hat also ihre wirkliche, d. h. ihre soziale Aufnahme in die christliche Bevölkerung gehindert? Der Begriff der „Rasse" ist in der letzten Zeit von der Wissenschaft sehr bestritten worden — sagen wir also die geschlossene Abstammung und die Religion. Zugegeben. Aber ich meine, daß hier noch ein anderes Moment vorliegt, welches ich schon darum anführen will, weil dasselbe in der allgemeinen Diskussion der Judenfrage meines Wissens bisher keine Beachtung gefunden hat. Ich möchte meine Ansicht durch die Herbeiziehung einer anderen Gruppe illustrieren:

Die Griechen sind Arier und Christen. Nichtsdestoweniger bilden sie überall, in Wien wie in London und Amsterdam, in Paris wie in Lyon eine streng geschlossene Gesellschaft, die sich in die übrige Bevölkerung bisher weder sozial noch geistig eingefügt hat. In unserem Wien sprechen die Griechen unter sich keine andere Sprache als die griechische, wovon sich ja jeder im Börsensaal überzeugen kann; sie heiraten in der Regel wieder nur aus ihrer Mitte, man findet unter ihnen keinen Advokaten,

keinen Literaten. Ich habe nur einen einzigen Griechen als Arzt gekannt, und dieser zählte ausschließlich seine Kompatrioten zu Klienten. Kein Grieche in Wien ist Fabrikant, keiner Handwerker. Dem öffentlichen Leben unserer Stadt und unseres Staates stehen sie zumeist fremd gegenüber. Eine bemerkenswerte Ausnahme (später lernte ich eine zweite, weniger bedeutende kennen) bildete Nikolaus Dumba. Ich war mit ihm persönlich im Verkehr. Die Ausnahme war nur eine scheinbare und bestätigt die Regel. Sina war österreichischer Freiherr, Mitglied des Herrenhauses, aber hatte Interessen für Athen, nicht für Wien. Alle sind sie Händler, welche den Verkehr mit dem Orient vermitteln. Ein bisher gesonderter Bevölkerungsteil jedoch, welcher sich in die Gesamtbevölkerung einfügen will, kann die wirkliche Einfügung nur in dem Falle erreichen, wenn er in sich dieselbe oder eine ähnliche Schichtung nach Berufen aufweist, wie die Masse, in der er aufgehen soll. Haben aber diese sozialen Einwanderer alle ein und denselben Beruf, so kettet sie derselbe wie mit Eisen aneinander und sie bleiben auch auf dem neuen Boden eine geschlossene Gruppe. Die französischen Réfugiés, die im 17. Jahrhundert nach Aufhebung des Ediktes von Nantes nach Berlin kamen, teilten sich in alle möglichen Berufe und sind aus diesem Grunde in wenigen Dezennien so vollständig aufgesogen worden, daß nur mehr Namen wie Bronsart, Thibaut, Savigny, Du Bois-Reymond, Chamisso, De la Motte-Fouqué an diese Episode erinnern. Nun waren speziell die Juden des Ghetto in Preßburg in der entgegengesetzten Lage. Sie waren fast alle Kaufleute und zwar eines und desselben Zweiges, des Textilhandels, denen gegenüber die wenigen christlichen geradezu verschwanden. Schon durch diesen geschlossenen Beruf machten sie auf die ganze christliche Bevölkerung den Eindruck einer besonderen Volksschichte, eines ihnen fremden Volkskörpers. Dieser Umstand allein erklärt den Fortbestand der Scheidung zwischen ihnen und den christlichen Bürgern, unter denen sie jetzt Platz genommen hatten. Die großen Beispiele, welche die Geschichte umgekehrt von der Rassenverschmelzung zweier Nationen liefert, wie jene der Bauernsoldaten, aus denen die Armee sowohl der Ost- wie der Westgoten bestand, mit den erbgesessenen Grundbesitzern zu je einer neuen Nation

— der italienischen und spanischen — will ich hier nicht berühren, sie würden auch zu weit führen. Aber gerade in der Anwendung auf die Juden will ich einem Gedanken Ausdruck geben:

Seit ungefähr einem Jahrhundert haben sie und zwar in steigender Progression in sämtlichen Kulturländern eifrig nach allen Berufen gegriffen, die man ihnen außerhalb des Handels geöffnet hat. Sie sind ehrlich bestrebt, die bestehenden Schranken wegzuräumen, und nicht an ihnen liegt es, wenn und in welchem Maße sie weiter bestehen werden. Und man kann ruhig annehmen, daß sie in absehbarer Zeit verschwinden werden.

Anders steht es aber mit der Kluft, welche angeblich durch die verschiedene Abstammung bedingt wird, und da möchte ich folgendes sagen: Die Abneigung der Rassen gegeneinander ist ein physisches Moment, ein Rest des Urzustandes, der wohl in seinem häßlichen Charakter nirgends besser studiert werden kann als bei uns in Österreich. Der ganze Kulturfortschritt besteht jedoch darin, diesen Rest zu überwinden. „Mir ist jede Gesellschaft zuwider", sagt Goethe, „die kleiner ist als die Menschheit."

„Die Juden", antwortete ich einem Kollegen im Gemeinderat, „sind schon reif für ihre Emanzipation — wer für dieselbe noch nicht reif sind, das sind leider sie, die Christen."

Fehlte demnach auch die soziale Verschmelzung, so rief doch schon die bloß äußerliche Existenz der Juden unter den Christen, das Beispiel, das sie gaben, gar manche revolutionäre Änderung hervor. Im Ghetto hatte man nur das eigene Haus gekannt. Aber jetzt okkupierten die in der Stadt wohnenden Juden das alte Café Hollinger auf der Promenade so zahlreich, daß der Cafetier ihnen den ersten Stock einräumte und da kein Christ die Herren oben aufsuchte, wurden sie von selbst eine „geschlossene Gesellschaft". Bald bekam sie offiziellen Charakter und formgerechte Gestalt. Es war die Zeit, da das Vereinswesen — Metternich nannte es die „deutsche Pest" — sich aus Deutschland auch herüber nach Österreich verbreitete. Unsere Juden bei Hollinger gründeten ein „Kasino", verfaßten Statuten, wählten einen Präsidenten. Die Orthodoxen, auch die Reichsten unter ihnen, hielten sich ferne, sie blieben im Ghetto. Dadurch wurden die Kasinoten von selbst zu einer Reformpartei. Nicht in kon-

fessioneller Richtung — an Synagoge und Ritus wagte niemand zu rühren. Man dachte jedoch nach dem Beispiele der Wiener Juden an die Gründung humanitärer Institutionen. Die Anregung hierzu wurde von einer Gruppe Intellektueller innerhalb der Preßburger Juden gegeben, die sich dem Kasino angeschlossen hatten. Allen voran Adolf Neustadt, ein Prager. Er gehörte zu den „interessanten Leuten“. Nach dem Gymnasium hatte er den journalistischen Beruf ergriffen und war vom Pächter und Herausgeber der „Preßburger Zeitung“ und ihrer literarischen Beilage, der „Pannonia“, als Redakteur dorthin berufen worden. Ein geistvoller, liebenswürdiger Mann, klug und geschickt, fand er sich sehr bald in Preßburg zurecht.

Ihn unterstützten zwei andere Männer, welche die früher erwähnte einzige Mädchenschule des Ghetto errichtet hatten: Ludwig Horowitz und Rafael Basch. Der erstere ein Witzling und ohne Ernst, lebte nur für sich und sein Behagen; da ihn seine Frau darin störte, hatte er sie frühzeitig fortgeschickt; er galt allgemein als Hagestolz. Als Schullehrer war er übrigens nicht ungeschickt. Er starb, nahe an hundert Jahre alt, in Wien. Von ganz anderer und zwar vorzüglicher Art war der zweite. Der merkwürdige Mann hatte noch von Preßburg aus, trotzdem er als Volksschullehrer den ganzen Tag beschäftigt war und in kümmerlichen Verhältnissen lebte, die Energie gehabt, an der Wiener philosophischen Fakultät das Doktorat zu erwerben. In den Märztagen ging er nach Wien, wo wir ihm wieder begegnen werden.

Dem Trifolium im Café Hollinger — Neustadt, Basch und Horowitz — schlossen sich einige der Ärzte an, die sich auch in das Kasino hatten aufnehmen lassen. Diese „Studierten“ regten eine größere Schöpfung an. In Wien hatten unter allgemeiner Zustimmung einige Damen der jüdischen Gesellschaft die jüdische Kleinkinderbewahranstalt, die erste Österreichs überhaupt, jetzt in der Schiffamtsgasse ins Leben gerufen, und die höchste Dame Österreichs und liebenswürdigste Frau Wiens, Kaiserin Karoline Augusta hatte das Protektorat über diese Anstalt übernommen; das machte damals nicht wenig Aufsehen. Unser jüdisches Kasino errichtete nun gleichfalls ein solches Kinderheim,

und als dieses sich sofort als eine für die ärmeren Familien ausgezeichnete Einrichtung bewährte, wurde man kühner. Adolf Neustadt schlug vor, diese Kinderbewahranstalt mit der bestehenden liberalen Primär-Knaben-Hauptschule und der von Basch und Horowitz geführten privaten Mädchenschule in einem großen Anstaltsgebäude zu einem Gesamtinstitute zu vereinigen. Eine günstige Gelegenheit zur Erwerbung eines geeigneten Gebäudes war gerade gegeben.

Die gräfliche Familie Apponyi, die im Preßburger Komitate begütert war, hatte in Preßburg ein ganz nettes, stockhohes Bibliotheksgebäude erbauen lassen und darin ihre für jene Verhältnisse stattliche Familienbibliothek zur öffentlichen Benutzung aufgestellt. Der Lesesaal war auch gewöhnlich voll besetzt. Das Gebäude war aber reparaturbedürftig geworden, und der Graf Apponyi verlangte, da er für die Bezahlung des Bibliothekars, für Beheizung, Beleuchtung usw. zu sorgen hatte, vom Stadtmagistrate die Herstellung der nötigen Reparaturen aus städtischen Mitteln. Auf dessen Weigerung drohte er mit der Wegführung der Bibliothek; und da der Magistrat gegen diese Drohung gleichgültig blieb, führte er sie aus und stellte das Gebäude zum Verkauf. Es war also nur das Geld zu schaffen. Man wandte sich an den schon erwähnten, aus dem ehemaligen Ghetto Preßburgs stammenden Bankier Hermann Todesco in Wien. Dieser, welcher die Nobilitierung ersehnte, griff sofort nach der Gelegenheit, sich eine solche zu verdienen. Er erwarb das Gebäude, erweiterte es und vereinigte die drei Schulen zu der noch heute bestehenden sogenannten Todescoschen Anstalt.

Diese Errichtung eines großen jüdischen Erziehungshauses mitten in der Christenstadt war sicherlich ein starkes, weithin sichtbares Zeichen der neuen Zeit.

Weniger drastisch, aber dennoch ebenso deutlich waren andere Veränderungen im sozialen Leben der Juden.

Einzelne abonnierten die von den Orthodoxen bestgehaßte Philippsohnsche „Allgemeine Zeitung des Judentums“ oder eine sonstige Zeitung. Man trat nicht nur den Landtagsverhandlungen näher, sondern las auch im Kasino die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, erfuhr alles, was im Auslande geschah. Die Auffassung

politischer Dinge wurde freier und weiter. Kein Kreis aber gewann geistig mehr als die kleine Zahl jüdischer Studenten, die ich schon genannt habe. Erst außerhalb des Ghetto fiel die Decke, die unsichtbar auf ihnen gelastet hatte; die Besseren unter ihnen gewannen geistige Frische und Produktivität.

Diese Studenten waren übrigens auch die ersten, die den Christen nicht nur räumlich, sondern auch sozial näher traten. Sie fanden — was vor der Öffnung des Ghetto undenkbar gewesen wäre — Lektionen in manchen besseren Christenfamilien, was auf ihre Haltung, ihr Wesen, ihre Erscheinung einen günstigen Einfluß ausübte. Aber nicht nur die Studenten, sondern alle Juden, die noch nicht zu alt und zu jeder Umbildung unfähig waren, gewannen ein anderes Verhältnis zur Stadt. Sie begannen sich für die städtischen Verhältnisse zu interessieren; jetzt erst sahen sie in die bisher fremde Stadt hinein, und es ist mir selbst vieles aus jener Zeit im Gedächtnis geblieben. Ich habe früher darauf hingewiesen, wie aus den Urkunden der agrarische Charakter der Stadt noch im 16. Jahrhundert deutlich erkennbar ist, aber noch zu meiner Zeit war ihre Entstehung aus den ursprünglich dörflichen Ansiedlungen rings um das römische Kastell, das spätere königliche Schloß, die heutige Schloßruine deutlich erkennbar. Außerhalb des kleinen inneren Kernes gehörten zu den Häusern grundbücherlich noch vielfach die Weingärten im Gebirge und Felder in der Umgebung. Preßburg kannte damals nur kleine Handwerker und besaß nur ein einziges größeres Etablissement, eine Golddrahtzieherei, eine Liebhaberei und Spezialität ihres Besitzers, die mit den wirtschaftlichen Verhältnissen der Stadt in keinem weiteren Zusammenhange stand. Sie war eine richtige Kleinstadt. Von den wenigen Passanten in der Straße geht jeder langsam, keiner beeilt sich, denn hier ist einander „alles vis-à-vis“. Ein Fiaker ist eine Sensation, eine Landpartie zum „Eisenbrünndl“, nicht mehr als eine Gehstunde, ein Ereignis; die Hunde auf der Gasse scheinen sich zu langweilen und werden mit uns Kindern nur dann lebendig, wenn bei besonderen Festlichkeiten die Garnison auf der einen, das Bürgermilitär auf der anderen Seite Parade halten, die Musikkapellen die Volkshymne spielen und Salven die Luft erschüttern.

Wir Kinder bewundern eigentlich nur die von uns so gut gekannten Schneider und Schuster, Tischler und Schlosser des Bürgerkorps, die mit großer Gravität einhermarschieren und sich aufstellen. Sie sind in drei Kompagnien formiert, jene der inneren Stadt bestand aus „Scharfschützen"; die zweite, aus den Bürgern der Palffyschen Grundherrschaft gebildet, trug Linienuniform mit Czako; die merkwürdigste war die dritte, sie bestand nur aus Protestanten, hatte eine graue, der der Husaren ähnliche Uniform und Ausrüstung mit Karabiner. Also eine strenge Scheidung zwischen Katholiken und Evangelischen; davon werde ich noch zu sprechen haben.

Nicht zu verkennen war auch die Wirkung der Befreiung aus dem Ghetto auf das Leben der Familien.

Erst jetzt fing man an, spazieren zu gehen, wagten sich Juden und Jüdinnen auf die kleine Promenade im schönen englischen Aupark der Stadt, auf die Spaziergänge des Mittelgebirges in der Umgebung. Erst jetzt schickte man die Kinder in die Militärschwimmschule, hielt man den Theaterbesuch für keine Sünde mehr.

Im Ghetto war man allgemein mit den beiden Volksschulen zufrieden gewesen; selbst die besseren Familien hatten sich, um den Schulunterricht zu unterstützen, mit einigen häuslichen Nachhilfestunden in der Woche, die ein Student gab, begnügt. Jetzt wurde es Sitte, für die Knaben einen Hofmeister ins Haus zu nehmen. Diese ständige Anwesenheit eines, wenn auch noch so jungen, doch immerhin gebildeten Menschen bewirkte schon eine gewisse Änderung in der Haltung der Eltern selbst. Natürlich traten diese Wandlungen vorerst bei besseren Familien ein. Ich kann wohl sagen, nirgends früher als in der unserigen. Ich habe zwar schon vorübergehend von Vater und Mutter, doch noch nicht von der Familie als solcher gesprochen. Am Schlusse meiner Schilderung, speziell des Preßburger Ghetto scheint es mir jedoch nicht unangebracht, schon um das bisher von diesen Juden und Jüdinnen im allgemeinen Gesagte durch eine konkrete Vorführung zu verstärken, ein knappes Bild des engsten Kreises, dem ich entsprossen bin, zu zeichnen.

Den Vater habe ich als Geschäftsmann schon geschildert. Als Mensch war er von meiner Mutter in einem viel höheren Maße,

als die natürliche Differenz zwischen Mann und Weib beträgt, verschieden. Seiner Frau war er mit aller Wärme, über die er verfügte, zugetan; er verehrte sie und stellte sie über alles, aber sonst war er kühl. Er war immer ruhig und gemessen — ich glaube nicht, daß ich ihn je zornig gesehen oder lachen gehört habe — und von einer gewissen natürlichen Würde. Er genoß ganz allgemein wohlverdiente Achtung, denn sicherlich gehörte er nicht nur zu den Besten, sondern auch zu den Verständigsten der Preßburger Judenschaft. Namentlich hatte er in öffentlichen Dingen ein zutreffendes Urteil. Das zeigte sich im Jahre 1848. Ich erinnere mich sehr lebhaft eines Gespräches mit ihm aus diesem Jahre. Ungarn hatte die Selbständigkeit erreicht, in der Lombardei und Venetien war die Revolution ausgebrochen, man träumte von der Bildung des einigen Italien. Radetzky war vorläufig vertrieben, Erzherzog Johann als Reichsverweser nach Frankfurt gegangen. Wir Studenten waren mit der Umänderung der Weltkarte fertig: Ungarn, Italien selbständig, Polen wird neu errichtet, die deutsch-österreichischen Provinzen kommen zu Deutschland, wer braucht noch Österreich, wer ein künstliches Mitteleuropa? so dozierte ich meinem Vater. Er darauf: „Österreich wird länger leben, als ihr Studenten schwatzt, ein solcher Staat wird nicht durch ein ‚Gelaf‘ (einen Tumult) über den Haufen geworfen.“

Er stand uns Kindern durch sein kühles Wesen ferner als die Mutter, aber als rationell denkender Mensch beschäftigte er sich mit uns, fragte nach unseren Fortschritten in der Schule, brachte uns, wenn er Befriedigendes erfuhr, aus Wien Bücher zum „Lesen“ mit, ging sogar zuweilen — was im Ghetto immer Verwunderung erregte — selbst an Wochentagen mit uns spazieren. Für gute Erziehung hatte er nämlich ein vortreffliches Verständnis. Zum Hofmeister wählte er den besten jungen Mann, der zu haben war.

Haus und Geschäft meines Vaters waren wie bei fast allen Ghettoleuten aus kleinen Anfängen hervorgewachsen. War der Vater das natürliche Haupt, so war die Mutter Kopf und Herz beider, die motorische Kraft des ganzen geschäftlichen Betriebes, der Glanz beider nach außen. Sie war eine geradezu glänzende Ge-

schäftsfrau, hatte als solche den besten Ruf nicht nur im Kreise der Kundschaft, sondern auch sämtlicher Fabrikanten von Modewaren; denn sie hatte diesen Teil des Einkaufes nach und nach völlig übernommen, weil ihr in Geschmacksachen nicht leicht jemand genügte. Ich war selbst schon ein Greis, als ich mit einem noch viel älteren Manne, fast neunzigjährig — Eduard v. Portheim, dem letzten der Gründer von der ehemaligen Porgesschen Druckfabrik — zusammentraf; seine erste Frage galt meiner Mutter. „Ja", sagte er, „das war eine Frau, wie ich weiter keine gekannt habe." Und ich begreife seinen Ausspruch. Sie machte nicht nur durch ihren Geschäftsgeist, sondern überhaupt den Eindruck einer Frau von Bedeutung schon durch ihre äußere Erscheinung.

Auf einem wohlgegliederten, elastischen Körper saß ein fein profilierter Kopf, der von hellen, scharfen, energischen Augen gleichsam überstrahlt wurde. Durchaus klug und von scharfem Verstande, rasch im Überlegen, energisch im Ausführen, immer das Ziel vor Augen, führte sie — fest ohne Härte, gut ohne Schwäche — Geschäft und Haus in einer Weise, daß beide zusammen den Eindruck eines gut und sicher kommandierten Schiffes machten. Zeitweilig kam es zu Explosionen, aber sie verletzte auch damit nicht, denn sie waren immer nur die Folge eines unbesiegbaren Rechtsgefühles, eines starken warmen Sinnes für Recht und Gerechtigkeit. Ein Unrecht konnte sie nicht ertragen, gleichviel ob es an ihr oder an anderen verübt werden sollte. Aus diesem Rechtsgefühl im höchsten Sinne entsprang auch die Wärme ihres Herzens, ihr Wohltätigkeitssinn. Sie sah es für ein Unrecht an, daß Menschen unverdient leiden. „Man muß nicht allein satt werden wollen", pflegte sie zu sagen. Dabei war sie auch im höheren Sinne bildungsfähig. Das zeigte sich gerade in der Zeit ihres Alters, nachdem sie sich im fünfzigsten Lebensjahre vom Geschäft zurückgezogen hatte. Von da an las sie mit Eifer ihre Zeitung, nahm an allen politischen Ereignissen regen Anteil und hatte ohne politische Kenntnis ein treffendes, der richtigen Empfindung entstammendes Urteil.

Sie war nicht ohne aufrichtiges religiöses Gefühl, aber wenig empfänglich für die Wichtigkeit der vielen rituellen Vorschriften und lächelte nicht selten zu der hierin viel genaueren Haltung

ihres Gatten. Sie tat für die Menschen, was sie konnte, und das genügte ihr. Das war eigentlich um so merkwürdiger, als sie von einer außerordentlich frommen Mutter, meiner Großmutter, stammte, deren ich mich, obwohl sie frühzeitig starb, noch sehr gut erinnere. Rucheme Schoßberg (wie sie in Preßburg allgemein genannt wurde), hatte mit 24 Jahren ihren Gatten verloren, der ihr ein kleines Engros-Manufakturgeschäft und die Sorge für drei Kinder zurückgelassen hatte. Es war gegen die Tradition des Ghetto, daß eine Witwe, welche imstande war, sich und ihre Kinder zu ernähren, eine neue Ehe einging; so blieb auch sie unvermählt und setzte mit eigener Arbeit das Geschäft fort.

Ich sah sie gerne und war immer am Samstag vormittag bei ihr zu Besuch. Auf ihrem Tischchen lagen stets zwei Bücher: der „Korbanminche Sidur“ (das Gebetbuch) und merkwürdigerweise ein Band Schiller: „Die Räuber und Kabale und Liebe“ enthaltend. Und wie den Sidur, so hat sie auch diese zwei Theaterstücke durch ihr ganzes Leben lang immer wieder von vorne angefangen. Sie war von besserer Herkunft gewesen. Während der industriellen Bestrebungen nach Einführung des Prohibitivsystems unter Kaiser Josef II. hatten die Barone Puthon, die Eigentümer des jetzt verschollenen großen Bankhauses J. G. Schuller & Co. in Wien, eine Kottondruckfabrik in Sassin, zu deutsch Schoßberg, errichtet, die lange Zeit die vorzüglichste Ware erzeugte, aber wie alles, was diese Puthons unternahmen, sich nicht rentierte und in den dreißiger Jahren aufgegeben wurde. Der Vater dieser meiner Großmutter, mein Urgroßvater also, war in dieser großen Fabrik der kommerzielle Leiter gewesen. Nach seinem Tode übersiedelte die Familie, Frau, zwei Töchter, drei Söhne nach Preßburg. Die letzteren, die ich alle selbst noch gekannt habe, waren sämtlich „Lamdonim“, der eine Reb Harsch Schoßberg Rabbiner in Raab, der zweite Lippmann, in Papa, der dritte Reb Esriel — er nannte sich Brüll — gleichfalls „Dajan“ (zweiter Rabbiner) und ein sehr hochgeschätzter Mann in Pest. Dessen Sohn, Samuel Leb Brüll, genoß das gleiche Ansehen, und war Professor am jüdisch-theologischen Seminar.

Eine eigentümliche Folie meiner Mutter bildete eine andere Verwandte, eine in ihrer Art merkwürdige Person, die Schwester

ihrer Mutter, Adelheid Blau. Sie war von winziger Figur mit einem Rokokogesicht — ein von ihr noch vorhandenes Miniaturporträt könnte man in jede Familiensammlung des 17. Jahrhunderts einreihen — besaß auch gute Manieren und vor allem ein in ihren Verhältnissen fast komisch wirkendes Selbstbewußtsein. Ihr erster Gatte — sie hatte dann noch zwei — war ein vornehmer Mann in der Khille gewesen. Er war Buchhalter bei Uffenheimer in Wien, kam nur zu den Feiertagen nach Hause und war dann Gegenstand der Verehrung. Daran zehrte sie! Sie war ohne Vermögen, wurde von meiner Mutter vollständig erhalten und dabei mit aller Aufmerksamkeit behandelt; ging doch meine Mutter so weit, die drei verwaisten Enkelinnen dieser Frau zu ihren eigenen Kindern ins Haus zu nehmen. Das alles hinderte sie aber nicht, auch nur den kleinsten von ihr wahrgenommenen vermeintlichen Mangel an schuldigem Respekt auf das Schärfste und ohne alle Gêne zu rügen. Sie machte schließlich ein Testament, in welchem sie meiner Mutter peremptorisch befahl, ihre hinterlassenen verhältnismäßig nicht unbedeutenden Schulden zu bezahlen, was diese auch mit allem Gehorsam vollzog. Sie war trotzdem bei uns sehr beliebt, denn sie war „pickklug“, umgänglich und von einer gewissen natürlichen Feinheit.

Von den anderen Verwandten ist nicht viel zu sagen — wir hatten deren nur wenige. Verhältnismäßig waren die Verwandtschaften in der ganzen Gemeinde überhaupt nicht so zahlreich, als man innerhalb dieser Enge hätte vermuten sollen. Das kam daher, weil sich der Zuzug stets zum großen Teile aus Böhmen und Mähren rekrutierte, wo, um die Zahl der jüdischen Familien auf gleicher Höhe zu halten, der „Familienzwang“ nur den ältesten Söhnen gestattete, zu heiraten; daher wurden alle jüngeren Söhne und zwar meist noch in sehr jungen Jahren nach Ungarn geschickt. So war mein Großvater väterlicherseits, der schon erwähnte Uhrenhändler und Gatte der „Spitzenmacherin“ im 13. Jahre von seiner Familie in Triesch aufs Geratewohl nach Preßburg geschickt worden.

Ein leise flutender, aber nie stillstehender Strom dieser Emigranten, die als Militärflüchtlinge ihre Heimat niemals mehr sehen durften, ergoß sich bis zum Jahre 1848 aus den Erblanden

über die ungarischen Gemeinden, und man wird wenig jüdische Familien in Ungarn finden, in denen man heute, 100 oder 150 Jahre zurückgehend, nicht auf einen erbländischen Familienvater stoßen würde. Doch waren diese Zuflüsse aus dem Böhmischen, Mährischen und Schlesischen keineswegs die einzigen, welche dem Preßburger Ghetto den Charakter der Überfüllung verliehen.

Die Namen Bettelheim, Pappenheim, Schwabacher-Kohn, Breisach, Gomperz, Leitersdorf beweisen eine deutsche Einwanderung. Pappenheim ist ein Städtchen in Mittelfranken. Diesen Namen führten zwei Familiengruppen. Den Namen Bettelheim führten nach meiner bestimmten Erinnerung zwölf Familien. Bettelheim ist der Name einer ganz kleinen Ortschaft vor Tulln; doch halte ich es für ausgeschlossen, daß diese Preßburger Familien von dort stammen.

Am zahlreichsten waren die Familien Lemberger; deren Abstammung war klar und festzustellen. In der Mitte des 18. Jahrhunderts lebte in Preßburg Mendel Lwow (der polnische Name für Lemberg), ein bedeutender Geschäftsmann und Hausbesitzer. Er war der Sohn des Preßburger Dajan Hirsch Lwow, dieser ein Sohn des Trebitscher Rabbiners Josef Lwow, welcher zu seinem Vater einen Aron C. Mises aus Lemberg hatte. In meiner Kinderzeit bezeichnete man noch immer und ganz allgemein das einst im Besitze von Mendl Lwow gewesene Haus als das „Mendl Lwowsche“! Alle die zahlreichen Deszendenten Mendls nennen sich nun Lemberger.

Eine vormals sehr zahlreiche Gruppe führte den Namen Todesco oder Tedesco, eine andere die Namen Wellisch. Beide Namen deuten auf eine italienische Vergangenheit der Familie, die mir aber nicht bekannt ist.

Die Namen Pappenheim, Bettelheim, Lemberger sind speziell dem Preßburger Ghetto zugehörig. Pappenheim ist mir außerhalb Preßburgs nicht vorgekommen. In zwei Fällen, wo ich auf den Namen Bettelheim, und in einem Falle, wo ich auf den Namen Lemberger gestoßen bin, konnte ich die Provenienz aus der Preßburger Judengasse eruieren.

Über diese wenigen Andeutungen geht meine Kenntnis der Geschichte der jüdischen Familien in Preßburg nicht hinaus und

zwar einfach darum, weil in den Familien selbst ihre Geschichte ganz und gar nicht mehr lebte. Weiter zurück als bis zum Großvater reichte die Erinnerung keines Einzigen; ich muß dieses Feld anderen, vielleicht glücklicheren überlassen.

„Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zu fabulieren."

Schon während der letzten, der vierten Volksschulklasse hatte unser ehrgeiziger Hofmeister meine Eltern vermocht, mich zum „Studieren" zu bestimmen, und um nur ja keine Zeit zu versäumen, da doch die Sache gar so eilte, mußte ich nach den acht Schulstunden und dem Fertigstellen der Hausaufgaben, in der knappen Zeit zwischen dem Nachtmahl und dem Bette, schon halb taumelnd die lateinischen Vokabeln der ersten Gymnasialklasse büffeln, um nach der Volksschule sofort in die zweite Klasse der Akademie — so hieß die Lateinschule des Benediktinerstiftes — einzutreten. Glücklicherweise stellten die Professoren an die Schüler ebenso geringe Ansprüche, wie sie das Stift an sie selbst bei ihrer Ernennung gestellt hatte.

Aber gleichwohl muß ich, wenn ich an diese Mönche denke, die Erfahrung aussprechen, die ich später bei anderen, den Benediktinern des Wiener Schottengymnasiums bestätigt gefunden habe. Die Mönche der oben erwähnten Akademie in Preßburg — ihre Kollegen in den Erblanden dürften im allgemeinen höher gestanden sein — hatten zwar auch nicht annähernd so viel gelernt, wie die heutigen Gymnasiallehrer; aber e i n e s haben diese Schwarzröcke ungleich besser verstanden als die heutigen mit Wissen vollgepfropften weltlichen Professoren; sie waren Pädagogen, sie interessierten sich für die Jungen, sie verstanden sie zu erziehen. Diese modernen Lehrer wollen häufig Universitätsprofessoren spielen und Vorlesungen halten, sich aber sonst um die Knaben nicht kümmern, und darum werden sie von diesen nicht als ihre Freunde angesehen. Die Geistlichen übten strenge Gerechtigkeit gegen alle und speziell gegen uns Juden. Bei ihnen galt tatsächlich nur Fleiß, Fähigkeit und Führung. Die geringste Äußerung einer

Judenhetze wurde streng bestraft. Diese Haltung der Lehrer übte natürlich den größten Einfluß auf unsere christlichen Kollegen. Die Schule wurde für uns Judenknaben geradezu eine anmutende Oase in der sozialen Wüste, die uns umgab. Was mich aus diesem katholischen Gymnasium vertrieb und im vierten Jahre es mit dem evangelischen Lyzeum vertauschen ließ, war vor allem der Bauerncharakter der Schule. Die Schüler waren zumeist ungarische Bauernknaben aus Dörfern der Insel Schütt und der anderen Umgebung. Deren Väter, natürlich nur die wohlhabenderen, pflegten damals, da die Dorfschulen gar zu schlecht waren, ihre Jungen einige Gymnasialklassen machen zu lassen. Sodann aber vertrieb mich die damals schon üppig blühende gewaltsame Magyarisierung und Zurücksetzung alles Deutschen. Die Professoren waren sämtlich Stock-Ungarn. Daß schon im ersten Jahre die ungarische Sprache obligatorischer Unterrichtsgegenstand war und es in den anderen Klassen blieb, konnte man nur natürlich finden; aber schon im dritten Jahre war Ungarisch die Vortragssprache, die der Professor nur durch eine knappe und ungenügende deutsche Übersetzung ergänzte, im vierten Jahre blieb auch diese weg. Das Lyzeum hatte zu jener Zeit, 1845, noch zumeist deutsche Professoren mit deutscher Bildung, die in der Regel ein oder zwei Jahre an einer deutschen Universität zugebracht hatten. Unter ihnen war sogar ein Mann von wirklicher Bedeutung: Gottfried Schröer, mit seinem Schriftstellernamen Chr. Oeser, der Verfasser einer in zahlreichen Auflagen über ganz Deutschland verbreiteten Weltgeschichte für Töchterschulen und einer nicht viel weniger verbreiteten Ästhetik „Weihgeschenke“, beide tatsächlich sehr gute Bücher! In dem Manne lebte der wahre Geist der klassischen Weimarer Zeit, er war vollgesogen von den Schöpfungen der deutschen Literatur, ein begeisterter Anhänger des hellenischen wie des klassischen Altertums überhaupt und dabei ein politischer Protestant, noch lebend in den Traditionen des Kampfes der ungarischen Protestanten gegen die katholischen Habsburger des 17. und 18. Jahrhunderts. Seine Bücher haben natürlich in Österreich das Imprimatur nie erhalten, er hatte auch gar nicht gewagt, ein solches zu suchen, und sich hierdurch selbst als einen gefährlichen Mann

zu denunzieren! Sie erschienen in Leipzig. Unter ihnen eine merkwürdige Dramatisierung des Aufstandes unter Emmerich Tököly, in welcher der ganze wilde Kampf jener Zeit sprudelt und zu lebhaftester Anschauung gebracht wird. Dieser protestantische Geist der Abneigung gegen die Katholiken lebte übrigens damals nicht nur voll in dem Lyzeum, sondern in der ganzen evangelischen Bevölkerung Preßburgs. Sie wohnte fast ausschließlich in einer eigenen Vorstadt — merkwürdigerweise hieß sie die „Nonnenbahn". In der Gegenreformation hatten die Jesuiten den Protestanten ihre Kirche am Hauptplatz weggenommen, der Magistrat sie drangsaliert; sie zogen sich darum fast sämtlich in diese Vorstadt zurück, wo sie eine neue Kirche und ringsum Pfarrhof, Schulgebäude und Lyzeum erbauten. Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten waren außerordentlich selten; gewisse Erwerbszweige, wie z. B. die des Eisenhandels waren protestantisch geblieben, weil jeder von diesen protestantischen Eisenhändlern sich bei seiner Etablierung durch einen schriftlichen Revers verpflichten mußte, keinen katholischen Lehrling aufzunehmen. Die Abneigung war aber gegenseitig, von seiten der Katholiken wurden die Protestanten mit entschiedenem Mißtrauen betrachtet. Ich kenne hierfür ein charakteristisches Beispiel: Nach der Revolution des Jahres 1848 hatte die Regierung die Mitglieder des Magistrats selbst ernannt, darunter drei Juden. Unter letzteren auch meinen Vater. Als es sich 1856 um die Besetzung des Lehramts der Mathematik an der städtischen Realschule handelte, agitierte der Bürgermeister bei meinem Vater für die Ernennung eines Juden W i n t e r n i t z, denn der andere noch in Betracht kommende Mitbewerber war ein Protestant. Da sagte der Bürgermeister: „Wir haben schon einen Protestanten an der Schule." Am Lyzeum befand sich neben Schröer noch ein Professor seiner Richtung, P a u l L i c h t n e r, allerdings von ungleich geringerer Bedeutung. Überhaupt war das ganze Lyzeum von einer ganz anderen geistigen Distinktion als das Mönchstift. Auch das Schülermaterial war wesentlich besser. Es studierten darin die Söhne des protestantischen Adels bis gegen Eperies und Kaschau. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen zweier liebenswürdiger freundlicher Jungen, der Barone J e s z e n a k, deren Vater 1849 ungarischer Revolutions-

kommissar für das Preßburger Komitat war und nach Besiegung der Revolution kriegsrechtlich am selben Tage mit dem Pastor der evangelischen Gemeinde namens Razga gehängt wurde.

Die im Lyzeum verbrachte Zeit ist mir in angenehmster Erinnerung geblieben. Speziell den Sinn für klassische Literatur, für geistigen Gehalt und Schönheit der Form verdanke ich den damaligen Anregungen. Und von ihnen habe ich noch lange Jahre die Gewohnheit bewahrt, jeden Tag vor Tische eine Stunde etwas Klassisches: Homer, Shakespeare, Goethe, Schiller, Dante zu lesen — diese Stunde bot mir geistige Erfrischung. Hinter diesen alten deutschen Professoren des Lyzeums stürmten aber schon die jüngeren ungarischen nach, tollten schon die ungarischen Studenten, die einen neuen Physikprofessor Fuchs vom deutschen Gymnasium in Kaschau auspfiffen, weil er sich bedungen hatte, ein Jahr lang noch deutsch vortragen zu dürfen.

Für mich rückte die Entscheidung näher; ich hatte die fünfte Klasse des Lyzeums absolviert und sollte in die sechste eintreten. Mein Hofmeister hatte die acht Klassen des Lyzeums hinter sich, mußte sich für einen Beruf entscheiden und sollte darum auf die Universität nach Wien. Er wollte mich mitnehmen. Ihm waren die beiden Berufe, zwischen welchen er zu wählen hatte, der des Predigers oder der des Arztes, in gleicher Weise antipathisch, und er beredete meine Eltern, auch für mich von ihnen abzusehen. Speziell gegen das medizinische Studium gab es damals, wenn auch nur vorübergehend, unter den jüdischen Studenten eine Strömung. Kurz vorher nämlich hatte Professor Rosas, maßgebender Kliniker für Augenheilkunde an der Wiener medizinischen Fakultät, sich in der medizinischen Zeitung gegen den Andrang der Juden zum ärztlichen Stande sehr entschieden ausgesprochen. Der Vorfall erregte, zum charakteristischen Unterschied gegen heute, in der Intelligenz ganz allgemeine Mißbilligung, natürlich unter der jüdischen im doppelten Maße. In Preßburg empfanden die Juden eine große Genugtuung darüber, daß es dem schon erwähnten Adolf Neustadt gelang, den Preßburger Zensor zu täuschen und sein Imprimatur für ein satirisches Feuilleton zu erhalten, in welchem ein türkischer Professor sich mit ganz gleichen

Worten gegen die Zulassung christlicher Studenten an die medizinische Schule in Konstantinopel verwahrte.

Dieser Zensor war eine bekannte Preßburger Stadtfigur; er war ein berühmter Slavist, neben Safárik und Jungmann Mithelfer an der slavischen Philologie; aber dieser Verdienste ungeachtet, hätte ihn diese seine Unvorsichtigkeit bald seine Stellung gekostet, denn diese Satire, die von vielen Blättern Ungarns nachgedruckt wurde, ward überall zum Stadtgespräch.

Eine Folge dieser Episode war, daß mein Hofmeister meinen Eltern vorschlug, mich an das Wiener Polytechnikum gehen und Ingenieur werden zu lassen. Bei der Nordbahn hatten Juden schon Anstellungen gefunden. Vor allem stach der Name Sichrowskys, des leitenden Generaldirektors allen ins Auge. Ich hatte zwar nicht das geringste Zeichentalent, Mathematik war in der Schule meine schwache Seite gewesen, aber man ging über diese Bedenken hinweg — man kann alles, was man will, hieß es damals immer zu den Kindern. Anfangs Oktober 1847 nahm mich mein Vater auf die Reise nach der Residenz mit.

Hier begannen meine eigentlichen Studentenjahre.

Ein Teil der jetzt gebrachten Schilderungen geht allerdings über den engen Rahmen des Ghetto hinaus, aber ich habe diese gegeben, weil die allgemeinen Verhältnisse in Stadt und städtischer Bevölkerung denn doch zur Beleuchtung jener des Judenviertels und der in ihm lebenden Juden mir und vielleicht auch dem Leser nicht überflüssig schienen. Über das Preßburger Ghetto selbst hätte ich wohl aus meinen Erinnerungen nichts Wesentliches mehr zu sagen; nichtsdestoweniger kann ich mit all dem bisher Gesagten nicht schließen.

Das Preßburger Ghetto nämlich und mit ihm eine ganze Reihe anderer in Böhmen, Mähren, Ungarn und Galizien haben eine merkwürdige Fortsetzung und Weiterbildung, eine Art höherer Entwicklung, ein Groß-Ghetto, wenn auch ohne Mauern und Gitter gefunden, dessen Zeichnung ich zum Verständnis der Bedeutung der jüdischen Bevölkerung in Österreich und des Judentums überhaupt, zum mindesten für ebenso interessant und wichtig halten muß, wie jene der Preßburger Judengasse.

Ich meine damit die Juden Wiens, die Wiener Judenschaft in ihrer ökonomischen Bedeutung, und zwar in demselben Zeitpunkt, den ich für das Bild der Judenschaft Preßburgs gewählt habe.

Diese sozusagen konzentrierte und sublimierte Fortsetzung der österreichischen Provinz-Ghettos innerhalb der Mauern unserer Reichshaupt- und Residenzstadt Wien will ich in dem zweiten Buche dem Leser vorführen.



II. Buch

Die Wiener Juden vor der Revolution des Jahres 1848

„Wer sich zu Wienn nit neren kann,
Ist oberal ein verdorbener man"
Wolffgang Schmeltzl 1549



1. Kapitel

Das Geschäft: Schauplatz, Umfang und Charakter

Die Aufhebung der geschlossenen Judenviertel hat sich in Ungarn, wie im letzten Kapitel erzählt, im Jahre 1842, jene in Böhmen, Mähren und Schlesien, sowie Galizien durch das Jahr 1848 vollzogen. Will ich nun die Juden Wiens denen dieser Ghettos gegenüberstellen, so muß ich für ihre Schilderung gleichfalls den Zeitpunkt wählen, bevor die Märzrevolution und die ihr folgende Entwicklung auch der Judenschaft Wiens, man kann wohl sagen, in den meisten Richtungen eine andere Gestalt gegeben hatte.

Zu dieser Zeit sah ein Beobachter — ich denke hier vor allem an einen christlichen — in zwei Bezirken, der inneren Stadt und der Leopoldstadt, so viele Juden, daß sie gewissen Bezirksteilen die Physiognomie gaben; aber sie wohnten dort ohne jede Beschränkung; von einem geschlossenen Ghetto, von Mauern und Gittern fehlte jede Spur. Ihre Wohnungen erstreckten sich, wenn sie auch in der Nähe gewisser Geschäftsstraßen viel häufiger waren, nichtsdestoweniger über die Mehrzahl der innerhalb des Linienwalls gelegenen Bezirke und über diese hinaus in die Vororte. Sie hatten also die Chance, ihre Behausungen nach Bedarf, Vermögen und Wunsch in einem großen Kreise frei zu wählen. Es entfielen für sie daher alle jene verhängnisvollen hygienischen, ökonomischen und psychologischen Folgen, welche die auf eine einzige Gasse beschränkten Preßburger Juden bedrückten. Sie genossen an Luft und Bodenraum den Durchschnitt wie die übrige Wiener Bevölkerung. Die Wohnungen waren, nach heutigem Maßstab gemessen, damals überhaupt nicht glänzend, aber sie standen hygienisch ohne Vergleich über jenen der Preßburger „Gasse".

Der Wiener Jude, hatte er die Tagessorgen des Geschäftes hinter sich, konnte die Bequemlichkeit seines Hauses genießen, ungestört von der quälenden Sorge, ob und wie lange er diesen Platz für sich und seine Familie werde behaupten können; konnte also eine Ruhe und ein Behagen finden, die seinen Volksgenossen in Preßburg versagt war. Im ersten Kapitel erzählte ich eingangs als für das Ghetto charakteristisch, daß innerhalb der Gitter nicht gelacht wurde, solbst nicht von den Kindern. Die Kinder der Wiener Juden konnten lachen und taten es auch. Das eine Hauptmotiv, welches der Physiognomie der Juden im Ghetto einen gewissen ängstlichen Zug aufdrückte, fiel daher mit dieser größeren Freiheit an Bewegung weg.

Aber auch ihre äußere Erscheinung war in Wien nicht dieselbe wie in der Judengasse Preßburgs oder einer anderen Stadt, sie war im ganzen moderner und eleganter. Dieser Unterschied hing mit einem Momente zusammen, welches noch in ganz anderer Weise für Farbe und Charakter dieser Wiener jüdischen Bevölkerung gegenüber jener des Ghetto bedeutsam sein mußte. In letzterem sah man in der Regel nur die schulpflichtigen Kinder und jene Juden mittleren und höheren Alters, die in dem dortigen Kaufmannsleben ihren Beruf gefunden hatten. Die eigentliche junge Welt innerhalb der männlichen Hälfte fehlte, namentlich alle besseren, intelligenteren Kräfte; sie wanderten aus, um ihre Existenz auf größeren Plätzen zu suchen und zu finden. Da mußte in allererster Linie Wien das Ziel sein. Hier war also unter den Juden der Perzentsatz der jungen Männer, die entweder von Haus aus besser erzogen waren oder sich selbst fortgebildet hatten, ein ungewöhnlich großer und gab dem Bilde der Straßen, in denen die Juden auffielen, mehr Licht und freundlichere Farben.

Die Wirkung dieser wesentlich anderen Zusammensetzung der jüdischen Bevölkerung ging jedoch über die rein äußerliche Erscheinung weit hinaus. Der sich nach Wien drängenden Jungen wurden immer mehr; aus den Jungen wurden allerdings Ältere, zu denen aber wieder Scharen anderer junger Leute sich gesellten, und diese jüngeren Schichten hatten freiere Anschauungen und Gewohnheiten, Wünsche und Bedürfnisse, als die Juden zwischen den Gittern. Und unausweichlich wurde mehr oder weniger die

ganze Judenschaft Wiens davon beeinflußt, die Haltung überhaupt eine andere, ungleich freiere. Nach meiner Erinnerung sah der Ghettojude in Preßburg, namentlich wenn er sich eines stark ausgeprägten Habitus oder auch nur einer wenig empfehlenden Erscheinung bewußt war, unwillkürlich erst in die Gasse der Stadt hinein, bevor er sie betrat; wenn er auf der einen Seite Leute sah, wählte er die andere. In Wien bewegten sich die Juden ohne Scheu nicht nur auf der Straße, sondern auch im Bierhaus, ebenso in den vornehmen Restaurants wie im Kaffeehaus und in den Vergnügungslokalen; man konnte sie in gleicher Weise, wenn auch nicht allzu häufig, zwanglos und ohne daß es irgendwie auffiel, mit ihren Damen auf allen Elitebällen, auch auf den damals vornehmsten, der Redoute in der Hofburg, dem Bürgerball, dem Juristenball usw. finden; sie waren gewohnt, die schöne Umgebung Wiens genau so wie die übrige Bevölkerung zu genießen.

Das Milieu dieses Lebens und Bewegens der Juden war von dem des Preßburger Schloßberges so sichtlich verschieden, daß es nicht nur mir, der ich fast noch ein Knabe war, sondern jedem Juden sofort auffallen mußte, welcher aus irgend einem Ghetto zum ersten Mal nach Wien gelangte.

Das soziale Sein der Wiener Juden im Vormärz zeigt also ein mannigfach anderes Bild als jenes des Ghetto. Hatte es auch eine andere materielle Grundlage, auf welcher sich ihre Existenz aufbaute? Nein, dieses Fundament war gleichfalls die wirtschaftliche Tätigkeit, das Geschäft, der Handel. Aber innerhalb des prinzipiell gleichen Rahmens zeigten sich nach verschiedenen Seiten hin wesentliche Unterschiede. Ich will versuchen, das ganze jüdische Geschäftsleben des Wiener Vormärz in meinem Gedächtnisse wieder aufleben zu lassen und zur Darstellung zu bringen. Wie hätte es dem Auge des von mir vorausgesetzten Beobachters erscheinen müssen? Sicherlich hätte er es ganz und gar im ältesten Stadtviertel konzentriert geglaubt, welches sich vom Hohen Markt, dem einstigen Forum altum der römischen Ansiedlung Vindobona, abwärts bis zur Donau erstreckte und das ganze Gassengewirr Wipplingerstraße, Salvatorgasse, Judengasse, Sterngasse, Krebs-Preß-Rosmaringasse, Ruprechtsplatz,

Fischerstiege, Katzensteig (heute Seitenstettengasse), Bergl, und als Begrenzung in seiner ganzen Länge den alten, tief gelegenen Salzgries umfaßte. Nun, diese Annahme wäre selbst für den Hauptteil der wirtschaftlichen Tätigkeit unserer Wiener Juden, nämlich ihrer Arbeit auf dem Gebiete der Manufaktur, eine falsche gewesen; aber fügen wir uns ihr vorläufig und sehen wir, was innerhalb dieses zusammenhängenden Straßenkomplexes kommerziell lebte und webte. Firma an Firma; unter den größten durch die Mietverhältnisse bedingten Unannehmlichkeiten, bewegte sich hier von früh morgens bis spät abends ein Verkehr, der an wirklicher Lebendigkeit, an effektiver Tätigkeit jenen der eleganten Straßen der inneren Stadt weitaus überflügelte. In diesem kleinen Raume lag gleichsam das Zentrum des Engros-Geschäftes in Textilwaren für das ganze Reich. Der Absatz der Wiener Vorstadt-Erzeugnisse ging nämlich zur Gänze, jener der Industrie Gesamt-Österreichs zum größten Teile durch die kommerziellen Kanäle dieses kleinen Stadtteiles.

Und wie im Ghetto, so waren die Akteure auf diesem Schauplatze Juden und nur Juden. Aber, wieder abweichend von dem Ghettohandel, der ja überwiegend Detailverkehr war und aus dem die Engrossisten nur hervorstachen, war hier auch nicht ein einziges Detailgeschäft zu sehen. Der Wiener Jude beschränkte seine Tätigkeit zu jener Zeit durchaus nur auf den Engroshandel; umgekehrt fand sich dieser wieder — zumindest in Textilen — fast ausschließlich in diesem hier beschriebenen Stadtteile vor; damals hat die ganze Expansion der Juden in dem Engros-Kommerz Befriedigung gesucht, hat sich der ganze kaufmännische Nachwuchs nur ihm allein zugewendet; einerlei, in welchem kleinen oder großen Maßstabe der Einzelne zu beginnen imstande war, welches Wachstum er erreichte. Hierdurch ist innerhalb dieses Wiener jüdischen Engroshandels eine ganz merkwürdige Stufenfolge von unten nach oben entstanden. Dem beobachtenden Blicke sichtbar, begann sie mit einer ganz und gar verschwundenen Figur, mit dem kleinsten Manne im großen Handel, mit dem „Platzsteher". Mit diesem Ausdruck bezeichnete man im Vormärz einen Mann, der, ohne eigenen Laden, im Morgengrauen in der Vorstadt Seidentüchel, Westen, Kleiderstoffe, Perkails und anderes kaufte;

all das dann im Laufe des Tages in irgend einem Winkel im Wohnstübchen oder im „Einsatz", d. h. in einem der zu diesem Zwecke vorfindlichen Kollektivläden, dessen Eigentümer ihm einen Schrank vermietet hatte, rasch verkaufte und dieses Spiel unermüdlich, Tag für Tag, wiederholte, bis aus diesem „Platzsteher" ein ganz regelrechter, häufig wohlhabender Kaufmann wurde. Eine solche charakteristische Type war der „alte Krall", der noch vor ungefähr dreißig Jahren wie ein wandelndes Fossil aus jener Zeit unter uns lebte. Er hatte auf diese Weise angefangen und starb als Millionär.

Alle diese Anfänge, die ja nicht selten zu beträchtlichen Höhen geführt haben, waren noch lange nicht die kleinsten. Ein kleiner Kommis in einem kleinen Tuchladen Preßburgs, D. G., gelangt nach Wien, findet hier aber keinen Posten. Er kauft für die geringe Barschaft, die er mitgebracht hat, bei den Detailtuchhändlern der Stadt kleinste Reste, für die sie keine normalmäßige Verwendung mehr hatten, zu billigen Preisen und trägt sie von einer Schneiderwerkstatt zur anderen zum Verkauf. Dieser selbe Mann war schon Anfangs der fünfziger Jahre zu einem großen Tuchgeschäft gelangt, welches nicht nur die Mehrzahl der Detailschneider Wiens, sondern auch der Provinz zu seiner Kundschaft zählte. Zwei andere junge Leute, die Br. P., gleichfalls aus Preßburg, machen in derselben Branche auf demselben Weg die gleiche Karriere. Ein dritter, K. G., welcher in Preßburg in einem Kurz- und Putzwarengeschäft gelernt und serviert hat, findet in Wien nicht sofort eine Stellung und da er in seiner früheren Beschäftigung den Bedarf der marchandes-de-modes kennen gelernt hat, fängt er an, diesen verehrlichen Damen Tag für Tag das, was sie zur Ausführung ihrer Hauben und Hüte benötigen, ins Haus zu bringen. Es währt nicht gar lange und der Mann hat ein kleines Kurzwarengeschäft, in wenigen Jahren wird aus demselben ein sehr großes Garngeschäft; der Mann schließt seine geschäftliche Laufbahn als Besitzer einer großen Spinnerei, eines großen Hauses und einer großen Kunstsammlung. Letztere hinterläßt er dem Staate, sein Haus der Wiener Kultusgemeinde. Noch viel früher gelangt ein junger polnischer Jude nach Wien; er trägt noch den Kaftan, die langen Schläfenlocken und spricht noch den echtesten Jargon,

kann also in keinem Geschäfte unterkommen. Er gerät gleichfalls darauf, bei den Modistinnen sein Glück zu versuchen, kauft bei den Seidenbandfabrikanten der Vorstadt einige Schachteln Ausschußware, bringt diese glücklich und mit Gewinn an den Mann oder eigentlich an die Frau; dieser sein Absatz erweitert sich zu einem normalen, nicht unbedeutenden Geschäft und der Pole findet, daß er mit Hilfe eines Werkführers sehr wohl imstande wäre, die Bänder selbst zu erzeugen; er führt diese Umwandlung auch tatsächlich aus, wechselt seinen Glauben und seinen Namen; wird allmählich der größte Seidenbandfabrikant Österreichs, ein reicher Mann, eine erste Firma, die von seinem Sohne, einem mit Recht sehr angesehenen und begabten Manne, noch heute geführt wird. Und diesen Beispielen, wie im jüdischen Geschäft des Vormärz selbst ein Anfang, noch geringer als der des „Platzstehers“, den Kleinen nicht gehindert hat, groß zu werden, könnte noch eine ganze Reihe anderer hinzugefügt werden. Vom „Platzsteher“ angefangen, gelangen wir stufenweise bis zu den großen Geschäften, als deren Typus und hervorragendstes Exemplar die k. k. priv. Großhandlung von Josef Boschan und Söhne erscheint. Diese war seinerzeit schon eine kaufmännische Firma größten Stils mit abgeteilten Ressorts und Ressortchefs, mit einem sich weithin erstreckenden Absatzgebiete und Kundenkreis und von einem so großen finanziellen Erfolg für die Eigentümer, daß sie die im Textilhandel erworbenen Kapitalien in mannigfachen Industrien, in einer Papier-, Zucker- und Spinnfabrik anlegen konnten.

Zwischen diesen „Platzstehern“ also und jenen, welche mehr oder weniger an Boschan hinanreichten, in diesem gleichsam abgeschlossenen Raum einer kommerziellen Welt für sich, waren Hunderte von jüdischen Kaufleuten, ebenso verschieden nach Größe und Umfang ihres Geschäftes, wie nach den Artikeln, mit denen sie sich befaßten, die lebendigen und lebhaften Vermittler zwischen der österreichischen Textilproduktion, der kleinen- wie der Groß-Industrie und der bis tief hinunter reichenden Konsumtion. Dieses Wiener Engrosgeschäft unterschied sich von dem des Ghetto nicht nur nach Umfang, sondern auch nach Charakter in einem wesentlichen Punkte. Wie in Preßburg, bestanden nämlich auch in anderen Provinzstädten, nicht nur in Böhmen und Mähren — Prag, Kolin,

Goltsch-Jenikau, Jungbunzlau, Hermanmestec, Trebitsch, Boskowitz, Triesch — sondern auch in Ungarn — Miskolcz, Temesvar, Papa, Szegedin usw. — Gemeinden, welche neben den Detailgeschäften wie in Preßburg, viele und nicht unbedeutende Engrossisten aufwiesen. Alle diese letzteren hatten aber zu ihren Kunden nur die Krämer und Hausierer der näheren und ferneren Umgebung; sie selbst jedoch gehörten ihrerseits mehr oder weniger zum Kundenkreis der Wiener Engrossisten des beschriebenen Judenviertels.

Das hing mit einer gewissen Zweiteilung der österreichischen Textilindustrie zusammen. Der Hauptteil der böhmisch-mährischen Gebirgsorte erzeugte die Leinwand, ein anderer die Tuchware in ihrer mannigfaltigen Verschiedenheit und Qualität. Andererseits bestand zu jener Zeit in der Wiener Residenz für alles, was zur Modeware ressortierte, eine heute aus ihr verschwundene Weberei von der größten Bedeutung. Die Hunderte von kleineren, mittleren oder größeren Erzeugern, verstreut über die Gassen rechts und links von der Mariahilferstraße, dann in Gumpendorf, Fünfhaus, Sechshaus, Rustendorf repräsentierten damals diese eine große Hälfte der gesamten Textilindustrie, von der billigsten bis zur feinsten Ware in Baumwolle, Wolle und Seide.

Auf diesem Gebiete bewegte sich nun die Hauptbestrebung der Wiener Grossisten. Das Aufsuchen dieser Erzeuger, die genaue Kenntnis der Erzeugnisse eines Jeden, die Ausnützung der Preischancen zwischen dem einen und anderen Weber mußte unaufhörlich gepflegt werden; Tag für Tag widmeten sich, wenn schon nicht die Chefs, so doch ein oder zwei Angestellte ständig dieser Aufgabe, die einzig von den ansässigen Kaufleuten und nicht von solchen geleistet werden konnte, die nur zeitweilig nach Wien kamen. Die Provinzgrossisten, wenigstens die bedeutenderen, standen wohl mit den Großindustriellen wie den Druckfabriken Kosmanos und Neunkirchen, Dormitzer, Pribram, Porges, und ebenso mit den Liebieg, F. Schmitt usw. in direkter Verbindung und in ihrem Kredit. Die mährischen und böhmischen Leinwand- und Baumwollartikel kauften sie von den Erzeugern auf dem Brünner Markte oder suchten sie, wo und wenn dies nicht ausreichte, in der Zwischenzeit zu Hause auf. Diese Waren gehörten weder in den

Artikeln noch in den Dessins zu den komplizierteren, sondern waren einfache; der Einkauf brauchte nur eine kurze Wahl, die sich an Ort und Stelle in wenigen Stunden vollzog. Die Wiener Vorstadtware suchten diese Provinz-Engrossisten — und davon machten auch die Pester keine Ausnahme — in den Wiener Geschäften zwischen Hohem Markt und Salzgries auf, welche durch den täglichen Einkauf einen Vorsprung besaßen und darum konvenierende Preise bieten konnten.

Weiters hatte das Engrosgeschäft des Ghetto mit seinen Kunden noch vielfach — so in Preßburg von mir gekannt — die Form, daß der erste Kredit, der gewährt wurde, stehen blieb und der Kunde dafür jedesmal den weiteren Einkauf bar bezahlte. Er betrachtete diese kleine, gleichsam fundierte Schuld durch den mehrjährigen ständigen Geschäftsverkehr so viel als kompensiert, weigerte sich in der Regel hartnäckig, dieselbe zu bezahlen und drang zumeist auch mit dieser Weigerung durch; denn der Kreditgeber hatte sich selbst gewöhnt, die gegenüber dem sich ständig wiederholenden Absatz verhältnismäßig kleine Summe als fonds perdu zu betrachten. War doch der Kunde durch diesen Kredit an ihn gebunden und hatte darauf verzichtet, an einer anderen Stelle vielleicht preiswürdiger einzukaufen. Von dieser patriarchalischen Art des Geschäftes war in Wien keine Rede mehr, selbst der kleinste Käufer war frei und selbständig; er kaufte fix auf vier Monate, zumeist gegen Akzept.

Schon diese Tatsachen zeigen, daß hier ein Kommerz von einem viel größeren und reicheren Charakter als im Ghetto vorlag. Und diese größeren kommerziellen Verhältnisse mußten sich auch in einer gewissen Verschiedenheit des sozialen Bildes von dem der Judengassen der Provinz bemerkbar machen. Vor allem fehlte hier die charakteristische Erscheinung der jüdischen Geschäftsfrauen, wie ich sie in der Zeichnung des Preßburger Ghettos als typisch für alle Ghettos geschildert habe. Sie fanden sich nur mehr in einzelnen Exemplaren vor, welche durch ihre Provenienz mit dem Ghetto zusammenhingen und die Tradition, Gemütsart und Opferfähigkeit der jüdischen Ghettofrau mit nach Wien gebracht hatten. Unter ihnen allerdings einige von vortrefflichster Art. Eine Frau Matzel, geb. Kusel aus Trebitsch, regierte und kommandierte viel

mehr als ihr Gatte das größte Leinwandgeschäft der Monarchie mit einer unglaublichen Energie und Umsicht. Eine andere, aus Preßburg stammend, Hanni (Hindel) Hirschler, die Gattin des Chefs einer damals verdientermaßen sehr angesehenen Firma, Adolf Hirschler & Sohn, fügte der gleichen Fähigkeit noch Liebenswürdigkeit und Feinheit hinzu — die Wiener Urbanität hatte auf sie nicht nur abgefärbt, sondern auch kräftiglich eingewirkt. Das gleiche war von einer dritten zu sagen, der Gattin des Salomon Trebitsch, von welchem ebenso wie von seiner Geschichte noch die Rede sein wird. Das Fehlen der Frau bedingte noch einen anderen Unterschied. Die Jüdin, wenn sie Geschäftsfrau wird, zeigt im Betriebe eine gewisse nervöse Hast. In den Geschäften des Wiener Viertels, die zumeist nur von Männern geführt worden sind, herrschte eine gewisse Ruhe in der Arbeit; wurden sie doch vor allem nicht bei Morgengrauen, sondern erst um 8 Uhr früh geöffnet. In Preßburg nahmen Frau und Kommis ihr Mittagessen in aller Hast an den Pulten — hier durchwegs eine Mittagspause von zwei Stunden und ebenso erfolgte die Schließung nicht spät am Abend, sondern — mit Ausnahme der strengen Geschäftszeit — zwischen 6—7 Uhr. In Preßburg wurden noch alle Angestellten ausnahmslos von den Herrenleuten mit „Du" und ihrem Vornamen angesprochen, was in diesen Wiener Geschäften nirgends mehr vorkam. Hier hatten die Angestellten schon eine ganz andere Position, was auch dadurch bedingt wurde, daß, wenn auch das Personal sich zumeist aus dem Provinzgeschäft rekrutierte, dennoch unter den Wienern vielfach bessere Elemente zu finden waren. Die Wiener Geschäfte, auch die mittleren Charakters, hatten ihre studierten Buchhalter, die größeren eigentliche Kontor-Abteilungen.

Mit diesem Bienenkorb war aber das jüdische Geschäftsleben jener Zeit noch lange nicht erschöpft. Vor allem fehlte in diesem eng begrenzten Raum der Tuchhandel. Dieser und mit ihm seine jüdischen Pfleger standen ganz außerhalb desselben, nämlich am alten Fleischmarkt. Das hing mit geschichtlichen Verhältnissen zusammen, auf welche ich später zurückkommen werde.

Erst nach dem Jahre 1848 griffen auch in dem beschriebenen Viertel die Händler nach dem ganzen Artikel; dann aber gab es

auch schon damals eine, allerdings kleine, jüdische Fabrikantenwelt. Denn die wirtschaftliche Tätigkeit der Juden hatte schon zu einer Zeit, wo man gewohnt war, sie durchaus nur als Händler zu betrachten, und ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, innerhalb der Textilbranche über den Handel, wie er in der inneren Stadt webte und lebte, hinausgegriffen; der Wiener Jude war gleich vielen seiner Glaubensgenossen in der Provinz schon längst auch zum Fabrikanten geworden und hatte als solcher inmitten des Brillantengrundes und der anderen industriellen Vorstadtbezirke seinen Platz eingenommen.

Ich halte mich, um diese jüdischen Erzeuger Revue passieren zu lassen, an das verläßliche „Handels- und Adreßbuch für Wien und Niederösterreich des niederösterreichischen Gewerbevereins vom Jahre 1846" — eine andere amtliche Gesamtquelle für jene Zeit fehlt — und genau an die in ihm aufgestellten Kategorien. Ich will hier vorneweg und ein für allemal bemerken, daß ich bei dieser statistischen Untersuchung zwischen Juden und getauften Juden keinen Unterschied mache; sind der letzteren auch verhältnismäßig gar nicht viele, so würde dennoch sie nicht mitzuzählen, die aus den Ziffern zu ziehende Konklusion unrichtig beeinflussen. Diese Taufen kommen in jener Zeit auf das Konto der damaligen Gewerbeverfassung, ihrer Verbindung mit der Konfession, auf die ich in einem späteren Kapitel zurückzukommen genötigt sein werde.

Eine Rubrik von Erzeugern, welche „Webwaren" überhaupt, ohne spezielle Bezeichnung gewerblich angemeldet, fabriziert haben, weist unter mehr als 600 Fabrikanten sechs Juden auf[1]).

Die Kategorie jener, welche spezielle „Baumwollwarenfabrikanten" sind, zählt 72, darunter elf Juden[2]).

Bloß (Baumwoll) Barchent, sogenannten „Wiener Barchent" erzeugten 72, davon drei Juden[3]).

Unter den 120 „Weißwarenfabrikanten" arbeiten nur drei

---

[1]) Ignaz Eisenberger, G. M. Fechner, S. Grünholz, Adolf Hirschler, Wenzel Hirsch, Josef Pollak.

[2]) Bernhard Back, Koppel Benedikt, Adolf Bisenz, Isaak Breuer, Moritz Handel, G. A. Mendl, Benjamin Horn, Moritz Kubinsky, J. Mautner, Leopold Spitzer, Max Todesco (ein Sohn des Bankiers Hermann Todesco).

[3]) Berl Apfel, Jonas Fischer, Thomas Spitz.

Juden[1]). Die Kategorie der „Seidenzeugfabrikanten“ umfaßt die, nur durch die damals meist kleinen Betriebe erklärliche große Zahl von 450 Firmen; unter ihnen befinden sich neun jüdische, welche allerdings meiner Erinnerung nach sämtlich zu den größeren Betrieben gehören[2]).

Von jüdischen „Bandfabrikanten“ figurieren unter 172 drei[3]).

Ein ganz anderes diesbezügliches Verhältnis besteht innerhalb der „Druckfabriken“ sowohl von Baumwollstoffen wie Wollwaren. Von 133 Fabriken dieses Zweiges, der Mehrzahl nach 2. und 3. Ranges, sind 33 Juden; fast durchwegs große Betriebe, einige von ihnen kommen unmittelbar nach den zwei größten dieses Zweiges[4]).

Unter der Rubrik der speziellen „Schafwollwarenfabrikanten“ erscheinen 22 Erzeuger, unter ihnen sechs Juden[5]).

Eine besondere Spezies der Wiener feinen Weberei bildet die Shawl-Fabrikation. Nicht weniger als 130 Firmen gehören zu ihr, unter ihnen sechs Juden[6]).

Unter den Inhabern von der Textilerzeugung dienenden Hilfs-

---

[1]) Josef Freund, Philipp Hirsch, Gebrüder Hirsch.

[2]) Josef Baum, Michael Grünberg, Bernhard Grünwald, Heinrich Heller, H. Kolisch, Israel H. Politzer, Wilhelm Pollitzer, S. Trebitsch, J. S. Wertheimber.

[3]) Abraham Auspitzer, Ignaz Bisenz, Aron Karpeles.

[4]) Benedikt & Sohn, Leopold Benedikt, Lobositz Hermann, David Bondi, Simon Brandeis, Leopold Dormitzer, Josef Eisenstein, Lazar Epstein, Jakob Frank, Samuel F. Goldberger, Gebrüder Granichstädten, F. Grünholz, S. M. Grünholz jun., Moritz Hahn, Alois Hauser, Leopold Löwenfeld, Salomon Mayer (Kettenhof), V. Mayer, Jakob Moises, Moritz Pollak, Brüder Porges, A. B. Pribram, Leopold Rosenberg, Gebrüder Rosenthal, Schick, Lederer & Lippmann, Josef Schück, Max Seligmann, Benjamin Spitzer, E. Steiner, A. Strauß & Grünhut, Gebrüder Taussig, Wilhelm Teltscher, Friedrich Weiß.

Im Gegensatz zu den Webern, welche damals die Erzeugung in Wiens Mauern selbst betrieben, haben diese Wiener Drucker ihre Fabrikationsstätten immer außerhalb der Stadt, in Sechshaus, Liesing, Penzing, Meidling, Guntramsdorf usw. zum Teil in den Vororten anderer Ortschaften, Holleschowitz, Smichow, letztere beide Orte in der Umgebung Prags, oder auf dem flachen Lande.

[5]) A. Mayer, Moritz Mandeles, Heinrich Ellbogen, Hann, Feldscharek, Lazar Schwarz.

[6]) Josef Grünzweig, J. Mandl, M. Mandl, Alois Stein, Josef Wolf, Josef Zeisel (getauft), später Zeisel & Blümel.

gewerben zählen wir sieben jüdische (teils Baumwoll-, teils Schafwollfärber)[1], einen Bleicher[2] und einen zweiten Bleicher[3], der zugleich Färber, Appreteur und Drucker von Baumwollwaren ist.

Fügen wir noch von 87 Börtel- und Schnürmachern drei Juden hinzu, so wären wir mit der Aufzählung jüdischer Textilfabrikanten zu Ende.

Wir zählen also unter einer Gesamtzahl von 1855 im Schema verzeichneten Webern und Druckern 89 Juden, was nicht mehr als ungefähr 5% betragen würde. Dies gibt aber kein richtiges Bild von der Bedeutung schon dieser Anfänge einer jüdischen Fabrikantenwelt. Das von mir benützte Schema vom Jahre 1846 verfolgte in seiner ganzen Einrichtung weder für den Handel, noch für Gewerbe und Industrie irgend einen statistischen, überhaupt keinen wissenschaftlichen Zweck, sondern war gleichwie der heutige „Lehmann" nur ein Nachschlagebuch für jeden, der über den Erzeuger oder Händler irgend eines Artikels oder die spezielle Tätigkeit eines Geschäftsmannes sich unterrichten wollte. Ist also ein Fabrikant als Webwarenerzeuger gewerblich angemeldet, so erscheint er nicht nur in dieser Kategorie, sondern häufig auch noch in jener der Baum- oder Schafwollwarenerzeuger; ebenso kommt ein Baumwollwarenerzeuger nicht nur als solcher, sondern speziell noch als Barchentwarenerzeuger und ein Schafwollwarenfabrikant nochmals als Shawlweber vor. Genau so figuriert beispielsweise ein und dieselbe Firma in den Listen der Fabriksniederlagen irgend einer Handelskategorie und dann noch besonders im Gremialverzeichnis der k. k. priv. Großhändler. Ein und derselbe Name erscheint darum in den Listen des Schemas oft zwei-, drei-, ja sogar vielmal. Die Gesamtzahl der damaligen Wiener Textilindustriellen müßte sich bei einer genauen Darstellung sicherlich auf weniger als zwei Drittel reduzieren, während die Ziffer der jüdischen, von mir angeführten Erzeuger von ganz unzweifelhafter Sicherheit ist, da ich dies nach Möglichkeit sorgfältigst kontrolliert und jeden nur einmal bei seiner wirklichen

---

[1]) Josef Ruschitzka, Moritz Schick, Samuel Wolf, Eduard Boschan (Bruder von Josef Boschan), S. Löw, M. Hersch, K. Rosenfeld.

[2]) Simon Marksteiner.

[3]) Karl Zappert (getauft).

oder Haupterzeugung verzeichnete. Ihr Perzentsatz würde sich demnach zumindest um die Hälfte erhöhen. Und in Parenthese füge ich noch hinzu: Von der damaligen Gesamtbevölkerung Wiens, rund 400 000 betrugen die Juden rund 10 000, also nur 2½%.

Neben der Bedeutung, welche die Juden damals in der textilen Branche gewonnen hatten, spielten sie in den anderen nur eine untergeordnete Rolle; ich führe nichtsdestoweniger einige derselben an. In Edelmetallgewerben bestanden zu jener Zeit gesetzlich nur zwei Kategorien: die der zünftigen Gold-, Silber- und Juwelenarbeiter und Gold-, Silber- und Juwelenfabrikanten. Von den ungefähr 500 der ersten Kategorie waren überhaupt nur sehr wenige wirkliche Erzeuger. Trotz der Bezeichnung „Arbeiter" auf dem Ladenschild war die übergroße Mehrzahl dieser „Juweliere", wie sie in der Verkehrssprache genannt wurden, einfach Händler, welche ihre Artikel von der verhältnismäßig geringen Zahl der wirklichen Erzeuger und von den Gold- und Silberwarenfabrikanten bezogen. Juden sind in beiden Listen nur siebenundzwanzig angeführt[1]).

In der eigentlichen sogenannten Wiener Industrie, Holz, Bein, Perlmutter usw. sind jüdische Erzeuger noch von keinem Belange. Es erscheinen als solche Industrielle nicht mehr als neun verzeichnet[2]). Von den Optikern, welche selbsterzeugte Artikel an die in der Stadt zerstreuten Geschäftsgenossen liefern, sind nur sechs Juden[3]). In allen anderen Gewerben dieser Art, wie auch in Ledergalanteriewaren kommen sie nur sehr vereinzelt vor, und ihre Anführung wäre von keinem Wert.

Ich füge der Vollständigkeit halber aus dem Schema noch hinzu,

---

[1]) Anton Biedermanns Witwe, Anton Biedermann, Thomas Dub, Josef Funk, Ferdinand Groß, Ignaz Groß, Ludwig Grünwald, Eduard Hirsch, Konrad Hirsch, Daniel Hock, Moritz Horowitz, Karl Jakoby, Karl Isaak, Mathias Isaak, Karl Klein, Eduard Klein, Josef Koch, Josef König, Adolf König, Alois Kraus, David Kreisel, Josef Rosengarten, Friedrich Triesch, Karl Wiener, M. B. Goldschmidt & Sohn, Michael Goldschmiedt, Hermann Ratzersdorfer.

[2]) Wilhelm Fröhlich, Karl Hermann, Friedrich Herzberg, Jakob Löbel, Jakob Schwarz, August Stieglitz, Johann Weißmann, Eduard Wolf, Karl Wechsler.

[3]) F. J. C. Wolff, Josef Deutsch, Philipp Fleischmann, Franz Fleischmann, Heinrich Fleischmann, Johann Hirsch.

daß unter den Spiritus- und Branntweinfabrikanten nur sechs[1]) und unter den Ölfabrikanten nur vier Juden[2]) angeführt sind.

Wenn ich mit der letzten Aufzählung jüdischer Industrieller schließe und zum reinen Handel zurückkehre, so gab das, was sich offen vor aller Augen, d. h. in den Gassenläden und deren Annexen in den Stockwerken abspielte, noch kein volles Bild von dem Umfang und der Ausdehnung desselben. Eng um diesen offenen Handel, wenig sichtbar, bewegte sich eine zwar bescheidene, aber mannigfaltige und nicht unwichtige Tätigkeit.

Die Verhältnisse lagen damals eben derart, daß bei dem Mangel an Eisenbahnen und sonstigen Verkehrsmitteln die Kaufleute der Provinz sich auch nicht annähernd so leicht wie heute entschließen konnten, bei eintretendem Bedarf sofort nach Wien zu fahren und dort die ihnen wenig bekannten Erzeuger aufzusuchen. Der Absatz durch Reisende war zu jener Zeit fast unbekannt. Zumeist besuchte der Provinzler Wien im Laufe von Jahren oder überhaupt nur einmal und warb sich dort einen Vertrauensmann, welcher ihm dann seine Ordres ausführte. Vor allem verhielt es sich so in der Textilbranche. Ein Teil des Absatzes in demselben wurde durch hier ansässige Kommissionäre und Agenten vermittelt, welche für ihre Klienten in der Provinz das Jahr hindurch deren Einkäufe besorgten. Vom Inland galt dies in höherem Maße nur für Galizien. Polnische Juden als Kommissionäre oder wie man sie bescheidener nannte, als Sensale für den Warenhandel nach Galizien, waren in Wien eine natürliche und zwar sofort auftretende Folge der Besitzergreifung Galiziens und seiner Einfügung in das österreichische Zollgebiet gewesen. Die galizischen Händler kannten Wien nicht und die Wiener Kaufleute nicht Galizien. Waren auch unter diesen polnischen Sensalen, durch welche vor dem Jahre 1848 ein nicht kleiner Teil des gesamten Absatzes dorthin vermittelt wurde, mitunter Elemente, denen man mit Recht mißtraute, so muß man doch unbefangenerweise die Tatsache konstatieren, daß gerade jene Wiener Engrossisten, welche speziell den Handel mit Galizien pflegten — und es gab deren nicht

[1]) Regine Eppinger, Samuel Flamm, Rubin Friedmann, Noé Pollak, Simon Pollak, Salomon Reitlinger.

[2]) M. & L. Geiringer, Karl Hock, Franziska Leon, Jaques Leon.

wenige — als Gesamtresultat keine schlechten Erfahrungen gemacht haben, zumindest keine schlechteren, wie im ungarischen oder gar serbischen Geschäfte.

Größer und bedeutender aber war die Tätigkeit dieser Kommissionäre für Lombardo-Venetien und einen Teil Italiens, Parma, Modena, Toskana, welche dem österreichischen Zollgebiete angeschlossen waren. Dieser Zweig wurde damals von ansehnlichen Häusern, wie Pietro Simonetta, Ernesto Walzel, in Tuchwaren sogar von einer sehr großen Firma — Bonwiller — mitbetrieben, sämtlich Christen, denen sich erst im Nachmärz auch Juden: C. G. Weiß, J. L. & B. Freistadt anschlossen. Desto überwiegender aber waren Juden, hier ansässige Spaniolen aus Semlin, Belgrad, Jassy, Bukarest und Adrianopel, Konstantinopel, Korfu und dem Peloponnes die Kommissionäre für den Absatz nach sämtlichen Balkanländern, dem weiteren Orient und nach Ägypten; das Schema des Jahres 1846 zeigt nicht weniger als 53 solcher Firmen. Unter ihnen die bedeutendsten und bekanntesten! Abutt, Alkalai, Amar, Benvenisti, zwei Cohen, drei de Mayo, nicht weniger als sieben Elias, Eskenasy, Farchy, Mordechai, Moises, vier Russo, Sabatay, Samuel, Sussin.

Noch wichtiger als für den Textilhandel waren die Kommissionäre für andere Seiten des Geschäftslebens. So jene, welche für die Möbelhändler in der Provinz den Einkauf von fertigen Möbeln und für die Tapezierer jenen der Gestelle hier besorgten. Andere wieder waren die Einkäufer für die Uhrmacher in der Provinz, sowohl der durchaus aus der Schweiz kommenden Taschenuhren, wie der Wiener Wand- und Standuhren. In gleicher Weise vollzog sich die Besorgung eines großen Teiles dessen, was in den Provinzstädten die dortigen Silber-, Gold- und Juwelenarbeiter, welche alle diese Artikel ja nie selbst erzeugten, von den Wiener Fabrikanten beziehen mußten; ebenso jene der Hutmacher, welche schon längst nicht mehr selbst „fachten", sondern ihre „Stumpen" oder fertigen Hüte kauften und so weiter noch in einer ganzen Reihe anderer Geschäftszweige.

Alle diese professionellen Vermittler, Kommissionäre, Agenten oder wie immer sie heißen mochten, waren in der Regel Juden. Fügen wir ihnen noch einige eigentümliche Betriebe innerhalb

des jüdischen Handels hinzu — wenig gekannt oder beachtet und in ihrem Kreise doch nicht unwichtig. So den des Negozianten. Unter dieser dem Wortlaute nach allgemeinen Bezeichnung verstand und versteht man noch heute in Wien eine besondere Klasse unter den Edelsteinhändlern. Edelsteine erhalten sich durch ihr Material Tausende von Jahren, sie verschwinden überhaupt nicht aus der Welt wie die meisten anderen Waren, sie wechseln nur ihre Verwendung immer aufs neue. Da bestand und besteht nun ein Hauptteil dieses Handels darin, vom Publikum die zum Verkauf gelangende Ware heranzuziehen und sie der neuen Verarbeitung zuzuführen. Das unaufhörlich neu aus der Grube geförderte Material geht im Verkehr zumeist andere größere Wege, aber mit dem alten beschäftigten und beschäftigen sich diese Händler. Sie kaufen die alten Schmucksachen und verkaufen sie bald an die Juweliere der inneren Stadt, bald an die Erzeuger in der Vorstadt. Ihr Sitz war ein Kaffeehaus an der Donau nächst der Ferdinandsbrücke, das mit dem Hause längst verschwunden ist. Heute ist der Sitz dieses Handels ein anderes Kaffeehaus, wo er sich geräuschlos vor einigen kleinen Tischchen, auf denen die Ware ausgebreitet ist, vollzieht. Dann bewegten sich, bewegen sich heute noch in der Geschäftswelt still und bescheiden Juden, welche mit expreß jüdischen Artikeln sich beschäftigten; so namentlich jene, deren Handel im Vertriebe hebräischer Bücher, wie der mannigfachen Gebetbücher, der Bibel im Urtext, gelehrter hebräischer Schriften usw. im Inlande und noch stärker nach Polen, Rußland und dem Orient bestand; ein Geschäft von sehr bedeutendem Umfange.

Ich glaube die Schilderung des Lebens und Webens unserer jüdischen Kaufleute, welches sich in der inneren Stadt und einigen westlichen Bezirken Wiens abgespielt hat, nicht weiter fortsetzen zu sollen. Wenn es durch das bisher Gesagte nicht lebendig wird, so würde es auch die eine oder andere Hinzufügung nicht deutlicher machen. Ich möchte nur noch zu der Darstellung der äußeren Erscheinung ein Wort über den inneren Charakter des damaligen Geschäftes und seiner Gebahrung sagen. So verhältnismäßig reich zu jener Zeit das jüdische Geschäft in Wien sich gestaltet hatte, so zeigte es doch — und zwar kann man dies gerade durch den

Vergleich mit der Gegenwart am besten beurteilen — in einem wichtigen Punkte einen sehr entscheidenden Unterschied gegen letzteres. Es fiel zu jener Zeit keinem Geschäftsinhaber innerhalb des von mir gezeichneten Kreises ein, die Vergrößerung des Geschäftes zu forcieren, d. h. ohne daß er das hierzu nötige Kapital schon erworben hätte, sein Geschäft in Lager, Umsatz, Kreditnahme und -Gebung unberechtigt auszudehnen. Die Vergrößerung wurde natürlich erhofft, aber mit Fleiß und Geduld abgewartet. Man ging nur Schritt für Schritt vorwärts. Die Zurückhaltung war bei vielen keine freiwillige, aber eine, allen durch die damaligen Geldverhältnisse gebotene und darum selbstverständliche. In diese Zustände des Geldmarktes könnte sich der heutige Geschäftsmann nicht gut mehr hineindenken. Wenn er jetzt die Antwort auf eine Ordre telephonisch — sofort, telegraphisch — in einigen Stunden erhält, so ist sie ihm vor 60 und 80 Jahren ungleich später, aber denn doch zuteil geworden. Das Geld aus fremder Quelle war aber zu jener Zeit für den kleinen oder mittleren Geschäftsmann überhaupt sozusagen nicht auf der Welt. Das einzige Kreditinstitut für das ganze Reich, die k. k. privilegierte österreichische Nationalbank, kannte durch ihre Statuten und ihre Tendenz nur sogenanntes erstes Papier, und das Portefeuille des von mir geschilderten Geschäftskreises gelangte selbst mit Unterschrift eines solchen Primahauses nur spärlich in die Herrengasse.

Dem Privatbankier fiel also die Aufgabe zu, diese Lücke auszufüllen. Gegenwärtig sind jene privaten Bankhäuser, welche im Sinne dieser Aufgabe das Geld in die Kanäle des legitimen, des eigentlichen Handels leiten, mit dem letzten dieses Genres, mit J. H. Stametz, verschwunden. Damals fehlten sie in der Gesamtheit der Bankwelt nicht, trotzdem innerhalb derselben auch schon zu jener Zeit hauptsächlich das Effekten- und Börsengeschäft, heimisches wie internationales, gepflegt wurde; aber ihrer waren nur wenige und mit der Welt des jüdischen Handels standen sie nur selten in Verbindung.

Eine Ausnahme statuierte allenfalls M. H. Weikersheim & Co., doch war die Kraft dieses Hauses keine große und es fiel auch nach dem ersten gefehlten Schritte, den es getan hatte.

Mußte man Geld suchen, so war es und zwar nur spärlich und unter Schwierigkeiten einzig bei einem der wenigen Privat-Eskompteure zu finden. Von einem Blanko-Kredite konnte keine Rede sein, ein solcher war selbst in ganz anderen Sphären nahezu unbekannt und für das Portefeuille begann der Zinssatz an dieser Quelle bei 10%, trotzdem der Zinsfuß der Bank nicht über 5% stand und die 5%ige Metalliques, die damalige Rente, wie schon einmal erwähnt, sich über 100 bewegten. Diese jüdischen Kaufleute befanden sich, mit Ausnahme ihrer größten — was heute kaum glaublich erscheint — in der Flut des Geldumlaufes wie auf einer Insel. Sie mußten nur mit ihrem Kapital arbeiten und konnten erst dann, wenn es sich vermehrt hatte, weiter vordringen und fortschreiten. Diese Tatsachen schufen für den von mir geschilderten Geschäftskreis jenen stark konservativen Habitus, der auch in den sekundären Begleiterscheinungen dieses kaufmännischen Lebens zum Ausdruck kam. — Im Dorfe steht regelmäßig das Wirtshaus neben der Kirche. In Wien steht inmitten der Geschäfte das Geschäftskaffeehaus. Auch dieses Viertel hatte das seine und kein zweites. Es war dies das alte Café Friedrich am Hohen Markte im Sinaschen Hause; Front nicht mehr als drei Öffnungen und zwei kleine Rückzimmerchen. Diese winzigen Räume genügten für alle jene Chefs, die regelmäßig nach dem Verkehr in einem solchen verlangten. Ihre Angestellten waren hier nicht zu sehen, sie hatten nicht die Aufgabe, wie später, nach Kunden zu jagen, sie abzufangen; denn so wenig man damals die Kunden der Provinz durch Reisende aufsuchen ließ, so wenig war dies am Platze üblich, man wartete, daß und bis sie sich einfanden. Für das Milieu in diesem Kaffeehaus war es schon äußerlich sehr bezeichnend, daß es noch die alte Ölbeleuchtung beibehalten hatte. Gasflammen wurden erst lange nach 1848 eingeführt. Personal: der alte Kaffeesieder, seine Frau selbst an der Kasse, ein alter, schon ehrwürdiger Markör. Beginn: morgens sehr früh; es treffen die Provinzkunden ein, auch zu Hause Frühaufsteher, allmählich jüngere Chefs, welche noch geschäftseifrig genug sind, um die Angekommenen zu mustern. Frühstück streng konservativ: Wiener Melange im Glas, dazu das obligate, heute verschwundene „Wasserkipfel"; mürbes Gebäck muß extra verlangt

werden und wird mit befremdeter Miene gebracht. Nimmt ein Gast Tee, so wird er vom Markör teilnehmend gefragt, ob er sich den Magen verdorben habe. Auf dem nie abgedeckten kleinen Billard lagen die Winterröcke, mancherlei Pakete der Angekommenen und mitunter Zeitungen. Heute greift auch der Geschäftsmann vor allem nach seinem Blatte. Die böse Erfahrung hat ihn gelehrt, wie sehr auch seine Geschäfte davon abhängen, wie jene des Staates geführt werden; der Kaufmann ist notgedrungen Politiker geworden, er wird zu einem Urteil gedrängt.

Damals las man die Zeitung erst am Abend; man hatte keine Eile und Abendblätter gab es nicht. Bald nach 8 Uhr war das Kaffeehaus vollständig leer. Niemand zu sehen, als der Hausknecht, welcher die in Reihen aufgestellten Öllampen für den Abend putzt und herrichtet. Nach Tisch ist aber das Kaffeehaus übervoll, die Besucher drängen sich um die kleinen Tische dicht zusammen, die lange Pfeife und den Fidibus sorgsam balanzierend, um nicht die eigenen oder fremde Beinkleider in Brand zu setzen. Es sind sämtlich Stammgäste. Die lebhafte Passage des Hohen Marktes bewegt sich auf der anderen Seite in der Bogenlinie Wipplingerstraße-Lichtensteg und führt nie einen Fremden in diesen Raum. Nur an einem einzigen Tischchen christliche Herren, bekannte Fabrikanten aus der Vorstadt: Adensamer, Mothwurf, zuweilen auch dessen Schwager Felix Pfeiffer, die sich regelmäßig hier zum Schwarzen — es gilt als der beste in ganz Wien — einfinden; dann noch ein dritter, dessen Namen ich schon vergessen habe, ein kleines Männchen, den ein gewisses Halbdunkel umgibt. Er erzeugte die schwarzen, seidenen Halstücher, welche damals, vor der Einführung der konfektionierten Kravatten, allgemein und auch von dem zu meiner Zeit schon längst verstorbenen Kaiser Franz getragen wurden. Der Kaiser ließ bei eintretendem Bedarfe seine Halstücher immer direkt von diesem Fabrikanten holen und allgemein führte man diese Geschäftsverbindung auf ein sehr „natürliches" Verhältnis zurück. Figur und Gesichtszüge widersprachen diesem on dit nicht. Die kleine Gruppe hielt sich reserviert. Unter den anderen, ausnahmslos jüdischen Gästen war die Konversation laut und lebhaft; sie galt nicht dem Geschäfte — es waren ja die Diskutierenden zumeist Konkurrenten

— sondern den Tagesereignissen in Wien und selbst mitunter den politischen im Auslande. Hier, wo kein „Naderer“ sich einschleichen konnte, durfte man sich mehr gehen lassen als in irgend einem der anderen eleganten Cafés mit ihrem wechselnden Publikum. Mit Beginn der Geschäftsstunde leert sich das Lokal, es herrscht in demselben wieder feierliche Ruhe; zur Jause stellen sich die Gäste, wenn auch lange nicht so zahlreich wie zum Schwarzen, wieder ein, aber nur auf kurze Viertelstunden, denn das Geschäft reicht über diese Zeit noch hinaus. Nur einige ältere Herren bleiben zu ihrer allabendlichen Partie zurück. Das Spiel, gleichfalls urkonservativ, weder Tarock noch Whist, sondern zumeist nur das uralte „Dadl“, wenn es hoch kommt, Préférence, beides nur mit deutschen Karten. Bald nach 8 Uhr abends verlieren sich auch diese letzten Besucher, der alte Markör sucht seine Stammkneipe auf, nachdem er die Tageslosung abgeliefert hat. Diese bewegt sich regelmäßig zwischen 80—100 Fl., für heutige Verhältnisse eine sehr kleine Summe, aber sie hat bei der geringen Miete, welche in diesem Sinaschen Hause gezahlt wurde, und der minimalen sonstigen Regie genügt, um im Laufe der Jahre das Ehepaar zu sehr wohlhabenden Leuten zu machen.

Dann entsteht der Quai. Das Geschäft und mit ihm das Publikum dieses Stückes Alt-Wiens wandert nach dem neuen Viertel, in ein neues Kaffeehaus. Der Besitzer des alten will sich zurückziehen; die Gäste können ihn nicht bewegen, dem alten Markör die Nachfolge zu überlassen; er verkauft die Konzession, der Käufer wechselt Lokal und Personal, der alte Markör ist brotlos. Über Anregung eines damals noch jungen Kaufmannes, gleichfalls dem Preßburger Ghetto entstammend (A. St., später St. & Sp.), welcher seither als Chef eines großen und vornehmen Hauses gestorben ist, erklärt sich eine Anzahl der bisherigen Stammgäste bereit, für den alten Mann eine monatliche Rente zu subskribieren. Der bisherige reiche kinderlose Besitzer verweigert auch hierzu jeden Betrag. „Wir Wilde sind doch bessere Menschen“, sagt der Kanadier in Seumes Gedicht zu dem Europäer. Der Markör bezieht die Rente einige Monate, sie reicht aber nicht aus und ihm wird diese Existenz unerträglich. „Betteln und dabei noch

hungern, das lerne ich in meinem Leben nicht mehr", sagte er, als ich ihn das letztemal bei mir gesehen. Zum nächsten Ersten erschien er nicht, und als ich mich um seinen Verbleib erkundigte, hatte er schon von seiner Dachkammer in Nußdorf aus den Tod in der Donau gesucht und gefunden. Die Kaffeehausidylle hat also eine Art tragisches Ende gefunden. Sie soll die Schilderung der seinerzeitigen jüdischen Geschäftswelt in dem alten Stadtwinkel abschließen, bevor ich an die Zeichnung ihrer zweiten großen Hälfte im Vormärz gehe.

Diese zweite bestand aus dem großen Kreise jener jüdischen Kaufleute, welche sich dem Kommerz sämtlicher Erzeugnisse der Bodenproduktion und der mit ihr in Verbindung stehenden landwirtschaftlichen Industrien widmeten. Ein Gebiet, welches in dem damaligen Wirtschaftsleben Österreichs einen gegen die Industrie noch viel überwiegenderen Raum einnahm, als es heute der Fall ist: Schafwolle, Rohleder (Häute), Schaf- und Kalbfelle, Knoppern, Hornspitzen, Bein, hauptsächlich aber Getreide und Spiritus (Wein war zu jener Zeit in Wien kein jüdischer Handel).

Das Bild dieser ganzen zweiten Sphäre des jüdischen Geschäftes im Vormärz war nach mehreren Richtungen ein von jenem der ersten Hälfte durchaus verschiedenes. Dieses Geschäftsleben bewegte sich ohne jeden lokalen wie kommerziellen Zusammenhang mit dem der Stadt einzig in der Leopoldstadt, hatte eine ganz andere Gestalt und bot eine ganz andere Szenerie. Dort eine Reihe von Straßen und dicht gedrängt in denselben Laden an Laden; in jedem derselben schön gereihte Warenvorräte, von denen jedes Stück individuell durch die Kunden unter Mitwirkung der Kommis besichtigt und gehandelt wird. Dem Warenlokal sich anschließend, je nach Größe und Bedeutung des Geschäftes ein größeres oder kleineres Kontor mit mehr oder weniger fix angestellten Kontoristen.

Von alldem scheinbar hier nur eine geringe Spur. Von dem großen Verkehr, der sich in der Leopoldstadt auf diesem Gebiete abspielte, ein Verkehr, im Betrag sicherlich viel größer als der in der Textilindustrie, ist in den Straßen nichts zu bemerken. Wo ist also sein Schauplatz? Vor allem, wo der des wichtigsten, des allgemeinen Nahrungsmittels, des Getreides und der mit

ihm zusammenhängenden anderen Artikel? Wie stellte sich dieser Getreidehandel Wiens unmittelbar gegen Ende des Vormärz dar? In einem einfachen, unscheinbaren Kaffeehauslokal, bei Stierböck an der Donau, bewegten sich von morgens bis abends einige hundert Menschen, unaufhörlich miteinander Geschäfte bald abschließend, bald abwickelnd, ohne anderen Apparat und ohne anderen Behelf als ein Notizbuch; nur hie und da wurde ein kleines Mustersäckchen beschaut, geprüft; zum Abschluß genügte das Wort, die Notierung in das Büchlein der Verhandelnden. Neben und zwischen ihnen die regelmäßigen Begleiter dieses Verkehrs, die Sackverleiher — ein Zweig, welcher durch die damalige Ausdehnung des Geschäftes entstanden war — Sensale, Kommissionäre, Spediteure. Die Ware, die gekauft und verkauft wurde, befand sich gar nicht in Wien; Wien hatte keine Lagerhäuser, keine Depots — sie lag irgendwo auf der ganzen Strecke von Wien bis Pest oder weiter darüber hinaus bis in der Bacska oder in der Slovakei und mußte erst von dort nach Wien gelangen.

Die hier verkehrenden Kaufleute waren so ziemlich an jedem Wochentage dieselben, aber doch mannigfach abwechselnd; denn ein Teil von ihnen war gar nicht hier, sondern an anderen Plätzen wohnhaft und nur eben des fortlaufenden Geschäftes wegen fast ununterbrochen bei Stierböck zu sehen; sie machten darum auch den Eindruck von Wiener Kaufleuten. Nur am Samstag erschienen vor 12 Uhr Mittag und in den Nachmittagstunden zahlreiche andere von einem eigentlichen Provinztypus, in der Regel auch ausgerüstet mit einer Art Reisetasche, die mehrere Mustersäckchen barg. Wien hatte nämlich schon damals am Samstag einer jeden Woche zu Mittag eine Getreidebörse; sie war wohl nur eine freie Zusammenkunft aller Getreide-Interessenten und wurde natürlich nicht nur von den Insassen des Stierböck, sondern selbstverständlich auch von jenen in der Provinz ansässigen Getreidehändlern besucht, welche gewohnt waren, das von ihnen die Woche über zu Hause eingekaufte Getreide an diesem Börsentage zu verkaufen, ohne sich aber ausschließlich an das Börsenlokal und an die zwei Stunden des dortigen Geschäftes zu binden. Die damalige offizielle Börse des Samstags repräsentierte mehr

das Lokalgeschäft, die Approvisionierung Wiens, wichtig für die Müller der Umgebung, für die damals schon bestehende Wiener Dampfmühle, für die Bäcker der Stadt, die Brauer usw., während das tägliche Kaffeehausgeschäft schon über dasselbe weit hinausgriff. Bei den damaligen Transportverhältnissen waren die Differenzen im Preise zwischen den einzelnen Städten ganz andere als heute und gaben dem Handel schon Gelegenheit, ausgleichend einzugreifen. Man kann also sagen, der Getreidehandel Wiens beruhte auf dem Kaffeehaus und auf seinen Gästen, nicht auf dem einmaligen Börsentag und seinem Geschäft, welches nur den Marktpreis deklarierte, der sich bei Stierböck ergeben hatte.

Ähnlich, wenn auch nicht gleich, verhielt es sich mit dem Spiritushandel. Er spielte sich in dem anderen, Stierböck gegenüber gelegenen Fetzerschen Kaffeehaus ab. Wie bei Stierböck sah man auch hier ein ununterbrochenes Geschäft zwischen Kaufleuten, welche indessen fast alle den Eindruck von Wienern machten; zwischen ihnen bewegten sich Spiritusfabrikanten, mittlere und kleinere Brenner aus der Provinz usw.; die ganze Gesellschaft gleichfalls, wie die der Getreidehändler, ausschließlich jüdisch. Das innere Gefüge des Spiritushandels hatte jedoch zum Teile eine ganz andere Gestalt. Von den Getreidearten gelangten die wichtigsten durch einen ersten Handel an die Dampfmühle, an die Müller und nach dem Umwandlungsprozeß zu Mehl erst durch einen zweiten Handel in den Konsum; Spiritus hingegen ist schon ein solches zweites Produkt; der Verkehr in ihm umfaßte darum neben den Spekulanten vorwiegend Grossisten dieses Artikels, welche die von den Brennern und Spekulanten gekaufte Ware an die kleinen Händler, an Likörerzeuger und gewerbliche Betriebe, nicht nur in Wien, sondern auch in die Provinz verkauften und kreditierten. Getreide wie Spiritus wiesen in ihrem Verkehr trotz mancher Verschiedenheit jedoch schon damals ein gemeinsames charakteristisches Moment auf; beide gehören sie zu den sogenannten, wie der in der Wissenschaft geschaffene technische Ausdruck lautet — fungiblen, will sagen vertretbaren Waren, d. h. zu solchen, welche den idealsten dieser Art, dem Gold und den Effekten dadurch sehr nahe kommen, daß auch bei ihnen nicht notwendig um eine bestimmte individuelle Post gehandelt werden

muß; innerhalb gewisser Grenzen nämlich hat die ganze erzeugte Ware eine so durchaus gleiche Beschaffenheit und Verwendbarkeit, daß es ganz gleichgültig ist, ob diese oder jene geliefert und akzeptiert wird. Banater Weizen aus einem bestimmten Gebiete und von gleichem Gewichte gibt immer das gleiche Mehl. Dieser der geprägten Münze ähnliche Charakter verschiedener Waren ist bald nach dem Auftreten und Einleben des Effektenhandels, also sehr frühzeitig anerkannt und zur leichteren Durchführung der Spekulation ausgenützt worden. Sie brauchte eben nur ihrem gesamten Handel eine bestimmte Type zu Grunde zu legen, womit die Möglichkeit des Termingeschäftes gegeben war; das hatte sich auf den großen internationalen Warenbörsen schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts vollzogen.

Die Notwendigkeit oder Verwerflichkeit des Terminhandels hier zu diskutieren, fehlt jede Veranlassung; ich will nur konstatieren, daß er für diese beiden Handelsartikel in Wien im Vormärz schon lange bestanden hat, aber auch nur für diese — für den ganzen sonstigen großen Rest des Produktenmarktes war diese Art des Geschäftes damals ebenso wenig durchführbar, als sie es heute erscheint. Für sämtliche Rohprodukte gilt das Gleiche wie von dem Hauptartikel, der Schafwolle. In letzterer waltet eine ganz andere unvergleichlich größere Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Sorten und ihrer Verwendung ob, als bei dem Getreide. Selbst innerhalb ganz derselben Gattung zeigen zwei Partien nie dasselbe Gesicht, haben sie nie den ganz gleichen Charakter. Die Spekulation kann also nur darin bestehen, daß man sich mit dem usuellen Handelsgewinn nicht begnügt, sondern die steigende Konjunktur abwartet. In den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts besaß Wien ein ziemlich lebhaftes Wollgeschäft. Die Wollhändler selbst waren — wenn man von jenen griechischen Firmen absieht, welche als Kommissionäre die Wollen aus dem Balkan direkt erhielten und sie auf dem Hauptzollamte verkauften — ausnahmslos Juden; in erster Linie kommen hier größere Firmen in Betracht, welche die Partien der feinen Herrschaftswollen kontrahierten, die Sortiererei und den mit ihr verbundenen Export betrieben. Neben ihnen arbeiteten dann eine große Anzahl mittlerer und kleinerer Wollhändler gleichfalls in

Prima Wollen, d. h. in feinen Einschuren; andere wieder und ihrer waren viel mehr, in den geringeren, den Zweischuren aller Sorten bis zu den Zigaya- und Zackelwollen.

Diese kleinen Produktenhändler des Wiener Platzes waren ebenso wenig und vielleicht noch viel weniger als Getreide- und Spiritushändler hier wohnhaft. Sie brachten die eingekauften Produkte sofort in die Magazine eines der Kommissionshäuser, welche diesem Geschäft oblagen, ließen sie von dem Hause verkaufen oder belehnen, um dann einen günstigen Verkauf abwarten und den Einkauf fortsetzen zu können. Diese Kaufleute brauchten also oft nicht einmal eigene Magazine und ihr Kontor beschränkte sich auf den Rechnungsabschluß mit ihrem Hause; ihren Aufenthalt verteilten sie auf ihr Hotel- oder Monatszimmer und das Café Fetzer. Hatten sie verkauft, so fehlten sie einige Tage, welche sie ihrer Familie und dem neuen Einkauf widmeten, um dann wieder für längere Zeit auf dem Platze zu sein.

Der Gesamtumsatz, welchen diese Mittelschichte in Wolle machte, überwog in Summa weitaus jenen der wenigen großen Wollhäuser.

Nach jeder Richtung gleichartig verhielt es sich mit all den anderen zahlreichen Landesprodukten. Vor allem waren auch in diesen anderen Artikeln mit wenigen Ausnahmen ausschließlich Juden, Händler aus der Provinz tätig; es bestanden aber auf diesem Gebiete auch Wiener jüdische Firmen, eigentliche Produktenhäuser, wie die k. k. priv. Großhandlung Heinrich Pollak, der Vater des Moritz v. Borkenau. Heinrich Fein und noch das eine oder andere; was diese verschiedenen Händler in Knoppern, Horn, Knochen, Klauen, — Waren, für welche damals nicht die heutigen Ersatzartikel, Steinnuß, Hartgummi, Zelluloid, Gallalith usw. bestanden, und die darum außerordentlich wichtig waren — weiters in Honig, Wachs, Talg, Speisefett, Rüb- und Leinöl, Borsten, Roßhaar, Hasenhaar, Hadern, Bettfedern und dergleichen nach Wien brachten und hier ohne alle kaufmännische Pose an die verschiedensten gewerblichen und industriellen Betriebe oder an andere Händler weiterverkauften, würde in einer Umsatzstatistik des Wiener Handels, genau so wie im Wollgeschäft, eine ungleich größere Rolle spielen, als jener der auf der Bildfläche zu

oberst erscheinenden Großhändler. Und des weiteren betrieben zahlreiche Juden Geschäfte, welche ganz allgemein und von den Produktenhändlern selbst in der geschäftlichen Rangordnung tiefer als der Produktenhandel gestellt, nicht als zu diesem gehörig betrachtet wurden und die nichtsdestoweniger eine unentbehrliche Leistung vollführten. Juden, teils in den Wiener Vororten, teils in der Provinz wohnhaft, sammelten von den Fleischhauern in- und außerhalb Wiens die nassen Rindshäute, hingen sie auf die Trockenböden und lieferten sie dann an die Wiener Rotgerbereien. Andere kauften für die zahlreichen Weißgerbereien ebensowohl die Felle der geschlachteten, wie der in den Schäfereien gefallenen Schafe. Und wieder eine andere Gruppe dieser kleinen Geschäftsleute machte die sogenannte Hautwolle, d. h. die auf trockenem Wege von dem toten Vließe mit der Schere abgenommene Wolle, eine Wollgattung, deren Haar sich nicht fest, sondern zart anfühlt und das darum zur Schmeichelung des Striches von den Feintucherzeugern sehr gesucht wird; und zu gleicher Zeit nahmen diese den Weißgerbern die in ihren Werkstätten gefallene, die sogenannte Gerberwolle ab, ein geringwertiges aber billiges und von den Erzeugern ordinärer Tuche sehr geschätztes Material. Kurz, im ganzen Handel mit agrarischen Produkten herrschte eine emsige Tätigkeit der Juden, die für denselben nicht weniger ausschlaggebend sein mußte, als jene schon von mir geschilderte in dem ganzen Bereich des Wiener Textilhandels.

Für Umfang und Bedeutung des Agrarhandels, namentlich seiner mittleren Schichte, möchte ich noch eines anführen: Wien hatte eine Getreide-, aber sonst keine Warenbörse, jedoch gleichsam als deren Ersatz neben den öffentlichen Börsen- und Wechselsensalen die Institution der beeideten Warensensale. Von 42 solchen im Schema Verzeichneten waren 20 Juden[1]), welche ausschließlich in diesem Produktengeschäfte der Leopoldstadt tätig waren, während die Vermittlung der 22 christlichen, zumeist

---

[1]) Josef Ascher, Elias Bardach, Gabriel Bellak, Rudolf Brix, Leopold Cohn, A. Grünwald, Joachim Hillberger, Albrecht Hiller, Ignaz Hirsch, Ignaz Hoffmann, Markus Janowitzer, J. H. Kann, Gerson Kallmus, Moritz Lichtenstern, Salomon Moderianer, Karl Oppenheimer, Isaak Schornstein, Anton Schwitzer, Sigmund Stroß, Jakob Wertheimer.

Griechen und Italiener — über das ganze andere Gebiet des Handels und des Kommerzes sich erstreckte. Und diese 20 jüdischen Beeideten waren nur der Kern für eine drei- oder vierfache Anzahl von solchen unbeeideten Produktensensalen; unter ihnen ansehnliche Firmen, die eine Geschäftssumme vermittelten, wie sie keiner der beeideten aufwies; einzelne unter ihnen hatten sich bei großen Fabrikanten ein solches Vertrauen erworben, daß nur durch sie eine Verbindung mit ihnen möglich war.

Ich möchte nicht weiter in Einzelheiten eingehen; ich glaube schon jetzt resümieren zu können, daß auch schon damals auf dem ganzen kommerziellen Gebiete nur äußerst wenig Artikel und Zweige zu finden waren, welche — wie beispielsweise Drogen-, Bergwerksprodukte, Holz — die Steinkohle spielte damals noch gar keine Rolle — und Eisen — von anderen als jüdischen Kaufleuten im Handelsverkehr gepflegt worden sind.

2. Kapitel

Ghetto auch in Wien; der Gegensatz zwischen wirtschaftlicher Bedeutung und staatlicher Verfehmung der Juden

Das für die Ausführungen des ersten Kapitels benützte Handels- und Adreßbuch des Niederösterreichischen Gewerbevereins war der erste Versuch, die einzelnen authentischen Verzeichnisse der verschiedenen Zünfte und sonstigen gewerblichen Genossenschaften, die freien Gewerbe und Fabriken, sowie die bürgerlichen und anderen Handelsgremien Wiens, überhaupt alle zu jener Zeit, 1846, für das Wirtschaftsleben in Betracht kommenden Organisationen und Korporationen in einer Gesamtpublikation zu vereinigen; für die Schilderung jener Zeit ist es noch heute die einzige übersichtliche und erschöpfende Quelle geblieben. Das Studium dieses Buches führt uns zur Kenntnis einer ganz merkwürdigen Tatsache. Wenn nun ein neugieriger Leser dieses Buch systematisch durchgehen würde, was fände er darin? Vor allem die ganze Masse der Detailkaufleute am Graben, Kohlmarkt usw., die sämtlichen Gemischtwaren-, die Spezereihändler der Vorstädte. Denn alle diese sind, wenn auch noch so klein, Mitglieder des bürgerlichen Handelsstandes, des Handelsgremiums.

Innerhalb des bürgerlichen Handelstandes gab es keine Juden; sie waren keine Bürger, konnten also diesem Gremium nicht angehören. In einem anderen Verzeichnis fände er die Mitglieder des k. k. priv. Großhandlungsgremiums. Diese Institution ist nicht aus dem Handel organisch hervorgegangen, sondern 1774 von der Kaiserin Maria Theresia geschaffen worden, um den verschiedensten Elementen, welche die Aufnahme in den bürgerlichen Handelsstand statutarisch nicht finden konnten oder selbst

scheuten, ihre im allgemeinen Interesse wünschenswerte kaufmännische Tätigkeit gesetzlich zu ermöglichen; drang sie doch in ihrem Reskripte darauf, daß selbst der österreichische Adel sich in die Reihe der Großhändler stellen solle. Dieser Entstehung entsprechend, waren die k. k. priv. Großhändler eine sehr bunte Gruppe. Sie umfaßte die eigentlichen großen Bankiers, wie den kleineren Besitzer einer sogenannten Schreibstube, den Wechsler, den griechischen Kommissionär, aber auch Fabrikanten verschiedenster Branchen, welche als solche der Verleihung einer Handelsbefugnis ebensowenig bedurft hätten, wie verschiedene andere. Man suchte aber dieses k. k. Privilegium, weil es vorkommenden Falles das unbeschränkte Recht zu aller und jeder öffentlichen Unternehmung gab und weil es als eine Auszeichnung galt; dagegen fanden sich die Vertreter des eigentlichen, des Warenhandels in dem 100 Mitglieder umfassenden Verzeichnisse nur im allergeringsten Maße. Und zwar gilt dies von den jüdischen Mitgliedern ebenso wie von den christlichen.

Ich möchte die noch heute, nach 70 Jahren, interessante Liste der ersteren dem Leser vorführen: S. M. v. Rothschild, das Mitglied einer europäischen Finanzmacht, der Kontrahent der 1834iger, 1839iger und anderer Anleihen, der Gründer der Nordbahn, macht zwar als uniformierter k. k. priv. Großhändler einen nahezu heiteren Eindruck, aber ohne diese Uniform hätte er als Jude in Wien gar nicht wohnen dürfen. Und er zählt durch seine Weltstellung in diesem Rahmen eigentlich gar nicht mit; wird denn auch noch in dem Verzeichnisse eines späteren Jahrganges unseres Schemas, 1855, der Chef des Hauses, Salomon Rothschild, als „auswärtiger Großhändler“ angeführt. Neben ihm gehören noch 17 bekannte jüdische Großhändler dazu, welche durchaus dem Börsen- und Effektengeschäfte obliegen: Hermann Todesco, M. L. Biedermann & Co., Moriz Königswarter, Adolf v. Wertheimstein, H. v. Wertheimstein & Sohn, David Wertheim & Co. (Ein- und Verkauf aller Gattungen Obligationen), Samuel Lippmann, J. Hofmann & Söhne, J. L. Edler v. Hoffmansthal (affilierte Firma L. G. Goldstein), M. K. v. Neuwall, A. E. H. Kann, L. A. Elkan, J. J. Löwenthal (Jakob Ritter v. Löwenthal), David Pollak (hauptsächlich Arrangeur von Güter-Lotterien),

Anton Schnapper (jetzt Wechselstube der N. Ö. Eskomptegesellschaft. Nur ein einziger, M. H. Weikersheim & Co. ist vorwiegend nach dem englischen Ausdruck banker, d. h. Bankier der Kaufleute und Industriellen. Sechs in derselben Liste: Ignaz Baum (Tuchfabrikant in Bielitz), Enoch Kern & Sohn (Militärtuch), L. Epstein (Kottondruckfabrikant in Prag), Sorach Mayer (Kottondrucker in Kettenhof), Isaak Breuer & Söhne (Wollwarendruckfabrikant in Wien), Ludwig Langs Witwe (Roh-Kottonweberei N.-Österreich) waren k. k. priv. Fabrikanten, also nur zum Überfluß auch privilegierte Großhändler.

Ebenso viele: Moriz Wodianer, M. Stern & Sohn (Gesellschafter der Firma Wodianer), Josef L. Boskowitz & Co., Samuel F. Goldberger & Söhne (die zwei letzteren Pester Kaufleute und Firmen), M. Hirschl & Sohn in Arad, M. Löwenstein & Sohn, Groß-Kanisza, waren Provinzfirmen, die in Wien selbst kein Geschäft betrieben, sondern hier nur zur Versorgung ihrer Häuser in der Provinz teils Kontors, teils Einkaufsmagazine (auch zu solchem bedurfte es für den nicht Großhändler einer behördlichen Bewilligung) unterhielten. Den tatsächlichen Warenhandel vertreten in diesem vornehmen Kollegium nur wenige Firmen: Zwei Wollhändler: S. Auspitz und J. Figdor & Sohn; von den Produktenhändlern einzig Heinrich Fein, ein einziger Lederhändler Rafael Foges, und von dem größten und wichtigsten, dem ganzen Textilhandel nur Josef Boschan & Söhne, Salomon Camondo Eidam & Co. (dessen späterer Chef Moriz Goldberger auch ein Bankgeschäft betrieb), L. S. Kuh (zu der Zeit schon ohne wirklichen Betrieb) und L. Kohn & Sohn; aus der Nürnbergerbranche ein von Pest nach Wien übersiedeltes Haus: M. L. Kanitz & Söhne. Schließlich noch zwei jüdische Firmen: E. Porges und Moriz & Simon Porges, deren Betrieb ihrem Charakter nach, man nicht mehr bestimmen kann, doch waren sie, nach dem Standort ihres Geschäftes zu schließen, sicher keine Textilhändler. Im Kontor eines Hauses in der Rauhensteingasse, sowie der Goldschmiedgasse verkaufte man weder Leinwande noch Tuch. Und wenn ich mich recht erinnere, waren die Beiden Vertreter und Korrespondenten Pariser Bankhäuser. Die Juden im Gremium der k. k. priv. Großhändler wären mit dieser Aufzählung erschöpft.

Suchen wir also weiter im Schema nach jüdischen Kaufleuten, so finden wir als „Niederläger" je eines böhmischen und mährischen Tuchfabrikanten drei jüdische Firmen: Sigmund Koritschoner, Ludwig Paneth, J. J. Turnovsky. Dann stoßen wir auf eine Kategorie der Kurrentwarenhändler, d. h. solche, denen die Befugnis zustand, mit allen „Schnittwaren" im Gegensatz zu den Kurz- und Nürnbergerwaren Handel treiben zu dürfen. Die Liste beginnt mit dem vornehmsten Modegeschäfte, dem der Familie Arthaber am Stefansplatz zum weißen Stern und desgleichen von Anreiter am Hof zum weißen Schwan. Die Hunderte der angeführten Kurrentwarenhändler sind fast durchwegs Detaillisten; unter ihnen finden sich nur 13 Grossisten und diese tragen durchwegs jüdische Namen. Sechs von ihnen: Johann Eduard Boschan, Anton Falkbeer, Brüder Kallmus, Gebrüder Regen, Ignaz Regen, H. S. Schuloff kannte ich bestimmt als getauft; die anderen waren es wahrscheinlich und sie sind also nur auf dieser Brücke in diese Gesellschaft gelangt, welche Tatsache mir noch später dienen soll. Dann finden wir noch als Besitzer von sogenannten — käuflichen — Leinwandhandlungen, deren Erwerb nach der Praxis auch Juden gestattet war, fünf: Josef Blau, Jonas Fröhlich, Jakob Sax, H. Kolisch, A. Matzels Sohn, welch letzterer mit Karl Matzel identisch ist, der zugleich in der sofort folgenden Liste der jüdischen Händler vorkommt. Sie führt die Bezeichnung: Kategorie der „tolerierten israelitischen Handelsleute". Es sind ihrer 60 und ihre Zusammensetzung gibt ein für jene Zeit charakteristisches Bild.

Unter diesen tolerierten Handelsleuten figurieren: Zwei Pferdehändler, M. Straß und Mathilde Tobias, vier Juweliere, der Optiker Waldstein, der Ölfabrikant Jaques Leon, ein Branntweinerzeuger, der Bleicher Karl Zappert, drei Schreibstubenbesitzer, d. h. Händler mit Börseneffekten. Als Produktenhändler figurieren dreizehn, darunter Moriz Goldschmidt und Leopold Edler von Wertheimstein, die zwei Prokuristen des Hauses S. M. v. Rothschild (!). Zwei in der Liste sind als Kommissionäre für Galizien angeführt. Einer dieser Handelsleute ist Bernhard Back, der schon viel früher in der Liste der jüdischen Fabrikanten genannte Baumwollwarenfabrikant, einer Lederhändler und einer Händler mit

Rohseide. Einer ist ohne bestimmten Handelsartikel, einer als Exporteur verzeichnet, schließlich und letztlich sind unter diesen tolerierten Handelsleuten als Manufakturisten, d. h. Kaufleute aus den verschiedensten Zweigen des Textilhandels mit Baumwollwaren, Tuchen und sonstigen Schafwollwaren, Seiden und Leinwandwarenerzeugnissen, Kurrent- und Modewaren noch 27 angeführt. Diese 27 Firmen würden also nach offizieller Aufzeichnung den ganzen großen jüdischen Textilhandel Wiens, wie ich ihn im ersten Kapitel dieses zweiten Buches gezeichnet, und die 13 Produktenhändler das ganze jüdische Produktengeschäft, wenn wir von den wenigen einzelnen Mitgliedern dieser Branche unter den k. k. priviligierten Großhändlern absehen, vertreten. Merkwürdigerweise sind gerade diese Kaufleute solche, von denen auch nicht ein einziger nach meiner Kenntnis und bestimmten Erinnerung von größerer geschäftlicher Bedeutung war und unter denen sehr viele den unabweisbaren Eindruck machen, daß sie ihre Handelsbefugnis aus den verschiedensten, entfernten Gründen, mitunter auch nur aus dem, eine in Wien berechtigte Existenz zu gewinnen, erworben haben.

Daß mit diesen Ziffern der jüdische Handel erschöpft sein sollte, wäre schon von vorneherein undenkbar, widerspricht aber ganz und gar seinem tatsächlichen Bestande. In den 14 Gassen des Judenviertels vom Hohen Markt bis zum Salzgries standen 120 Häuser, welche vollgepfropft mit jüdischen Textilhändlern waren; außerhalb oder in nächster Nähe dieser topographischen Begrenzung waren noch eine ganze Anzahl Häuser zu finden, in denen, nur allerdings nicht so dicht, gleiche jüdische Kaufleute ihr Geschäft betrieben. Das läßt mit Sicherheit auf eine Zahl schließen, die vielleicht zwanzigmal größer war als jene der 27 Textil-Engrossisten des Schemas. Demnach nicht mehr, als nach meiner Schilderung der Preßburger Judengasse dort tätig gewesen waren.

Für jene Zeitgenossen, welche dieses jüdische Geschäftsviertel, das in seinem Bestande bis in die sechziger Jahre gereicht hat, noch gekannt haben, braucht diese meine Behauptung wohl keines weiteren Beweises. Aber für die Leser der Gegenwart will ich aus seinem Bilde nur zwei Häuser herausgreifen:

Ein kleiner enger Durchgang führte von der Judengasse zum alten Lazzenhof (Konskriptionsnummer 500, I. Bez.). Nicht zu jenem, welcher erst jetzt demoliert worden ist, sondern zu dem an gleicher Stelle gestandenen, welchen Lazius, der Leibarzt des Kaisers Ferdinand I. und erster Geschichtsschreiber der Stadt Wien erbaute und der 1850 von den Grafen Hoyos, den damaligen Besitzern, zu dem von der heutigen Generation gekannten umgebaut wurde. Dieser alte große, vier Stock hohe Hof, in seinem Innern vier lange Fronten zeigend, war in allen Stockwerken auf das dichteste von zahlreichen Geschäftsleuten ausgenützt; den ganzen Tag über herrschte das regste Leben, welches von den hier etablierten Textilhändlern ausging. Schon aus der einen linksseitigen Front bin ich noch heute imstande, deren einige anzuführen: David Pollak, ein Seidenwarenhändler, eine Reihe von Jahren wohlhabend und Hausbesitzer, Ignaz Goldstein, später im Dreifaltigkeitshof, ein lebhaftes Geschäft in Gebirgsware, J. Goldmann, sortiertes Manufakturwarenlager mit starkem Absatz an Landkrämer und Hausierer, beide vermögend geblieben; Adolf Weldler, Franz Löwy usw. Ähnlich verhielt es sich mit einem zweiten Hof. Die alte Sackgasse, damals Sterngasse, an deren Stelle heute die Mark Aurel- und Vorlaufstraße zum Salzgries führen, schloß mit dem Polizeihause, einem ehemaligen Ursulinerinnenkloster und dem angrenzenden großen Hause zum weißen Stern. Dessen Bewohnerschaft steht mir darum so lebendig vor Augen, weil mein Vater zur Zeit, da er noch Kaufmann in Preßburg war, dort sein ständiges Einkaufsmagazin hatte; das Gebäude war voll besetzt von mittleren und namentlich kleineren Kaufleuten, welche in den Hofmagazinen und fast allen oberen Geschossen scheu und emsig ihren Handel betrieben, vielfach mit ihren Waren zusammen in ein und demselben Raume hausten. Eigentümerin (Konskriptionsnummer I 486) war Gräfin Marianne Brunswick; strenge regiert wurde seine ausnahmslos jüdische Einwohnerschaft von dem Hausmeisterpaare, mit welchem auf guten Fuß zu stehen, diese Parteien allen Grund hatten. Das Paar hatte, was in solchen Häusern öfters vorkam, kleine Beziehungen zur Polizei und schützte durch dieselben häufig die eine oder andere Familie vor einer plötzlichen, von oben hereinbrechenden

Katastrophe. Die alte Hausmeisterin vergalt überhaupt die behagliche Existenz, welche sie durch manchen, den Inwohnern auferlegten Tribut genoß, durch Wohlwollen, insbesonders gegen die so überaus zahlreichen Kinder. Wenn diese morgens vor ihrer Loge vorbei in die Schule gingen, wurden sie von ihr inquiriert, ob sie auch ordentlich gefrühstückt hätten und jenes, dessen Antwort nicht befriedigend ausfiel, bekam aus ihrem großen Kaffeetopfe eine Schale mit auf den Weg. Einem dieser Kinder aus der vielleicht ärmsten Familie, einem Knaben S. Sp., bin ich später wieder begegnet, als derselbe zu einem berühmten Mathematiker und Professor an der Handelsakademie sich herausgewachsen hatte. Auch in diesen beiden Höfen allein — das Gebäude bestand aus einem großen und einem kleinen Hinterhofe — haben ungleich mehr jüdische Kaufleute gearbeitet, als das Handels- und Adreßbuch an Manufakturisten unter den „tolerierten israelitischen Handelsleuten" aufweist.

Genau so oder ähnlich erschien der Anblick der Häuser in all den angeführten Gassen. Sie waren auf das dichteste besetzt von jüdischen Textilhändlern, größeren und kleineren, in der ganzen Geschäftswelt wohl bekannt. Ich will aus der großen Zahl derer, die in meiner Erinnerung haften geblieben sind, einige solche hervorheben, welche entweder schon damals bedeutend waren oder aus deren kleinen Anfängen sich im Nachmärz große Unternehmungen heraus entwickelten.

Zwei junge Kaufleute, Adolf Stern, ein Preßburger und B. Spiegler aus einer kleinen ungarischen Stadt, verbinden sich in den vierziger Jahren zu einem kleinen Betrieb in der Seitenstettengasse in sogenannter Gebirgsware. Im Nachmärz werden sie immer größer, dann groß; sie teilen sich, jeder derselben wird zu einem bedeutenden Fabrikshaus, A. Stern & Sohn, B. Spiegler & Söhne. Ein kleiner Mann aus Nikolsburg betreibt zu derselben Zeit in der Preßgasse einen überaus bescheidenen Manufakturwarenhandel; seine Söhne machen daraus eine der bedeutendsten Unternehmungen der ganzen österreichischen Textilindustrie: Hermann Pollaks Söhne. Zwei ungarische Juden, Hermann Stiaßny aus St. Georgen, Jakob Sruh aus Neutra, in ihrem Anfang große Hausierer, stehen mit ihrem Geschäfte

noch im alten Lazzenhof, betreiben einen Textilhandel usuellster Art. Sie trennen sich, Sruh wird Tuchhändler, verschwindet später; aus dem Geschäft des anderen ist unter den Söhnen eine große Weberei, H. Stiaßny & Söhne hervorgegangen. Hermann Wärndorfer aus Preßburg hat einen kleinen Laden in dem heute verschwundenen Neuwallschen Hause in der Preßgasse. Schon in den fünfziger Jahren wird sein Sohn ein sehr bedeutender Textilhändler, schließlich ein bedeutender Spinner. Salomon Trebitsch aus Nikolsburg beginnt Ende der dreißiger Jahre in einem kleinen Laden des Sinaschen Hauses in der Preßgasse einen Handel mit Seidenwaren, aus demselben wird S. Trebitsch & Sohn, eine der größten Seidenzeugfabriken und ein vornehmes Haus. Zwei ehemalige Kleinhändler in St. Georgen bei Preßburg (Franz und David Neumann) werden etwas später in einem versteckten Hofmagazin der alten Sterngasse bescheidene Kaufleute in demselben Artikel; der eine verschwindet, der Sohn des zweiten, Heinrich Neumann, macht aus seinem groß gewordenen Geschäfte gleichfalls eine Seidenzeugfabrik. Alle die hier Genannten, für das Schema existieren sie nicht. Aus anderen dieser Wohlbekannten, aber dennoch vom Schema Ungenannten werden zwar keine Industriellen, aber sie gelangen entweder schon im Vormärz oder in den ihm folgenden Jahren zu Geschäften von großem Umsatz und bedeutendem Vermögen. Der von mir als Platzsteher schon vorgeführte Mayer Krall, in seinem Ursprung Hausierer in St. Georgen, wird dann in Wien Seidenwarenhändler und gelangt als solcher in aller Stille zu einem Umsatz, der ihn schon Ende der vierziger Jahre zu einem Millionär machte. Hinter der Ruprechtskirche betreibt der aus dem Nikolsburger Ghetto eingewanderte Jude Isaak Friedländer einen Manufakturhandel; er setzt ihn nur bis in die erste Hälfte der fünfziger Jahre fort und scheidet aus demselben mit einem Vermögen von mehr als einer Million Gulden. Karl Hoffmann, einer der Ressortchefs in dem Boschanschen Geschäfte, etabliert sich in den letzten vierziger Jahren als Grossist speziell für Modewarenartikel; schon anfangs der fünfziger Jahre führt er das größte Geschäft dieser Branche. Ein kleiner Mann aus einem mährischen Ghetto, Austerlitz, hinterläßt seiner Witwe einen kleinen Handel. Sein Nachfolger in Ehe

und Geschäft, Jakob Moor, macht in kurzer Zeit aus demselben ein Modewarengeschäft von gleichfalls bedeutendstem Umfange. In einem kleinen Laden in der Seitenstettengasse betreibt seit den dreißiger Jahren Karl Mayer ein minimes Geschäft in sogenannten Zigeunertücheln für die ungarische Kundschaft. Dasselbe wird später durch seinen zum Teilhaber gewordenen Angestellten Bernhard Steinhof, zu einem der bedeutendsten der ganzen Manufakturbranche. Ein Geschäft von ganz altpatriarchalischem Habitus, ziemlich versteckt, aber seinerzeit von nicht unbedeutendem Absatz, führt ein Nikolsburger Ghettomann, Jakob Lichtenstern, auf der Ruprechtsstiege. Von allen diesen Namen kennt und nennt das Schema keinen einzigen.

Ebensowenig wie die Angeführten, würde der Leser jenen begegnen, welche wie Rubin Löwy, J. L. Brandeis, M. H. Singer, Leopold Oppenheim, Philipp Back, Hermann Mayer usw. die Erzeugnisse der großen Kottondruckfabriken an die kleinere Kundschaft verkauften. Als charakteristisch führe ich weiter an: In dem knappen, von mir gezeichneten Raume leben allein in meinem Gedächtnis fünf Handelsfirmen Kolisch — ein Leinwand-, ein Seidenwarenhändler, einer mit sogenannter Gebirgsware, einer mit Vorstadtartikeln, namentlich in ausgedehntem Maße mit Wiener Barchent, und einer mit den allerverschiedensten Artikeln; das Schema kennt nur den einen Leinwandhändler, den ich als Besitzer einer — käuflichen — Leinwandhandlung bereits erwähnte.

Dem Tuch- und Schafwollwarenhandel gegenüber ist das Schema genau so merkwürdig unvollkommen; von einer ganzen Kategorie von Vertretern des Handels mit groben Bauernartikeln wie z. B. Samuel Singer, später S. Borg & Singer, Bernhard Eisenschütz, Samuel Hannover, Abraham Hirschfeld, Leopold Eisenschütz usw. nennt es keinen einzigen. Und ebensowenig einen jener, welche nicht am alten Fleischmarkt, sondern in dem Geschäftsviertel der Manufakturware den Handel mit Brünner Modewaren gegen Schluß der vierziger Jahre begonnen haben, wie Stiaßny & Breßlauer, Brüder Singer, David Geiringer usw. Von den Kaufleuten des Nürnbergerwaren- und Kurzwarenhandels fehlen die damals im wirklichen Geschäft gerade Maßgebenden: Anton

Bing, Emanuel Biach, Jakob & Ignaz Schwarz, B. & W. Spitzer, Wilhelm Bachrach, später W. & J. Bachrach, Wolf Kohn, später Kohn & Handofsky, welche zwar sämtlich erst in der Periode nach 1848 zu größerer Bedeutung gelangt sind, aber schon alle im Vormärz lebhafte Geschäfte betrieben.

In ganz bezeichnender Weise steht das Schema dem Woll- und Produktenhandel gegenüber. Von seinen Vertretern, die, wie schon dargelegt, ausschließlich Juden waren, finden wir in dem Verzeichnisse nur die angeführten vier k. k. privilegierten Großhändler und die dreizehn „tolerierten israelitischen Kaufleute", d. h. von dem wirklichen Produktengeschäfte ist nur der allerkleinste Teil verzeichnet. Charakteristisch ist folgende Tatsache: Die Jahrgänge desselben Schemas aus den ersten fünfziger Jahren bringen mehr als hundert jüdische Produktenhändler; natürlich sind diese keineswegs neu und plötzlich aufgetauchte Erscheinungen, nicht nur haben sie alle schon im Vormärz bestanden, sondern das neue Verzeichnis erschöpft ihre Zahl noch lange nicht. Aus diesem mir seinerzeit persönlich bekannt gewordenen Kreise will ich nur jene wenigen anführen, welche noch viel später, bis in die siebziger und achtziger Jahre hinein tätig gewesen, daher selbst für die Kaufleute dieser Branche der Gegenwart noch nicht ganz verschollene Namen sein dürften.

Die Wollhändler: Gabriel Schlesinger (Glockengasse), Gebrüder Schlesinger (Schmelzgasse), Max Feigelstock (Zirkusgasse), Seligmann Epstein (Zirkusgasse), Josef Elias als einen sehr bedeutenden Mann dieses Handels, Hermann Rechnitz und noch viele andere.

Als Produktenhändler: Heinrich Pollak, J. P. Frisch, Wolf Schmidl, Josef Bruckner, Leopold Burian, J. P. Deutsch (Große Ankergasse), A. Hermann Frankl, heute Hermann Frankls Söhne, Hirsch Fränkl, Ignaz Grünwald, Salomon Hahn, Josef Hildburghäuser, Hirsch & Freundt, Hofmann & Söhne, Fr. Joachim, Markus Klinger, Franz Kollinsky, Moritz Kollinsky, Leopold Krakauer, Jak. Kunwaldt, Sigmund Lederer, Emanuel Lichtenstern, Moritz Lichtenstern, Heinrich Nagel, Sigmund Pappenheim, Josef Pfeiffer, Josef Pinkas, Georg Prager (später M. Pragers Söhne), Herz Schmelkes, Wolf Schweinburg, Ignaz Schwoner,

Samuel Singer (heute Samuel Singers Erben), Nathan Weiß, Gottlieb Böhm, Moses Eisenschütz.

In dem Schema des Jahres 1846 fehlen unter anderen Bernhard Böhm, später Brüder Böhm, die von kleinen Hasenhaarschneidern dazu gelangten, eine der größten Hutfabriken des Kontinents zu errichten.

Ich unterlasse es, eine Liste aus anderen, weniger bedeutenden Branchen aufzustellen, doch glaube ich, das bisher Angeführte dürfte als Beweismaterial genügen.

Wir stehen also vor der merkwürdigen Tatsache, daß dieses Schema, welches aus durchaus authentischen Quellen geschöpft hat, nur die jüdischen k. k. landesprivilegierten Fabrikanten bringt, aber auf dem Gebiete des Handels die übergroße Mehrzahl der wirklichen Engrossisten in Textil-Nürnberger-Produkten- und mannigfachem sonstigen Handel verschweigt. Und warum geschieht dies? Ganz einfach deshalb, weil nahezu sämtliche Insassen des Handels zwischen Hohem Markt und Salzgries und ebenso der größte Teil der Woll- und Produktenhändler Kaufleute waren, die offiziell nicht einmal erwähnt werden durften, weil ihnen das Recht, sich in Wien auch nur aufhalten zu dürfen, vollständig fehlte.

Das hing mit dem damals in Wien noch geltenden Judengesetz zusammen. Und dieses letztere kann in deutlichster Weise durch eine einzige Institution demonstriert werden. Schwerlich hat auch nur einer von meinen Lesern noch wie ich das famose „k. k. Judenamt“ gekannt, welches 1792 eigens geschaffen worden war, um diese Judengesetze strengstens durchzuführen und in welchem die Juden eine Behandlung genossen, an die ich noch heute, nach mehr als siebzig Jahren, nur mit Entrüstung zurückdenken kann. Jeder Jude mußte dieses Amt „Am Peter“ nach seiner Ankunft passieren, um die Aufenthaltskarte, gültig für drei Tage, zu bekommen. Gesetzlich durfte auch damals noch kein Jude länger sich hier aufhalten. In diesen drei Tagen sollte jeder seine Geschäfte abwickeln; wenn nicht, so mußte er um eine expresse Aufenthaltsbewilligung einschreiten, die ihm gegen eine Taxe auf acht Tage gewährt und nur einmal verlängert wurde; dann mußte er fort.

Dem Gesetze nach — ein Gesetz, welches Tag für Tag, Stunde für Stunde in der rücksichtslosesten, oft grausamsten Weise gehandhabt wurde — war Wien den Juden überhaupt verschlossen, sollten sie in seinen Mauern überhaupt nicht zu sehen sein.

Der Ruf, den sich diese Judengesetze und das Judenamt erworben hatten, war ein so häßlicher, daß die Regierung sich beider schämte; als im Jahre 1843 die preußische Regierung die wiener um die Mitteilung der bestehenden Gesetze über die Juden ersuchte, lehnte diese das Begehren ab. Kurz vor der Revolution des Jahres 1848 war bei der Regierung ein Antrag in Erwägung gezogen worden, wenigstens den Namen des Judenamtes in den des Fremdenamtes Nr. 3 umzuwandeln.

Mit dieser gesetzlichen Verfehmung standen also die Tatsachen des Lebens im grellen und schreienden Widerspruch. Wien sollte vollständig judenrein sein; nach einer mäßigen Schätzung aber waren — die Vorstädte außer Berechnung gelassen — ihrer mindestens 10000 bis 12000 in Wien.

Gegenüber dem Gesetze hatte diese Volksgruppe, nicht mehr als 2½% der Gesamtbevölkerung, den wichtigsten Teil des Wirtschaftslebens, den Kommerz, in ihrer Hand, war sowohl die Prosperität der Industrie, wie auch der größere Teil der landwirtschaftlichen Produktion von ihrer Tätigkeit abhängig.

Ich kenne in der ganzen ökonomischen Geschichte Europas kein der Logik widersprechenderes Bild; denn diese der Produktion dienstbare Armee jüdischer Kaufleute mußte ihre Tätigkeit versteckt, heimlich vollziehen; ja noch mehr, sie mußten in dieser heimlichen Wirtschaft noch dazu von oben protegiert werden. Denn nicht, als ob der Polizei der lebhafte und riesige Verkehr in den engen, vollgepfropften, teuer bezahlten Läden des Judenviertels oder jener bei Stierböck, Fetzer und in den Produktenmagazinen der Leopoldstadt unbekannt geblieben wäre, sie hat ihn auf das genaueste gekannt. Hätte sie doch auch sonst stockblind sein müssen. Die Hofkommerzkommission (Handelsministerium), sowie die Hofkammer (das Finanzministerium) waren sich eben wohl bewußt, daß, wenn es der löblichen k. k. Polizeidirektion eines schönen Tages eingefallen wäre, hier dem wirklichen Gesetze nach reinen Tisch zu machen, des anderen Morgens der ganze Engroszwischen-

handel Wiens wie mit einem Schlage weggewaschen gewesen wäre. Namentlich das Heer der Fabrikanten der Vorstadt hätte tatsächlich nicht gewußt, wem sie ihre Waren verkaufen sollten, die Vorstadt wäre insolvent geworden! Auf diesem Gebiete war man aber „oben“ immer sehr vorsichtig, vorsichtiger als heute; dieser Ansicht verschloß sich auch nicht die unmittelbare Verwaltungsbehörde, die niederösterreichische Landesregierung, und die ihr unterstehende k. k. Polizei hatte demgemäß stille Weisung, diese jüdischen Kaufleute nicht unnötig zu molestieren.

Die von der Polizei fingierte Blindheit erklärt sich demnach, und zwar sehr einfach, aus der Position, welche der jüdische Kaufmannsstand nun einmal in Wien erreicht und inne hatte. Dies löst auch das Rätsel der auf den ersten Blick scheinbar widerspruchsvollen Führung des k. k. Judenamtes. Wer nämlich seinem Leiter, dem gewaltigen Wiesenberger, ökonomisch von irgend einem Werte schien, hatte in der Regel nichts zu fürchten. Er bestand nur unbedingt darauf, daß diese Juden einen der mannigfachen Umwege, welche an dem Gesetze vorbeiführten und von der Regierung stillschweigend gebilligt wurden — von denen noch später die Rede sein wird — einschlugen.

Um so unbarmherziger gingen Landesregierung und k. k. Polizei, d. h. das Judenamt gegen alle vor, denen nach ihrer Meinung diese ökonomische Bedeutung nicht zukam, welche sie für wertlos hielten; daher waren innerhalb dieser Kreise der fortwährend betriebenen nächtlichen Aushebungen, Bestrafungen, Abschaffungen kein Ende. Das waren doch offenbar Verhältnisse, welche — wenn auch in zivilisierterer Form — durchaus an die Ghettozustände im Mittelalter erinnerten. Die Existenz der Juden des Wiener Vormärz war keine gesetzliche, keine rechtliche und abgesehen von den wenigen Ausnahmekategorien, welche ich vorführen werde, hing deren Vernichtung an einem Faden, an einem Irrtum Wiesenbergers. Dieser Irrtum war ein sehr häufiger und für viele — sicherlich ganz berechtigte — Existenzen eine Katastrophe. Zumindest erinnere ich mich in dieser Richtung einer ganzen Reihe krasser Fälle. Aber selbst wenn die Leiter des Judenamtes — und sie waren keineswegs Beamte einer höheren Rangstufe oder von besonderer Intelligenz — in ihrer Abschätzung

der Juden unfehlbar gewesen wären, so hat nichtsdestoweniger diese Unsicherheit für die jüdischen Geschäftsleute eine Atmosphäre geschaffen, welche ihre ganze Tätigkeit hemmend beeinflußte und den geistigen Zug nach aufwärts und auswärts erschwerte.

Es ist also kein Zweifel, daß auch die Wiener Juden des Vormärz trotz der wirtschaftlichen und sozialen Position, welche sie erreicht hatten, unter dem Zwange eines Ghetto standen; sie waren sogar nach einer Seite hin gegen die Bewohner desselben im Nachteil. Das Ghetto war ja wie geschildert, nämlich bis zu einem gewissen Grade autonom, in seinem Bereich genoß jedes Gemeindemitglied Freiheit seines Erwerbs. Gegen einen Druck von außen gewährte dem Einzelnen diese Autonomie und die Solidarität aller Insassen einen, wenn auch nicht weitreichenden ersten Schutz; dieser fehlte in Wien vollständig.

Um so mehr wirft sich die Frage auf nach der Möglichkeit solch eines scharfen Kontrastes zwischen Gesetz und Wirklichkeit in der Residenz eines so strengen Polizeistaates, und des weiteren nach den Mitteln, mit denen die Juden imstande waren, den verhängnisvollen Folgen dieser Gesetze zu begegnen und ihrer ungeachtet das zu werden und zu sein, was sie ja in der Tat geworden waren. Beides zu erklären, vermag nur eine kurze historische Darstellung des Weges, auf welchem die Juden zu ihrem wirtschaftlichen Wirkungskreis in Wien gelangt sind und den im nächsten Kapitel zu verfolgen, ich den Leser einlade.

3. Kapitel

Die Juden in der Wirtschaftsgeschichte Wiens

Das Judentum des Wiener Vormärz, dessen Geschichte ich hier skizzieren soll, ist nicht viel älter als ungefähr zwei Jahrhunderte, denn ein scharfer Riß trennte dasselbe von den Juden des Mittelalters, mit welchen es in gar keinem Zusammenhange stand.

Die Wiener Juden hatten allerdings zu wiederholten Malen und in den verschiedensten Perioden ein ganz bedeutendes und wichtiges Ghetto ihr eigen genannt. Wir besitzen einen Plan des ersten bekannten Wiener Ghettos, der einstmaligen Judenstadt auf dem heutigen Judenplatz und seiner Umgebung, wie er nach den Quellen, hauptsächlich nach dem Wiener Grundbuche von einem unserer Wiener Archäologen, Camesina, publiziert und später von Dr. Ignaz Schwarz rektifiziert und ergänzt wurde. Man findet auf demselben nicht nur die Umfassung des Ghetto, sondern auch die Auszeichnung der einzelnen Häuser mit Angabe der Stockwerke und den Namen der Besitzer. Dieses Ghetto fand sein Ende durch eine schauerliche Katastrophe. Im Jahre 1420 wurden die Juden nach mittelalterlicher Übung beschuldigt, eine geweihte Hostie mit Nadeln so lange durchstochen zu haben, bis aus derselben Blut geflossen war. Sämtliche Juden wurden „zur Ehre Gottes und aller Heiligen" gerichtsordnungsmäßig verbrannt. Nur eine sehr schöne Frau rettete ihr Leben; sie nahm nämlich die Taufe und wurde die Gattin eines Bürgers, namens Lueger. Mit Beginn des 16. Jahrhunderts kamen sie wieder einzeln zurück, wurden wieder zu einer Zahl, jedesmal nach einiger Zeit wieder verbannt, sammelten sich wieder an und wohnten verstreut in der Stadt. Nachdem man sie 1600 wieder einmal

vertrieben hatte und sie trotzdem ein Vierteljahrhundert später wieder zu einer erklecklichen Zahl angewachsen waren, kam man zu der Erkenntnis, daß es vielleicht besser sei und für die Behörden bequemer, sie auf einem Punkte beisammen zu haben, so daß man sie alle auf einmal packen könne; man vertrieb die Juden aus den Häusern der inneren Stadt und sperrte sie 1626 wieder in ein Ghetto, das letzte, das sie in Wien besaßen, in den Unteren Werd in der heutigen Leopoldstadt, zwischen der linken Seite der heutigen Taborstraße bis ungefähr in die Gegend der früheren Ankergasse.

Von den Verhältnissen der Juden in diesem Ghetto haben wir ein ziemlich deutliches Bild. Dasselbe war autonom, hatte seinen Vorstand der Regierung gegenüber, seine eigene Steuerverwaltung, eigenes Grundbuch und eine gewisse eigene Gerichtsbarkeit. Auch die ökonomische Lage seiner Insassen war, nach den damaligen Verhältnissen bemessen, keine ungünstige. Die Regierung selbst war ihnen nicht feindlich. Sie hatten bei der Übersiedlung in die Leopoldstadt die Kaufläden, welche sie in der inneren Stadt besaßen, behalten und im Laufe der Jahre eine Reihe weiterer dazu erwerben dürfen; Lokale, in denen sie einen mannigfachen, zumeist Detailhandel, lebhaft betrieben. 1648 waren diese Läden auf 33 angewachsen. Diese Kaufläden aber, ihre stetige Vermehrung, die Konkurrenzierung der christlichen Kaufleute desselben Bezirkes, in deren Interesse Rat und Bürgerschaft nicht aufhörten, Beschwerde bei der Regierung zu erheben, führten, nachdem die Staatsregierung noch 1656, unter Kaiser Ferdinand III. dem Ansturm gegen die Juden widerstanden hatte, unter dem neuen Kaiser Leopold I. und seiner frommen Gemahlin, der spanischen Eleonore, 1677 zu einer endgültigen Vertreibung. 4000 Seelen zählten die Wiener Juden, als sie das Ghetto verlassen und nach allen Windrichtungen sich zerstreuen mußten. Sämtliche Häuser des Ghetto wurden vom Magistrat um 110 000 Gulden verkauft, von welcher Summe 100 000 Gulden für Grund- und sonstige Schulden den Juden zurückbehalten, respektiv abgezogen wurden.

Unter den Hypothekargläubigern dieser Ghettohäuser wird wieder ein Mann namens Lueger verzeichnet.

Vollständig tabula rasa, ganz reiner Tisch wurde damals gemacht. Kein jüdisches Haus oder Geschäft war in Wien verblieben, grundsätzlich wurde den Juden jeder Aufenthalt in dieser Stadt untersagt. Von einer Judenschaft konnte keine Rede mehr sein. Und dieser Zustand war nicht vorübergehend, er hielt gut ein halbes Jahrhundert an. Denn die einzelnen reichen Juden Wiens, von denen wir aus dieser Zeit lesen und die ich dem Leser vorzuführen schon im ersten Buche Kapitel 3 Veranlassung hatte, sind durchwegs nur einzelne Hofjuden, Armeelieferanten und Regierungsbankiers, denen durch vereinzelte Willkürakte kaiserlicher Gnade zum Zwecke und Dienste des Staates das spezielle Aufenthaltsprivilegium gewährt wurde. Dieses Privilegium wurde nur für einige Jahre gegeben und mußte nach Ablauf immer wieder durch große Summen erkauft oder durch Gewährung großer Darlehen erreicht werden. Es war noch ein verhältnismäßig günstiger Fall, wenn es, wie einmal Wertheimer, gelang, für die in Wien anwesenden Juden, zu der Zeit inklusive aller Familienangehörigen, Dienstleuten und Angestellten, zirka 114 Personen, ein Gesamtprivilegium um eine sehr hohe Summe zu erreichen, so daß zumindest für eine Periode die Einzelnen eine gewisse Schonzeit genossen. Dafür erfand man in dieser Zeit wieder andere Bedrückungen: die Juden sollten mit den Christen nicht in einem Hause wohnen, sie sollten sämtlich in dem „Küß den Pfennig-Hof" in der Adlergasse, welcher nur für ganz kleine Wohnparteien gebaut war und unmöglich für so viele erwachsene Personen Raum bieten konnte, wohnen, von christlichen Dienstleuten höchstens nur einen Kutscher halten usw. Diese Privilegierten selbst waren trotz ihrer Verbindung mit dem Hofe gehalten, allwöchentlich den Stand ihrer Familienangehörigen, Angestellten und Diener anzugeben, damit sie keinem anderen Juden Schutz und Unterstand gewährten; sie durften zwar beten, so viel sie wollten, aber selbst für sich und ihre Familien in ihren Häusern eine Haussynagoge nur durch ein besonderes Privilegium, wie es Oppenheimer, Hirschl, Wertheimer, Sinzheimer erteilt worden war, einrichten. Kein Jude sonst sollte sich in Wien aufhalten dürfen, und um dieses Gebot wirksam zu machen, wurde jede jüdisch-rituelle Traiteurie verboten.

Die Bresche, welche durch diese kaiserlichen Gnadenakte in das Gesetz gelegt wurde, erweiterte sich, indem letztere nach und nach nicht nur solchen Juden zuteil wurden, welche, wie oben angeführt, direkt zum Dienste des Staates und des Hofes herangezogen worden waren, sondern auch anderen, welche durch ihren Reichtum, ihr Geschäft und ihre ausländischen Verbindungen für den wirtschaftlichen Verkehr der Stadt und des Staates von Nutzen sein konnten, wie Großhändler, Bankiers usw. Es war nicht zu vermeiden, daß sich an diese kleine Gruppe ringsherum im Laufe der Zeit auch ohne expresse Gnadenakte andere Elemente anschlossen, die sich gleichfalls als nützlich erwiesen und darum von den Behörden geduldet wurden. Doch waren alle diese Juden mehr oder weniger membra disjecta; als solche wurden sie durchaus angeschaut und behandelt. Da sie absolut keine Gemeinde bilden durften, konnte kein Gemeingefühl entstehen und fehlte jener Zusammenhang, wie man ihn sonst unter den Juden der anderen Städte antraf. Es muß auch schon damals vielfach vorgekommen sein, daß, wie aus einem Regierungserlasse des Jahres 1718 hervorgeht, zwischen diesen vermögenden Juden und den besseren Klassen der Christen sich ein gewisser sozialer- und Familien-Verkehr herstellte, dem eben dieser Erlaß entgegentrat — allerdings vergeblich, denn es ist ja allgemein bekannt und auch von mir besprochen worden, zu welcher Höhe in der Zeit der Franzosenkriege und des Kongresses in Wien dieser Verkehr gelangte, die Rolle, welche damals die Mitglieder der vornehmen jüdischen Gesellschaft spielten. Mit dem Judentum des Vormärz aber hat diese Schichte nichts gemein. Beispielsweise war der Großvater des Daniel Freiherr v. Eskeles, welch Letzterer das Haus bis zu dessen Sturze im Jahre 1859 führte, Isaschar Berusch Eskeles, allerdings auch zugleich noch mährischer Landesrabbiner gewesen, aber schon der ungetaufte Vater Daniels, nämlich Bernhard Freiherr v. Eskeles, hatte mit den Juden so wenig Zusammenhang, wie seine geschäftlichen Kollegen, die Bankiers Freiherr v. Geymüller und Graf Fries.

Bald zeigte es sich, daß das Leben und seine Notwendigkeiten stärker waren, als das papierene Gesetz; die Fälle dieser ungeregelten Neueinwanderung von Juden wurden immer häufiger.

Die Regierung wollte hierin Ordnung schaffen und entschloß sich zu diesem Zwecke, Ausnahmen gesetzlich zu statuieren. Die erste derselben datiert aus dem Ende des 18. Jahrhunderts und bestand für die Studenten, welche hierher kamen, um zu studieren; aber gesetzlich auch nur für Jene, welche ein Unterstützungszeugnis vermögender Eltern beibringen konnten. Zweitens für die Doktoren der Medizin, die in Wien promoviert hatten, demnach Mitglieder der Wiener medizinischen Fakultät waren; doch sollten diese jüdischen Doktoren nach einer nie aufgehobenen Verordnung nur jüdische Kranke behandeln. Weiter durften in Wien jene Juden ständigen Aufenthalt nehmen, welche „k. k. landesbefugte Fabriken" errichteten oder ein „k. k. Großhandelsprivilegium" erlangten. Die Hauptausnahme aber bestand in den sogenannten Tolerierten, d. h. Geduldeten, welche nicht nur Mitglieder des Handelsstandes, sondern auch aller anderen Berufe umfaßte, denen die Regierung aus den verschiedensten Gründen und zu den verschiedensten Zwecken die Erlaubnis, in Wien zu wohnen, erteilte und deren Zahl im Jahre 1847 nicht mehr als 179 betrug. Diese Toleranz war erst wenige Jahre vorher auf die Witwe und die unmündigen Kinder erstreckt worden; vordem mußten diese nach Ableben des Tolerierten Wien verlassen und in die jüdische Heimatsgemeinde zurückkehren. Es wurde darum diese Toleranz niemandem gewährt, welcher nicht nachweisen konnte, daß er noch in einer jüdischen Gemeinde heimatsberechtigt sei. Noch dem von mir schon wiederholt angeführten verdienten M. L. Biedermann hat Kaiser Franz diese Vergünstigung ababgeschlagen. Hieraus ist es zu erklären, daß diese tolerierten Familien so rasch wieder verschwanden. Von den 66 tolerierten Familien, die wir aus der Liste des Jahres 1787 kennen, waren 1847 nur noch 10 in Wien. Alle diese Ausnahmen bestätigen natürlich nur die gehässige Regel, die Ausschließung als Prinzip. Die Gesamtzahl aller dieser Juden, denen der Aufenthalt und die Ausübung ihres Berufes in Wien mit Fug und Recht zukam, betrug nur wenige Hunderte, aber wieder waren die Verhältnisse stärker als die Verordnungen und neben den konskribierten Juden sammelten sich nach und nach einige Tausende nicht Konskribierter, welche sich auf den verschiedensten Wegen — von denen später

die Rede sein wird — den Verbleib in Wien ermöglichten. Der Bestand des Prinzips aber und seine Gehässigkeit zeigt sich am deutlichsten im Mangel jeder öffentlich-rechtlichen Stellung der jüdischen Gemeinschaft.

Die Wiener Juden bildeten nämlich gesetzlich keine Gemeinde. Mühsam hatten sie das Recht erlangt, zu den Verhandlungen über das Judenspital „Vertreter" zu ernennen, mit denen auch weiter die Regierung sich benahm. Der Rabbiner war ein Fleischaufseher und selbst der nach der in den zwanziger Jahren durchgeführten Reform des Kultus und Erbauung des Tempels angestellte Prediger Mannheimer war nur ein Schulinspektor.

Hier wirft sich natürlich die Frage auf: wie sind die Wiener Juden trotz aller gesetzlichen Gitter und Fangeisen, trotz all dieser ihrer Existenz entgegenstehenden Gesetze zu diesem Monopol im Engroshandel gelangt? Um dessen Genesis darzulegen, muß ich auf die Entstehung unseres Wiener Großhandels überhaupt, bis zum Ende des 17. Jahrhunderts zurückgehen, bis zu jener Zeit, da die Juden, wie oben erwähnt, ausgewiesen wurden.

In ihrem Ghetto in der Leopoldstadt hatten sie einen, allerdings nur mäßigen Engroshandel betrieben. Als nun, wie schon erzählt, 1677 dieses Ghetto aufgelöst und die Juden in radikaler Weise ausgewiesen wurden, war Wien eigentlich ohne jeden Engroshandel. Das verhielt sich folgendermaßen: Im Mittelalter war der internationale Transithandel Wiens sehr bedeutend; in dieser Stadt kreuzten sich die großen Verkehrswege von West nach Ost mit dem Endpunkte Konstantinopel und vom Norden nach dem Süden, von den Hansastädten bis nach Venedig; in diesen Richtungen vollzog sich der Welthandel Europas und Asiens seit jeher. Aber zu jener Zeit war — einerseits durch die Eroberung Konstantinopels und die darauffolgenden Türkenkriege, andererseits durch den Niedergang Venedigs, unseres Korrespondenzplatzes seit der Entdeckung des Seeweges nach Indien — dieser Handel für Wien verloren gegangen. Es besaß nur einen Import, der in den Händen der deutschen „Niederläger" im Regensburger- und Köllnerhofe lag. Letzterer umfaßte das Terrain der heutigen Köllnerhofgasse. Einen selbständigen Handel hingegen, einen Export von eigener, d. h. selbsterzeugter Ware hatte

Wien nicht, denn eine Industrie fehlte hier vollständig. Das Gewerbe selbst war durchaus nur „stadtheimisches" Handwerk und ohne jeden Verkauf über die Stadtmauer hinaus. Im zweiten, dem historischen Teile meines Werkes über „die Gewerbefrage"[1]) habe ich diesen jämmerlichen Stand des damaligen Wiener Gewerbes genau und detailliert nachgewiesen.

Wohl aber hatte die österreichische Provinz schon eine mannigfache Erzeugung. In den mageren böhmischen und mährischen Gebirgsdörfern hatte die Not nicht nur beten, sondern auch arbeiten gelehrt. Schon seit Ausgang des Mittelalters war dort aus dem Hausfleiß der Bäuerinnen eine große, gewerbliche Leinenweberei entstanden, die den Bedarf der Städte versorgte. Auch hatte sich, und zwar ungewöhnlich früh, an jenen nicht zahlreichen Orten, die über ein geeignetes Walkwasser verfügten, die Wollweberei konzentriert und die primitive bäuerliche Tucherzeugung überwunden; für die ordinären Tuche in Zwittau, Trübau, Wildenschwert, Reichenau, Odrau und andere, für die besseren Artikel haben schon im 15. Jahrhundert einwandernde „Flamänder" in Iglau, Reichenberg und Brünn eine wirkliche Feintuchindustrie zu schaffen verstanden. In Steiermark waren dessen Erzlager und Wasserkräfte die natürlichen Schöpfer einer gesunden Eisen- und Stahlindustrie geworden; namentlich erlangten die Erzeugnisse der dortigen Klingenschmiede von der Sense bis zum Eßbesteck und Federmesser einen Weltruf und erwarben sich zum Teile auch einen Weltmarkt. Für den Absatz aller Erzeugnisse der böhmischen und mährischen Weber, der steirischen Eisen- und Geschmeidearbeiter usw., der eigentlichen Handelsware, gab es nun damals nur e i n e n Weg: die verschiedenen Messen, die Märkte in Linz, Graz, Pilsen, später namentlich Brünn, das mit seinem Markte alle anderen überflügeln mußte, weil es den mährischen Produktionsorten und den immer wichtiger werdenden ungarischen Konsumenten zunächst gelegen war. Zu jener Zeit aber war auch eine der wichtigsten dieser Messen der „Wiener Stadtmarkt". Man kann diese historische Bedeutung des Wiener Stadtmarktes der heutigen Generation kaum mehr begreiflich machen. Sie reicht

[1]) Die Aufhebung des Befähigungsnachweises. Duncker & Humblot, Leipzig, 1893.

aber bis knapp an unsere Zeit heran. Vor noch nicht gar so vielen Jahren erinnerten sich die älteren Kaufleute daran, daß nicht bloß die kleineren böhmischen und mährischen Weber ihre Waren, sondern auch jene, welche heute zu Weltfirmen geworden sind, wie z. B. die Liebiegs ihre Orleans, ihre Tüchel oder Paramatas usw. in den Hütten verkauften, die bald in der Taborstraße, bald in der Oberen Augartenstraße standen. Noch vor vierzig Jahren, innerhalb meiner Erfahrung, hatten die Erzeuger der „Rumburger Weben", die Holfeld, Lorenz, Rudolf usw. die Gewohnheit, gerade zur Zeit des Stadtmarktes mit ihren Waren nach Wien zu kommen, obwohl dieser nur ein Jahrmarkt für Kinder geworden war, er sie sozusagen gar nichts mehr anging. Weiter hatte gerade der Wiener Markt eine besondere Anziehungskraft für die Provinzkaufleute dadurch, daß die Steirer und Niederösterreicher, die Erzeuger all der Metallwaren hier sicherer und zahlreicher als auf den böhmischen und mährischen Märkten zu finden waren, und die Marktgäste zugleich die Gelegenheit wahrnehmen konnten, auch die notwendigen ausländischen Artikel bei den erwähnten „Niederlägern" im Köllnerhof und Regensburgerhofe einzukaufen.

Von zwei Seiten her vollzog sich nun langsam und allmählich, aber stetig und unaufhaltsam eine Änderung. Die ausschließliche Marktgelegenheit wurde dem rasch auflebenden und wachsenden Konsum zu eng, den Zwischenhändlern zu spärlich. Diese letzteren Kaufleute brauchten jetzt sämtlich einen Platz, an welchem sie zu jeder Zeit ihren Bedarf decken konnten. Hierzu trat ein noch entscheidenderes Moment: Das Prohibitivsystem Karls VI., energisch fortgesetzt von Maria Theresia und Josef II., hatte eine österreichische Industrie geschaffen. Der Sitz dieses neuen, reichen, industriellen Lebens war fast ausschließlich Wien.

Es hat sich für mich schon im ersten Kapitel dieses Buches die Notwendigkeit ergeben, von dem industriellen Leben Wiens zu sprechen. Dort nämlich, wo ich den Unterschied zwischen dem Engroshandel des Ghetto und dem Wiens darzulegen suche und weiter, wo ich die jüdischen Fabrikanten innerhalb der Wiener Fabrikswelt vorführe. Beides, wohlgemerkt, für den Stand am Ausgang des Vormärz, nämlich 1846. Liest man aber den schon

erwähnten zweiten, den historischen Teil meiner Schrift über die Gewerbefrage, welcher eine Entstehungsgeschichte der Wiener Industrie zu geben versucht, so wird man dort finden, daß schon fast hundert Jahre vorher die Textilware in allen ihren Gattungen in Wien vertreten ist. Erst seit ungefähr 30 Jahren ist sie von Wien weg fast vollständig auf das flache Land verlegt worden. Damals war mit Ausnahme der Tuch- und Leinenweberei der größere, namentlich der bessere Teil der Textilindustrie fast ganz Österreichs in Wien zu Hause, vielfach hier fast ganz konzentriert. Die Erzeugung der Stoffe für die zweite große Hälfte der Bevölkerung, für die Frauenkleidung, vollzog sich damals fast ausschließlich in Wien. So finden wir die Weißware vom billigsten Organtin bis zum feinsten Mousseline, das was wir noch heute Barchent nennen, dann den unendlich großen Artikel des Umhängtuches vom feinsten türkischen Shawl bis zum ordinärsten Bauerntuch, alle Seiden- und Bandware, welche heute so reich in Asch, Neustadtl. Reichenberg erzeugt wird, zum großen Teil auch die Druckindustrie in Kotton, wie in Schafwolle, dazu für Herrenbekleidung die große Westenerzeugung — alle diese Artikel haben in Wien ihren Anfang genommen und sind erst viel später von da aus durch die Weber der Provinz in billigerer Ware vielfach imitiert worden. Neben der Textilindustrie blühte rasch jene der sogenannten Wiener Industrien auf, in Holz, Leder, Bein, Bronze, Stahl usw. Alle diese Produkte des neuen Wiener Gewerbefleißes brauchten nun einen anderen Absatz als den der Messe. Auch der Wiener Stadtmarkt bot hier keine Hilfe und zwar aus den verschiedensten Gründen. Der böhmische Weber war seit Jahrhunderten gewohnt, sich jedesmal nach langen Monaten in die „Hütte" zu stellen und die Käufer zu erwarten. Der Wiener Erzeuger wollte auch während des Marktes in seinem Hause aufgesucht werden. Diese allgemeine Eigentümlichkeit des Erzeugers konnte auch in Brünn beobachtet werden, der Brünner Erzeuger stand nicht auf dem Markte. Ferner waren diese Wiener Erzeugnisse Modeartikel, also zumeist Ware, die nicht wie die böhmischen Leinwande und Tuche, auf den Verkauf ein halbes Jahr warten durfte. Inzwischen waren ja die Dessins, oft auch das ganze Genre überholt. Schließlich und hauptsächlich: auf dem

Markte hatte der Einkäufer aus der Provinz die verschiedensten Teile der Erzeugung, je in einem Teile der sich zu Gassen reihenden Hütten konzentriert und gruppiert gefunden und sich von Hütte zu Hütte das ihm gerade Konvenierende aussuchen können. In wenigen Stunden war er expediert. Um seinen Bedarf aber in den, in den Vorstädten Wiens zerstreuten Fabriken zusammenzusuchen, fehlte diesem Provinzkäufer die Platzkenntnis und noch mehr die Zeit. Kurz, das Bedürfnis nach einem vermittelnden Zwischenhandel wurde von allen Seiten her lebendig und dringend. Wie sollte nun diesem Bedürfnisse entsprochen werden? Den früher schon erwähnten, im Schema angeführten „bürgerlichen Kaufleuten", den Gremialisten am Graben und Kohlmarkt oder gar den „gemischten Kaufleuten" der Vorstadt fehlten zur Vermittlung des Absatzes der Wiener Erzeugnisse sowohl die Fühlung mit der Provinz, als auch die Schulung und Eignung für diesen Engroshandel. Umgekehrt besaß eine andere Kategorie von Geschäftsleuten nicht nur alle diese Eigenschaften im hohen Maße, sondern gerade ihnen war die Notwendigkeit des Zwischenhandels speziell in den soeben erwähnten Zweigen zu allererst fühlbar geworden.

Das waren jene jüdischen Kaufleute aus Pilsen und Prag, Triesch, Trebitsch, Proßnitz, Horič, Auspitz, Austerlitz, Nikolsburg, später auch aus Preßburg, Papa, Pest, hauptsächlich aus der Provinz überhaupt, welche durch den Gang der Geschichte, wie in den letzten Kapiteln des ersten Buches auseinandergesetzt, schon vor Jahrhunderten auch in unserem Österreich zu Vermittlern zwischen Produktion und Konsumtion geworden waren und zu Hause und auf den Märkten diesen Zwischenhandel an die Landkrämer wie an die Hausierer von alters her betrieben und darum veranlaßt worden waren, in Wien auf dem Stadtmarkte und bei den „Niederlägern" einzukaufen; Kaufleute, welche jetzt auch die Erzeugnisse der dort entstandenen neuen Industrie bei all den neuen Fabrikanten aufsuchen mußten und denen darum die Notwendigkeit eines solchen Zwischenhandels zu allererst fühlbar werden mußte. Den Unternehmenderen unter diesen Leuten lag es nun sehr nahe, mit ihrer Tätigkeit die oben dargelegte klaffende Lücke auszufüllen. Und das haben sie getan. Es waren durchwegs

jüdische Provinzkaufleute, welche sich in Wien zu diesem Zwecke etablierten.

Daß sie den Schauplatz ihrer Tätigkeit gerade in den alten Stadtteil zwischen Donaukanal und Hohen Markt verlegten, ist sehr einfach zu erklären. Die neuen Ansiedler kamen zuerst aus den Sudetenländern und aus den diesen benachbarten deutschen Gebieten; ihr Weg führte sie auf der Prager Straße über die Donau, den damaligen Tabor (Taborbrücke), Schlagbrücke (Ferdinandsbrücke), Rotenturmtor. Nach der Art ihres Geschäftes — ein kleiner Großhandel in textilen Waren, ähnlich jenem in den Ghettos — konnten sie nicht den Wunsch haben, durch die Rotenturmstraße den Verkehr in den eleganten Straßen der inneren Stadt aufzusuchen; im Gegenteil, sie wollten unbeachtet bleiben, mußten ihm ausweichen. Sie schwenkten rechts ab, gegen den Salzgries, welcher außerhalb des Straßenzuges durch die Stadt lag und pflanzten sich dann langsam von da aufwärts durch dieses alte und vernachlässigte Straßengewirr, bis ihnen das reiche Leben im Zuge des Hohen Marktes wieder Halt gebot. Es war weiter nur ein ganz natürlicher Verlauf, daß diese nach Wien übersiedelten Provinzialen sich bald nicht mehr auf den Verschleiß der Wiener Vorstadterzeugnisse beschränkten, sondern auch auf das Erzeugnis der Provinz griffen. Und zwar machte sich dies sehr einfach und rasch. Die böhmischen und mährischen Leinwand- und Baumwollweber waren bis dahin mit ihren Waren regelmäßig zu jedem der Wiener Stadtmärkte erschienen; jetzt kauften ihnen diese in Wien stabil gewordenen jüdischen Kaufleute ihre Waren ab. Zuerst auf dem Stadtmarkte, dann suchten sie sie in ihren Weberdörfern: Warnsdorf und Rumburg, Sternberg und Schönberg, Grulich, Rothwasser, Trübau, Freudenthal usw. auf und kauften dort an Ort und Stelle. Alle Weber sind immer sehr zufrieden, wenn sie zu Hause bleiben können; unsere Böhmen und Mährer hörten auf, den Wiener Stadtmarkt zu besuchen, der Wiener Textilzwischenhandel wurde ein zentraler. Am spätesten gelangte der Tuchhandel in die Hand des Wiener jüdischen Händlers. Das hing mit folgenden Verhältnissen zusammen: Bis in die ersten vierziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts kannte man keine dessinierten und

keine Mode-Herrenkleiderstoffe, sondern man trug nichts anderes als glattfärbige Strichtuche: blau, grün, hellbraun, drap, grau usw., Stoffe und Farben, die sich noch heute in den Livreen erhalten haben. Die Erzeuger dieser Tuche aus Reichenberg und Bielitz hatten aber schon seit zwei Jahrhunderten eigene Niederlagen in Wien, weil sie anders den Verkauf an die griechischen Kommissionäre für den Orient, wohin diese Tuche stark exportiert wurden, nicht bewerkstelligen konnten. Die ordinären Bauerntuche, sowie die mährischen sogenannten Iglauer Artikel hingegen, Molldons, Flanelle, Schwoner usw., auf welche die Iglauer Erzeugung gesunken war, wurden seit alter Zeit von jüdischen Händlern zur Zeit des Wiener Stadtmarktes hierher gebracht und in den Toreingängen der Häuser am alten Fleischmarkt verkauft. Mit dem steigenden Bedarfe, namentlich in den Alpenländern — den Hauptkonsumenten damals für Tuchartikel — machten sich diese bisherigen Marktbesucher hier stabil; und als dann die Mode von diesen glattfärbigen Strichtuchen auf gestreifte, karrierte, überhaupt gemusterte und blankgeschabte Artikel überging — Struks, wie man sie damals nannte — und Brünn sich dieser für seine Fabrikation besonders geeigneten Ware bemächtigte, nahmen diese Händler, welche bisher nur Molldons, Flanelle und Kaschmire, nur Wildenschwerter, Trübauer, Zwittauer und Jägerndorfer Tuche geführt hatten, diese Brünner Modeware mit in ihren Geschäftskreis auf und schufen das Wiener Engrostuchgeschäft. Die Geschichte sowohl der Reichenberger und anderer Tuchfabriksniederlagen, wie jene der Firmen Turnowsky, Franz Koritschoner, Abraham Pollaks Sohn, sämtlich am Fleischmarkt usw. würden diese meine Darstellung genau bestätigen.

Zur Illustrierung des Gesagten diene folgendes: Ich habe im vorigen Kapitel eine Anzahl bedeutender jüdischer Händler aus der Zeit vor 1848 angeführt, welche in dem offiziellen Handels- und Adreßbuch gar nicht genannt werden. Mit auch nicht einer einzigen Ausnahme sind sie alle unmittelbar aus der Provinz nach Wien gelangt, und hier Kaufleute geworden. Und diese aus meiner bloßen Erinnerung geschöpften Namen bilden ja nur einen kleinen Ausschnitt aus der wirklichen Zahl der auf diese Weise hier Etablierten, welche nur die Fortsetzung eines Prozesses

repräsentieren, der schon vor 200 Jahren leise begonnen hat und stetig gestiegen ist.

Natürlich standen damals solche Etablierungen mit den in Wien geltenden Gesetzen in Widerspruch. Waren die Etablierten doch ausnahmslos Juden, denen — wie schon erwähnt — in Wien auch nur zu wohnen nicht gestattet war. Der Umwege, auf denen trotzdem diese Geschäftsbetriebe möglich wurden, gab es mannigfache. Der einfachste und zugleich unangreifbare gesetzliche Weg war jener, den die Regierung zur Förderung ihrer Handels- und Industriepolitik, wie sie seit Maria Theresia energisch eingeschlagen worden war, selbst geöffnet hatte. Sie verlieh, wie schon erzählt, auch jüdischen Handelsleuten, wenn sie die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllen konnten, und in ihrem Berufe sich Ansehen — wenn auch in der Provinz — erworben hatten, das bereits im vorigen Kapitel erwähnte Großhandlungsprivilegium und damit die Aufnahme in dessen Gremium; in gleicher Weise gewährte sie, und zwar noch bereitwilliger, jedem Juden, welcher um die Erlaubnis, eine Fabrik zu errichten, einschritt, ganz unabhängig von den gewerblichen Zünften und den bestehenden „Mitteln" der Vorstadterzeuger ein k. k. landesfürstliches Fabriksprivilegium. Zu diesem Zweck war ihm sogar gestattet, Realbesitz zu erwerben, überhaupt „Wiener Hausherr" zu werden. Wer aber keine Fabrik errichten wollte und die für die Erwerbung eines k. k. priv. Großhandlungsprivilegiums aufgestellten Forderungen, wie einen beträchtlichen Fondsausweis usw. nicht erfüllen konnte, auch nicht die nötige Protektion besaß — und beides war ja nur den Wenigsten möglich — mußte Wege gehen, von denen die heutigen Wiener Juden keine Ahnung haben. 1799 etablierte Josef Turnowsky aus Stetten bei Iglau seinen christlichen Buchhalter als seinen Firmenträger in Wien, um dort auch außerhalb des Stadtmarktes die mährische Wollware verkaufen zu dürfen. Als in den zwanziger Jahren dieser Buchhalter starb, mußte sich einer der Chefs, Julius Turnowsky, augenblicklich taufen lassen, um nicht samt seinem Geschäfte ausgewiesen zu werden. Er ließ aber seine Söhne gleich mittaufen, um für den Notfall getaufte Chefs auf Lager zu haben. Die Mehrzahl seiner Geschäftskollegen im Vertriebe der gleichen Ware aus den böhmischen und mährischen Fabriks-

plätzen half sich viel einfacher. Einer der vielen Tuchfabrikanten in der Provinz, mit denen sie in Verbindung standen, meldete bei der Wiener Gewerbebehörde seine Fabriksniederlage am alten Fleischmarkt und den die Etablierung Suchenden als den Verwalter seiner Niederlage an. Das Ladenschild mit der Bezeichnung „Fabriksniederlage“ deckte das ganze Geschäft und den ganzen Umsatz in allen möglichen Fabrikaten.

So kommen noch in unserem Schema unter anderem die großen Tuchfirmen Abraham Pollak (später A. Pollaks Sohn), Franz Koritschoner und selbst J. Turnowsky bloß als solche „Niederläger“ vor, denn auch dieses Haus hatte später, da nicht alle Männer der Familie die Taufe nehmen wollten und die Getauften fehlen konnten, sich eine solche „Niederlage“ verleihen und von den Fabrikanten anmelden lassen. Ein anderer klassischer, nur wenig gekannter und selten betretener Weg war der, nicht seinen Gott, aber seinen Kaiser zu wechseln, d. h. türkischer Untertan zu werden und als solcher die traktatenmäßige volle Handelsfreiheit zu gewinnen. In dem Schema des Jahres 1846 figurieren unter den echten „Türken“ fünfzehn solche falsche mit Namen wie Gutmann, Spitzberger, Frankl und andere.

Der klassischeste Ausweg war aber jener, dem die Regierung durch ihren Wunsch, die Industrie zu fördern, selbst geschaffen hatte und tolerierte. Der seine Etablierung Suchende errichtete seinem Handel zu liebe in der Vorstadt eine minime Erzeugung, in welchem Falle er gleichsam statutarisch von der Behörde nie gehindert wurde, neben den wenigen eigenen Erzeugnissen Waren anderer Fabrikanten, soviel er wollte, zu verkaufen. Diese Weitherzigkeit der Behörde kam auch wirklich der Industrie reichlich zustatten. Eine große Anzahl dieser zu Fabrikanten gepreßten Händler gab bald den Handel auf und forcierte um so mehr die Fabrikation. Ich nenne von ihnen nur die jetzt wohl größte Seidenzeugfabrik Österreichs: S. Trebitsch & Sohn, den ich schon wiederholt vorgeführt habe. Der gewöhnliche Weg jedoch, den die meisten betraten, war der sogenannte „Schutz“, den jeder der Privilegierten, auch diese türkischen Großhändler, die echten wie die falschen, in den mannigfachsten Formen gewähren konnten, aber immer nur gegen hohes Schutzgeld gewährten.

Eine häufig gewählte Form war die, daß der Schutzherr eine Firma anmeldete und den Schützling als offenen Handelsgesellschafter protokollieren ließ. Nach dem protokollierten Vertrag hatte aber dieser Schutzherr keine Zeichnung, überhaupt gar keine Rechte, dafür der Schützling alle. Ein Beispiel dieser gebrauchten Form: Unter der Firma Josef Löwy und A. Pappenheim bestand in der alten Preßgasse ein lebhaftes Seiden- und Modewarengeschäft. Der erste hatte für der Polizei geleistete Dienste die Toleranz erhalten und mit ihr das Recht zu einem Geschäftsbetrieb. Er war nur der nominelle, der zweite, — A. Pappenheim — der alleinige wirkliche Inhaber, welcher diesem Schein-Chef für dessen Namen eine bestimmte alljährliche Abfindung bezahlte. Dieses Verhältnis war niemandem auffallend und tat weder dem Geschäfte noch dem Ansehen des Herrn Pappenheim — seine schöne Tochter ward die Frau Adolf Sonnenthals — irgend welchen Eintrag. Oder man wählte den Ausweg, daß der Schutzherr das ganze Geschäft des Schützlings als Kommissionslager und ihn selbst als Angestellten anmeldete, oder wenn das gegenseitige Vertrauen hierzu vorhanden war, der Schutzherr dem Geschützten gestattete, seine eigene Firmatafel über dem Laden des letzteren aufzuhängen. So stand nach meiner Erinnerung der Name des Großhändlers L. S. Kuh über einer ganzen Reihe von Lokalen. Von den vielen Fällen dieser Art erwähne ich nur zwei, die mir nahe gestanden. Über dem Laden meines Onkels Karl Mayer, den ich gleichfalls schon vorgeführt habe, erstreckte sich einfach das lange Ladenschild seines Nachbarn und Schutzherrn Karl Schlesinger. Über dem Tuchgeschäft eines anderen Verwandten, Moriz Lichtenstern in der Salvatorgasse, figurierte die Firma seines Triescher Landsmannes V. S. Morawitz (getauft), eines Kommißtuchfabrikanten. Diese Form des Schutzes konnte natürlich nur bei unbedingtem Vertrauen gewählt werden. Ich erwähne aber einer Episode aus jener Zeit, die, wenn auch klein, doch zeigt, daß ein Mißbrauch dieses Vertrauens nicht unmöglich war. Die Kolonie der Preßburger Juden war sehr stark geworden und eine Schwägerin des obgenannten Tolerierten Josef Löwy hatte eine Konditorei Preßburger Art errichtet, zu welcher Herr Löwy für seine eigene Frau, Johanna Löwy, das Recht erworben

und den Namen gegeben hatte. Das Etablissement fand reichen Zuspruch, und eines schönen Abends erschien die Schwester mit ihrem Herrn Gemahl und einem Polizeikommissär; sie setzten die wirkliche Inhaberin auf die Gasse und okkupierten das Geschäft als alleiniges Eigentum. Der Vorfall erregte trotz des engen Kreises, in dem er sich abgespielt, allgemeine Entrüstung; das Geschäft wurde boykottiert und schließlich fand ein Ausgleich statt. Die beiden Schwestern führten das Geschäft, welches bis zum heutigen Tage Fortsetzung gefunden hat, auf gemeinsame Rechnung fort.

Die kleinsten und schwächsten jedoch, welchen die drückende Last des Schutzgeldes zu hoch war, wie Platzsteher, Hausierer usw. gingen um das Judengesetz herum noch eine andere Straße. Sie spazierten zumeist harmlos und unbeanstandet am Sonntag zu dem einen Linientor hinaus und beim nächsten wieder in die Stadt hinein. Bei dem letzteren meldeten sie sich als Zugereiste, gaben der Vorschrift gemäß ihren Paß gegen den Passierschein ab und holten sich mit diesem im Judenamt ihre Aufenthaltskarte auf drei und nach Ablauf derselben gegen die Taxe eine neuerliche auf acht Tage. Sie wiederholten dieses Spiel Woche für Woche, jedesmal andere zwei Tore benützend. Dieser heute unglaublich scheinende Vorgang war der ganzen Welt bekannt. Es hat noch an anderen, weniger gekannten solchen Umwegen nicht gefehlt, doch glaube ich, daß die von mir mitgeteilten vollständig genügen, um die Szenerie der „guten alten Zeit“ zu beleuchten, in welcher die Juden in Wien den Handel begonnen hatten, und die ungeheuren Schwierigkeiten erkennen zu lassen, unter denen sie ihn fortsetzen mußten.

Faßt man einerseits diese Schwierigkeiten und andererseits diesen jüdischen Textilhandel ins Auge, seine Ausdehnung und Verbreitung, so kann nur das Talent und die Ausdauer bewundert werden, mit der diese Juden ihre Erfolge erreichten.

In meiner Darstellung des Handels dieser Zeit hat sich aber gezeigt, daß auch auf dem zweiten Gebiet, dem des Getreide-, des Naturproduktenhandels überhaupt, die Tätigkeit der Juden die maßgebende, ja vielleicht nahezu ausschließliche geworden war. Es ist allerdings zu konstatieren, daß diese Seite des Geschäftes

nach seiner ganzen Natur durch jene Gesetze und Beschränkungen, wie ich sie für den Textilhandel geschildert, ungleich weniger behindert war. Andererseits aber, auf welchem historischen Wege waren sie dazu gelangt? Vor allem in dem wichtigsten, dem Getreidegeschäfte?

Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte Wien keinen eigentlichen Getreidehandel. Seine Approvisionierung, namentlich mit Getreide, war eine Sorge der Behörden. Der Handel spielte hier gegen die Befugnisse des Magistrats nur eine untergeordnete Rolle. Das konnte auch nicht anders sein, denn die Tendenz des letzteren ging noch, den mittelalterlichen Anschauungen entsprechend, durchaus auf die Beseitigung des Zwischenhandels in allen Artikeln des Lebensmittelbedarfes. Der niederösterreichische Bauer mußte sein Getreide direkt auf einen der drei magistratischen, am Samstag abgehaltenen Körnermärkte: an der Matzleinsdorferlinie, an der Wassermaut in der Roßau oder auf dem Hauptmarkte, am Neuen Markt — dem Mehlmarkt, wie ihn die Wiener noch heute heißen — effektiv bringen; er durfte dem „Vorkäufler", d. h. dem Händler, nicht zu Hause, auch nicht auf dem Wege zum Markt verkaufen. Dieser „Vorkäufler" galt dem Magistrate als ein Getreidewucherer und durfte daher auf dem Körnermarkte selbst erst in den späteren Morgenstunden einkaufen, nachdem die Bürger, Müller und Bäcker ihren Bedarf gedeckt hatten. Die Getreidehändler, wie der Getreidehandel überhaupt, waren geradezu stigmatisiert, der „Vorverkauf" mit schweren Strafen bedroht. Das waren natürlich bei dem Anwachsen der Stadt unhaltbare Gesetze; sie wurden durch das Bedürfnis und durch eine Reihe von Entschließungen aus den Jahren 1812—26 auch tatsächlich aufgehoben, der Verkehr in Getreide für einen freien Handel erklärt. Natürlich hatten diese kaiserlichen Entschließungen nur Prozesse sanktioniert, welche sich, ohne die Regierung zu fragen, schon vollzogen hatten; die Zufuhren der Bauern, welche mit ihren Wägelchen auf die Körnermärkte kamen, hatten schon längst aufgehört, dem fortwährend steigenden Bedarfe zu genügen. Einen ständigen Überschuß an Getreide, eine große Wasserstraße hatte nur Ungarn. Das genügte dem scharfen Blicke der ungarischen Juden, und in Wirk-

lichkeit war darum der Wiener Bedarf schon lange durch eine Reihe dieser Händler gedeckt worden, welche das Getreide aus der Slovakei, Preßburg, Raab, Wieselburg hierher brachten; doch nicht nur aus diesen oberen, Wien näher gelegenen Teilen; denn die größeren der Händler, sowohl aus den angeführten, wie auch weiter südlich gelegenen ungarischen Städten begnügten sich nicht mit dem, was sie auf den verschiedenen Wochenmärkten einzukaufen Gelegenheit hatten, sondern sie kauften und verluden im Spätsommer im Banat Reihen von sogenannten Schleppern, welche vor dem Entstehen der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft von gewaltigen Roßzügen bis nach Wien als Endstation gezogen wurden.

Mit dem Erscheinen der ersten dieser professionellen Getreidehändler mußte sich der ganze Charakter des Wiener Getreidegeschäftes vollständig ändern. Sie knüpften selbstverständlich an die Körnermärkte von Samstag an, brachten aber nicht wie der Bauer ihre Ware direkt sofort auf den Markt — dazu waren ja auch die Quantitäten zu groß — sondern sie erschienen mit ihren Mustersäckchen, nach denen sie an Bäcker und Müller die Partien verkauften, welche dann im Laufe der Woche, oder auch je nachdem, nach Wochen in Wien eintrafen. Des weiteren hielten sie sich ausschließlich an den ihnen am besten gelegenen Körnermarkt am Mehlmarkt, so daß die beiden anderen Märkte bald vollständig eingiengen; am Mehlmarkt lehnten diese Geschäftsleute das Kampieren unter freiem Himmel ab und okkupierten für ihren Handel das Café Mehringer an der Ecke der Plankengasse, machten dieses jeden Samstag zum Schauplatze des Wiener Getreidegeschäftes und zum Anfang der Wiener Fruchtbörse. Mit ihrer Schaffung gingen andere Veränderungen Hand in Hand. Der Wiener Bäcker wollte kein Getreide, sondern fertiges Mehl kaufen; kaufte oder schloß er solches, so war er Spekulant, aus der Lohnmüllerei wurde die Handelsmüllerei; den Bauern kauften die jetzt freien Händler das Getreide zu Hause ab; erstere verschwinden aus dem Wiener Marktbilde, mit ihnen die magistratischen Körnermärkte überhaupt. An ihre Stelle trat die aus sich selbst heraus entwickelte, vorläufig noch wilde, ungeregelte, aber zur Notwendigkeit gewordene Fruchtbörse im Kaffeehaus.

Bald aber anerkannte die Behörde auch formell diese neue Situation, anstatt des Marktbeschauers, der auf dem Körnermarkt fungierte, und die Ware zu besichtigen, eventuell zu wägen und zu messen hatte, amtierte am Samstag bei Mehringer ein magistratischer Beamter zur Aufsicht und als behördliches Organ für die Schlußscheine und Schlußbriefe.

Die neu entstandene Getreidebörse, ein echtes Kind wirtschaftlicher Notwendigkeit, war ohne behördliche Erlaubnis entstanden, entfaltete sich aber gesund und kräftig; sie wurde nicht nur Führerin in der Approvisionierung Wiens, sondern zeitweilig auch eines viel größeren Kreises. Wenn, sei es durch die, wie schon erwähnte damals häufig sehr große Preisdifferenz zwischen den einzelnen Gebieten oder aus anderen Gründen Stockungen in der Versorgung, partielle Neuerungen oder sonstige Abnormitäten eintraten, so konnten sie nur vom Handel überwunden werden, und da wurde das Kaffeehaus am Mehlmarkt der Vermittler zwischen dem Vorrat des Südostens und dem Bedarf des Nordwestens in Österreich und darüber hinaus. Der Wiener Platz hatte also durch jüdische Kaufleute, die zumeist hier gar nicht ansässig waren, einen selbständigen Getreidehandel erlangt. Speziell dieses persönliche Verhältnis der Getreidehändler mußte sich bald ändern. Es hatte sich schon in Alt-Wien herausgestellt, daß dieser eine Samstag für die Approvisionierung nicht genügte, noch weniger war dies in dem so stark gewachsenen späteren Wien möglich gewesen. Der alltägliche Brotbedarf hatte schon lange ein fortwährendes Geschäft verlangt und noch vor dieser Erkenntnis und ohne dieselbe hatte sich spontan, ohne Umstände, dieses tägliche Geschäft gebildet und jenen Getreidehandel im Café Stierböck geschaffen, den wir oben im ersten Kapitel beschrieben haben. In dem Maße, als das Getreidegeschäft überhaupt zunahm, mußten diese fremden Händler immer mehr Wien zu ihrem Wohnsitz wählen. Sie nahmen hierdurch allerdings alle jene Schwierigkeiten und Umständlichkeiten auf sich, denen sich zu jener Zeit der nicht tolerierte Jude unterwerfen mußte, doch konnten die Getreidehändler nicht anders, als sich in diese Lage finden. Dem Kaufmann steht der Absatz immer im Vordergrunde, und namentlich später war es ganz gleichgültig, ob der

Chef selbst oder ein Reisender, welchen er in die Provinz ausschickte, sich in Preßburg oder Wien in den Waggon setzte. Auf diese Weise bildete sich ein Stand Wiener Getreidehändler und aus ihnen eine freie, wenn auch unorganisierte Korporation.

Ihre Mitglieder waren ausschließlich Juden, weil christliche Kaufleute dieses Zweiges fast nicht existierten. Ein nicht jüdischer Getreidehändler war als eine Seltenheit geradezu auffallend; ich glaube, daß selbst aus einer etwas späteren Zeit nur zwei genannt werden können: ein bedeutenderer, ein Grieche Dorah, und ein Wiener, Heydner. Nun wurde das gleichsam offizielle Café Mehringer für das Geschäft und jene, die es betrieben, zu klein, die Regellosigkeit denn doch in vieler Beziehung unangenehm. Die Versammlung, für welche schon der Name „Frucht- und Mehlbörse“ geläufig war, übersiedelte im Jahre 1842 — immer noch als eine private Vereinigung, zu deren Führung ein Komitee gewählt worden war — in die Grünangergasse, in dasselbe Haus, in dessen Parterrelokal sich eine andere wilde Börse, die Effektensozietät (Vor-, Nach- und Abendbörse) befand. Zugleich wurde dem Samstag ein zweiter, allwöchentlicher Börsentag, der Mittwoch, hinzugefügt. Mutig und energievoll, unangefochten von den Behörden, ungestört durch zweckwidrige Gesetzgebung hatte die Kaufmannschaft sich eben das geschaffen, was sie brauchte — eine Börse, wenn ihr auch noch jede öffentlich-rechtliche Organisation, ja sogar jede Beziehung zu einem Gesetze fehlte. Auf die merkwürdigen Umstände, unter welchen die neu geschaffene Börse zu dieser offiziellen Existenz im Nachmärz gelangte, und auf ihre weiteren Schicksale komme ich im nächsten Buche zurück.

Nicht ganz so deutlich, aber immerhin noch zur Genüge läßt sich der Spiritushandel Wiens bis zu seiner Entstehung zurück verfolgen. In ältester Zeit hatte der größere Bauernhof vielfach seinen Bedarf selbst gebrannt und gebraut. Später arrogierten sich die feudalen Herrschaftsbesitzer diese Produktion als alleiniges Recht, und zur Ausübung desselben verpachteten sie ihre Brauereien und Brennereien fast überall an jüdische Pächter, „Randare“.

Diese hatten für den Vertrieb ihres Spiritus nur einen mehr oder weniger beschränkten lokalen Kreis. Für die Gewinnung eines größeren Absatzes fehlte ein wesentliches, ein allgemeiner

Marktpreis, nach dem mit Sicherheit gekauft und verkauft werden konnte. Dieser deklarierte allgemeine Preis kann sich hinwiederum nur auf einem Markte von zentralem Charakter herausstellen. In keinem anderen Orte als gerade in Wien waren die Verhältnisse auch nur annähernd zur Entstehung eines solchen Spiritusmarktes vorhanden. Die Hauptstadt an der Donau war nicht nur der Mittelpunkt, nach welchem der Handelsverkehr überhaupt zielte und gravitierte, sondern sie bot auch einen Anknüpfungspunkt durch schon bestehende eigentliche Spiritusfabriken. So hatte Max Springer — später Baron — in Sechshaus zur Gewinnung der neu erfundenen Preßhefe, welche dem antidiluvianischen Sauerteig ein Ende machte, eine große Spiritusfabrik errichtet. Eine zweite war die von Reitlinger in Hernals, eine dritte die Altmannsche und noch mehrere andere, selbstverständlich sämtliche von Juden errichtet. Zu diesen Erzeugern gesellten sich in natürlicher Verbindung böhmische und mährische Händler, wie die Taussig und Fischl aus Trebitsch und Prag, Wolf-Eppinger, Rubin Friedmann usw. welche, wenn auch unter den gleichen drückenden Verhältnissen wie die jüdischen Kaufleute anderer Branchen, einen Spiritushandel auf dem Platze begannen. Sie hatten es zu keiner Börse, sondern nur zum Café Fetzer gebracht, aber auch dort fanden sich rasch genug alle die Brenner aus der Provinz ein, welche es vorzogen, statt ihr Erzeugnis vom Hause aus mühselig und beschwerlich an die kleineren Konsumenten, Krämer und Wirtsleute, Branntweiner usw. abzusetzen und meist zu kreditieren, ihr Produkt zum Marktpreis in einem Schlusse bei Fetzer zu verkaufen. Dieses Geschäft mußte um so nötiger erscheinen und um so ausgedehnter werden, als schon damals die technische Verwendung des Spiritus von Tag zu Tag zunahm und die Industriellen diesen Markt, auf welchem sie zu jeder Stunde und zu deklariertem Preise kaufen konnten, brauchten.

Für die sonstigen Zweige des Naturproduktenhandels lag die Entstehung anders. Der Getreidehandel der Juden war durch den Bedarf und die mangelhafte Versorgung, jener der Textilhändler durch die Notwendigkeit des Absatzes der Textilwaren herangezogen worden. In Landesprodukten hatte Wien nur für verhältnismäßig wenige Industrien einen Bedarf. Eine Tuch-

erzeugung hatte hier nie bestanden, Wien hatte kein Walkwasser. Den Webern der Vorstadt wurde das von ihnen verbrauchte Streichgarn von den mährischen Spinnern ungleich billiger geliefert, als eine Wiener Spinnerei je zu tun imstande gewesen wäre. Für einen eigenen zentral-vermittelnden, die Provinz versorgenden Wollhandel Wiens fehlte das Bedürfnis. In den Fabrikplätzen der Provinzen des heutigen Cisleithanien waren es anderwärts heimische jüdische Wollhändler, welche den Erzeugern die Wolle zuführten. In Brünn, wo sie nicht einmal wohnen, sondern nur die Woche über sich aufhalten durften, versorgten Juden aus Eibenschitz (die Singers), aus Kremsier (die bedeutende Firma Rafael Kohn), aus Boskowitz (die drei Zweige des ursprünglichen Beer Löb, Löwbeer und Löw Beer) und last but not least aus Auspitz, L. Auspitz — der ökonomische Stammvater der Bankfirma Philipp Gomperz, der großen Fabriksfirma L. Auspitz Enkel — den Wollbedarf der Fabrikanten. In Iglau, einer gleichfalls den Juden verwehrten Stadt, taten Händler aus Triesch, in allen schlesischen Tuchplätzen Troppau, Jägerndorf, Wagstadt, wie auch in den mährischen Fulnek und Neutitschein teilweise die Wolljuden aus Leipnik (die verschiedenen Beer, Bellak usw.) und neben ihnen Juden aus Galizien (Samuely, Doller, Fluß) das Gleiche. Ein Wollhandel von zentralem Charakter hatte seit Menschengedenken nur jenseits der Leitha in Pest bestanden, Ungarns Wollproduktion war von jeher die weit überwiegende; gegen sie war die der anderen Provinzen gar nicht ins Gewicht gefallen. Und Pest war durch seine Lage ungefähr in der Mitte des Landes und an dem charakteristischen Stromknie, wo die Donau ihren nach dem Osten gerichteten Lauf plötzlich nach dem Süden umbiegt, der Punkt, nach welchem der ganze Verkehr Ungarns gravitierte, Pest war der kommerzielle Mittelpunkt überhaupt, und somit auch der für Wolle geworden. Hier war also, seitdem man größere Massen zu verbrauchen angefangen hatte, der große Wollplatz der ganzen Monarchie, ungefähr wie Breslau für Deutschland. In Pest lebten die großen Wollhändler, welche mit den aristokratischen Besitzern der großen Schäfereien die Schuren kontrahierten, überhaupt große Wolllager unterhielten; dann Hunderte und Hunderte von mittleren

und kleineren derselben Branche, in deren Magazinen die größtmöglichste Auswahl in allen Sorten, Qualitäten und Quantitäten sich darbot. Nach Pest strömten darum schon seit zwei Jahrhunderten, hauptsächlich zu seinen Märkten, aber auch in der Zwischenzeit, alle, die Wolle zu verkaufen hatten oder sie zu kaufen suchten. Vor allem und ausnahmslos die großen und kleinen Wollhändler aus den verschiedenen großen und kleinen Tuchplätzen, dann aber auch die großen böhmischen und mährischen Fabrikanten, welche mit zeitweiliger Umgehung all der heimischen Wollhändler der Fabriksorte direkt und aus erster Quelle ihren Bedarf versorgen wollten.

Diesem lebendigen Verkehr gegenüber bot Wien am Anfang des 19. Jahrhunderts nichts Ähnliches. Was sich hier auf diesem Gebiete zutrug, wie etwa der Verkauf der Gerberwollen an böhmische und mährische Händler zur Verwertung für geringwertige Erzeugnisse; daß durch das Jahr hindurch einige andere Juden eine Anzahl Säcke hierherbrachten, oder daß sich zufällig auch eine herrschaftliche Partie zu G. L. Schuller oder Scharmitzer verirrte, spielte gar keine Rolle, konnte man kein Geschäft nennen. Dieses Stilleben verwandelten zu Anfang der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einige entschlossene jüdische Geschäftsleute, und zwar aus eigenem Geiste, in ein lebhaftes Geschäft von großem Zug. Ich nenne als frühesten den schon wiederholt erwähnten M. L. Biedermann; ein Vorgänger nämlich, auf den ich an anderer Stelle zu sprechen komme, stand vereinzelt und hatte mit dieser Entwicklung keinen Zusammenhang; ihm folgte als erster der vielen Figdors der gleichfalls schon erwähnte Figdor aus dem Dorfe Kittsee bei Preßburg; er und seine beiden Söhne hatten ein Wollhaus von kontinentalem Rufe begründet, später wurde dasselbe ein reines Bankgeschäft. Dann S. Auspitz und noch eine Reihe anderer, wenn auch kleinerer Wollhändler. Die Lager, welche sie für den inländischen Absatz unterhielten, zogen die böhmischen und mährischen Fabrikanten heran und dieses neue Platzgeschäft wieder die kleineren Wollhändler aus der Provinz, welche bis dahin nur gewohnt gewesen waren, die Pester Märkte aufzusuchen. Auf diese Weise bildete sich von den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts angefangen, nach und nach auch

am Wiener Platze ein regelmäßiges, mit Pest konkurrierendes Wollgeschäft, aufgenommen von diesen Wollhändlern, ohne daß der Platz selbst die Vorbedingung enthalten oder die Anregung gegeben hätte.

Mit der Geschichte der hier auf dem Gebiete des Produktenhandels angeführten Artikel ist dieser Markt keineswegs ganz wiedergegeben und wäre es leicht, noch eine Reihe interessanter Einzelheiten hinzuzufügen. So waren außer den schon erwähnten Brüder Böhm, den heutigen Hutfabrikanten, zwei Wiener Produktenhändler, der eine mit rohem, der andere mit fertigem Leder zu großen Lederfabrikanten geworden. Doch glaube ich, genügt das Erzählte, um Stellung und Bedeutung der Juden auf dem Gebiete des Produktenhandels zu demonstrieren, sowie ihre Erfolge zu erklären. Sie waren nicht kleiner als jene, welche die Juden im Manufakturwarenhandel erreicht hatten. Bezüglich dieser Erfolge überhaupt muß ich etwas bemerken: sie waren größer für die Gesamtwirtschaft Wiens als materiell für die Juden selbst, — ein Thema, auf das ich noch zu sprechen komme. Aber ihre Tätigkeit brachte ihnen doch noch einen zweiten, idealen Erfolg, welchen man, vom allgemein menschlichen Standpunkte aus nicht hoch genug anschlagen kann, nämlich auf sozialem Gebiete, in welchem ich gerade das Charakteristische dieser Epoche sehe. Vor allem ist ihnen die Anerkennung in vollem Maße von der Wiener kleinen und großen Fabrikantenwelt geworden, welche ja damals, bis auf den kleinen Perzentsatz jüdischer Erzeuger, fast ausschließlich christlich war. Diese Kreise hatten volles Verständnis für Bedeutung und Wert der jüdischen Kaufmannschaft, für ihr wirtschaftliches Leben und Sein. Diese Erkenntnis zeigte sich darin, daß zwischen den beiden Parteien ein durchaus freundschaftliches Verhältnis herrschte. Von der nicht seltenen, stillen und dennoch fühlbaren Animosität, welche der jüdische Kaufmann heute bei dem christlichen Produzenten, dem er für sein Erzeugnis das Geld hinlegt, mitunter begegnet, war damals keine Spur. Unvermerkt und unwillkürlich hatte sich die Überzeugung von der Notwendigkeit der jüdischen Händler für die wirtschaftliche Existenz Wiens durch alle Schichten bis tief hinunter in der ganzen Bevölkerung verbreitet und dadurch nicht nur jede Feind=

seligkeit hintangehalten, sondern die in Wien sozusagen selbstverständliche Freundlichkeit auch den Juden gegenüber zur Geltung gebracht und jene Anfänge eines sozialen Verkehrs mit ermöglicht, von dem ich früher gesprochen habe.

Dieses allgemeine durch die ganze Bevölkerung hindurchgehende Verständnis für den ökonomischen Wert der Juden traf mit den Ansichten der obersten Stellen, der Hofkommerzkommission und Hofkammer zusammen und trug nicht wenig dazu bei, sie in jenem Verhalten gegen die jüdische Geschäftswelt zu bestärken, welches ich schon früher charakterisiert habe.

Ich resümiere also:

Das Ghetto bestand für die Juden auch in Wien, das ist unzweifelhaft, aber die Bilanz der Tätigkeit unserer Wiener Juden im Vormärz schließt nach jeder Seite hin mit einem starken Aktivsaldo.

Die von mir gezeichneten Verhältnisse, unter denen die Judenschaft Wiens lebte, herrschten in ihrer ganzen Breite und Stärke bis zu jenem Tage, dem 13. März, welcher die Revolution brachte, den Vormärz schloß und den Nachmärz einleitet. Bevor ich jedoch an die Schilderung dieses Nachmärz schreite, will ich, wie ich es mit dem Ghetto getan, diesen Juden des Wiener Vormärz abseits von Scher und Elle und zwischen Menschen schildern, von denen er nichts kauft und denen er nichts verkauft.

4. Kapitel

Haus und Gesellschaft, soziales und geistiges Sein

Wie zeigten sich also diese Juden, wenn sie von dem Drange und der Last der Arbeit frei waren, wie überhaupt in ihrem Sein außerhalb des Erwerbs?

In Grund und Wesen sind sie die gleichen, wie die von mir geschilderten Ghettoleute. Was die Juden überhaupt charakterisiert, die unstreitig größere Regsamkeit nach außen, verbunden mit einem ebenso unzweifelhaft stärkeren Menschtum, die eigentümliche Verbindung von Gefühl und Geschäft, fehlte auch ihnen nicht. Das Verhältnis zwischen den Gatten, in der Familie überhaupt, der Zusammenhang selbst in der entfernteren Verwandtschaft, die lebendige Sorge für die Kinder, aber zugleich eine gewisse Festigkeit in deren Erziehung, alle diese Momente konnten auch in der jüdischen Gemeinschaft jener Zeit beobachtet werden; ebenso eine Reserve in der Lebenshaltung, wenn sie auch durch das Milieu der Großstadt um einige Grade verfeinert war; selbst die wohlhabenden Familien vermieden jeden eigentlichen Luxus. Die jungen Leute suchten wohl das Vergnügen auch außerhalb des Hauses, aber im Hause gab es Unterhaltung — wenn sie überhaupt vorkam — nur im Familien- oder intimsten Kreise. Nichtsdestoweniger lag der patriarchalische Charakter nicht mehr wie im Ghetto ungeteilt auf dem Ganzen. In den Familien — und sie bildeten die Mehrzahl — welche unausgesetzt aus den Ghettos nach Wien strömten, lebte noch die Tradition derselben in einer gewissen Ausschließlichkeit, während jene, die schon in Wien ein oder mehrere Male ihre Generation gewechselt hatten, anderen Anschauungen zugänglich geworden waren. Man lebte in dieser Beziehung doch schon in einer anderen Sphäre als im Ghetto. Vieles von dem, was dort nicht erlaubt war oder zu-

mindest unliebsam vermerkt wurde, war hier ganz und gar nicht auffallend. So war das Theater keine überflüssige Zerstreuung mehr; aus den Juden rekrutierte sich vielmehr ein wesentlicher Teil des eifrigen und verständnisvollen Publikums, nicht nur des Burg- und Operntheaters, sondern auch der besseren Theater in der Vorstadt, wie des Leopoldstädter und des Theaters an der Wien; ein Publikum, welches jeder Direktor mit in seine Rechnung zog.

Speziell die jungen Leute der wohlhabenderen Familien standen mitten im Musikleben unserer Stadt. Sie waren nicht nur die häufigsten Besucher dort, wo musikalisch Wertvolles geboten wurde, nicht nur war alles Neue auf diesem Gebiete für die Kreise der Jüngeren ein Ereignis, ein Gesprächstoff; sie fanden sich auch verhältnismäßig sehr zahlreich unter den ausübenden Künstlern und Künstlerinnen.

Ihre Teilnahme an dem regen Leben und Sein der Stadt erstreckte sich jedoch über das Vergnügen weit hinaus. Die Juden lebten und taten geistig mit. Das zeigte sich vor allem in ihrem Interesse an den Zeitungen. Ich gedenke hier noch einer Episode zu Preßburg, die nach dieser Richtung hin die Verschiedenheit zwischen Ghetto und Wien charakteristisch beleuchtet. Der Herausgeber der Preßburger städtischen Zeitung publizierte regelmäßig zu Neujahr die Liste seiner — ungefähr 1400 — Abonnenten — von einem Tagesverkauf war ja absolut keine Rede. Unmittelbar vor Öffnung des Ghetto 1840 fügte er eine neue Rubrik hinzu, die Liste der jüdischen — sie zeigte nicht einen einzigen. Diese Malice schaffte die ersten jüdischen Abonnenten. Anders in Wien.

Die Zeitungen des Wiener Vormärz waren allerdings jämmerlicher Art. Die Tageszeitungen verdienten nicht diesen Namen, sie waren Unterhaltungslektüre für eine gedankenlose Lesewelt. An Stelle des heutigen Leitartikels, die Hauptsache — der Roman. Dann in unglaublicher Breite alltäglich die Rezensionen sämtlicher Vorstellungen in den fünf Theatern Wiens, in gleicher Weitschweifigkeit Berichte aus den Provinztheatern. Von Tagesneuigkeiten im heutigen Sinne war keine Spur zu finden. Sie durften keine Rubrik bilden, weil sie ja mehr oder weniger mit den öffentlichen Zuständen zusammenhingen und zu einer Kritik der

Behörden Veranlassung geben konnten; das war unter der damaligen Zensur prinzipiell unstatthaft. Nichtsdestoweniger gehörten die Juden zumindest ebenso, wenn nicht stärker als die Gesamtheit zu den Lesern. Sie waren aber nicht nur Leser; Juden waren auch bei der Mache, ebensowohl als mehr oder weniger bedeutende Mitarbeiter, wie auch als Eigentümer. Unter diesen Blättern war immerhin noch das wenigst schlechte und darum gelesenste, „Der Humorist“ von M. G. Saphier, einem getauften Juden. Der Mann hatte sich in der öffentlichen Meinung eine eigene Stellung verschafft, welche für das Niveau der ersteren sehr bezeichnend war; er galt als Dichter und geistvoll; zu seinen Vorlesungen, welche er als „Musikalisch-deklamatorische Akademien“ in jeder Saison an mehreren Sonntagmittagen hielt, drängten sich die Leute. Er war aber nur ein Witzling und seine Gedichte — die bekanntesten waren die „Wilden Rosen“ — zeigten keine wirkliche Poesie, sondern nur die Kunstfertigkeit des Wortes und der Verse. Nichtsdestoweniger stand er in solcher Gunst, daß die vorurteilslose Kaiserin Witwe Karolina Augusta ihn zu ihrem Vorleser ernannte. Ihm sekundierte ein Verwandter, Märzroth, dessen bürgerlicher Name Barach war. Ein Journalist Raudnitz unter dem nom de guerre Dr. Leone, war der Burgtheater-Rezensent der Bäuerleschen Theaterzeitung und darum auf diesem Gebiete ein mächtiger Mann.

Ein literarischer Kritiker von ganz anderer Art und Bedeutung war Hieronymus Lorm (Heinrich Landesmann). Der merkwürdige Mann, aus dem Nikolsburger Ghetto stammend, hatte in seinem 20. Jahre das Gesicht vollständig und, wenn auch nicht in ganz gleichem Maße, das Gehör verloren; nichtsdestoweniger erregte er 1846 mit seinem „Die poetischen Federn und Schwingen Wiens“ durch Inhalt und radikalen Ton das größte Aufsehen auch in Deutschland und lebte dann noch lange Jahre unermüdlich dichtend, kritisierend und philosophierend. Wie der Jude Landesmann, der einzige Kritiker von Ernst und Bedeutung, so war ein anderer, Ludwig August Frankl, der Herausgeber des einzigen Wiener literarischen Organs „Die Sonntagsblätter“, welches sich nach Inhalt und Form den deutschen Wochen- und Monatsschriften an die Seite stellen konnte. Die „Sonntagsblätter“

brachten Wertvolles für Literatur, Kunst und Theater und waren in den Händen aller, welche sich in ernstem Sinne für das eine oder andere interessierten.

Auch in der Fachpresse fehlten die Juden nicht ganz.

Die einzig maßgebende Musikzeitung war die des Dr. J. A. Becher, die pharmazeutische die des Dr. Ehrmann.

Politische Zeitungen konnten natürlich unter dem Regime Metternichs nicht geschrieben werden; der „Österreichische Beobachter“ war wohl sozusagen ein politisches Organ, kommt aber hier nach seinem unglaublich dürftigen, geradezu jämmerlichen Inhalt gar nicht in Betracht. Er hielt sich genau an die „Wiener Zeitung“ und brachte nichts anderes als diese.

Aber die Wiener besaßen dennoch eine politische Zeitung bedeutendster Art; sie wurde, wenn auch von keinem Wiener, so doch von einem Prager Juden und wenn auch im Auslande, so doch hauptsächlich für die Welt in der österreichischen Reichshauptstadt geschrieben. 1841 hatte der exilierte Dr. Ignaz Kuranda in Brüssel die „Grenzboten“ begonnen und sie dann in Leipzig fortgesetzt. Weitaus der größte Teil der Auflage dieser grünen Hefte wurde nach Österreich eingeschmuggelt und hier verschlungen. Im Jahre 1783 und den darauf folgenden hatte der deutsche Publizist Ludwig v. Schlözer seine „Staatsanzeigen“ herausgegeben, die ein solches Ansehen erlangten, daß die Kaiserin Maria Theresia, wenn sie über eine wichtige Maßregel mit ihren Ministern beriet, zu sagen pflegte: „Was wird Schlözer dazu sagen?“ Für die Zeit vor dem Jahre 1848 konnte man diese „Grenzboten“ nahezu in eine Parallele mit Schlözers „Staatsanzeigen“ stellen. Kurandas Wochenschrift war dem Wiener Publikum nicht nur ihres Inhaltes wegen, sondern auch als Kontrolle für die „Augsburger Allgemeine“ wertvoll; diese zu ihrer Zeit größte deutsche Zeitung war die einzige ausländische, welche hier gelesen wurde, aber man traute ihr nicht, da sie wegen ihres großen Absatzes in Österreich der Regierung gefällig sein mußte und sehr häufig für die österreichischen Leser eine separate Ausgabe drucken ließ. Man kann ruhig sagen, daß sich noch selten eine Zeitung ein solches Verdienst um die Aufklärung der öffentlichen Meinung erworben hat, wie vor dem Jahre 1848

die „Grenzboten“ in Österreich. Es war die Glanzzeit Kurandas, die ihn an die Spitze jenes Fünfziger Ausschusses brachte, welcher in den Märztagen 1848 das Parlament der Paulskirche zusammenrief. In Wien selbst lebte kein jüdischer Publizist, der an die Bedeutung Kurandas für dessen Leser auch nur entfernt herangereicht hätte. Aber immerhin befand sich hier eine Garde junger Juden, wenn auch keine „Ritter“, so doch „Reisige vom Geiste“, welche auf die mannigfachste Weise, teils durch selbständige Schöpfungen, teils als Theater- und sonstige Rezensenten tätig waren. Als Typen derselben können Isidor Heller, Moriz Kuh, namentlich aber Sigmund Kolisch gelten. Letzterer hat sehr viel geschrieben, Gedichte — gute und schlechte — Aufsätze und Romane, jedoch nicht eine Zeile, die ihn überlebt hätte. Alle diese jungen, geistig strebenden Juden, unter ihnen eine Zeitlang auch als Stern Moriz Hartmann, waren Mitglieder jenes literarischen Unterhauses, welches sich allabendlich im Café Geringer am Bauernmarkt versammelte und welchem noch J. N. Berger, Johannes Nordmann und Josef Rank angehörten, während das literarische Oberhaus Grillparzer, Lenau, Anastasius Grün seinen Sitz im „silbernen Kaffeehaus“ am Mehlmarkt hatte.

Doch wäre es gefehlt, den Einfluß des jüdischen Geistes jener Zeit in Wien auf diese „Literarischen“ zu beschränken. Je mehr ich zurückschaue, tritt mir die Bedeutung der gesamten damaligen Intellektuellen unter den Juden überhaupt vor Augen; doppelt merkwürdig dadurch, daß der Mehrzahl derselben die bestimmte soziale Berufsstellung fehlte. Von der durch den numerus clausus ohnedies außerordentlich beschränkten Advokatur waren sie — ungetauft — ausgeschlossen; Juden an irgend einer öffentlichen Lehranstalt oder gar an einer Fakultät waren ganz undenkbar; ebenso — die wenigen Ausnahmen bestätigen nur die Regel — fast immer von dem gesamten Beamtenstand durch die allgemeine Anschauung und Übung, selbst wenn sie die Taufe genommen hatten. Nur unter den Ärzten waren sie verhältnismäßig zahlreich und nicht wie in Preßburg auf die jüdische Klientel angewiesen, sondern sie übten ihre Praxis in der ganzen Bevölkerung ohne jeden Unterschied und waren gesucht und geschätzt.

Von den zwei Ärzten, welche die Kinderpraxis als Spezialität begründet haben, Widerhofer und Leopold-Pollitzer, war der letztere ein Jude.

Zahlreiche andere jüdische Intellektuelle mußten sich zumeist in Beschäftigungen teilen, die sie einzig faute de mieux ergriffen. Zu denen gehörte vor allem und in ausgedehntem Maße die Tätigkeit als Privatlehrer; die Musik-, Sprach- und Zeichenlehrer, die Repetitoren für die Schüler an den Mittelschulen waren zu jener Zeit in ganz Wien vorwiegend Juden. Die Volksschulen, damals ausschließlich Pfarrschulen, waren schlecht und ungenügend, machten Privatunterricht notwendig, und auch hier wieder waren es Juden, welche diese Lücken ausfüllten. In die damaligen Bankhäuser und größeren Geschäfte waren viele junge Leute mit Gymnasialbildung eingetreten, denen die Fortsetzung ihrer Studien an der Universität keine Chance geboten hätte. Überall traf man auf, zum Teil nicht mehr junge Männer, die in mitunter ganz merkwürdigen Tätigkeiten ihre Existenz suchten.

Diese ganze Gruppe inmitten der Bevölkerung hatte ein Gemeinsames: Die zu ihr gehörten, bildeten in jeder Richtung eine Klasse, innerhalb welcher Befähigung und rechtliche Stellung im stärksten Widerspruch standen. Sie waren darum durchwegs Malkontente, sehnsüchtig nach Veränderung und Ereignissen, welche diese herbeiführen konnten. Die politische Geschichte in den letzten Jahren vor 1848, die Bewegung in Italien, genährt von Pio Nono, dem neuen Papste, die ungarische Opposition unter Kossuth, der Aufstand in Galizien und die Einverleibung Krakaus, selbst der Sonderbund-Krieg in der Schweiz weckten unklare Vorstellungen und Hoffnungen.

In ihnen — auch wenn sie zu den wirklich Gebildeten gehörten — trat darum das allgemeine Bildungsinteresse, d. h. für Wissenschaft, Kunst und Literatur usw. denn doch tatsächlich sehr gegen jenes an politischen Vorgängen des In- und Auslandes und gegen seinen unbewußten Drang nach öffentlicher Tätigkeit zurück. Diese jüdischen Intellektuellen der verschiedensten Berufe und Stufen suchten und fanden Aufnahme in den zwei einzigen Vereinen von Bedeutung: dem niederösterreichischen Gewerbe —

und dem juridisch-politischen Leseverein; in dem letzteren hospitierten sie, wenn sie nicht Mitglieder waren, um jene ausländischen Zeitungen zu lesen, welche in den Kaffeehäusern nicht auflagen, und wem der Zutritt in den Verein nicht offen stand, der wartete im Café geduldig, bis zumindest die „Augsburger Allgemeine" an ihn gelangte, um auf dem Umwege über Augsburg zu erfahren, was auf dem Preßburger Landtag gesprochen und in unserem Mailand getan wurde. Ein Gespräch über öffentliche Zustände — natürlich im vertrauten Kreis — hörte man damals überhaupt viel seltener in christlichen bürgerlichen, wie in den jüdischen Kreisen und am ehesten unter diesen hier geschilderten jungen Juden. Letztere, d. h. insoferne sie überhaupt der Intelligenz angehörten, standen mitten in der sozialen und geistigen Bewegung, insoweit man schon damals von einer solchen reden konnte.

Die geistige Verfassung dieser großen Schar von jungen, lebhaften, intelligenten und unzufriedenen Menschen erklärt vieles in dem großen Ereignisse, mit welchem der Vormärz schließt, der Nachmärz beginnt; ich habe ihr darum ein Wort gewidmet.

Doch war es kaum anders möglich, als daß sie auch schon vor der Revolution im Stilleben des Vormärz auf diese Atmosphäre einen Einfluß ausübten, und er war auch tatsächlich bemerkbar. Bildete doch diese Gruppe eine Schar, welche von der damaligen Summe der gesamten jüdischen Bevölkerung, die zwischen 10 000 bis 11 000 geschwankt haben mag, einen viel höheren Perzentsatz ausmachte, als jene der jüdischen Intellektuellen von heute zu den 150 000 der Gegenwart. Sie haben auch tatsächlich vorerst nur zwischen den eigentlich Intellektuellen christlicher wie jüdischer Seite und dann in weiterer Folge bei den Intelligenteren beider Lager überhaupt eine, wenn auch beschränkte soziale Annäherung herbeigeführt.

Und es konnte nicht anders sein, als daß eine solche Annäherung zwischen den Intelligenten allmählich die besseren Kreise überhaupt ergriff. Dieser Prozeß hatte sich tatsächlich vollzogen. Das Verhältnis der Juden zu der Gesamtbevölkerung war in Wien denn doch ein anderes geworden, als in jenen Städten, die ein Ghetto besaßen. Hier bestand nicht mehr jene absolute Fremdheit, man lebte und verkehrte denn doch schon miteinander.

Der Verkehr war allerdings ein nicht allzu häufiger, aber wo und wann er stattfand, war er von freundlichem Charakter. Das zeigte sich namentlich, wenn öffentliche Veranstaltungen Gelegenheit dazu boten. Es gab in den vierziger Jahren keinen Geselligkeits-, keinen Kunstverein, in welchem man Rücksicht auf das konfessionelle Element genommen hätte. Nicht selten kamen auch Fälle vor, daß jüdische Sänger und Sängerinnen bei Messen usw. in den Kirchen mitwirkten, ohne daß von seiten des Pfarramtes dagegen Einspruch erhoben worden wäre. Ebenso war der Besuch der Messen, namentlich in der Hofburgkapelle unter den jungen musikliebenden Juden ganz allgemein, ohne daß das eine oder andere dem Publikum aufgefallen wäre. Die Wiener Juden des Vormärz hatten begonnen, sich in das Wiener Volksleben einzufügen, sie fingen an, den Jargon und den Sarkasmus des Ghetto mit dem Dialekt und dem jovialen Ton des Wieners zu tauschen. Das Wienertum des Vormärz, die weltberühmte Wiener Gemütlichkeit, hatte sichtlich vielfach auf die Juden abgefärbt und angefangen, eine gewisse Gleichförmigkeit der Ansichten und Gewohnheiten zu schaffen.

Ich schließe meine Ausführungen. Ich zweifle nicht, daß Altersgenossen, wenn sie mit „sehenden Augen" durch das Wiener Leben jener Zeit geschritten sind, solch weitere und vielleicht noch wertvollere hinzuzufügen imstande sind. Sie würden gut tun, sie auf irgend eine geeignete Weise zu publizieren; doch glaube ich, daß das, was ich gegeben, zu einem Resumé genügt und berechtigt. Wie lautet es? Von der allenfalls früher vorhandenen feindlichen oder auch nur ungünstigen Stimmung der Bevölkerung gegen die Juden war im Wiener Vormärz keine Rede mehr. Im Gewerbe und namentlich in den Kreisen der neu entstandenen Wiener Industrie war sie, worauf ich schon hingewiesen, der instinktiven Überzeugung von der Notwendigkeit und dem Werte der Juden gewichen. In den Schichten des besseren und intelligenteren Bürgertums hatte sie jetzt durch eine gewisse Gemeinsamkeit der Intellektuellen hüben und drüben einer freundlichen Auffassung Platz gemacht. Aber gesetzlich waren sie in der unwürdigsten Lage, sie standen genau so oder eigentlich viel schlimmer wie die Juden in allen Provinzen, in denen sie überhaupt wohnen durften,

unter Gesetzen, welche das Ehrgefühl ununterbrochen auf das tiefste verletzen, jedes freie Selbstgefühl erdrücken mußten und sie, das bewegende und strebende Element im Wiener Wirtschaftsleben, erfuhren von seiten der Behörden eine Behandlung, als wären sie eine Art von Vagabunden.

Nichtsdestoweniger genossen diese 10 000 Wiener Juden, natürlich als Gesamtheit, als Gemeinde, bei den mehr als eine Million zählenden Provinzjuden ein ganz merkwürdiges Ansehen, welches dem Wiener Vorstande ein eigentümliches Relief verlieh und ihm in der Judenheit ganz Österreichs einen solchen Einfluß verschaffte, daß er von ihnen gleichsam als ein oberster Rat betrachtet wurde, andere Gemeinden und auch Private sich in ganz besonders wichtigen Fällen, namentlich wenn es sich um einen Konflikt mit den Behörden handelte, an ihn wandten.

Aus welcher Quelle floß diese Reputation, diese Hochstellung in der öffentlichen Meinung der Juden Österreichs? Sicherlich hatte durch den von mir schon berührten hohen Perzentsatz an Intellektuellen und Intelligenten die Wiener Judenschaft ein ungleich geistigeres Kolorit, war das geistige Niveau der Wiener Gemeinde ein ungleich höheres als das der Provinzgemeinden; aber der Respekt, den letztere vor dieser Wiener Judenschaft hatten, entsprang einem ganz anderen Verhältnisse: Die große Querlinie, welche mitten durch alle Bevölkerungsklassen hindurch, höher und tiefer, großen Besitz vom kleinen scheidet, hatte natürlich vor den Wiener Juden nicht stillgehalten, unter denselben eine charakteristische, ausgeprägte Oberschichte geschaffen. Welchen Charakter hatte sie, welches war ihre Zusammensetzung? Unter den Juden fand sich keine wirkliche Aristokratie, keine Diplomatie, Bürokratie; fehlte der Offizierstand und waren die Vertreter von Wissenschaft und Kunst, die Professoren, Gelehrte, überhaupt Künstler usw. kaum ausnahmsweise zu finden. Dachte man also an eine höhere jüdische Gesellschaft, so identifizierte man sie unwillkürlich mit den „Reichen" und zu allererst mit jenen unter ihnen, deren Reichtum durch die verhältnismäßige Raschheit, mit der, und durch den Umfang, in dem er erworben wurde, am meisten in die Augen fiel, an die Kapitalistenkreise unter den Juden, an die Schichte aus Bank- und Börsenwelt. In Öster-

reich war dieses Element in Wien zur größten Ausbildung und Konzentration gelangt. Nun hatten die Juden unter einem Drucke gelebt, gegen welchen, wie die Erfahrung sie gelehrt hatte, nur der Besitz von Geld und Kapital einen dürftigen Schutz gewährte. Sie waren systematisch zur größten Hochachtung vor Geld und Kapital erzogen worden. Und so mußte denn auch im vorliegenden Falle der Reichtum dieser jüdischen Oberschichte es sein, welcher der Wiener Judenschaft überhaupt das angeführte Ansehen und Vertrauen verschaffte. Und dies um so mehr, als ja offensichtlich auch in Wien den Juden dieser große Respekt vor dem Reichtum nicht fehlte und auch sie ihren „Reichen" beides zuwendeten. Geschah dies unverdient?

Um diese Frage mit zweifelloser Richtigkeit beantworten zu können, müßte man ein volles und breites Bild dieser Schichte geben. Dies zu tun bin ich allerdings nicht in der Lage — dazu reicht mein Alter nicht weit genug zurück — doch will ich eine Anzahl der hervorragendsten und bekanntesten Figuren aus derselben hervorheben und zeichnen; jedoch denke ich nicht hinter die Zeit der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückzugehen. Den Beginn der jüdischen Bankwelt habe ich schon im dritten Kapitel des ersten Buches mit der Zeichnung Samuel Oppenheimers, Samson Wertheimers und ihrer Nachfolger berührt; die Tätigkeit des jüdischen Bankiers hatte sich weiter fortgesetzt, die Franzosenkriege überstanden, nach ihnen mit den allgemein günstiger werdenden Verhältnissen sich verstärkt, verbreitert; aber ihre eigentliche Zeit setzt erst mit der Etablierung des Hauses Rothschild in Wien, welche damals erfolgte, ein. Doch beginne ich nicht mit den Rothschilds selbst, ihr Wiener Haus war damals nur eine Expositur der Weltfirma, deren zentraler Sitz in Frankfurt war und hatte in unserer Stadt keine anderen als rein geschäftliche Ziele. Steht es doch, wie erwähnt, in der amtlichen Liste der k. k. priv. Großhändler ausdrücklich als auswärtiges Großhandlungshaus verzeichnet. Zu Wienern, und zwar zu sehr guten, sind sie erst durch die Barone Albert und Nathaniel geworden.

Ich will als den Ersten den schon im Ghetto flüchtig genannten M. L. (Markus Lazar) Biedermann vorführen.

Markus Lazar Biedermann hatte nach Wien ein für jene Zeit bedeutendes Vermögen und auch seine alten Geschäftsverbindungen mit einem großen Teile des besten magyarischen Adels mitgebracht. Trotz der Gründung seines Bankhauses konnte er sich in das eigentliche Bankgeschäft, in welchem der Bilanzgewinn aus mikroskopischen Provisionen aufgebaut werden muß, nie recht fügen. Er war aus andersartigen Geschäften und Gewinnsten herausgewachsen und „daß man für eine Fünfernote oder noch viel weniger, 1000 Fl. akzeptiere, sei ein Schwindel“ pflegte er zu sagen. Er hielt an seiner Auffassung fest, lehnte wohl die Banktätigkeit, insoferne sie sich ihm aufdrängte, nicht ab, aber jene Geschäfte, die er weiter selbst suchte und fand, waren Anlehen im größeren Stile, Emittierung von sogenannten Kavalier-Losen usw. Merkwürdigerweise metamorphosierte er sich aber hier teilweise zu einem regelrechten Kaufmann, der er in Preßburg nicht gewesen war. Er betrieb jetzt mit Vorliebe den Warenhandel.

Von allgemein ökonomischer Bedeutung wurde er dadurch, daß er für den Export der feinen österreichischen Schafwollen ein neues System einführte, welches denselben außerordentlich förderte. Er exportierte nämlich nicht die Partien, wie er sie von den Herrschaften gekauft hatte, sondern sortierte sie nach Qualitäten und verkaufte die sortierten Posten je nach Eignung ins In- oder Ausland. Das genügte ihm noch nicht; was als das feinste heraussortiert worden war, sollte hier im Lande selbst verwebt werden; er schuf eine große Feintuchfabrik in Teltsch, die noch bis in die sechziger Jahre bestand, gründete andere Unternehmungen oder beteiligte sich an solchen. Er war ein fester, guter Jude, verleugnete in Wesen und Sprache niemals den gewesenen Ghetto-Insassen und machte noch einen patriarchalischen Eindruck; er wie seine Familie bewegten sich, so lange er lebte, gesellschaftlich trotz seines Vermögens nur in — allerdings besten — jüdischen Kreisen, in denen er, trotzdem die Wiener Luft und das Wiener Milieu auf sein äußeres Wesen sehr wenig abgefärbt hatten, die höchste Verehrung genoß. Sein Gewicht wuchs über seine geschäftliche Tätigkeit weit hinaus. In der Wiener Kultusgemeinde, welche damals noch einen sehr losen Zusammenhang hatte, gelangte er als Präses zur vollen, fast

ausschließlichen Führung, um nicht zu sagen, Herrschaft, gab ihr eine festere Gestalt und den reformierten Habitus, von dem ich noch ausführlich sprechen werde. Durch diese Leistung gewann er auch der Regierung gegenüber an Autorität und Ansehen, das er im Interesse seiner Gemeinde zu nützen verstand. Er war es, welcher bei der Behörde die Gestattung zum Ankaufe des alten Dämpfingerhofes in der Seitenstettengasse und den Umbau desselben als Tempel erreichte. Er war eine starke Persönlichkeit, duldete keinen Widerspruch, sprach in starken Ausdrücken, begleitete sie mit herrischen Gebärden, aber man fügte sich ihm — er war nicht nur der Stärkste, sondern auch der Tüchtigste.

Unter seinem Sohn und Nachfolger, dem Baron Simon, gewann die Firma ein größeres regelrechtes Bankgeschäft, aber den Juden gingen Haus und Familie verloren. Der Sohn hatte eine Christin geheiratet, nachdem er selbst die Taufe genommen. Jeder Zusammenhang mit den Juden, ihrer Gemeinde und deren Interessen hörte auf.

Ein Bruder gründete ein Bankhaus J. H. Biedermann & Söhne, das keine Höhe erreicht hat und schon lange nicht mehr besteht; dessen Sohn Emil wurde einer der vornehmsten Juweliere Wiens. Eines zweiten Sohnes, namens Pepi, erinnere ich mich als eines bekannten Lebemannes. Dann war er auch, obwohl hinkend, Kürassier in der Eskadron des Bürgermilitärs, worauf er und die Juden sich nicht wenig zugute taten. Er war auch tatsächlich der eine von den zwei Juden im Bürgerkorps.

Ganz anderer Art in Charakter, wie in Laufbahn und Erfolg war ein zweiter Jude aus Preßburg, der gleichfalls schon im Ghetto erwähnte Hermann Todesco. Er war in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, noch sehr jung, nach Wien gekommen und nach einigen, wenig erfolgreichen Versuchen an die Börse gegangen; zu einigem Vermögen gelangt, stand er nach dem Tode des Kaiser Franz, der vorübergehend einen rapiden Kurssturz hervorrief, wieder als armer Mann — wie er selbst erzählte — an den Ufern der Donau, einen Sprung in dieselbe erwägend. Diesem verzweifelten Entschlusse widerstand seine Lebenskraft, er kehrte der Donau den Rücken und zur Börse

zurück, er hatte sich wirklich eines Besseren besonnen. Die bald darauf auch in Österreich beginnende Eisenbahnepoche, der Bau der Gloggnitzer — oder wie sie vorerst genannt wurde — der Wien-Raaber Bahn (heutige Südbahn), dann 1838 der Bau der Nordbahn gaben der Wiener Börse eine ganz neue Spiel- und Spekulationsbasis, auf der er sich mit wunderbarem Geschick zu tummeln wußte. Er wurde der große Nordbahnspekulant der Wiener Börse und hatte schon vor dem Jahre 1848 — er starb noch verhältnismäßig jung am 23. November 1844 — die, wie es allgemein hieß, für damals ungeheure Summe von 12 Mill. Gulden C. M. erworben.

Sein Haus und seine Familie spielten in Wien schon zu jener Zeit finanziell und gesellschaftlich eine große Rolle. Persönlich hatte er nicht unbedeutende Vorzüge; er übte sein Geschäft bei aller Schärfe mit einer gewissen Liberalität aus und ohne alle Kleinlichkeit, mißgönnte den Kleinen auf diesem heißen Boden ihren Tagesgewinn nicht, förderte ihn sogar in seinen großen Operationen. Er war von freimütigem, jovialem Wesen und hatte eine offene Hand für kleine und große Wohltätigkeitszwecke. Eine Anzahl der von ihm errichteten Stiftungen, so ein interkonfessionelles großes Erholungsheim in Baden und eine Familienstiftung in Wien, dann jene große Schulstiftung in Preßburg, von welcher schon im Ghetto die Rede gewesen, bestehen noch heute. Er war sicherlich derjenige aus der Branche, der in der Wiener Welt die größte Beliebtheit genoß. Er war ganz Wiener geworden, aber im Gefühl durchaus Jude geblieben, hatte den Zusammenhang mit der Gemeinde und dem Boden, dem er entsprossen, nie aufgegeben und den Preßburger Juden selbst eine freundliche Gesinnung bewahrt. Auch das Haus, welches er reichlich, aber ohne jedes Protzentum machte, die Gesellschaft, die sich in seinen Salons zusammenfand, war wesentlich noch eine jüdische, natürlich der distinguierten Kreise. In seinem Geschäft war er ein Gegensatz zu Biedermann; während dieser grundsätzlich der Börse auswich, weil — wie er zu sagen pflegte — nicht Andere Herren seines Vermögens sein sollten, blieb Todesco bis zu seinem Tode immer das, was er gewesen: Mann der Börse, an der er zu solchem Reichtum gelangt war. Allerdings mit

dem erlangten Reichtum wurde auch er schon geschäftlich konservativer, ein Charakter, den im weiteren Verlauf auch das Haus ganz ausgeprägt gewann.

Fügen wir an Hermann Todesco sofort seinen Schwiegersohn Max, später Baron Springer hinzu. Er war aus einer der besten Frankfurter Familien und durch diese Ehe ganz zum Wiener geworden und gehörte sicherlich zu den achtbarsten Erscheinungen der Wiener Kreise jener Zeit. Er betrieb ein solides Bankgeschäft, mit der Börse hatte er nur den Zusammenhang, welchen seine geschäftliche Klientel verlangte. Seine Neigung führte ihn zu industriellen Unternehmungen; er gründete in Wien die schon erwähnte große Spiritus- und Preßhefefabrik; nach dem Erfolg in Wien errichtete er bei Paris die gleichfalls schon genannte Brauerei „Alfor", verbunden mit der Preßhefeerzeugung, — ein Unternehmen, welches sich zu einer der größten industriellen Schöpfungen auf französischem Gebiete entwickelt hat. Gesellschaftlich hatte er unter allen seiner Kategorie vielleicht die meisten Beziehungen zu adeligen Kreisen. Er blieb Jude, was ihn nicht weniger adelt, als der Barontitel, der ihm verliehen wurde.

Zu gleicher Zeit mit den Biedermanns war ein dritter Jude, Markus Leidesdorf, auch Mordechai Naß, genannt, nach Wien gekommen; wird hier k. k. privil. Großhändler und führt ein zu seiner Zeit bedeutendes Bankgeschäft. 1817 erwirbt er den österreichischen Adel mit dem Prädikate Edler v. Neuwall, 1825 den Ritterstand. Der alte Naß war bis zu seinem Tode und nicht bloß der Form nach Jude geblieben. Seine Söhne und Töchter hatten konvertiert, Aufnahme in die Patrizierfamilien der Wiener Bürgerschaft gefunden, einige Dezennien lang spielten sie finanziell, sozial, zuweilen auch politisch eine Rolle. In der 1848er Bewegung war Albert v. Neuwall ein einflußreiches Mitglied des sogenannten ständigen Zentralausschusses; auch in den Kreisen der Bürokratie hatten sie Verbindungen. Ein Graf Auersperg, ein hervorragendes Mitglied in einem unserer Ministerien, zählte einen dieser Neuwall zu seinen Ahnen; später sind sie untergegangen und verschollen.

Ein nach verschiedenen Richtungen sehr charakteristischer, man

kann sagen, bedeutsamer Mann innerhalb dieses jüdischen Bankkreises war, wenn auch der Hauptteil seiner Wirksamkeit in die Zeit des Nachmärz fällt, doch schon jetzt Jonas Königswarter. Er entstammte einer ursprünglich reichsdeutschen Judenfamilie, die dort schon seit einem Jahrhundert wohlhabend und angesehen gewesen und von welcher ein Teil nach Wien übersiedelte. Moritz (Moses Chaim) Königswarter gelangt 1810 nach Wien, betreibt hier offiziell zuerst ein Kurzwarengeschäft in der inneren Stadt Nr. 474. 1816 erwirbt er die Toleranz, 1819 ist er noch „tolerierter jüdischer Handelsmann". Aus diesem wird dann ein k. k. priv. Großhändler, aus dem Kurzwarenhandel — offen und offiziell — ein Bankgeschäft; er stirbt 1829. Seine Witwe, Cäcilie Königswarter, welche Firma und Geschäft weiterführt, beruft als Gesellschafter ihren Schwiegersohn, zugleich Neffen ihres verstorbenen Gatten, Jonas Königswarter, der bis dahin im Geschäfte seines Vaters, des Frankfurter Bankiers Markus Königswarter tätig gewesen. Er hatte, wie es damals allgemein hieß, 300 000 Fl. mitgebracht. Dieses Vermögen wuchs rapid durch seine Tätigkeit, sein Ansehen durch die persönliche Bedeutung, welche dem Manne innewohnte und die allgemein anerkannt wurde. Schon nach zehn Jahren, 1839, also noch verhältnismäßig jung, wird er Zensor der Nationalbank, damals eine der höchsten kaufmännischen Ehrenstellen — bald nach Errichtung der Kreditanstalt Mitglied ihres Verwaltungsrates. Das Geschäft hatte von Anfang an eine starke internationale Seite, es pflegte mit Vorliebe den Bankverkehr mit dem Auslande und genoß durch die reelle Art des Betriebes hohe Achtung. Jonas Königswarter, später alleiniger Chef, gelangte überhaupt in der Wiener Welt zu einer allerersten Stellung, welche er durch seinen hochachtbaren, tadellosen Charakter und die finanzielle Position, die er erreicht hatte, vollauf verdiente. Der Mann gehörte natürlich zu den Hochkonservativen. Er war von scharfem Verstande und hatte ein gutes Urteil in allen Dingen, nicht nur in denen des Geschäftes, sondern auch des öffentlichen Lebens. Charakteristisch war er auch durch einen mannigfachen Gegensatz zu jenen Schichten, welche damals innerhalb der Judenschaft Wiens die Führung hatten. Die früheren Repräsentanten derselben hatten mehr oder weniger ein distinguiertes Exterieur

und Wesen. Er hingegen stach schon durch seine äußere Erscheinung von ihnen ab; auf einem gedrungenen, fast plumpen Körper saß ein runder Kopf, dem nur die intelligenten Augen geistiges Leben gaben; in seiner Ausdrucksweise war er nicht vornehm, sondern scharf, rücksichtslos, furchtlos und häufig von beißendem Spott und Witz, hinter dem sich immer eine ernste Meinung verbarg. Während der Zeit, da der Ausbruch des Krieges mit Preußen schon unabwendbar schien, stieg das Silberagio fort und fort in die Höhe; an dem Tage vor dem berühmten Schimmel von Bronzell war das Agio bis auf 50% gestiegen. Das hatte zur Folge, daß, wenn man unsere Silberzwanziger und sogar unsere Scheidemünzen im Auslande einschmelzen ließ, man dort für das hierbei gewonnene Silber eine höhere Summe in der entwerteten österreichischen Valuta gewann, als man in Wien dafür gegeben hatte. Diese Versuchung war unwiderstehlich und eine ganze Anzahl Größerer und Kleinerer betrieben dies gewinnreiche, vollständig gefahrlose und nach ihrer Ansicht durchaus berechtigte Geschäft. Die Polizei machte kurzen Prozeß, nach ihrer Ansicht auch der Spekulation ein Ende und erteilte allen diesen Geschäftsleuten, unter anderem auch unserem Bankier den Befehl, Wien binnen 24 Stunden zu verlassen. Als letzterer beim Polizeiminister erschien und dieser auf der Ausweisung bestand, sagte er ihm ganz grob: „Sie handeln wie ein Mann, den das schlechte Wetter ärgert und der das Barometer zerbricht, damit gutes wird.“ Da fragte der Polizeigewaltige barsch: „Warum haben wir denn schlechte Börsen?“ Worauf der Ausgewiesene schlagfertig erwiederte: „Wäre unser Minister des Auswärtigen ein auswärtiger Minister, so hätten wir bessere.“

Den Hauptkontrast zu den meisten der vornehmen jüdischen Männer bildete aber seine Stellung zum Judentum; er war nicht nur fromm, orthodox, führte ein streng rituelles Haus, sondern fühlte sich auch vor allem als Jude. Er hatte ein ehrliches und lebhaftes Interesse für alle jüdischen Fragen und Angelegenheiten, in erster Linie der Wiener Gemeinde; seit 1851 war er Mitglied ihres Vorstandes, von 1868 bis zu seinem Tode 1871, deren Präsident. Mit seinem Gelde kargte er nicht, auch nicht mit den größten Summen, wenn es galt, Gutes zu schaffen. Das

Blindeninstitut auf der Hohen Warte ist sein Werk. Von einer Hinneigung an das andere Lager war bei ihm auch nicht die leiseste Regung, im Gegenteil: so grundgescheit er war, so steckten in ihm noch viele Vorurteile des spezifischen Juden ältester Generation. Er hielt selbstverständlich seine Glaubensgenossen für gescheiter als die Christen; diese seine Meinung kam zugleich mit seiner Abneigung gegen Täuflinge oft zu klassischem Ausdruck. In den Schranken offeriert ihm ein Börsenmann, von dem eben erzählt worden war, daß er tags vorher die Taufe empfangen, ein Geschäft, welches ihm nicht konvenierte. Unwillig sagt er ihm: „Merkwürdig, seit gestern sind Sie getauft und heute sind Sie schon ein Schoite." Baron Henikstein, der Nachkomme des Aron Moses Hönig, unter Kaiser Josef II. Bankgefälls — und Hauptsiegelamtsdirektor — dessen Sohn Armeelieferant und Bankier und nach genommener Taufe zum Baron Henikstein geworden, eine der bekanntesten Stadt- und Börsefiguren, frägt ihn witzelnd: „Sagen Sie mir, gibt es auch dumme Juden?" „O ja," antwortete er beißend, „die getauften." Doch zeigte sich das Judentum des Mannes nicht nur in diesen starken Ablehnungen derjenigen, die es aufgegeben hatten, sondern und noch mehr und stärker in seiner positiven Anteilnahme an allen Interessen der Wiener Judengemeinde; wir werden ihm noch später begegnen.

In den Vormärz fallen auch die Anfänge eines anderen jüdischen Bankherrn von persönlicher Bedeutung: Eduard Wiener, ein Prager von Geburt. Aus einem besonderen Grunde hatte ich zur Zeit, da ich noch Gemeinderat war, Veranlassung, ihm meine spezielle Aufmerksamkeit zu schenken. Die Tramway war eine jener kommunalen Fragen, denen ich mein ganzes Interesse zuwendete, sie war im Gemeinderat eine der stachlichsten geworden. Ihr ganzes Kapital nämlich war ein verhältnismäßig kleines (30000 Aktien zu je 200 Fl.) und dadurch, daß, um Herr der Gesellschaft zu werden, der Besitz der Hälfte der Aktien genügte, war sie von Anfang an in der Hand bald dieses, bald jenes Großaktionärs, von denen jeder nur an seinen Kursgewinn bei einem raschen Wiederverkauf dachte und von denen auch nicht ein Einziger sich im geringsten um die Interessen der Allgemeinheit an diesem

so wichtigen Verkehrsinstitute kümmerte. Das mußte natürlich im Rathause Entrüstung hervorrufen. Zu jener Zeit war Eduard Wiener dieser Großaktionär, welcher den ganzen Verwaltungsrat mit von ihm abhängigen Vertrauensmännern besetzt hatte. In seinem Interesse mußte es natürlich liegen, die Rentabilität dieses Unternehmens zu steigern. Aber seine Ansicht, wie dies erzielt werden konnte und sollte und sein ihr entsprechendes Vorgehen standen dem Bedürfnisse des Verkehrs, den berechtigten Forderungen der Stadtverwaltung stracks gegenüber; er wollte nämlich nicht nur keine der Linien, zu denen die Gesellschaft verpflichtet war, sondern überhaupt keine neuen bauen, weil jede solche — wie mir der Präsident der Gesellschaft bei einem Besuche, mit dem er mich beehrte, auseinandersetzte, einer alten Konkurrenz machen würde. Das war natürlich ganz verkehrt gedacht und gab zwischen besagtem Präsidenten — ein Herr Fleischl v. Marxow — und mir eine sehr unliebsame Szene.

Doch war er schließlich ein Mann von Gesinnung und Distinktion, das Licht, in welchem er durch diesen Besitz gegenüber der Stadt erschien, wurde ihm bald unangenehm, die Situation erschien ihm peinlich und er verkaufte die Aktien. Seine bedeutende Intelligenz und Tatkraft, die ihm später eine geschäftlich große Stellung verschafften, verwendete er restlos in seinem Bankgeschäfte, und den Unternehmungen, die er geschaffen oder denen er sich als Leiter angeschlossen hatte, so der Kreditanstalt, der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft und anderer, deren Präsident er geworden war.

Als Jude fühlte und gab er sich auch bis zu seinem Ende, doch hatte dies nicht gehindert, daß seine beiden Töchter Gattinnen von Christen und zwar wirklichen Aristokraten wurden. Das Haus fand nach seinem Tode keine Fortsetzung; in der Judengemeinde und ihren öffentlichen Interessen hinterließ er keine Spur und kein Andenken.

Von einem freundlicheren, ich möchte sagen, anmutenderen Klange, namentlich durch die wohlverdiente Popularität, die er genoß, war der Name eines anderen Mitgliedes der jüdischen Finanzwelt jener Zeit, Anton Schnapper, des Besitzers der seinerzeit größten Wechselstube Wiens. Sie unterschied sich von

den anderen dadurch, daß sie auch schon damals ein eigentliches Bankgeschäft kultivierte, was mit dem Betrieb einer Wechselstube nicht notwendig verbunden ist. Das Milieu der gesamten Familie trägt den Charakter eines bürgerlichen Patriziats mit starken verwandtschaftlichen Beziehungen derselben Art. Verkehr mit der besten Gesellschaft und nicht bloß jüdischer zeichnete sein Haus aus. Schon vor einem halben Jahrhundert ist die Wechselstube von der Niederösterreichischen Eskomptegesellschaft übernommen worden und gelangt der Name durch das Geschäft nicht mehr in die Öffentlichkeit. Er besteht nur mehr in der Gesellschaft, in welcher die freundliche und wohlwollende Familie Ansehen und Stellung besitzt.

Wesentlich in den Vormärz hinein gehören die verschiedenen Firmen derer v. Wertheimstein: Adolf v. Wertheimstein, Hermann v. Wertheimsteins Söhne, v. Wertheimsteins Sohn. Die Inhaber stehen in einem gewissen Gegensatz zu den bisher Angeführten dadurch, daß von allen diesen keiner durch Familie und Name weiter als bis zur Regierungszeit des Kaisers Franz I. zurückreicht, sie jedoch durch Abstammung dem eigentlichen jüdischen Alt-Wien angehören. Sie sind nämlich die Enkel des von mir schon im Ghetto vorgeführten Samson Wertheimer, des Schwagers und Prokuristen Samuel Oppenheimers. Seine Bedeutung und Wirkung habe ich dort gewürdigt; in weiterer Folge war die Familie zu einem glänzenden Namen in der Bankwelt und zu einer ersten Stellung in der Gesellschaft gelangt. Das finanzielle Schicksal der Häuser dieses Namens entsprach nicht den Hoffnungen und Erwartungen, welche man an die Provenienz hatte knüpfen können.

Die meiste Bedeutung von den in dieser Zeit lebenden Familienmitgliedern besaß Leopold v. Wertheimstein, aber nicht durch eine selbständige geschäftliche Tätigkeit — mit einer solchen figurierte er nur im Schema — sondern durch seine Position als der führende Prokurist des Hauses Rothschild[1]).

[1]) Um nicht der Inkonsequenz geziehen zu werden, wenn ich bei der Feststellung des Anteils der Juden an der Entwicklung unserer Industrie auch die getauften mitzähle, und hier auf die getauften Bankiers keine Rücksicht nehme, muß ich auf den prinzipiellen Unterschied, der hier vorliegt, hinweisen. Wirtschaftlich ist der Jude, welcher kein k. k. landesfürst-

Die ganze Gruppe der bisher Vorgeführten hatte ein Gemeinsames: Ihre Provenienz war von Hause aus die des Bank- und Börsengeschäftes. Neben ihnen bestand und betrieb gleichfalls diesen Zweig eine kleine Anzahl von jüdischen Häusern, die nach ihrem Anfang in einem Warengeschäft wurzelten und erst später in dieses eingetreten waren. Vor allem nenne ich hier S. Figdor & Söhne. Der Chef derselben Isaak oder Eisig Figdor gehörte zu jenen Figdors, die in Kittsee wohnten, ihr Geschäft dort betrieben und im Verlaufe von hundert Jahren alle nach Wien übersiedelten. Zu Bedeutung für Wien gelangte nur eine Linie, die des Jakob Figdor, welcher schon 1793 als hier ständig wohnhaft verzeichnet wird und dann die Toleranz nicht wie normal von der österreichischen Landesregierung, sondern vom Hofe direkt erhielt. Sein Sohn, eben dieser Eisig, ist von ihm als Kassier polizeilich angemeldet. Derselbe gründet ein Wollhaus unter der obgenannten Firma, deren Export schon Anfangs der dreißiger Jahre ein sehr bedeutender gewesen sein muß, da sie in London ein ständiges Zweighaus mit einem der Söhne an der Spitze unterhielt. Um diese Zeit, 1836, gelangt Grillparzer, wie er in seiner Selbstbiographie erzählt, dahin; ein junger Figdor, welcher offenbar ein Mann von Bildung und Distinktion gewesen sein muß — nach einer mir aus dessen Familie gewordenen

liches Privilegium erreichen konnte, und der, um nach den damaligen politischen Verhältnissen in das „Mittel" (bürgerliche Weberzunft) Aufnahme zu finden, die Taufe genommen, Jude geblieben und mußte von mir mitgezählt werden. Aber daß getaufte Bankiers nicht zur Oberschichte der jüdischen Gesellschaft gerechnet werden können, ist, denke ich, klar. Es wären ihrer übrigens unter einer nicht allzu großen Zahl nur drei Firmen, die ihrer Bedeutung nach hier genannt werden müßten: Henikstein & Co., Arnstein & Eskeles, Moritz Wodianer. Die Henikstein's hatten, seit sie getauft waren, d. h. seit Generationen, jede Beziehung zu den Juden abgebrochen; die Barone Eskeles hatten schon seit hundert Jahren keine andere Beziehung zu ihnen, als daß sie, da sie nach den damaligen Gesetzen nach ihrer Geburt zu Juden geworden, bis zum Jahre 1835 auch auf dem jüdischen Friedhof begraben wurden; Moritz Wodianer, Sohn des Pester Großkaufmannes und Bankiers Samuel Wodianer, hatte noch vor dem Aufenthaltsort seinen Glauben gewechselt. In Sprache und Wesen hatte er allerdings den Juden nicht verleugnen können, aber gesellschaftlich stand er mit Juden und jüdischer Gesellschaft in keinem Verkehr. Seine Töchter wurden magyarische Aristokratinnen, sein einziger Sohn starb kinderlos.

Mitteilung war es Gustav Figdor, der spätere Gemeinderat — sucht spontan den Landsmannpoeten auf, stellt sich ihm, um ihn London kennen lernen zu lassen, zur Verfügung und vermittelt ihm die persönliche Bekanntschaft mit Lord Bulwer. Grillparzers Ruhm war schon nach London gedrungen; nach dessen ersten Dramen hatte Lord Byron laut verkündet, die Welt werde sich gewöhnen müssen, diesen Namen auszusprechen.

Eisig Figdor hatte diese Wollsortierei groß betrieben. Später, veranlaßt durch die vollständige Veränderung im Wiener Wollgeschäft, wandelte er die von ihm gegründete Firma in ein Bankhaus um. Mit dem oben erwähnten Enkel Gustav hatte ich durch meine kommunale Tätigkeit mannigfache Begegnungen.

Eisig Figdor blieb bis zu seinem Tode Chef und ein rechter und gerechter Jude. Heute ist allerdings die ganze von Eisig stammende Linie verchristlicht, in Verwandtschaft mit der besten Schichte des christlichen bürgerlichen Patrizats getreten, und in ihr lebt nur mehr eine schwache Erinnerung an ihre jüdische Provenienz.

In dieser Richtung ganz anders zeigt sich das gleichfalls aus dem Wollgeschäft stammende Bankhaus jener Zeit des S. Auspitz. Er gelangt schon als sehr wohlhabender Mann aus einer kleinen mährischen Provinzstadt nach Wien, setzt hier seinen ursprünglichen Beruf, das Wollgeschäft im vergrößerten Maßstabe fort; die später ganz veränderte Situation im Wollhandel ließ auch ihn denselben aufgeben, sich teilweise der Industrie zuwenden (er wurde Zuckerfabrikant) und auch ein Bankgeschäft betreiben. Dasselbe hielt sich immer in den maßvollsten Grenzen. Im Börsenleben wurde und wird dieser Name nie genannt. Das hat nicht gehindert, daß Haus und Familie in eine erste Reihe gerückt sind. Einer der Söhne, Rudolf Auspitz, war durch lange Jahre mährischer Reichsratsabgeordneter und in demselben für die deutsch-liberale Partei eines ihrer wertvollsten Mitglieder.

Noch ungleich früher verdankte eine andere jüdische Familie ihren ersten ökonomischen Aufstieg gleichfalls dem Wollgeschäfte. Israel Hirschl, der Sohn eines Hirschl Philipp aus Temesvar, gelangt Ende des 18. Jahrhunderts nach Wien, wechselt hier

seinen Namen gegen den deutscher klingenden Liebmann, wird 1793 Schwiegersohn des Aron Leidesdorf, 1806 k. k. priv. Großhändler. Das Wollgeschäft dieses Mannes war für die damaligen Verhältnisse ein ganz ungewöhnlich bedeutendes. Vom 1. Jänner 1812 bis 30. Juni 1823 kaufte das Großhandlungshaus (nach Wurzbach) 196000 Zentner Schafwolle um nahezu 9 Millionen C. M. und setzte im Verlaufe seines Bestandes im Auslande um nahezu 15 Millionen österreichische Schafwolle ab. Wegen dieser Verdienste wird er 1817 in den Adelsstand, 11 Jahre später in den Ritterstand mit dem Prädikate v. Liebenberg erhoben. Doch hatte diese Familie schon längst für das Judentum jede Bedeutung verloren. Sie war schon vor ihrer letzten Nobilitierung sowohl aus dem Judentum, wie aus dem Wollhandel geschieden; weder an das eine noch an das andere besteht unter deren Mitgliedern irgend eine Erinnerung mehr. Sie sind, nach einer mir aus der mit ihnen verwandten Familie des J. Frh. v. Ch. gewordenen Mitteilung schon seit einem Jahrhundert Großgrundbesitzer in Niederösterreich, auch sonstige Besitzer, aber ohne Zusammenhang mit Juden oder Geschäften.

Der in meiner Zeichnung Nächstfolgende, Lazar Epstein (Firma L. Epstein) gehört als Bankmann seinem Anfange nach gleichfalls dem Vormärz an. Er hatte seine Laufbahn als junger Mann noch in den letzten Franzosenkriegen als — wie es hieß — Marketender in der österreichischen Armee begonnen. Heimgekehrt, errichtete er in Prag ein Manufakturwarengeschäft, wurde dann einer jener Prager Kaufleute, welche, wie schon erzählt, die österreichische Kattundruckerei schufen. Er betrieb diesen Zweig — wenn auch in geringer Ware — mit Geschick und Erfolg. Seine Niederlage am Wiener Platze, am Kienmarkt, heute Judengasse, und sein eigener Aufenthalt dort hatten den nicht sehr feinen, aber sehr gescheiten Mann, welcher durch Aussehen und Wesen eine Stadtfigur wurde, schon Anfangs der vierziger Jahre zum Bankgeschäft geführt. Sein starker Verstand, sein scharfer Blick fanden auf diesem Gebiete mehr Spielraum als in der Kattundruckerei, er verkaufte diese einem anderen und war schon lange vor dem Jahre 1848 ausschließlich, und zwar ein sehr reicher, Bankier. Sein Sohn Gustav, der ihm nachfolgende Chef des

Hauses, war ein nach jeder Richtung distinguierter Mann. Nicht nur im eigentlichen Bankgeschäfte, auch an der Börse war die Geschäftsführung eine durchaus vornehme, er wies alles ab, was nicht fair war. Er hatte starkes Interesse für jede Seite des öffentlichen Lebens, war ein eifriges Mitglied des Kultusvorstandes, beteiligte sich namentlich an der Verwaltung der Waisenpflege, zeigte nicht nur Freigebigkeit und Entgegenkommen für jede humanitäre Institution, sondern hatte zur „Hand-Beteilung“ in seinem Budget eine für jene Zeit sehr große Summe — wie es hieß jährlich 30 000 Fl. C. M. — ausgesetzt, deren Verwaltung und Verteilung einem vertrauenswürdigen Beamten übertragen war. Er zählte zu dem ersten und vornehmsten jüdischen Patriziat, aber die Anerkennung, die er genoß, war eine allgemeine; die Kreise, die sich in seinem Haus versammelten, waren keine spezifisch jüdischen. Der 9. Mai 1873 überraschte ihn, nachdem er schon mehr als zwei Jahre, durch Krankheit gezwungen, die Leitung des Hauses in andere Hände gegeben hatte. Das Interregnum hatte in seinem Hause eine so veränderte Situation geschaffen, daß dieser ominöse Tag und dessen Konsequenzen für sein großes Vermögen und seine Firma zur vollständigen Katastrophe wurden. Das Haus wurde in Ehren liquidiert, das Vermögen aber verschwand bis auf den letzten Rest. Er überlebte seinen Sturz nicht lange und starb unter aufrichtiger Teilnahme aller — ich gehörte mit zu ihnen — die mit ihm je im Verkehr gestanden. Das ihm von Hansen in vornehmer Einfachheit erbaute Palais am Franzensring wurde Eigentum der englischen Gasgesellschaft, dann Staatseigentum und ist jetzt der Sitz des Verwaltungsgerichtshofes; sein denselben Charakter tragendes kleines Palais in Baden ward Eigentum des Erzherzogs Rainer.

Ich schließe diese Serie mit dem Bankhause J. Weikersheim & Co. als jener Bankfirma, welche von, wie ich schon früher sie charakterisiert, all den damals noch zahlreichen Privatbankfirmen noch am ehesten dem jüdischen Kommerz, sowohl dem Textil-, wie dem Produktenhandel sich zugänglich zeigte.

Haus, Familie und Geschäft hatten auch einen jüdisch-patriarchalischen, etwas altmodischen Charakter. Der Gründer, Malthus Hirsch Weikersheim aus Süddeutschland, ein alter Herr

von freundlichem heitern Wesen, hatte, als ich ihn kennen lernte, schon längst die Führung seinen beiden Schwiegersöhnen, zwei Brüdern Brandeis, überlassen. In der nicht jüdischen Wiener Gesellschaft traten die drei Herren nicht hervor, das Schicksal des Hauses habe ich schon erzählt.

Unbefangen betrachtet, muß man also sagen, die Stellung, welche die öffentliche Meinung unter den Wiener Juden gerade ihren Reichsten eingeräumt hatte, war keine ungerechtfertigte; zum greifbaren Ausdruck gelangte sie dadurch, daß sie die Leitung der Gemeinde traditionell in deren Hände gelegt hatten[1]).

[1]) Ich würde beiden Teilen, der Gesamtheit, wie der Oberschichte unrecht tun, wenn ich nicht selbst noch darauf hinweisen würde, daß diese Reichen das Ansehen, welches sie bei ihren jüdischen Mitbürgern genossen, nicht einzig und allein ihrem vielen Gelde verdankten; es floß zum Teil auch aus anderen besseren Quellen, vor allem aus ihrem starken Wohltätigkeitssinne, der, auch von den Christen anerkannt, ungleich stärker war, als bei den reichen Christen, inklusive des Adels. Weiters aus einer gewissen höheren Lebensführung; so aus der Tatsache, daß eine nicht unerhebliche Zahl vornehmer jüdischer Damen für die besten Kreise in der Saison ihre Salons offen hielten. Durch die Stellung, welche sie auf diese Weise in der ganzen Wiener Gesellschaft unbestritten einnahmen, erhielten auch ihre Gatten ein durch den Reichtum allein nicht erreichbares, soziales Relief.

Über diese jüdischen Salons der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts ist schon mancherlei geschrieben worden, man hat sie als die Fortsetzung jener des Kreises der Barone Eskeles, Arnstein, Pereira während des letzten Viertels des 18. und ungefähr des ersten im 19. Jahrhundert charakterisiert.

Flüchtig habe ich schon einmal auf die ganz merkwürdige Position hingewiesen, welche diese jüdischen Salons jener Zeit, namentlich während des Wiener Kongresses eingenommen haben. Diese Damen waren trotz des Freiherrn-Titels ihrer Gatten nicht hoffähig, sondern hatten zur Aristokratie keinen Zutritt; aber ihre Salons, in welchen sich alle fremden Diplomaten, überhaupt alle Fremden von Distinktion, alle Berühmtheiten einfanden, waren der Mittelpunkt des Geisteslebens in Wien. Man konnte während dieser europäischen Tagung an demselben Abend den Herzog v. Wellington, den Kardinal Consalvi, den Fürsten Hardenberg, die Grafen Capo-Istria und Pozzo di Borgo, Wilhelm Humboldt, die Prinzen von Hessen-Homburg, die Grafen von Bernstorff und von Münster, Minister Neipperg und viele andere in der gedrängten Menge sehen, die auch alles umfaßte, was in Wien selbst geistige Höhe mit Rang und Namen verband. Wie war das möglich geworden, insbesondere in einer Periode, in welcher die Juden Wiens noch in jenem Tiefstande der Erniedrigung sich befanden, den ich eingehend geschildert habe?

Dieser Widerspruch ruft nach einer Erklärung. Im christlichen Bürger-

Dieses Vertrauen in jene politische Oberschichte hatte nach einer anderen Richtung, nämlich für das innere, d. h. für das Leben außerhalb des Erwerbs dieser Judenschaft, wie sich zeigen wird, eine große und wichtige Folge, für welche die geän-

---

tum konnte von einem Salon im geistigen Sinne kaum die Rede sein. Innerhalb desselben gab es wohl reiche Leute genug, aber Klein und Groß unterschieden sich geistig nicht voneinander, sie waren mit nur winzigen Ausnahmen sämtlich Banausen, ohne anderen Sinn als für Erwerb und plattes Vergnügen. Wie verhielt es sich auf diesem Gebiete mit dem Adel? In Frankreich, dem Geburtslande des Salons, war die aristokratische Gesellschaft aufgelöst, im Grunde verschwunden, seit der Konvent 1793 ihre Latifundien zugleich mit denen der Kirche konfiszicrt, parzelliert, verauktioniert hatte. 150 Jahre vorher war in Österreich ein total Entgegengesetztes geschehen. Nach der Schlacht am Weißen Berge waren die Güter des zumeist evangelisch gewordenen böhmischen Ritterstandes konfisziert worden; sie wurden nicht, wie in Frankreich parzelliert, sondern die ganze Masse derselben wurde an einzelne Generäle der kaiserlichen Armee und an eine verhältnismäßig kleine Anzahl von adeligen Familien, welche für das Herrscherhaus und den Katholizismus Kämpfer geblieben waren, verteilt oder zu Preisen und Bedingungen verkauft, welche einem Geschenke gleichkamen. Hierdurch ist gerade jener mächtige Teil des hohen Adels geschaffen worden, von dem Napoleon I. sagte, „daß Österreich von nicht mehr als 50 Familien regiert werde". Alle die mächtigen fideikommissarischen Besitze, welche noch heute die Grundlagen für den entscheidenden Einfluß der Feudalen auf unser Staatswesen bilden, sind in jener Zeit entstanden. An Stelle der zahlreichen böhmischen Ritter war ein Adel getreten, der durch mehr als zwei Jahrhunderte ohne Zusammenhang mit der geistigen Entwicklung des Landes verblieb, was natürlich auf seine eigene zurückwirkte, sie hemmte. Hierdurch war diese vornehme Gesellschaft in einer merkwürdigen Beschränktheit verblieben. Und das war nur sehr natürlich. Sie wurde von der starrsten Exklusivität beherrscht. Viele der hohen Damen empfingen selbst die Gattinnen der Gesandten der fremden Mächte nur dann, wenn diese gleichfalls von untadelig hoher Geburt waren. Die Folge einer solchen Absperrung ist immer die Flucht des Geistes. Der hohe österreichische Adel nannte sich selbst den Olymp, aber seine Himmlischen hatten ihren Gästen nichts zu bieten als Klatsch und politisches Intriguenspiel. Beides genügte den Männern von wirklichem Geiste nicht, welche während des Kongresses aus allen Teilen der Welt in Wien zusammenströmten.

Wer die geistige Unterhaltung nicht entbehren mochte, mußte sie an anderer Stelle aufsuchen und fand sie eben nur in dieser merkwürdigen Ecke Wiens. An die kleine jüdisch-freiherrliche Gruppe schloß sich ein weiterer Kreis jüdischer Damen, welche gleichfalls, wenn auch mit weniger Glanz und Erfolg in ihren Salons die „Gesellschaft" bei sich sahen. Wohl wechselt das Bild, Familien erlöschen oder fallen durch die Taufe aus dem jüdischen Rahmen, andere Salons erscheinen innerhalb derselben; doch keiner von ihnen kann auch nur annähernd der Gesellschaft Arnstein, Eskeles, Pereira an die Seite gestellt werden. Dazu fehlte ihnen

derten Verhältnisse und manche aus ihnen hervorgehende, wirkliche oder vermeinte Notwendigkeit langsam und allmählich den Boden vorbereitet hatte. Wenn im Ghetto das ganze Leben von der Religion beherrscht wurde, selbst die größte Erwerbslust an ihr eine Schranke fand, so beeinflußte hier umgekehrt das Leben die religiöse Übung und selbst die Anschauung. Der Leser wird sich meiner Zeichnung des Sabbat im Ghetto erinnern — er hätte dessen Szenerie zwischen Hohem Markt und Salzgries nicht mehr gefunden. Im Ghetto, dieser einheitlich geschlossenen Welt, hatte kein Händler zu fürchten gehabt, daß ein Konkurrent am Samstag sein Geschäft öffnen würde. Hier in Wien hatte er diese Sicherheit nicht, und dieser Mangel hatte nach und nach die Scheu vor den Geschäften am Samstag aufhören lassen; sämtliche Läden, auch in der unmittelbaren Umgebung des Tempels — in der Seitenstetten-, Juden-, Preß-, Krebs- und Sterngasse waren jetzt auch am Sabbat geöffnet. Selbst die Frömmsten, welche den Gottesdienst nicht versäumten, fügten sich in diesem Punkte der ganz allgemein gewordenen Übung. Ich erinnere mich eines aufrichtig religiösen Chefs eines großen Geschäftes, Sohn eines Rabbiners, der das Geschäft auch am Samstag geöffnet und einen getauften Juden als Prokuristen hatte. Charakteristisch genug zeigte sich sogar im Tempelgebäude ein Laden nicht nur am Samstag, sondern selbst am Versöhnungstag, an welchem fast ohne Ausnahme alle Geschäfte gesperrt waren, geöffnet; er war nämlich zu der hier beschriebenen Zeit gemeinsam an zwei christliche Parteien, einen Goldschläger und eine Modistin namens Müller, vermietet und denselben wurde erst Ende der 50er Jahre gekündigt, als man diesen Raum benötigte.

Der Tempel selbst war an Wochentagen so schwach besucht, daß man die zehn zum Besuche des Tempels verpflichteten

---

der große historische Hintergrund, die europäische Szenerie, die Anregung des Geistes, die geistige Atmosphäre, welche durch die Revolution entstanden und zu jener Zeit noch lange nicht erloschen war.

Es ist aber nichtsdestoweniger unzweifelhaft, daß jene allgemeine distinguierte, gesellschaftliche Übung viel zu dem Ansehen dieser oberen jüdischen Kreise und zu jenem Vertrauen beigetragen, durch welches die Leitung der Gemeinde ausschließlich an die Mitglieder derselben gelangt ist.

„Batlonim" nicht entbehren konnte und nur an Samstagen, wenn eine Predigt zu hören war, mehr als sehr mäßig gefüllt. Was im Ghetto streng verpönt und von niemandem gewagt wurde, das Tabakrauchen am Samstag, die sichtbare Übertretung der Speisegesetze, wurde von niemandem beanstandet oder als auffällig angesehen. Eine einzige rituelle Fleischbank im Tempelgebäude der Seitenstettengasse genügte für alle jene, welche dort ihren Bedarf holten, und deren waren nicht allzuviele. Mit der „Mikwah", dem kleinen rituellen Bad, gleichfalls im Tempelgebäude, verhielt es sich genau so, sie diente nur wenigen. Bei den Provinzjuden standen darum ihre Wiener Glaubensgenossen in sehr üblem Ruf, vielen derselben war eine solche Gottlosigkeit einfach unverständlich. Einem der Preßburger Dajonim, Salomon Bonhard, dem Frömmsten der Frommen, berichtete man von derselben. „Stuß," (Torheit) meinte er, „sie dürfen ja doch nichts verkaufen."

Eine kleine Episode beleuchtet vielleicht am drastischesten die Haltung der damaligen jüdischen Kreise in Wien zu den rituellen Vorschriften. Einer der Gemeinderabbiner zur Zeit des Regime Biedermanns bat nach mehrjähriger Funktion den Gemeindevorstand um seine Entlassung. Der Präses richtete an ihn die Frage nach dem Grund seiner Demission und erhielt von ihm die sarkastische Antwort: „Ja, sehen Sie, weil dies die erste Schaile" (das hebräische Wort bedeutet eine Frage überhaupt, wird aber von den Juden zumeist für spezielle Anfrage an den Rabbiner gebraucht) ist, mit der man hier zu mir kömmt".

Fromm im extremen Sinn des Ghetto waren hier die meisten Juden nur an dem Versöhnungstage. Eine gewisse Erschütterung mochte dieser Tag auch für diejenigen gebracht haben, welche Freigeister waren oder sich dafür hielten. Zumindest scheute jeder einen öffentlichen Verstoß gegen denselben. Die Angst jedoch vor diesem Bußtag ist für den Unterschied zwischen der Frömmigkeit der Wiener und der Ghetto-Juden gar nicht entscheidend. In den Judengassen der Provinz wurde das Passahfest ebenso heilig gehalten und die an dasselbe geknüpften rituellen Vorschriften — so viele Unbequemlichkeiten sie auch in jeder Haushaltung hervorriefen — strengstens beobachtet. Das war inner-

halb der damaligen Wiener Juden zum kleinsten Teile der Fall. Nur in einem einzigen kleinen Kaffeehause, in dem ersten Hause auf der linken Seite der Taborstraße, war für diese 8 Tage rituelles Frühstück zu finden; kein anderes Kaffeehaus, so viele ihrer auch von Juden besucht wurden, war durch seine Gäste zu dieser Rücksicht genötigt. In den wohlhabenderen Familien ging man fast durchwegs über alle diese Vorschriften hinweg, und nur um den Passah zu markieren, kam auf den Tisch neben dem Brotkorb ein zweiter mit der „Mazze", von welcher die Kinder aus Neugierde naschten. Die „Slichois" im Ghetto, die ich mit ihrem Grausen geschildert, waren auch im Tempel, da sie in die gefürchtete Bußezeit fielen, beibehalten worden, aber trotzdem sie anstatt um 4 Uhr morgens erst zwischen 6—7 Uhr begannen, fanden nur sehr wenige, um an ihnen teilzunehmen, den Weg in den Tempel.

Die starre Orthodoxie, diese Voraussetzung und Unterlage eines sozial geschlossenen Judentums, hatte sich gelockert, und diese Lockerung hatte nicht nur veränderte Lebensformen, sondern auch ersichtlich in den Ansichten eine Veränderung herbeigeführt, welche einer, damals in stärkster Weise unter den Juden ganz Europas auftretenden Strömung von — ich weiß kein anderes Wort dafür — jüdisch-politischem Charakter entgegenkam. Das ganze Sinnen der Juden konzentrierte sich, sehnsüchtig und heftig, in dem Wunsche nach der — wie der allgemeine Ausdruck lautete — Emanzipation, nach Gleichstellung mit der Gesamtbevölkerung. Was hinderte — nach Ansicht der Juden selbst — die öffentliche Meinung der christlichen Bevölkerung, seine Erfüllung zu unterstützen? Die jüdische Religion konnte es nicht sein, sie stand unter dem Schutze des Gesetzes. Angriffe auf sie waren äußerst seltene Fälle und wurden, wenn sie vorkamen, von den Behörden aufs strengste geahndet. Ein Hindernis lag auch nicht in der Sprache, welche ja überall die der Bevölkerung war, sondern in den sonstigen Verschiedenheiten, denen des Erwerbs, der Berufe überhaupt, in mancher der sozialen Sitten und Gewohnheiten, welche zusammen den Juden ein von den Christen abweichendes Gepräge gaben. Daß diese Verschiedenheiten, welche gleichsam wie eine Mauer Juden und Christen

trennten, fallen, das war nach dem damals herrschenden Gedankengang die notwendige Voraussetzung für die so heiß ersehnte Gleichstellung. Und — so kalkulierte man weiter — da nach dem heutigen Grade der Kultur die politische Geltung dieser Mauern von den Christen selbst nicht hinweggeräumt würde, noch auch werden könnte, so wäre es Sache der Juden selbst, in innerer, wenn auch langsamer Arbeit diese Aufgabe zu lösen. Diese Bewegung, welche ihren Anfang in Deutschland genommen, hatte sich auch über Österreich verbreitet, sie ging durch alle denkenden Juden nicht nur Wiens, sondern auch aller größeren wie kleineren Orte und Städte; diese Tendenz beherrschte damals die besseren Schichten der Juden durchwegs, fand ihren unverkennbaren Ausdruck in der Schaffung von öffentlichen Institutionen, wie durch Entschließung der einzelnen. In Wien ging man ans Werk. Auf Anregung Josef v. Wertheimers entstand hier ein großer Verein, der noch bestehende und tätige „Zur Beförderung der Handwerke unter den inländischen Israeliten", er begegnete damals dem lebendigsten Interesse und hat seit seinem Bestande bis heute nicht weniger als 6000 jüdische Knaben zu Handwerkern gemacht. Der gleiche Verein wurde in Pest, sogar in Galizien, in Tarnopol gegründet. Die Juden sollten nicht mehr in so überwiegendem Maße zu Schere und Elle greifen, sondern Schlosser und Schmiede, Drechsler, Tischler usw. werden. Die Tendenz ging noch weiter; man wollte selbst auf die natürlichen Vorteile, welche die durchschnittlich etwas höhere Begabung dem jüdischen Knaben verleiht, verzichten, nur um die gleiche Schichtung wie bei der christlichen Bevölkerung zu erzielen. Die Juden sollten — so hieß es damals — in keinem Belange etwas anderes sein, als die Christen.

Ich möchte aus den jüdischen Kreisen, denen ich nahestand, Einzelheiten, die mir im Gedächtnis geblieben sind, mitteilen, an sich nicht wichtig, aber sie geben der schwarzen Zeichnung das belebende Kolorit. Ich erinnere mich eines sehr naiven, und dabei doch bezeichnenden Ausspruches eines sehr einfachen Mannes, meines Onkels Karl Mayer, als während der Märztage an seinem Stammtische im Café Friedrich von den Herren über die Judenemanzipation diskutiert wurde, für die damals,

allerdings erfolglos, eine Petition aufgelegt worden war; er sagte nämlich: „Solange ich nicht erlebe, daß mich auf dem Hohen Markt ein jüdischer Fiaker anruft: ‚Fahrn mer, Euer Gnaden‘, ein jüdischer Briefträger meine Briefe bringt, ich keinen jüdischen Laternenanzünder sehe, werde ich nicht an eine Judenemanzipation glauben.“

Eine komische Illustration erhielt diese Aktion durch eine Eingabe der Schustergenossenschaft an das Ministerium, „sie seien nicht gegen die Emanzipation der Juden, nur dürfe man ihnen nicht gestatten, die Schusterei auszuüben“.

Die besten Leute in den jüdischen Geschäftskreisen waren von der Idee, auf diese Weise der Gleichstellung vorzuarbeiten, nahezu begeistert und handelten danach. Die Idee ging durch alle Kreise. Der alte Weikersheim hatte die lobens- und liebenswerte Gepflogenheit, Mädchen aus seiner mittellosen Verwandtschaft der Reihe nach für einige Jahre in Haus und Familie aufzunehmen. More judaico verheiratete er sie, aber nur an Handwerker. Drei dieser Adoptiv-Schwiegersöhne habe ich persönlich sehr gut gekannt; einer ein Uhrmacher, welcher sehr reüssierte, dessen Geschäft noch heute besteht, einen Prachtschlosser J-B., der erste der später zahlreich gewordenen jüdischen Bauschlosser und einen Schneider mit vornehmer Kundschaft. Das Gleiche zeigte sich, wenn auch weniger stark, in der Provinz. Mein Vater, ein angesehener Kaufmann im Preßburger Ghetto, gab seinen vierten Sohn zu einem Seidenzeugmacher, Paul Biller in Wien, in die Lehre. Ein Verwandter, der Chef eines viel größeren Geschäftshauses in Pest, Markus Hirschler, und ein anderer Verwandter, der nur einer der Wiener „Platzsteher“ war, folgten diesen Beispielen. Der letztere dieser hier angeführten Lehrlinge, namens S. Kolisch, wurde später einer der Begründer der Gummizug-Industrie in Wien und durch sie ein reicher Mann. Ein viertes Mitglied der Familie, ganz und durchaus Ghettojude, Moses E. — er war Sekretär der Kultusgemeinde — setzte es — wohlgemerkt zu jener Zeit — in Preßburg mit großer Anstrengung durch, daß ein christlicher Zeugschmied seinen Sohn in die Lehre nahm, trotzdem er für die Befreiung am Samstag ein unverhältnismäßig hohes Lehrgeld zahlen mußte; ein sehr

bekannter anderer Ghettomann, der von mir erwähnte Polizeichef Ch. St. tat das Gleiche, sein Sohn wurde der Lehrling eines christlichen Spenglermeisters. Ähnliche Beispiele ließen sich aus jener Zeit in weitestem Maße aus allen jüdischen Kreisen nachweisen.

Und hier nach diesen Einzelheiten komme ich auf jene Folgen zurück, die, wie ich vorher kurz erwähnt, dadurch entstanden sind, daß seit langen Dezennien die Leitung und Verwaltung der Gemeinde in die Hände von Männern der Oberschichte gelegt worden war und lag. Diese waren alle ohne Ausnahme, im stärksten Maße und aus vollster Überzeugung Anhänger dieser assimilatorischen Strömung.

Bei der damals sehr beschränkten Kompetenz des Kultusvorstandes bestand der erste- und Hauptteil seiner Tätigkeit in der Sorge für die religiösen Bedürfnisse der Gemeindemitglieder. Da konnte es nicht ausbleiben, daß diese Tendenz auch auf die Art ihrer Befriedigung durch den Wiener Kultusvorstand ihre Anwendung fand.

In Deutschland, namentlich in Berlin, war man seit der Epoche, welche auf Moses Mendelssohn gefolgt war, in dieser Richtung schon sehr fortgeschritten. Der Gottesdienst der Juden nämlich war bis dahin der gleiche geblieben, wie er sich in der Diaspora durch das Mittelalter hindurch herausgebildet hatte und erfuhr von Seite der Christen die abfälligste Beurteilung. Zu einer solchen sollte keine Veranlassung mehr gegeben werden, und man begann dort die „religiöse Übung“, wie man sich damals ausdrückte, zu reinigen, zu modernisieren, jener in der christlichen Kirche durch Neuordnung des Inhalts, durch Chorgesang und Orgel näher zu bringen. Dieses Beispiel mußte unabwendbar auf Wien wirken, denn gerade in dieser Gemeinde lagen die Verhältnisse für einen solchen Reformprozeß besonders günstig. Namentlich und hauptsächlich darum, weil er sehr lebhaft von der Regierung gewünscht wurde. In einem an den Kultusvorstand gerichteten Erlasse vom Jahre 1822 spricht sie sich in dieser Richtung sehr charakteristisch aus: „Die Regierung erwarte übrigens von Ihrem, für die Sache bisher bewährten rühmlichen Eifer, daß Sie bei der neuen Auswahl der für Ihren neuen

religiösen Kultus auszuscheidenden Gebete und Gesänge mit reifer Überlegung zu Werke gehen und mit Beseitigung bisheriger, ganz veralteter, mit den Zeitverhältnissen und jenen der Israeliten zum Staatsvereine ganz kontrastierenden Andachtsformeln nur solche auffassen und bezeichnen werden, welche die eigentliche wahre Andacht fördern, weil eine nicht in dieser Art geläuterte Darstellung von Seite der Staatsverwaltung nie gutgeheißen und somit unverantwortlich die Realisierung der Anstalt selbst verzögert würde."

Die Wiener Behörde unterschied sich dadurch sehr von dem preußischen Kultusministerium, welches die Anfügung eines deutschen Gebetes nach dem hebräischen Gottesdienst untersagt hatte, während in Wien in einem zweiten Erlasse direkt die Vorlage eines deutschen Gebetbuches verlangt und dasselbe allerdings in demselben Jahre eingereicht, aber nie eingeführt wurde.

Aber auch ohne diese Unterstützung von seiten der hohen Regierung hätten die in der Gemeinde Regierenden, wenn sie nicht ihren eigenen Ansichten und Überzeugungen untreu werden wollten, Berlin nachahmen müssen — waren sie doch alle tief überzeugte Assimilanten — und so taten sie auch wirklich und redlich, was im Reiche schon getan worden war.

Der Vorstand ging also an die Reform des Gottesdienstes; er ersetzte den tausendjährigen Synagogengesang durch den modernen Chor, die alte im Jargon gehaltene „Drosche" durch die moderne deutsche Predigt. Zu diesem Behufe berief er den schon erwähnten Prediger Noe Mannheimer, einen der besten Männer, die je in Wien gelebt haben, neben welchem der zur Entscheidung rein ritueller Fragen belassene Rabbiner ganz in den Hintergrund trat, und um für jene Einrichtungen eine würdige Stätte zu bereiten, erbaute er den für jene Zeit geradezu wunderbaren Tempel in der Seitenstettengasse. Es bezeichnet charakteristisch das Durchschlagende der Strömung, daß der führende Mann des Vorstandes in dieser Aktion der schon erwähnte Lazar Biedermann war, ein Mann, hervorgegangen aus dem echtesten Ghetto. Die Reform erstreckte sich auch auf den Religionsunterricht; er reflektierte nur mehr spärlich auf das Hebräische. Die wenigsten Kinder erlangten die Fähigkeit, den Urtext richtig und rasch zu lesen,

viel weniger noch, ihn zu verstehen; der meritorische Inhalt des Religionsunterrichtes war nach Richtung und Ziel rationalistisch.

Zum Schluß: In dieser ganzen Entwicklung komplizieren sich Ursache und Wirkung, sie sind nicht immer ganz genau voneinander zu unterscheiden. Wie die ökonomischen Veränderungen und die veränderten Anschauungen unter den Wiener Juden dem Vorstande seine Aktion möglich gemacht, so haben umgekehrt die in der religiösen Übung getroffenen neuen Einrichtungen wieder auf die Ansichten und hiedurch auf das Verhalten der Gemeindegenossen zurückgewirkt, neue Veränderungen entstehen lassen und wenn auch die Christen viel weniger, doch die Juden der Assimilierung immer günstiger gestimmt.

Das war also das Milieu der Wiener Judenschaft, wie es sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herausgebildet hat, in welchem sie sich befand, als das große Ereignis des Jahres 1848, die März-Revolution, in der ganzen Bevölkerung Wiens die größten Veränderungen hervorrief. Welche Konsequenzen die der Revolution folgende Entwicklung speziell in den Zuständen der Juden Wiens gezeitigt hat, soll die weitere Folge meiner Erzählung darlegen.



III. Buch

Die Wiener Juden von der Revolution des Jahres 1848 bis zur Gegenwart

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant!"
Goethe



Erste Periode: Von den Märztagen bis zum Verfassungsstaat 1848—1868

1. Kapitel

Handel und Wandel, bürgerliche und politische Stellung

Dieses dritte Buch soll, als eine Ergänzung der Schilderung des Vormärz, den Nachmärz, soweit er in mein Thema fällt, bringen, jedoch nur die Dezennien zwischen der Märzrevolution und dem Jahre 1880 umfassen, nicht wesentlich darüber hinausgehen. Ein und dieselbe Generation ändert nicht ihre Grundstimmung, aber jede neue hat eine andere. Die Söhne haben ja immer eine andere Meinung als ihre Väter, sie sind auch die geistig Kräftigeren. Der Alten werden natürlich immer weniger, der Jungen immer mehr, die Alten werden zur Minorität, die Jungen zur Majorität, deren Ansichten siegen, sie werden mehr oder weniger die allgemeinen. Von 1880 ab stände mir sonach eine neue Gesellschaft gegenüber und ich habe mir doch nur die Aufgabe gestellt, jene alte zu schildern, welche aus der Periode vor 1848 und aus der Revolution dieses Jahres in die neue herübergegangen ist.

Ich kann aber für dieses Kapitel nicht, wie ich es in der Beschreibung des Preßburger Ghetto und des Wiener Vormärz getan, den Handel voranstellen; ich muß nämlich meiner Darstellung die Beschreibung dessen vorangehen lassen, was die deutsche Sprache, diese feinsinnige Deuterin unter „Wandel" begrenzen und dem „Handel" gegenüberstellen wollte, nämlich das Leben und Streben, Tun und Lassen außerhalb des Erwerbs und abseits von ihm. Nicht nur, weil die Märzrevolution und das, was ihr nachfolgte, Veränderungen hervorgerufen hatte, welche für das Gesamtleben der Juden von der entscheidendsten

Wichtigkeit waren, sondern weil vielfach die Entwicklung des Handels seit dieser Zeit auf diese Weise verständlicher wird.

Das Jahr 1848! Die Welt genießt heute die Früchte desselben. Italien hat die Einheit, Deutschland die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, Ungarn seine Autonomie und mit ihr einen großen wirtschaftlichen Aufschwung errungen. In ganz Österreich ist der Bauer von der Patrimonialwirtschaft erlöst, er ist frei, sein Besitz ist frei und durch seinen — leider übergroßen — Einfluß in der Gesetzgebung hat er auf Kosten der gesamten städtischen Bevölkerung einen Wohlstand erreicht, an den er früher auch nicht im Traume hatte denken können. Allüberall genießt die Bevölkerung trotz aller Mängel des Gesetzes die Gleichheit vor demselben und Freiheit der Bewegung. Nichtsdestoweniger sind jene Historiker und Publizisten, welche gerade in der Zeit der auf die Revolution gefolgten Reaktion erwachsen sind, eine Revolution nie gesehen haben und darum die Unbefangenheit des Urteiles nicht besitzen, gewohnt, über die Geister jener Zeit vornehm zu lächeln. Ich meinerseits, werde es immer als eine Gunst des Schicksals betrachten, sie mit erlebt zu haben.

Instinktiv spricht man von den „Achtundvierzigern" gleichsam als von einer besonderen Spezies von Politikern. Nicht mit Unrecht, nein, mit richtiger Empfindung! Wem die Sonne des 13. März warm ins Herz geschienen, der ist politisch nie mehr ganz kalt geworden, und ich begreife ganz gut, wie selbst kühle Männer bis in ihr höchstes Alter an diesen Erinnerungen hängen. Die damalige Begeisterung war eine durchaus ideale, frei von den Schattenseiten eines mißverstandenen, seither erwachten, nahezu animalisch gewordenen Nationalismus und des rüden politischen Egoismus und hatte die ganze bürgerliche Bevölkerung gleichsam in einen einzigen Bund vereinigt. Die sicht- und greifbare Verkörperung dieses Idealismus, die nur das ferne Ziel, aber nicht die hemmenden Wirklichkeiten sieht, war die „akademische Legion".

„Nah bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Man hat sich gewöhnt, über diese Schar zu lächeln. Gewiß die wenigsten der damaligen Legionäre waren oder wurden „Ritter

vom Geiste", im besten Falle „Reisige", doch gilt von ihnen das Wort des Wachtmeisters:

„Und der Geist, der im ganzen Korps tät leben,
Reißet mit Windesweben
Auch den untersten Reiter mit."

Doch soll ich ja hier keine Charakteristik jener Zeit überhaupt, sondern nur die der Juden in und nach derselben geben.

Für die Stellung, welche die Juden in der Revolution eingenommen haben, war vor allem Eines entscheidend: Mit dem 13. März war das naive, gedankenlose Wien aus einer Stadt der Phäaken plötzlich eine politische geworden. Sie ist es auch trotz allem, was dann nach der Unterdrückung der Revolution gefolgt ist, geblieben. Das alte Wien, wie ich und meine noch lebenden, wenigen Zeitgenossen es gekannt haben, ist nicht mehr wiedergekehrt. Bei dieser Umwandlung mußten die Juden sichtlich hervortreten, denn durch den Druck, unter welchem sie standen, war ihr Interesse an einer Änderung brennend geworden. Sie haben daher an der Bewegung den intensivsten Anteil genommen. Die jüdischen Studenten waren die enthusiastischesten. Der erste Student, den eine Kugel niederstreckte, war ein jüdischer 18jähriger Techniker, Carl Heinrich Spitzer aus Nikolsburg, der zweite der 25jährige Bernhard Herschmann. Der Höhepunkt der idealen Begeisterung jener Tage war das großartige Leichenbegängnis der Märzgefallenen. Zwischen dem katholischen und protestantischen Geistlichen schritt der jüdische Prediger Mannheimer; in der improvisierten Nationalgarde, welche, nahezu 70000 Mann in Wehr und Waffen, den Särgen folgte, wurde mehr als eine Kompagnie von Juden befehligt. Ohne Unterschied der Konfession umfaßt alle Gefallenen ein Grab.

Auch die konservativsten unter den Juden waren begeisterte Anhänger der Bewegung. Als die Nationalgarde dann erst formgerecht organisiert wurde, waren alle, mitunter die sonderbarsten Gestalten, mit freudiger Begeisterung in ihre Reihen eingetreten, exerzierten, marschierten, paradierten. Die beiden Männer, welche, angefangen vom 13. März bis zu den Oktobertagen, die hervorragendsten Erscheinungen bildeten, waren Dr. Adolf Fisch-

hof und Dr. Josef Goldmark, und der Einfluß der Beiden, namentlich des Erstgenannten, fand nicht den geringsten Widerspruch. Von den Maitagen ab wurde die Stadt eigentlich von dem „Sicherheitsausschusse“, einer gemütlichen, ins Wienerische übersetzten Nachahmung des Pariser „Wohlfahrtsausschusses“ von 1793 beherrscht, der aus den Delegierten sämtlicher Kompagnien der Nationalgarde gebildet worden war. Der Präsident dieser merkwürdigen Behörde war Fischhof, welcher durch seine Klugheit und Mäßigung es verstand, die revolutionären Elemente zurückzudrängen, ihr den bürgerlichen Charakter zu erhalten. Bezeichnend für sein Ansehen war die Tatsache, daß er bei der Prozession am Fronleichnamstag — der Kaiser war in Innsbruck — unter dem Baldachin schritt. Es ist versucht worden, dies zu bestreiten, aber ich war Zeuge des eigentümlichen Anblicks.

Über Fischhofs Person glaube ich nicht erst selbst sprechen zu sollen; ich gebe hier Lueger das Wort, gesprochen von ihm im Gemeinderatssaale zu einer Zeit, da er schon entschlossen war, zur Erreichung seiner Ziele an die Spitze der antisemitischen Bewegung zu treten. „Keiner von den Herren im Saale,“ sagte er, „kann Fischhof das Wasser reichen und keiner lebt, der sich mit ihm an politischer Vergangenheit, an Verdiensten für die Stadt Wien und an Charakter-Integrität messen kann.“ Seine geschichtliche Bedeutung, die erst in der Zukunft erkannt werden wird, gewann Fischhof nicht durch seine Tätigkeit etwa im Sicherheitsausschuß oder im Kremsierer Reichstag, sondern durch seine später veröffentlichten Schriften, in denen er, wenn auch in dem heute etwas fremd anmutenden Pathos des Jahres 1848, mit großer vorahnender Weisheit alles voraussagte, was in Österreich kommen wird und mit ebensolcher Klarheit die Deutsch-Österreicher über das Maß ihrer Macht aufzuklären suchte.

Dr. Josef Goldmark war ein wesentlich anderer als Fischhof; er hatte nicht dessen idealen Schwung — dazu war er zu viel Realist — aber er sah in der Nähe schärfer. Er war der erste, welcher die von der Hofpartei sofort nach den Märztagen eingeleitete Konterrevolution erkannte und an die schlimmsten Racheakte von seiten der siegreichen Militärpartei glaubte. Sein Glaube hat ihn gerettet; er wäre sonst unzweifelhaft, wenn er wie Fisch-

hof auch nach der Sprengung des Kremsierer Reichstages geblieben wäre, gehenkt worden. So erreichte er Amerika und wurde dort Fabrikant. Das Kriegsgericht erhob gegen ihn die ungeheuerliche Anklage, sich an der Ermordung Latours beteiligt zu haben und verurteilte ihn in contumaciam tatsächlich zum Galgen. Er konnte diese Beschuldigung nicht auf sich ruhen lassen, kehrte später nach Österreich zurück und setzte auch durch seinen Freund, den Advokaten Dr. Knepler, die Wiederaufnahme des Prozesses durch, welcher die vollständige Nichtigkeit des kriegsgerichtlichen Urteiles erwies.

Als sehr charakteristisch für die Denkweise der Kriegsgerichte jener Epoche will ich einen der Gründe anführen, welcher im Urteil besonders hervorgehoben wird. Unmittelbar nach den Siegen Radetzkys und der Wiedereinnahme Mailands hatte Goldmark in einem Zeitungsartikel auseinandergesetzt, daß trotz dieser militärischen Erfolge der italienische Besitz Österreichs unhaltbar sei, weil derselbe nicht geographisch, nicht sprachlich, nicht wirtschaftlich zu Österreich gehöre und hatte darum geraten, ihn unter günstigen Bedingungen aufzugeben. Es zeigt sich also, daß unsere sämtlichen Minister des Auswärtigen, von Felix Schwarzenberg bis zum Grafen Mensdorf im Jahre 1865, auch nicht annähernd so viel Staatsweisheit besessen haben, wie dieser Medicinae Doktor.

Nun wäre ja sicherlich das Hervortreten Einzelner, wie Fischhofs und Goldmarks noch nicht beweisend für die von mir behauptete intensive geistige und politische Teilnahme der Juden an der plötzlich hervorgetretenen freiheitlichen Bewegung. Sie geht aber namentlich und unzweifelhaft aus einer Tatsache hervor. Sofort nach der Revolution schoß als deren klarster Ausdruck eine an Zahl gewaltige Presse wie aus dem Boden hervor. Über dieses Thema ist seither schon viel gesprochen und geschrieben worden. Das Schlagwort „Judenpresse“ ist nach meiner Erinnerung schon in der Diskussion während der Revolution geprägt worden. Das Wort hatte den Sinn einer Anklage gegen die gesamte Presse des Revolutionsjahres, die man als eine durchaus jüdische, d. h. von Juden gemachte, hinzustellen beliebte. War diese Anklage berechtigt? Numerisch sicherlich nicht. Das sorgfältige Register

Alexander Helferts, welches diese Sturmflut von Zeitungen von der Märzrevolution bis zu den Oktobertagen enthält, zählt nicht weniger als 711 journalistische Erscheinungen, fast durchwegs Tageszeitungen auf, welche im Laufe des Jahres aufgetaucht waren, dann, wenn sie nicht sofort einschlugen, verschwanden und durch andere abgelöst wurden. So jung ich noch war, so hatte ich doch schon die lebhafte Empfindung, daß weitaus die Mehrzahl unter dem Niveau des Geistes stand, welcher in der Bevölkerung lebte. Um die Möglichkeit solcher Zeitungen überhaupt zu verstehen, muß man eben eine wahre Revolution und den Taumel, welcher die ganze Bevölkerung ergreift, mitgemacht haben.

Viele von den Unternehmern waren von zweifelhaftem Charakter; manche, wie der Herausgeber der „Konstitution" Leopold Haefner, geradezu gefährliche Individuen; irgend welchen politischen Gehalt zeigten nur die allerwenigsten dieser Blätter; ihr Inhalt war darum ungesund und tatsächlich wie im Rausche geschrieben. Sie hatten kein Programm und keine andere Methode als den rohen häßlichen Angriff. Welchen Eindruck machen nun, rückblickend, in diesem Haufen jene, an Zahl sehr wenigen Blätter, welche von Juden — ich mache auch hier, wie schon in der Wirtschaftsgeschichte bemerkt, zwischen getauft und ungetauft keinen Unterschied — entweder direkt gegründet oder auch nur maßgebend geleitet und redigiert worden waren? Ich will sie gewissenhaft hervorsuchen und zwar mit Absicht zuerst jene Gruppe, welche sich als Volksblätter ganz und gar rückhaltlos und ohne jedes Bedenken in die Bewegung sozusagen hineingeworfen haben.

Moriz Mahler gründet den „Freimüthigen, Zeitung für Denker und Lacher". Mahler ist weder politisch noch sonst ernst zu nehmen, seine Absicht ist, die Lacher auf seine Seite zu bringen. Politisch wird das Blatt erst mit August Tuvora, der ein sogenanntes politisches Programm: Bauernfrage, Ausgleich, Gleichberechtigung aller Nationalitäten, mitbringt; er selbst ist einer der wenigen unlauteren Charaktere in der Journalistik des Jahres 1848 und kein Jude. Dann gewinnt Mahler Isidor Heller. Dieser ist ein merkwürdiger Mann von großem Talent, Geist, Wissen und anständigem Charakter. Moriz Hartmann nennt ihn „einen der merkwürdigsten Dichter, die je unbekannt geblieben sind". Seine

Leitartikel sind scharf, aber immer anständig, zeugen von politischer Besonnenheit, insoweit eine solche in jenen Tagen zu behalten möglich war. Bald wagt er und zwar noch mitten im allgemeinen Rausche, den Versuch, der Vernunft Gehör zu verschaffen, und schreibt ganz entschieden: „die Revolution muß endlich ein Ende haben.“ Am 6. August übernimmt er gemeinsam mit Tuvora das Blatt, Mahler verschwindet.

Am 16. Juni erschien „der Radikale“, Herausgeber Dr. A. J. Becher. Sein Hauptberuf war der des Musik-Theoretikers und Kritikers, doch war damals jedermann Politiker oder fühlte sich als solchen. Sein Mitarbeiter war Karl Tausenau, ein talentierter Mann, gefährlicher durch seine zündende Beredsamkeit, als am Schreibtisch. Becher fällt im Stadtgraben, Tausenau entkommt nach London, hält sich dort von den politischen Flüchtlingen fern und erwirbt sich ruhig sein Brot als Sprachlehrer.

Einen ähnlichen Weg geht ein anderer Journalist, Adolf Buchheim, den ich als jungen Dichterling im Preßburger Ghetto schon vorgeführt habe. Er studiert Medizin, verläßt aber den Seziersaal und gibt während der Bewegung zusammen mit Oskar Falke, recte Peter, dem Sohn des Hufschmiedes in der Großen Ankergasse, den „Studentenkurier“ heraus, im Verhältnis zu anderen Zeitungen ähnlicher Richtung und Beschaffenheit noch gemäßigt. Buchheim flüchtet gleichfalls nach England, wird und bleibt Professor der deutschen Literatur am Royal College in London. Dort wirkt er bis zu seinem Tode sehr verdienstlich als Propagator und Interpret der deutschen Dichtung, sowohl der klassischen als der modernen. Er stirbt, ohne Wien je wieder betreten zu haben, dort Ende der 90iger Jahre. Falke geht nach Amerika, erwirbt sich als Kautschukfabrikant Vermögen, kehrt Ende der 60iger Jahre in die Heimat zurück, wird steirischer Großgrundbesitzer und gelangt als ein Vertreter desselben in das Abgeordnetenhaus.

Sigmund Engländer, ein Mann von wechselvollem Lebenslauf, wird in Gemeinschaft mit Willy Beck, dem Bruder des österreichischen Dichters Karl Beck, Herausgeber des „Charivari“, einer mehr lustigen als grimmigen Zeitschrift, welche sich durch diesen ihren Charakter länger als alle ephemeren journalistischen Erscheinungen nahe bis zur Katastrophe im Oktober erhalten hat.

Fügen wir als letzten dieser Serie noch Heinrich Blumberg an, welcher ein Blatt mit dem charakteristischen Titel „Der Ohnehose“ herausgab, welches mehr, als angeführt zu werden, nicht verdient.

Es waren also von den hunderten Zeitungen dieses Jahres, welche sich über Wien ergossen, nicht mehr als sechs dieser äußersten Richtung, die sich in den Händen von Juden befanden, oder unter deren Leitung standen. Wer die damalige Tagespresse kennen gelernt hat, wird durchaus zugestehen müssen, daß sich gerade die hier angeführten Blätter von all den anderen dieses politischen Gebietes noch außerordentlich zu ihrem Vorteil unterschieden. Die jüdischen Journalisten, welche sie machten, standen wie in einem lebhaften Traum — die Artikel, welche sie schrieben, waren für das Publikum jener Tage bestimmt, aber nicht persönlich verwildert wie Haefner und Konsorten und mit Ausnahme Mahlers persönlich durchaus anständige Männer.

Diesen sechs — sagen wir Judenblättern — im revolutionären Lager stand aber noch eine Zeitung, ein Volksblatt von einer ganz anderen Gestalt und einem ganz anderen Charakter gegenüber: Der „Gradaus“, herausgegeben von O. B. Friedmann. Er war der Sohn eines Juden aus Alt-Wien, des Spiritusfabrikanten Rubin Friedmann, hatte im Ausland gelebt und gelernt und jetzt, gereift, seine Vaterstadt wieder aufgesucht. Er errang mit seiner Zeitung sofort einen großen Erfolg. In wenigen Tagen stieg die Auflage auf 12000 Exemplare, eine für jene Zeit sehr hohe Ziffer. Der Gradaus war noch immer ein Volksblatt, reussierte aber nicht dadurch, daß es die anderen Volksblätter an Unsinn überboten hätte, sondern im Gegenteil durch das Maß von Vernunft, welches von ihm eingehalten wurde; es hatte gesunden Inhalt, und durch Mache und geschäftlichen Instinkt mutet es heute den Leser wie eine Vorahnung des späteren typischen Wiener Volksblattes an. Friedmann verkaufte sofort sein Blatt in Groß-Folio zu dem enorm billigen Preis von 1 Kreuzer Konventionsmünze, d. h. zirka 3 h. Seine Person repräsentierte überhaupt einen ganz anderen Typus als jenen der bisher geschilderten, er war ein praktischer Mensch, ein tüchtiger Geschäfts-

mann und beendete seine Laufbahn als Direktor der Allgemeinen Österreichischen Baugesellschaft.

In den Reihen der Volksblätter wäre ich mit den Juden fertig. Suchen wir sie weiter und zwar bei den sogenannten großen Zeitungen; da treffen wir auf zwei, schon in der ersten Epoche der Revolution erscheinende von der denkbar entgegengesetztesten Tendenz. Beginnen wir auch hier mit der radikalen:

Ernst v. Schwarzer gründet die „Allgemeine Österreichische Zeitung" mit dem Anspruch eines großen Blattes. Er ist kein Jude, sein Hauptmitarbeiter aber, die leitende Kraft, war ein unverfälschter Jude, Dr. Hermann Jellinek, der Bruder eines der feinsten Köpfe, des späteren Predigers Dr. Adolf Jellinek. Er hatte viel gelernt, aber seine Artikel waren stets verschroben und von einer Art, daß die Leser sie nicht verstanden. Aber verrückt, wofür er später ausgegeben wurde, war er nicht. Er stand theoretisch auf dem Boden der Revolution von 1789. Diesem Programm sollten sich auch alle österreichischen Fragen fügen: Verschmelzung Österreichs mit Deutschland, Wiedervereinigung Polens unter einem Vizekönig aus Habsburgs Haus, Loslösung Norditaliens, Anschluß der Donaufürstentümer an uns gegen Rußland, Aufhebung des Adels, Befreiung der Bauern, Rechte für das Proletariat, Recht auf Arbeit, vollständige Gleichheit. Dieses uferlose Programm verfocht er mit Unklarheit und einer so wahnsinnigen Wut, daß Isidor Heller ihm auf den Kopf zusagte: „Herr, Sie enden am Galgen." Das hat er nicht, sondern er fiel kriegsrechtlich erschossen. Schwarzer war nach den Maitagen Arbeitsminister geworden, büßte aber seine kurze journalistische Tätigkeit später mit einer mehrjährigen schweren Kerkerstrafe. Einige Monate hindurch erscheint die „Österreichische Zeitung" mit gemäßigtem Charakter und anständiger Haltung. Sie wird herausgegeben von einem Medicinae Dr. Heinrich Löw, welcher zu diesem Zwecke seine gute Praxis in Preßburg aufgibt. Er erwirbt sich später einen Namen als Gründer des ersten Sanatoriums in Wien (in einem Nebengebäude des Dianabades), aus welchem dann später sein Sohn, Dr. Anton Löw, das große Sanatorium in der Mariannengasse schafft. Das Blatt gewann aber keine Bedeutung und ist unbemerkt verschwunden.

Ungefähr zu gleicher Zeit tritt eine ganz andere Zeitung auf den Plan, groß gedacht und glänzend geführt: „die konstitutionelle Donauzeitung". Geistiger Inspirator und Redakteur war Karl Ferd. Hock, ein getaufter Jude. 1848 war er schon Regierungsrat und sicherlich einer der bedeutendsten Männer der damaligen Burokratie und des späteren Staatsrates. Er stammte aus einer Prager Familie, die ich während meiner Studienzeit dort kennen gelernt hatte. Die Elite der Männer von Geist sammelte sich sofort um Hock, die vornehmsten Namen erschienen als seine Mitarbeiter, die Minister Fiquelmont und Pillersdorf suchten Verbindung mit ihm, aber die Wirkung konnte für ein solch vornehmes Blatt in jener sturm- und drangvollen Zeit nicht erreicht werden. Er wollte, wie er sagte, nicht hinter und nicht neben dem Ministerium einher, sondern einige Schritte vorausschreiten. Einige Schritte! Dies konnte natürlich damals den Massen nicht genügen und Männern mit diesem Vorsatz mußte die Fähigkeit, zu den Massen zu sprechen, von vornherein fehlen. Immerhin bilden die Donauzeitung und die Person Hocks selbst, wenn er auch schon vor dem Oktober das Blatt einstellte, zwei glänzende Lichtpunkte in der Journalistik des „tollen Jahres".

Was ihm, dem Manne, nicht des öffentlichen Kampfes, sondern der stillen, geistigen Arbeit, hatte mißlingen müssen, gelang aber einem andern, der persönlich tief unter ihm stand, auch von ganz anderen Motiven ausging, aber für seine Unternehmung die wichtigsten praktischen Eigenschaften mitbrachte; das war August Zang. Er selbst war kein Jude, aber als seine Hauptkraft bei der Gründung der von ihm herausgegebenen „Presse" und auch weiterhin als der politische Leiter des Blattes erscheint wieder ein Jude, Dr. Leopold Landsteiner, ein Kind des Nikolsburger Ghetto. Er studierte und promovierte in Wien, wurde von Adolf Crémieux, welcher den Rückweg von Damaskus nach Paris über Wien machte, nach Paris mitgenommen, dort Sekretär eines hochpolitischen Mannes, eines Mitgliedes der Pairskammer, politischer Journalist und Leitartikler, lernte dort Zang kennen. Dieser, ein gebürtiger Wiener mit amerikanischem Geschäftssinn, hatte in Paris eine Wiener Bäckerei errichtet. Die Nachricht von der Revolution in Wien brachte ihn auf die Idee, es jetzt in seiner

Vaterstadt mit einem anderen, gangbareren Artikel, nämlich mit einer Zeitung zu versuchen. Sein Vorbild war Emile Girardin, der Herausgeber von „La Presse“, welchen Titel er auch für sein neu zu gründendes Blatt wählte. Er akzeptierte aber von Girardin ein weiteres: Die Gründung von Zangs Presse bedeutete die Einführung des „Geschäftes“ in die Presse. Das Blatt schlug großartig ein, weil es sich von den Haufen der wild auf- und untertauchenden anderen kleinen Tageszeitungen vornehm in der Form, praktisch im Denken abhob. Landsteiner brachte nämlich nach Wien nicht nur den pastösen, etwas akademisch getragenen Stil des „Journal des Debats“, sondern auch seine reichen politischen Erfahrungen mit. Er war ein scharfer Kopf, welcher die Unhaltbarkeit der damaligen Zustände, die Unmöglichkeit längerer Fortdauer der Bewegung voraussah und ihr in liberal-konservativem Sinne Opposition machte. Zang selbst hatte gar keine politische Meinung, er wollte nur ein möglichst großes Geschäft machen, d. h. für jede Nummer möglichst großen Gewinn erzielen, den Elan des Publikums für den Absatz ausnützen. Er war nämlich auch als Zeitungsherausgeber durchaus und nur Geschäftsmann. Klassisch war sein Ausspruch: „Meine Zeitung ist ein Kramladen, ich verkaufe Publizität.“ Er müsse es dahin bringen, daß „die Königin Viktoria für die Wiedergabe ihrer Thronrede in seinem Blatte Inseratengebühr bezahle.“ Und in gleichem Sinne wies er ein ihm von Hieronymus Lorm gebrachtes Feuilleton über ein Drama Hebbels zurück mit den Worten: „das sei eine Reklame und die müsse bezahlt werden.“ Zang hatte nämlich das Feuilleton, eine spezifische Pariser Schöpfung für sein Blatt eingeführt und zur Leitung desselben Lorm in den Stab seines Blattes aufgenommen.

Der Verlauf der Ereignisse gab Landsteiner und der politischen Führung des Blattes recht. Die „Presse“ blieb darum auch nach der Revolution in der Richtung, die ihr Landsteiner gegeben hatte und machte jetzt der Militär-Diktatur in demselben liberalen Geiste Opposition. Der journalistische Erfolg stieg nach dem Jahre 1848 weiter, die „Presse“ wurde im ganzen Lande außerordentlich populär, von größtem Einflusse und machte den Herausgeber zum reichen Manne; zu dessen ganzem Bilde stimmt es,

wenn er als persönlich durchaus gemütlos geschildert wird. Er rühmte sich gegen einen seiner Freunde, welcher sich über eine ihm widerfahrene Undankbarkeit beklagte: „Das kann mir nie passieren, ich habe in meinem Leben noch niemanden verpflichtet."

Kurz nach dem Auftreten der „Presse" erschien eine andere gleichfalls große Zeitung, wieder von einem Juden: Die „ostdeutsche Post". Ihr Herausgeber war Ignaz Kuranda, der von mir schon vorgeführte Gründer der Grenzboten. Er war als Journalist aus einem ganz anderen Holze als Zang; sein Blatt war in ganz anderer Absicht als die „Presse" gegründet. Er ist für Österreich eine historische Persönlichkeit; sie ist schon wiederholt und gewiß besser, als ich es vermöchte, geschildert worden. Hier habe ich es nur mit seinem Blatte zu tun. Es war nach jeder Richtung vornehm, ungleich vornehmer als die „Presse". Kuranda war kein Geschäftsmann, die „Ostdeutsche Post" kein Finanzblatt. Populär ist sie trotz ihres gediegenen Inhaltes nie geworden. Sie blieb immer ein Blatt, welches seine Leser mehr wägen als zählen mußte. Konservativ-liberal, konnte sie bei ihrer Gründung auf die Leser der radikalen Zeitungen nicht rechnen, und den Schichten des Wiener Bürgerstandes war die spezifisch „deutsche" politische Tendenz nicht sympathisch. Wien ist eine Stadt mit deutscher Umgangssprache, aber seine Bevölkerung hat bis auf einen ganz kleinen Kern auch schon vor dem Jahre 1848 kein eigentlich deutsches Nationalgefühl besessen. Was man von einem solchen in der Bewegung des Jahres 1848 zu sehen glaubte, war tatsächlich nur eine vorübergehende Schwärmerei, die verflog, wie sie gekommen war. Seit mehr als hundert Jahren nämlich hatte der frühere starke Zuzug aus Deutschland aufgehört und war Wien nur durch die Tschechen, Polaken und Slovaken, durch die Ruthenen und Slovenen, Magyaren und Kroaten, Serben und Rumänen gewachsen, welche, jung und alt, nach Wien kamen, hier deutsch lernten, aber damit noch nicht „Deutsche" wurden. Zwischen dem Deutschtum einer reichsdeutschen oder auch nur deutsch-böhmischen Stadt und dem Wiens besteht derselbe Unterschied wie zwischen einem wollfärbigen Tuche und einem stückfärbigen. Zur Herstellung des ersteren wird die Wolle vorerst gefärbt, dann gesponnen und gewebt, das stückfärbige wird in

der Naturwolle auf dem Webstuhl fertig und kommt dann als Ganzes in die Tunke. Hierbei dringt die Farbe nie durch das ganze Tuch, der Kern bleibt weiß, wie der Anschnitt immer zeigt.

Kuranda hatte zwanzig Jahre im Exil gelebt und das richtige Urteil über Österreich verloren, mußte es erst wieder gewinnen. Das gelang ihm außerordentlich rasch, aber es ist eine alte Erfahrung, daß der Anfang bei der Gründung eines Blattes entscheidend ist und daß ein Fehler, welcher da begangen wird, nicht mehr gutgemacht werden kann. Immerhin wurde die „Ostdeutsche Post" eine Zeitung von bedeutendem Einfluß, nicht nur auf den besten Kreis der Zeitungsleser, sondern auch auf die Leitenden; letzteres schon aus dem Grunde, weil sie die einzige Wiener Zeitung war, die damals im Auslande gelesen wurde.

Sein Hauptmitarbeiter bei der Gründung und weiteren Führung war Dr. Rafael Basch aus Preßburg, von welchem ich im Ghetto schon kurz gesprochen habe und welcher sicherlich eine weitere Erinnerung verdient. 1850 ging er für das Blatt als Korrespondent nach Paris, seine Berichte hatten sensationellste Wirkung und machten die Runde durch die ganze deutsche Presse. Später kehrte Basch nach Wien zurück, redigierte das damals einzige kommerzielle Blatt, „Wertheimers Geschäftsbericht", und zeigte, wie auch eine solche Zeitung mit Geist und Korrektheit geführt werden kann, ohne die für den Herausgeber wichtigste, die finanzielle Seite, hintanzusetzen. Dazu kam, daß er gerade, weil sein Blatt kein politisches war, der Redakteur also für unbefangen gelten konnte, eine eigentümliche stille, aber sehr bemerkenswerte politische Bedeutung erlangte. Er wurde ein Intimus von Schmerling, der seinen Rat gerne hörte, wenn auch nicht immer befolgte. In fast allen liberalen Ministerien, die später rasch aufeinander folgten, besaß er Achtung und Einfluß. Speziell befreundet war Basch mit einem meiner alten Studienkollegen und Freunde, dem Sektionschef Baron Erb, dem er zur Zeit, als dieser unter dem Ministerium Hasner Preßleiter war, die wichtigsten, freiwilligen, unbezahlten Dienste leistete. Auch Erb, mit welchem ich vom Schottengymnasium bis zu seinem Tode im freundschaftlichsten Verkehr gestanden bin, verdient ein Wort zu seinem Gedächtnisse. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Be-

amter und zwar von jener sozialpolitischen Richtung, deren bekanntester Typus Emil Steinbach war, sondern auch ein durchaus freisinniger, wohlwollender Mensch. Er hatte 42 Jahre lang gedient, ohne, wie er mir erzählte, je auch nur einen Tag lang Urlaub genommen zu haben, als Badeni, der Statthalter von Galizien, Minister wurde. Mit diesem war Erb vielfach in Konflikt gekommen und da zog er es vor, aus dem Amte zu scheiden. Von dem Tage seiner Pensionierung an kränkelte Erb, er konnte die Ruhe nicht vertragen und starb.

Unser gemeinsamer Freund Basch war inzwischen als Korrespondent der „Neuen Freien Presse“ wieder nach Paris gegangen. Er nahm dort seine alten Verbindungen wieder auf — unter anderem war er ein intimer Hausfreund von Adolphe Thiers — fügte neue hinzu und wurde wieder der geistvolle Korrespondent, bis ihn das Unglück traf, seine Gattin, an welcher er sehr hing, auf tragische Weise zu verlieren, und die durch diesen Unglücksfall hervorgerufene seelische Depression ihn zwang, diesen aufreibenden Dienst aufzugeben. Er starb, mehr als 90 Jahre alt, in Paris im Hause seines Adoptivsohnes Dr. Viktor Basch, eines angesehenen Mitgliedes der radikalen Partei. Auch Ludwig Bamberger führt ihn in den Erinnerungen aus seinem Pariser Aufenthalte vor. Ich selbst bin mit ihm in anregender Korrespondenz verblieben, die ich erst aufgab, als ich erfuhr, daß dem erblindeten Manne selbst das Diktieren seiner Briefe nur unter Anstrengungen möglich war. Dr. Ignaz Kuranda und Rafael Basch gehören gewiß zu den wohltuendsten Erscheinungen in der Geschichte des österreichischen Journalismus überhaupt. Jeder unbefangene Leser wird jedoch zugeben müssen, daß auch die anderen von mir hier Gezeichneten durchaus nicht das wegwerfende Urteil und die heftigen Angriffe rechtfertigen, welche während der Reaktionszeit gegen die jüdischen Journalisten des Jahres 1848 gerichtet worden sind. Zum Schlusse muß ich hier noch eines jüdischen Journalisten gedenken, nach meinem Urteile des geistvollsten unter allen, welchen ich aus dem Grunde außerhalb der Reihe anführe, weil merkwürdigerweise erst nach seinem Tode bekannt geworden ist, daß auch er ein Jude war. Eduard Warrens: In Erscheinung und Wesen durchaus Nordländer und ohne gewisse Gemütsseiten,

die einem Juden selten fehlen, gehörte er dem Innern nach auch tatsächlich nicht zu den Juden jener Zeit. Recte hieß er Wolf Arons und stammte aus Altona. Noch sehr jung kam er nach Amerika, war dort als Publizist und Politiker tätig, namentlich bei der Wahl Polks zum Präsidenten der Republik, von dem er dann als Generalkonsul nach Triest geschickt ward. Dort wurde er der Leiter des vom Lloyd herausgegebenen „Triester Lloyd“ und erregte durch seine Artikel die Aufmerksamkeit Brucks, sowie des Grafen Stadion, des Triester Statthalters. Als letzterer 1848 nach Wien ging, in den Reichsrat trat und die Führung gegen die revolutionäre Strömung übernahm, berief er Warrens nach Wien, welcher den „Triester Lloyd“ in den „Wiener Lloyd“ umwandelte und die Aufgabe übernahm, die Aktion Stadions journalistisch zu unterstützen. Seine Zeitungspolemik stand an journalistischer Technik über all dem, was von anderen geschrieben wurde. Er zeigte sich als der Mann, welcher die englisch-amerikanische Zeitungssprache, jenes klare durchsichtige Hantieren mit knappen Sätzen, mit reichen und bei allem Schimmer und Glanz immer anschaulichen Bildern, mit oft überraschend einfachen und eben darum um so mehr packenden Antithesen in einem Grade in seiner Macht hatte, die ihn zu einem Meister dieser Art Stils machten.

Die eigentlich politische Überzeugung fehlte ihm, er zündete darum nicht, aber er wirkte durch blendende Dialektik, Schärfe und Klarheit, durch die amerikanische Parteiluft, die in jedem seiner Artikel wehte; dabei war er auch ein vortrefflicher geschickter Redner. Doch sprach er sehr selten und nur in finanziellen Fragen. Das finanzielle Gebiet war auch jenes, dem er sich bald ausschließlich zuwandte. Er war überhaupt ein intelligenter gewandter Geschäftsmann, der Anreger und einer der Gründer, später lange Verwaltungsrat der niederösterreichischen Eskomptegesellschaft. Er war kein Mitglied der Börse, aber er operierte an ihr mit Glück und Geschick. Als Richard Belcredi sein Sistierungsministerium bildete, verbreitete sich das Gerücht, er habe Warrens zum Finanzminister bestimmt. Auf meine an ihn gerichtete Frage, was daran Wahres sei, antwortete er mir lachend: „Ja, ich habe auch schon meinen Unterstaatsarrangeur ernannt.“ Später verließ er die

Politik, wurde ganz und gar Börsenspekulant, Herausgeber von „Warrens Wochenschrift“ und starb als vermögender Mann.

Mit der Niederwerfung der Revolution im Oktober verschwanden auch fast alle Blätter, welche die Erzeugnisse derselben gewesen waren. Von den wenigen, welche diese Katastrophe überlebt haben, waren nur die „Presse“ und die „Ostdeutsche Post“ von bestimmter und zwar immer steigender Bedeutung. Nach wenigen Jahren trat zu den beiden eine neue Zeitung hinzu, eine in ihrer Art gelungene Schöpfung, welcher eine viel längere Lebensdauer beschieden war und die eigentlich, wenn auch in dem Rahmen einer Fusionierung, heute noch besteht.

Zang, schon ein reicher Mann, war auf dem Wege, ein noch viel reicherer zu werden. Das vertrug Landsteiner, welcher zu diesem Unternehmen den literarischen und politischen Kopf hatte leihen müssen, schwer; er verließ Zang. Felix Schwarzenberg gewann ihn für seine „Reichszeitung“, diese war offiziös, aber Landsteiner hatte die Freiheit, wenn es dem Allgewaltigen paßte — und es paßte diesem sehr oft — Behörden und auch seine Ministerkollegen anzugreifen. Landsteiner hielt es aber in diesem offiziösen und im fremden Dienste überhaupt nicht weiter aus und gründete die „Morgenpost“. Er wurde durch diese der ursprüngliche Schöpfer des spezifischen Wiener Volksblattes, dessen Typ allüberall, wo deutsch geschrieben wird, Nachahmung gefunden hat. Ein Journalwesen, welches man in der politischen Journalistik Deutschlands während ihrer ersten Epoche, d. h. vom Ausgang der Franzosenkriege bis zum Jahre 1848 nicht gekannt hat. Wie war dieser Wiener Erfolg zu erklären?

Vor allem durch die Mache von einer bisher nicht gekannten Frische und Lebendigkeit und durch ihre ausgesprochene Tendenz, weniger das Publikum leiten zu wollen, als sich umgekehrt seinen Gesinnungen und Instinkten, überhaupt seinen Wünschen zu fügen. Der Leser sollte finden, was sein Niveau verlangte. Welcher Leser? Da gesellte sich zu dem neuen technischen Gedanken ein journalistisch sehr richtiger innerer. Die Bourgeois erster und allererster Klasse hatten ihr Blatt in der „Presse“ und der „Ostdeutschen Post“, jetzt sollte von diesen beiden Schichten abwärts die ganze übrige große Masse, deren Lesebedürfnis an das Niveau dieser beiden

großen Organe nicht hinanreichte, das ihren Wünschen entsprechende spezielle Organ erhalten. Ein bewußt politischer Gedanke war hier nicht mit tätig; unter dem absolutistischen Regime jener Zeit konnte er auch nicht entstehen. Aber die Absicht Landsteiners, für diese Masse eine weit verbreitete Zeitung zu schaffen, setzte er mit großem Geschick ins Werk. Zu diesem Zwecke schuf er auch das spezielle Genre des heutigen Zeitungsromans im Volksblatt, ohne literarischen Wert, aber von drastischer Erfindung, spannend, aufregend. Die „Morgenpost" erreichte eine ganz ungewöhnliche Verbreitung und brachte dem Eigentümer durch ungefähr 10 Jahre ungestörte große finanzielle Erfolge.

Die „Morgenpost" war eine politisch gerechtfertigte und geschickt gemachte Ergänzung der beiden anderen Blätter. Zusammen bildeten sie den Wiener journalistischen Status bis zur Verfassungsära, und ich will selbst konstatieren, daß von den drei maßgebenden Zeitungen zwei, die „Ostdeutsche Post" und die „Morgenpost" das direkte Eigentum von Juden waren, und daß die politische Leitung der dritten, der „Presse", gleichfalls in die Hand eines Juden, nämlich in die des Dr. Max Friedländer gelangte. Dieser war aus Breslau zuerst nach Bielitz gekommen und hatte durch seine Artikel in einem dortigen Lokalblatt die Aufmerksamkeit Zangs erregt. Aber zugleich will ich feststellen, daß von irgend einem Einflusse der jüdischen Provenienz auf die Haltung bei keiner der drei Persönlichkeiten auch nur in der entferntesten Weise gesprochen werden kann.

Kein anderes Journal, welches einer Erwähnung wert wäre, ist in diesem Zeitraum neu aufgetaucht. Diese Stille in der journalistischen Entwicklung Wiens war nur eine sehr natürliche. Der Boden für neue journalistische Schöpfungen kann nur ein steigendes politisches Interesse, ein, wenn auch beschränktes öffentliches Leben sein, und dieses fehlte hier für eine Reihe von Jahren. Nach den Stürmen der Revolution war auch in der Bevölkerung eine Reaktion eingetreten, man war ruhebedürftig geworden.

Ich glaube, daß, auch wenn wir nicht unter dem Drucke des Belagerungszustandes gestanden hätten, zumindest für die nächsten Jahre keine politische Bewegung möglich gewesen wäre. Die Bürgerschaft freute sich der Ruhe und des wiederhergestellten

normalen Lebens und Erwerbs. Doch waren, wie männiglich bekannt, mit der Revolution selbst keineswegs deren Konsequenzen für die innere politische Situation verschwunden; im Gegenteil hatten in dieser Hinsicht nach den verschiedensten Richtungen und für die verschiedensten Bevölkerungskreise Veränderungen stattgefunden.

Ich schreibe hier keine politische Geschichte Österreichs und beschränke mich darauf, zu untersuchen, welche Veränderungen nun die Ereignisse des Jahres 1848 trotz der Unterdrückung der Bewegung für die Juden gebracht, welche Ereignisse diese Stürme für sie zurückgelassen haben. Da möchte ich eine arithmetische Frage voranstellen. Wie groß ist die Differenz zwischen Null und Eins? Der Laie wird natürlich antworten: Eins. „Nein", wird der Mathematiker sagen, „die Differenz ist mathematisch ausgedrückt, unendlich, denn das Nichts hat nach unten keine Grenze". Im Vormärz hatten die Juden als solche kein politisches und kein bürgerliches Recht. Nur Einzelne, und hie und da eine einzelne Klasse unter ihnen, hatten minime Begünstigungen erworben. Das hat die Revolution sofort, und ich bemerke ausdrücklich, für die ganze Folge schon durch die selbstverständlich gewordene und gebliebene Freizügigkeit geändert. Mit ihr war der bisherige Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden prinzipiell durchbrochen; alle jene Städte, wie Brünn, Olmütz, Iglau und viele andere, welche bisher den Juden verschlossen gewesen, wurden für sie frei; sie hatten ein Recht, auf dem Boden zu stehen, wo immer sie sich einfanden. Das war vor allem für die Verhältnisse der Wiener Juden und solcher, die es werden wollten, entscheidend. Wien war nun allen Juden zugänglich geworden. Und nicht nur das! Es erschien eben so selbstverständlich, daß sie nun das allgemeine Recht hatten, Grund und Boden persönlich zu erwerben, zu besitzen, und sie machten hiervon speziell in Wien, sofort und eifrigen, durch einige Jahre ganz ungehinderten Gebrauch.

Was folgte für sie weiter? Hier kam es wesentlich auf die nunmehrige Regierung an. Den Personen nach bestand diese — das war nicht zu verkennen und wurde auch im Ausland allseitig anerkannt — aus den Fähigsten, die zur Zeit zu haben waren: Schwarzenberg, Stadion, Bach, Bruck und, abgesehen von seinem

Klerikalismus, auch Leo Thun. Vorerst aber stand Wien unter einer drückenden Militärherrschaft. Sie war um so drückender, als sie nicht von gebildeten Generalen der Armee, wie Heß, Schönhals usw., sondern von Welden, Kempten und Ähnlichen gehandhabt wurde. Aber diese Herrschaft drückte auf den getauften und ungetauften Wiener in gleicher Stärke und diese Art von Gleichberechtigung war gegen den Vormärz schon ein offenbarer Gewinn. Die bürgerliche Seele der Regierung und jedes einzelnen Ministers war ausgefüllt von dem Gedanken, ein neues ökonomisch-fortschrittliches Österreich zu schaffen, auf diesem Wege dem erschütterten alten Reiche zu einer neuen Machtfülle zu verhelfen. Das Ministerium in seiner Gesamtheit hatte die feste Überzeugung, daß diese wirtschaftliche Regeneration in dem engen Rahmen der vormärzlichen Einrichtungen nicht zu erreichen wäre, auch nicht unter jenen Beschränkungen, welche die Tätigkeit und Fähigkeit der Juden bedrückten und beengten; Männer wie Bruck und Bach konnten wohl nicht anders denken, aber auch Felix Schwarzenberg war der gleichen Meinung. Und man erzählte von ihm die heitere Äußerung, „daß es seit Pharao allen Regenten schlecht ausgegangen sei, welche die Juden gequält hätten". Diese den Juden günstige Tendenz war offenbar und unverkennbar; alle Maßregeln der Regierung zeugten von ihr. Und diese Haltung beeinflußte die ganze Bureaukratie, sie war den Juden gegenüber nicht unfreundlich. Daß sie in nicht nur kommerzielle, sondern auch politische Körperschaften, nämlich in die neugebildeten Handelskammern, daß sie in die neu konstituierte autonome Gemeindevertretung eintreten konnten, waren Erscheinungen, welche den neuen Kurs deutlich signalisierten. Es ist fraglos, daß zu jener Zeit die entscheidenden Kreise die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden als selbstverständlich, als eine unabänderliche Notwendigkeit betrachteten und den § 1 der oktroyierten Verfassung vom 4. März 1849, „daß der Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte von dem Religionsbekenntnis unabhängig sei", tatsächlich ernst genommen haben. Auf eine Anfrage des niederösterreichischen Landrechtes an das Justizministerium erklärte Bach am 29. März 1849: „es gebe nur ein Reichs-Bürgerrecht, die Juden hätten volles Recht auf Erwerb von Grund und Boden." Die Regierung ging in ihrer

damaligen Tendenz so weit, daß unter Schmerling, welcher — da Bach an Stelle Stadions Minister des Innern geworden war — das Justizportefeuille übernommen hatte, am 28. Jüni 1849 ernste Beratungen über die Einführung der Ehen zwischen Juden und Christen stattfanden. Der Referent, Freiherr von Pratobevera, beantragte nach eingehendem Berichte den §§ 64 a. b. G., welcher die Ehe zwischen Juden und Christen verbietet, aufzuheben. Der klerikale Unterrichtsminister Graf Leo Thun erklärte in einem Erlasse vom 26. August 1849 an die ihm unterstehenden Behörden, „daß auf dem Gebiete der Schule die Gleichberechtigung zwischen Juden und Christen möglichst bald und vollständig durchzuführen sei."

Am 31. Dezember 1851 wurde die oktroyierte Verfassung aufgehoben, und den Gerichten erschien es zweifelhaft, ob hierdurch nicht die Unfähigkeit der Juden zum Erwerb von Grund und Boden wieder hergestellt sei; ebenso frugen sich die politischen Behörden an, ob nicht überhaupt die alten Judengesetze wieder in Kraft getreten seien. Auf alle diese Anfragen gaben Ministerium des Innern wie Justizministerium entschieden verneinende Antworten. In der Sitzung vom 14. März 1852 fällte der Oberste Gerichts- und Kassationshof in einem vorliegenden Falle die Entscheidung, daß „durch die Aufhebung der Verfassung das von den Juden erworbene Recht auf Grundbesitz nicht aufgehoben sei und weiter bestehe". Wieder schlossen sich beide Zentralstellen in ihren Erlässen dieser Entscheidung an. Abseits von den Ministerien bestand aber eine reaktionäre, auch den Juden feindselige Strömung. Ihr Zentrum war der Staatsrat, welcher als Ersatz für Verfassung und Reichsrat eingesetzt worden war und unter dem Präsidium des Freiherrn v. Kübeck stand. Dieser Sohn eines Schneidermeisters aus Neutitschein hatte es durch seine Fähigkeiten, im Vormärz zum Finanzminister, d. h. Hofkammerpräsidenten gebracht; er war ein feingebildeter Mann, ein philosophisch geschulter Kopf und hatte für seine Person die freisinnigsten Ansichten, war aber durch die Revolution für die österreichische Staatsleitung bekehrt und ein Reaktionär geworden. Er leitete den Staatsrat in diesem Sinne. Dadurch war zwischen Ministerium und Staatsrat nicht nur ein offener Gegensatz, sondern

auch eine Rivalität um die Macht und den Einfluß auf die allerhöchste Entscheidung entstanden. In diesem Kampfe blieb Kübeck, welcher damals das uneingeschränkte Vertrauen des Kaisers genoß, zumeist Sieger. Schmerling verließ darum das Justizministerium, wurde Präsident des Obersten Gerichtshofes, aber Bach, der nicht etwa wieder Advokat werden, sondern vor allem Minister bleiben wollte, sagte — umgekehrt wie Luther —: „Hier stehe ich, ich kann auch anders“, fügte sich entschlossen und wurde Reaktionär.

Als nun die Frage der Besitzfähigkeit der Juden an den Staatsrat gelangte, entschied er sich für ihre neuerliche Aufhebung. Das Ministerium wollte keinen Konflikt und mußte dieser Entscheidung beitreten, verfügte daher in diesem Sinne durch die Verordnung vom 2. Oktober 1853, eine Verordnung, welche unter den Juden die größte Erbitterung und in der Bevölkerung allgemeine Mißbilligung hervorrief.

Eine Sternberger Fabriksfirma, Heeg und Friedmann, etablierte in Wien eine Niederlage, hatte zu diesem Zwecke ein Magazin auf mehrere Jahre gemietet und den Mietvertrag mit Zustimmung des Hausbesitzers grundbücherlich sicherstellen lassen. Der Besitzer verkaufte das Haus, der neue Eigentümer kündigte der Firma ohne Rücksicht auf den Vertrag, und in dem hierüber entstandenen Prozesse wurde die Intabulierung als rechtsungültig erklärt, weil der Gesellschafter Friedmann als Jude kein Recht zu einer solchen grundbücherlichen Eintragung besäße. Erst im Jahre 1860 wurde das Recht der Juden auf Tabularbesitz wieder hergestellt. Diese Entscheidung des Staatsrates hatte in vielen unteren Behörden den Gedanken der Wiederherstellung der alten Beschränkungen der Juden, sogar der alten Judenordnungen geweckt und sie zu diesfälligen Anfragen bei der Regierung veranlaßt. Das Ministerium blieb aber, wenn es auch in dem einen Punkte der Reaktion hatte weichen müssen, ansonsten fest. In Erlässen vom 7. und 13. November 1853 weist es diese Bestrebungen entschieden zurück. Und da nach dem Abschluß des Konkordats am 18. August 1855 sich die bösen Geister wieder meldeten, erfloß von seiten des Ministeriums an alle Behörden die entschiedene Mahnung: „Alle Judenordnungen seien auf-

gehoben, Juden seien Gemeinde- und Reichsbürger, seien den anderen Bürgern gleich."

Dieses Konkordat war als Staatsvertrag zwischen dem Ministerium des Auswärtigen und dem Vatikan über den Kopf der übrigen Regierung hinweg abgeschlossen worden, aber von letzterer wüßte ich mich während der ganzen Dauer des absolutistischen Regimes keiner weiteren Maßregel zu erinnern, welche speziell gegen die Juden gerichtet gewesen wäre. Allerdings hatte die Regierung eine Verordnung erlassen, welche nach der Sachlage, namentlich in Ungarn, die Juden härter treffen mußte als die Christen. Dort vollzog sich nämlich der Absatz noch außerordentlich stark im Wege des Hausierens, unvergleichlich stärker als in den Erbländern, wo die seßhafte Kaufmannschaft überwog. Die Verordnung stellte nun das Hausieren im großen Stil, nämlich mit einem oder auch mehreren Fuhrwerken ein, wollte das Hausieren nur mit auf dem Rücken geladenen Pack gestatten. Die Verfügung widersprach den damals noch herrschenden Verhältnissen, war eine überhastete, unüberlegte, die viel Konfusion hervorrief, aber es lag ihr keine judenfeindliche Tendenz zugrunde; man wollte mit Gewalt den großen Hausierer in einen stabilen Kaufmann verwandeln; etwas, was sich nur im Laufe einer wirtschaftlichen Entwicklung vollzieht, sich auch seither vielfach vollzogen hat.

Von diesem Feldzuge gegen die großen Hausierer abgesehen, blieb im ganzen in den Regierungskreisen der Gedanke aufrecht, zumindest auf wirtschaftlichem Gebiete keinen Unterschied zum Nachteile der Juden zu machen. Auf dem ökonomischen Gebiete konnte die Regierung auch nicht anders als freisinnig sein. Der Handel sollte einen größeren Zug erhalten, Österreich in den internationalen Verkehr eintreten. Zu dem Zwecke wurde der bisherige Prohibitivzoll in einen, wenn auch noch immer hohen Schutzzoll verwandelt. Und Bruck machte die größten, leider vergeblichen Anstrengungen, um den Eintritt Österreichs in den deutschen Zollverein zu erzwingen. Sichtlich und bewußt begünstigte und förderte die Regierung alle Bestrebungen, alle Schöpfungen und Gründungen, kurz alles, was dem Handel und den Kaufleuten einen größeren Elan zu bringen versprach. Ich komme

hierauf noch später zurück. Von einem Unterschied zwischen jüdischen und christlichen Geschäftsleuten war dabei keine Rede. Auf diesem Gebiete verspürten die Juden von seiten der Regierung nicht mehr Zwang und Beengung als die Christen. Ungestört und ohne daß es jemandem auch nur auffiel, nahmen sie ihre Plätze unter den Verwaltungsräten, Direktoren und Zensoren der neuen Banken ein. Die Wahlen dieser Funktionäre brachten durch die entstehende Agitation eine Bewegung in die Geschäftswelt, an welcher ihre jüdische Hälfte sich noch lebhafter beteiligte als die christliche: in ihre Mitglieder war der Ehrgeiz gefahren.

Diese unzweifelhafte Absicht der Regierung, auch dem Handel der Juden freie Bewegung und Entfaltung nicht nur zu gestatten, sondern ihn geradewegs zu begünstigen, stieß jedoch, um wirksam zu sein, auf ein sehr starkes Hindernis in der aus dem Vormärz überkommenen und gesetzlich aufrecht gebliebenen vorsintflutlichen Zunft- und Gremialverfassung, so daß sich auch unter der neuen Richtung vielfach die von mir geschilderten Zustände des Vormärz fortsetzen mußten. So griffen auch jetzt noch viele junge Kaufleute, welche sich etablieren wollten, aber — weil ihnen das eine oder andere Erfordernis der Gremialordnung fehlte — nicht konnten, dazu, mit einem zur Etablierung Berechtigten einen Scheinvertrag einzugehen. Ich wähle als Beispiele die drei folgenden Firmen, weil ich gerade deren Zusammensetzung in ihrer Provenienz genau gekannt habe. Kößler, vormals ein Wiener Hausierer, verbindet sich mit seinem Schwager Salomon Schwarz zu einem kleinen Handel in Vorstadtwaren in einem versteckten Hofmagazin. Er gedeiht. Um freier arbeiten zu können, akquirieren sie einen bezahlten Schein-Chef Fleckles. Die Firma lautet: Fleckles, Schwarz & Kößler. Genau so beginnt Michael Fröhlich; er ist Platzsteher und als er zu Kräften kommt, bezahlt er gleichfalls einen Schildhalter: E. S. L. Glaser. Die Firma lautet: Glaser & Fröhlich. Beide Strohmänner verschwinden, sobald die Veränderung, von der sofort die Rede sein wird, solche Umwege überflüssig machte. Schwarz & Kößler, Michael Fröhlich & Bruder wurden beide sehr bedeutend; die Firma der ersteren steht noch, die zweiten haben vor wenigen Jahren — alt und reich — ihr Geschäft aufgegeben.

Einer dritten Firma, Regen, Naß & Feilendorf, erwähne ich, weil der Erstere zu den geradezu gewerbs- und berufsmäßigen Schein-Chefs dieser Art gehörte.

Daß die Notwendigkeit dieser letzteren noch immer für die freie Entwicklung der Juden und somit des Handels überhaupt, eine Fessel bedeutete, zeigt die Tatsache, daß man auch nach dem Jahre 1848 die sonstigen alten Nebenwege zur Etablierung nicht entbehren konnte. Tuchhändler des alten Fleischmarktes, welche sich unter den früheren Verhältnissen gar nicht an das Tageslicht gewagt, sondern sich nur in einem Hofmagazin aufgehalten hatten, hingen auch jetzt noch, wenn sie sich etabliert hatten, die Firma irgend einer Fabrik über den Laden, so beispielsweise Leopold Eisenschitz, Samuel Hannover, A. & E. Hirschfeld. Oder — was noch merkwürdiger — man wurde auch unter dem neuen Regime türkischer Untertan. Noch das Schema des Jahres 1855 zählt unter den türkischen Großhändlern neben den alten Namen nicht weniger als sieben neue solche auf: Em. Lambichl, Hillel Bermann, H. Blumenfeld, M. Goldstein, A. J. Lilienberg, Os. Mandelbaum, Eisig Rosenfeld, von denen kein einziger in dem Verzeichnis vor 1848 vorkommt.

Hierher zählen auch die behördlich bewilligten Einkaufsmagazine; sie sind jetzt auf 96 angewachsen und für viele derselben war das Magazin nur das Schirmdach, unter welchem sie einen selbständigen Handel begonnen hatten. Allerdings war durch die gewonnene Freizügigkeit zum Erwerb einer Handelsbefugnis kein Taufzeugnis mehr notwendig. Aber zur Etablierung mußte der Nachweis der gesetzlichen Lehr- und Servierjahre und des vorgeschriebenen „Fonds" geliefert werden. Es spielten sich nun in dem Kampfe zwischen dem letzten Zwecke jeder wirtschaftlichen Gesetzgebung, der wirtschaftlichen Fortentwicklung und den bestehenden zweckwidrigen Gesetzen merkwürdige Dinge ab. Es war nur sehr natürlich, daß vor allem jene große Anzahl der jüdischen Engrossisten die Form des „Schutzes" durch eine vollberechtigte Handelsbefugnis ersetzen wollten. Das traf nun auf sehr große faktische Schwierigkeiten. Diese Chefs von oft sehr bedeutenden Häusern waren ja der übergroßen Mehrzahl nach ältere, zum Teil sehr alte Herren, die alle vor dreißig, vierzig und fünfzig

Jahren aus den verschiedensten sozialen Schichten und Gruppen nach Wien gekommen waren. Sie sahen sich nicht mehr imstande, eine regelrechte Lehrlings- und Gehilfenzeit nachzuweisen, hatten vielfach keine solche absolviert. Aber selbst alle jene — und sie dürften die Mehrzahl gewesen sein — welche ihrerzeit etwa in der ungarischen Heimat, tatsächlich in einem Kramladen „gelernt und serviert" hatten, waren trotzdem nicht in der Lage, diese Zeugnisse zu beschaffen. Den Jahren nach konnten die Lehrherren gar nicht mehr am Leben sein und bei dem regelmäßigen Mangel an Gremialordnungen und Registern in den Ghettos der Provinz war das Zeugnis unmöglich zu beschaffen.

Doch handelte es sich nicht um diese alten Herren allein. Es war ja auch selbstverständlich, daß im Verlaufe der langen Zeit in diesen unter „Schutz" arbeitenden Geschäften durch diese bloß geschützten Chefs eine große Anzahl von Angestellten herangebildet wurden. Alle strebten jetzt die wirkliche Selbständigkeit, keinen „Schutz" mehr an. Ihre Lehrherren jedoch, die ja selbst eine außergesetzliche Existenz gehabt hatten, konnten ihnen die notwendigen legalen Zeugnisse gar nicht ausstellen. Vielfach befanden sich die Söhne der Chefs selbst in dieser peinlichen Lage. Weiter war gerade damals häufig der Fall eingetreten, daß fähige junge Leute mit Vorstudien, aber ohne „Lehre", angelockt vom Aufschwunge des Wiener Zwischenhandels, sich dieser Laufbahn gewidmet hatten, aber es war dies erst in einem Alter geschehen, welches die orthodoxe Lehrlingsform nicht mehr zugelassen hätte. Sie waren beispielsweise sofort als „Buchhalter", also weder als „Lehrling" noch als „Kommis" eingetreten, waren — überall tätig, überall mit zugreifend, alles lernend — tüchtige Kaufleute geworden, und jetzt vor der Etablierung standen sie ungeachtet der wirklichen Befähigung ohne, — wie man es heute nennt — „Befähigungsnachweis". Diese Verhältnisse wurden durch die der Revolution nachfolgende geschäftliche Entwicklung, wie ich sie weiter unten schildern werde, unhaltbar. Was trat da nun ein? Das, was eintreten mußte, was unter gleichen Verhältnissen wieder eintreten würde.

Ich möchte erzählen, wie es mir, dem Verfasser, ergangen ist. Ich hatte Jura absolviert. Ein Augenübel, das mich plötzlich

überfiel und nie mehr ganz verließ, zwang mich, meine Studien aufzugeben. Mir blieb keine andere Wahl, ich wurde Geschäftsmann. Nach einigen Jahren erfolgreicher Verwendung in einem Textilhause — ich hatte zuletzt eine Abteilung ganz selbständig geleitet — schritt ich zum Behufe meiner selbständigen Etablierung um die „Kurrentwarenhandlungsbefugnis" ein. Ich konnte wohl eine Servier=, aber keine Lehrzeit belegen, suchte demnach um den Dispens von dem Nachweise der letzteren an. Es ist mir in lebhafter Erinnerung, daß mich der alte Magistratsrat bei der Vernehmung anfuhr: „Sie haben ja nichts gelernt." „Vergeben Sie, Herr Rat", erwiderte ich, „acht Gymnasialklassen — Matura — vier Universitätsjahre werden vielleicht so viel wert sein, wie zwei Jahre mit dem Kehrbesen in der Hand." „Nein, das verstehen Sie nicht, das muß beim Kaufmann auch sein! Ich werde Sie abweisen." Ich erwiderte sehr gleichmütig: „Ich bitte mein Gesuch mit Ihrer Ablehnung der niederösterreichischen Landesregierung vorzulegen." Speziell das Schicksal meines Rekurses konnte ich ruhig der Einsicht der niederösterreichischen Landesregierung, eventuell jener des Ministeriums überlassen. Ich wußte, daß dort oben der Horreur des Magistratsrates vor der Universität nicht geteilt wurde. Indessen selbst bei weniger günstiger Lage hätte ich nicht verzweifeln müssen.

Ich berühre hier ein heikles Thema; aber es ist vielleicht gut, wenn einmal jene „gute alte Zeit" nach dieser Richtung bloßgelegt wird. Von alters her, nämlich seit dem jähen Falle vom aufgeklärten, dem Fortschritte enthusiastisch zugeneigten Regime Kaiser Josefs zum Franciscеischen System, war auf dem wirtschaftlichen Gebiete, als klassisches Gegenstück zum „Naderer" (Polizeispion) auf politischem Gebiete ein anderer merkwürdiger Beruf entstanden. Dieser setzte es sich zur Aufgabe, für solche Befugnisse, Konzessionierungen, Etablierungen, die innerlich ganz berechtigt, ja dringend waren, aber formaler Mängel wegen ohne liberale Interpretation der bestehenden Gesetze nicht zu erlangen waren, diese Liberalität durchzusetzen. Das war kein Geheimnis; der Beruf nährte seinen Mann oder vielmehr seine Männer. Die Herren waren gekannt. Ich widerstehe nur schwer der Versuchung, diese Schattenseite der damaligen Zustände durch das große Detail von

Namen und Fällen, welche mir zur Verfügung stünden, in ein unangenehmes helles Licht zu setzen. Genug — dieser Vermittler waren sehr viele und je nachdem, vornehme und gewöhnliche. Den vornehmsten unter ihnen habe ich selbst noch sehr gut gekannt. Er war ein getaufter Jude, vormals Kaufmann gewesen, besaß aber ganz merkwürdige Verbindungen. Sein Genosse in diesem Beruf und zu diesem Geschäft war ein jüngerer Beamter, der später zu einer führenden Stellung im Staate gelangte. Der eine seiner beiden Söhne hatte einen Platz in einem Ministerium und starb als Sektionschef. Einer seiner Enkel, der vor noch nicht langer Zeit starb, war Universitätsprofessor in Wien.

Diese Zustände waren natürlich ein offenes Geheimnis, auch für die Regierung und drückten auf sie; sie schämte sich derselben und machte ihnen schließlich dadurch ein Ende, daß sie 1859 die ganze Gremial- und Zunftverfassung aufhob, dem Handel und Gewerbe volle Freiheit gab.

Was ich hier geschildert: den Wechsel in der Stellung der Regierung zu den Juden, sowie die freiere Stellung der letzteren durch Aufhebung der Judengesetze und schließlich die merkwürdigen Umwege, welche sie durch die aufrecht gebliebenen alten Gremial- und Zunftverordnungen noch immer einzuschlagen gezwungen waren, sind Momente aus dem äußeren Rahmen, in welchem sich die wirtschaftliche Tätigkeit der Juden in diesem vorliegenden Zeitabschnitte von 1848—1860 bewegte; sie geben aber nicht den lebendigen Inhalt dieser Tätigkeit, ihr Geschäftsleben wieder. Und das ist denn doch immer das wesentlichere, welches eine Wiedergabe verlangt. Diese will ich im nächsten Kapitel versuchen.

2. Kapitel

Der Handel der Wiener Juden in den Jahreu 1849—1866

Die Märzrevolution und die ihr folgende, nahezu das ganze Jahr anhaltende Bewegung hatte für Wien eine fast vollständige Geschäftsstille herbeigeführt. Man kann ruhig sagen, nur in Lebensmitteln und den sonstigen Artikeln des täglichen, nie ruhenden Bedarfes fand ein Verkehr statt, in allen anderen stagnierte er. Das war nur sehr natürlich und entspricht einer alten Erfahrung; in unruhigen Zeiten ist der Besitzende, der große wie der kleine, geängstigt; er denkt nicht daran, sich einen Anzug, seiner Frau einen neuen Hut zu kaufen, den Kindern ein Geschenk zu machen, die Fassade seines Geschäftes anzustreichen, die seines Hauses zu erneuern; man hat, um mich vulgär auszudrücken, „den Kopf nicht für solche Dinge". In Wien machten nur Gast- und Kaffeewirte, Zeitungsdruckereien, Uniformschneider, Czako-Erzeuger für die Nationalgarden, für die akademische Legion usw. ein singuläres Geschäft, die übrigen, d. h. die Masse der Bürgerschaft hatte keinen Erwerb. Noch stiller, völlig stille wurde es im Engrosgeschäft, speziell in dem Bienenkorbe des jüdischen Handelsviertels. Ich erinnere mich noch deutlich der völligen Öde, welche sich über dasselbe verbreitet hatte; durch lange Monate sah man keinen Provinzkunden; die Quelle jedes Engrosverkehrs ist aber der tägliche Detailkonsum und diesem erging es außerhalb Wiens nicht besser. Der Bauer wurde scheu, er vergrub seine Silberzwanziger, statt sie auszugeben; der Handwerker in den kleinen Städten hatte keine Beschäftigung, der Krämer und kleine Kaufmann keine Eingänge. Das war die geschäftliche Signatur des ganzen Jahres 1848 und der darauf folgenden Zeit bis zur

Unterdrückung der Revolution nicht bloß in Österreich, sondern auch in Ungarn. Für eine solche Depression konnten die Geschäfte einzelner Lieferanten sowohl an die k. k. Armee, als auch an die ungarischen Insurgenten keinen Ersatz bieten. Mit der Katastrophe von Villagos kam eine allgemeine Wendung. In Wien konnte man zwar noch nicht lebensfroh werden; man lebte wie in einer eroberten Stadt; auf den Basteien wurden vier Forts erbaut, aus denen die Kanonen drohend auf die Vorstädte blickten; auf dem Glacis und im Prater hörte man den ganzen Tag nichts als Trommelwirbel und Kommando Rufe, überall wurde exerziert. In der inneren Stadt begegnete man auf jedem Schritt Patrouillen, eine Avantgarde mit gefälltem Bajonett voraus, welche durch die harmlosen Straßen marschierten; vor allen größeren Wachen, auf dem Hof, dem Burgplatz standen geladene Kanonen; aber allmählich forderte das Leben wieder sein Recht. Der Detailverbrauch hatte sich allmählich wieder eingestellt, der ganze Verkehr sich gehoben. Nach und nach zeigte auch das Engrosgeschäft einiges Leben. In der österreichischen Provinz selbst war — etwa mit Ausnahme von Prag — in den Städten die revolutionäre Bewegung nicht tief gewesen, die Störung rasch vergangen; der Bedarf erwachte und die Kaufleute von dort machten wieder am Wiener Platze ihre regelmäßigen Einkäufe. Drastischer war die Veränderung in Ungarn und deren Wirkung auf den Wiener Handel. Die Aufhebung des gefürchteten „Judenamtes“ und der nicht weniger gescheuten „Dreißigstämter“ ließ die kleineren jüdischen Kaufleute, welche bisher die Kunden der jüdischen Engrossisten in den verschiedenen Gemeinden gewesen waren, nun den direkten Einkauf am Wiener Platze aufsuchen. Diese geschäftliche Abwanderung setzte sich durch einige Jahre ständig und durch ganz Ungarn fort; einzelne früher bedeutende Plätze in Textilartikeln, wie beispielsweise Preßburg, verloren im Verlaufe vollständig ihre Bedeutung; dazu hatten insbesonders die Erleichterungen durch die entstehenden Eisenbahnen mitgewirkt. Unterstützt wurde dieser Prozeß auch durch ein stark wirkendes imponderables Moment; die ungarische Bevölkerung betrachtete damals die Unterwerfung des Landes und die Einfügung in die von Wien ausgehende zentrale Verwaltung als eine definitive; unwillkürlich

richtete die Geschäftswelt den Blick nach Wien, gravitierte auch geschäftlich dahin. Kurz, jeder Tag führte Scharen von neuen Käufern in die Gassen des jüdischen Geschäftsviertels und diese so stark vermehrten Käufer brauchten und verlangten eine Vermehrung der Verkäufer. Das Streben nach geschäftlicher Selbstständigkeit ist unter den Juden ganz unverhältnismäßig stärker als unter den Christen. Ich erinnere mich des Wortes eines mir sehr befreundeten, christlichen, vornehmen und durchaus freisinnigen Kaufmannes, den ich um die Aufnahme eines jüdischen Praktikanten anging. Er meinte lachend: „Mir sind, wie Sie ja aus unserem langjährigen Verkehr wissen, Juden und Christen ganz gleich. Aber der Jude ist kein Diener. Beim Eintritt denkt er schon an den Austritt; sein ganzes Sinnen geht vom ersten Tag an auf die Gewinnung einer eigenen Existenz. Woher das kommt, weiß ich nicht, aber die Tatsache besteht und läßt mich gerade hier diesen Unterschied machen.“ Nun, die psychologische Quelle gerade dieses Strebens ist ja leicht zu finden; durch 2000 Jahre hatte der Jude keine andere Zukunft als geschäftliche Selbständigkeit. Das gilt vielfach noch für heute, trat aber in jenen Jahren am Wiener Platze ganz besonders hervor. Die Angestellten verließen ihre Häuser, die Etablierungen, für welche nicht immer eine Berechtigung vorlag, überstürzten sich. Alle diese Neuen strengten sich an, ihren Platz innerhalb des alten Gassengewirres zwischen Hohem Markt und Salzgries zu finden; die Mietzinse für Läden und Wohnungen, welche zu Geschäften adaptiert wurden, stiegen dadurch enorm, man bezahlte bedeutende Ablösungen an die bisherigen Mieter. Man glaubte das wagen und leisten zu können, denn die Käufer drängten sich, die Umsätze waren von einer ganz anderen Ausdehnung als in der patriarchalischen Zeit des Vormärz. Die Geschäftssteigerung hielt an, der Verkehr war durch einige Jahre lebhaft und hatte den Schein der ausgesprochensten Prosperität. Die Entwicklung stieß allerdings bald auf ein großes Hindernis. Die Revolution hatte manches Kapital zerstört, kein neues geschaffen. Ich erinnere hier die Leser an all das, was ich in der Schilderung des Vormärz, sowohl über die allgemeinen Geldverhältnisse, wie speziell über jene gesagt habe, in deren beengendem Rahmen sich das jüdische Textilgeschäft hat bewegen

müssen. Und diese finanziellen Zustände des Vormärz hatten sich in dem ihm unmittelbar folgenden Dezennium nicht geändert, ja diese Knappheit des Geldes mußte durch die große Vermehrung der Geldsuchenden noch stärker und fühlbarer werden. Man spürte das mit jedem Tage mehr und suchte nach Abhilfe. Die Kaufmannswelt brauchte ein Institut, welches sich speziell ihren Bedürfnissen widmete, und schuf 1853 die „niederösterreichische Eskomptegesellschaft" — in Wien und Niederösterreich die erste kaufmännische Bank.

Die Idee des geistvollen Warrens, daß nicht die Aktionäre, sondern die Kreditteilnehmer selbst die Eskomptierung zu besorgen und das Risiko zu tragen hätten, führten der Anstalt das Vertrauen und die Einlagen des Publikums zu und in ihrem bescheidenen Hause in der Schwertgasse begann sie sofort und kulant ihre Tätigkeit. Das erschien also tatsächlich als eine Hilfe. War sie wirklich ausreichend? Sie war es nicht und konnte es auch nicht sein; das eigene Kapital war zu bescheiden und bei den verhältnismäßig geringen Ersparnissen unserer Bevölkerung mußten sich auch die Einlagen bei ihr in einem bescheidenen Umfange halten. Der Eskompte, welchen sie bei der Nationalbank genoß, war ein limitierter, und selbstverständlich mußte auch sie in der Einräumung der von ihr gewährten Kredite ein knappes Maß einhalten. Kaufleute mit einem Geschäfte von bedeutendem Umfange erhielten nicht mehr als 30—40 000 Fl., mittlere nur 5—20 000 Fl. Man fühlte diese Enge allgemein, erkannte sie auch in den obersten Kreisen und ging weiter.

In Paris hatten die Brüder Pereire, ehemalige und dann bekehrte Sozialisten, den Crédit mobilier gegründet. Das Institut sollte die Massen des kleinen Kapitals zusammenfassen, gegen die haute finance ins Feld führen, Frankreich von ihr unabhängig machen. Man folgte nun in Wien diesem Beispiele, schuf die „k. k. priv. Kreditanstalt für Handel und Gewerbe". Die Regierung protegierte sehr entschieden ihre Schaffung; sie forderte selbst den hohen Adel auf, sich an ihr zu beteiligen, ihr erster Präsident war das Haupt der Schwarzenbergs, Fürst Adolf Schwarzenberg. Nur verwechselte man die ungeheure Zahl der kleinen Kapitalisten in Frankreich mit der relativen Kleinheit dieser Schichte in Öster-

reich. Schon mit der Zeichnung der Aktien dieser neuen Bank begann eine wilde und blinde Börsenepoche. Sie wurden mit 200 Fl. eingezahlt, hatten schon während der Subskription ein starkes Agio und wurden bis an 400 getrieben. Zang in seiner „Presse“ lud damals eine schwere Verantwortung auf sich; er hatte für dieses Treiben eine eigene Rubrik eröffnet, in welcher er den Kurs von 400 als den normalen hinstellte. Er tat dies noch zu einer Zeit, als, für die Scharfsichtigeren schon ersichtlich, die Abendschatten bereits hereinzubrechen drohten. Die „Großen“ folgen nie blind der Hausse bis zu ihrem Ende, sie setzen sich für das Papier einen Kurs fest, bei dem sie ihren Besitz zu verkaufen beginnen. Das darf nämlich nicht mit einer plötzlichen Wendung geschehen, das Papier würde ja sonst sofort zurückgehen und den Verkauf unmöglich machen; der Kurs muß steigend bleiben und je mehr er steigt, desto willkommener die Gelegenheit, zu immer höheren Kursen und über den Besitz hinaus zu verkaufen. Haben die großen Spekulanten dies zu ihrer Genüge getan, so haben sie kein Interesse mehr die Hausse zu unterhalten, der Kurs wird schwankend, geht nach rückwärts; von der Menge, welche sich hat verleiten lassen, der Spekulation der Großen ihre Ware abzunehmen, wollen jetzt wieder alle zu ein und derselben Türe hinaus, und in dem Gedränge fällt das Papier bis auf den Boden. Eine Gruppe von jungen Leuten war damals während dieser Epoche anscheinend zu Millionenvermögen gekommen. „Wie schade,“ sagte noch mitten im Taumel der sarkastische J. K., einer der Großen der Börse, „daß diese jungen Leute gar solche Verschwender sind; was sie da ausgegeben haben werden, können wir nicht mehr von ihnen kriegen.“ Das witzige Wort kennzeichnet das ganze Spiel. Knapp vor dem erträumten Kurs von 400 brach die Spekulation zusammen, der Kurs sank unaufhaltsam bis tief unter den Nominalwert, ungefähr auf 150, wo dann wieder die Großen als Käufer auftraten.

Wird eine kommerzielle Bank Gegenstand eines solchen Börsenspiels, so wird sie selbst, d. h. deren Leitung unwillkürlich von der kaufmännischen Tendenz, von der Aufgabe, dem realen Geschäftsleben kräftigend und unterstützend zu dienen, abgezogen. Das traf auch hier zu.

Erst nach einem Dezennium schlimmer Erfahrungen hat sich die Kreditanstalt tatsächlich dieser ihrer Bestimmung zugewandt.

Ich werde auf dieses Thema, wie auf den Stand der Geldverhältnisse, unter denen die Geschäftswelt in dieser zehnjährigen Periode arbeiten mußte, zurückkommen, wenn ich die geschäftlichen Resultate derselben resumieren und zu erklären mich bemühen werde. Immerhin bewegte sich das Geschäft anhaltend nach vorwärts und aufwärts, es dehnte sich in die Breite, stieg in die Höhe. Alle die neuen Leute begannen sofort größer, als die Tradition des Vormärz gestattet hätte, mit größeren Lokalitäten, größerem Warenlager, größeren Krediten, die sie nahmen, und — was jetzt das Hereinströmen ausländischer, namentlich englischer Textilartikel sehr förderte — solchen, die sie gaben. Kurz, unser kommerzielles Judenviertel nahm einen entschiedenen Aufschwung. War es durchaus und ganz gesunde Wirklichkeit? Diese Situation hatte sich durch ungefähr sieben Jahre erhalten, als sich innerhalb dieses ganzen Kreises eine unbehagliche Stimmung bemerkbar machte. Das vorhandene Geld reichte augenscheinlich immer weniger aus, denn es wurde von Tag zu Tag dringender gesucht und immer teurer bezahlt. Am 10. Oktober 1857 wurde die Geschäftswelt von einem Falliment, jenem der Firma Josef L. Boskowitz & Co. mehr als überrascht, ja in die höchste Bestürzung versetzt; Boskowitz war seinerzeit das größte Warenhaus Ungarns gewesen, auch jetzt noch ein sehr großes geblieben. Ungefähr 20 Jahre vorher hatte sich das Haus, welches bis dahin ein behördlich bewilligtes „Einkaufsmagazin" betrieben hatte, als k. k. priv. Großhandlung auch in Wien etabliert, hier aber keinen Warenhandel, sondern nur ein Bankgeschäft betrieben. Durch die Konkurrenz jüngerer und kräftigerer Elemente war sein Warenhandel und mit ihm der effektive Vermögensstand schon seit Jahren stark zurückgegangen. Das Bankgeschäft der Wiener Großhandlung wurde ein schwindelhaftes, man akzeptierte den Bankklienten gegen ihr Portefeuille, welches man dann wieder begab. Das mußte ja zu dem schlimmen Ende führen. Ich erinnere mich nicht, daß seit dieser Zeit irgend ein Falliment in der Handelswelt je wieder eine ähnliche Deroute hervorgerufen hätte wie dieses. Der Schrecken ward allgemein, die notwendig gewordene Einlösung der

Akzepte des Falliten brachte die Betroffenen in die größte Verlegenheit. Das war sofort so allgemein bekannt — man nannte die Namen — daß die Kreditanstalt intervenieren zu müssen glaubte. Sie berief eine Versammlung aller Gläubiger der notleidenden Firma ein und erklärte, die Akzepte der Firma Boskowitz mit 50% zu belehnen! Das war ein Vorgang, für den wohl bis dahin in der ganzen Handelsgeschichte kein Präzedenzfall zu finden war. Noch bezeichnender für die damaligen Geldverhältnisse und die finanzielle Situation der Kaufmannswelt war die Tatsache, daß der ganze Passivstand des falliten Hauses, welches ein noch immer bedeutendes Waren- und ein Bankgeschäft betrieb, nicht mehr als rund eine Million Gulden betrug. Und diese fehlgegangene Million bedeutete für den Platz eine solche Gefahr.

Von den ersten Firmen waren nur sehr wenige mit Boskowitz in direktem Verkehr gestanden, die zweiten Firmen machten mit wenigen Ausnahmen von dem Angebote der Kreditanstalt Gebrauch. Ausnahmslos wurden von ihnen, bevor noch der Fallite einen Ausgleich zustande gebracht hatte, dessen Wechsel wieder zurückgelöst. Aber der Vorfall hatte in geradezu beklemmender Weise die Schwäche dieser Kaufmannschaft bloßgelegt. Und noch mehr als der Fall des Hauses Boskowitz an sich, das, was ihm nachfolgte. Die Kaufmannswelt ist immer ehrlich, war es immer. Wer anders spricht, hat eine Meinung, aber kein Urteil. Sie erkannte damals, daß sie sich übernommen hatte, sie wollte „einziehen". Nun ist das viel schwerer und verlangt mehr gesunde Kraft als das Ausdehnen. Letzteres besteht darin, daß man mehr kauft und mehr verborgt. Ein Geschäft reduzieren, heißt den Einkauf einstellen und zahlen; aus dem Lager verkauft sich zuvörderst immer das Beste, das Flotteste; von den Ausständen gehen natürlich zuerst die besten ein; von beiden Aktiven bleibt immer mehr und mehr der Bodensatz zurück; der reduzierende Kaufmann wird allerdings nach und nach weniger schuldig, aber das wenigere zu zahlen, wird ihm immer schwieriger, zuletzt unmöglich; und die Schwachen müssen gerade bei diesem Rückzug fallen.

Das spielte sich damals noch einige Monate hindurch am Platze

ab und erregte immer von neuem Beunruhigung. Die Bilanzen hatten in all diesen Fällen deutlich gemacht, daß der Aufschwung in diesem Dezennium tatsächlich mehr Schein als Wirklichkeit gewesen war, daß ihm die einzige gesunde Grundlage, nämlich die Bildung neuen Kapitals, die Schaffung wirklichen Vermögens durch fortlaufenden, ausreichenden Geschäftsgewinn gefehlt hatte. Was hatte sie verhindert? In welchen Ursachen waren diese ungünstigen Resultate zu suchen? In mehreren: sie bildeten eine eng zusammenhängende und einander bedingende Gruppe. Die erste derselben wär die damalige Handelsverfassung an sich. Österreich war durch nahezu zwei Jahrhunderte prohibitiv abgesperrt, ohne industriellen Import und Export; der Handel kannte nur das beschränkte einheimische Gebiet und die Kundschaft in demselben. Kein Kaufmann, jung oder alt, sah oder dachte über die Grenze, sondern nur an das Geschäft seines Nachbars. Alle die Hunderte von jungen Leuten, welche sich in dieser Periode alljährlich neu etablierten, hatten nichts anderes gelernt, als dem Geschäfte, welches sie soeben verlassen hatten, in derselben Ware und bei derselben Kundschaft sofort die schärfste Konkurrenz zu machen. Wenn nun ausnahmslos alle an eine und dieselbe Kundschaft verkaufen wollen, wenn nicht wenigstens ein Teil andere Wege einzuschlagen imstande ist, so wird und kann dies immer nur auf Kosten eines genügenden Nutzens geschehen. Diese Tendenz des Unterbietens in den Preisen wie im Respiro wurde noch außerordentlich verstärkt und verschärft durch die Art, wie sich damals auf dem Wiener Platze der Absatz vollzog.

Heute wird das Hauptgeschäft durch Reisende gemacht, die man in die Provinz bis in die kleinsten Orte und zur kleinsten Kundschaft aussendet. Da vollzieht sich Kauf und Verkauf mit der nötigen Ruhe. Die Kollektion wird gelassen durchgesehen und das, was sie Interessantes und Preiswertes bietet, wird gekauft. Um dem Reisenden ein Geschäft möglich zu machen, werden vernünftigerweise auf die Waren die reellsten und billigsten Preise deklariert, es kommt nur selten zum Schachern. In dieser Weise aber betrieb zu jener Zeit nur ein einziger Mann sein Geschäft: Eduard Josef D r a s c h e. Es verlohnt sich, ihm einige Worte zu widmen.

Er stammte aus Brünn, hatte dann in Wien, obwohl er nur wenig Geld besessen, damit begonnen, daß er auf jedes Platzgeschäft verzichtete und sofort nach ausländischem Muster Reisende ausschickte. Er fand bald großen Absatz; seine Reisenden wurden immer zahlreicher; das ganze Land wurde einbezogen, der Geschäftsumsatz war für die damaligen Verhältnisse sehr groß und der Chef galt ohne Widerspruch als der erste Kaufmann Österreichs. Er war der erste Präsident der niederösterreichischen Handelskammer. Sein Fleiß war sprüchwörtlich, er stand um 5 Uhr früh an seinem Pult, empfing seine zurückgekehrten oder auszusendenden Reisenden nicht anders als um 6 Uhr morgens und war für andere Menschen, als Kunden oder Fabrikanten, erst von 9 Uhr abends an zu sprechen. Anfangs der sechziger Jahre übergab er Firma und Geschäft seinen drei ersten Angestellten. Mit dem Vermögen, welches er ausbezahlt erhielt, ging er an die Börse, war zu seinem Unglück dort ebenso fleißig wie in seinem früheren Geschäfte und verspielte es daher um so rascher bis auf Heller und Pfennig. Er starb als ein armer Mann; seine Frau und Kinder erhielten von seinem Cousin Heinrich Drasche — dem Neffen und Erben Mißbachs, des Gründers der Wienerberger Ziegelfabrik — ihren Lebensunterhalt.

Merkwürdigerweise war er mit seiner Idee, Reisende auszusenden, allein geblieben. Niemand war seinem Beispiele gefolgt. Die ganze Geschäftsweise des Wiener Platzes bestand darin, daß man den Provinzkaufleuten, welche damals alle in der Saison, aber zumeist nur für einen oder zwei Tage nach Wien kamen, scharf nachging und sie zur Eingehung eines Geschäftes engagierte. Das war natürlich kein nobler Modus, denn man mußte um diese Leute während der Mittagspause in den Kaffeehäusern förmlich raufen; nicht bloß um die unausgesetzt auf dem Platze neu Erscheinenden, sondern auch um die alten, schon Akquirierten, wenn man sie sich erhalten wollte.

Hatte man sie während dieses kurzen Aufenthaltes nicht gewonnen, so waren sie für ein halbes oder ganzes Jahr verloren.

Das kleine von mir geschilderte Café Friedrich am Hohen Markt war zu einem stillen Winkel für einige alte Chefs geworden; als Schauplatz für diese Hetzjagd hatte sich ein sehr großes, das

Brunnersche Kaffeehaus an der Ecke des Hohen Marktes und Bauernmarktes etabliert und die peinliche Szenerie desselben ist mir lebhaft in Erinnerung. Hatte man den Kunden glücklich im Magazin, so durfte man ihn, wie der technische Ausdruck lautete, nicht „auslassen“; ringsum lauerten andere Konkurrenten auf ihn. Das alles nahm den Mut, einen anständigen Nutzen zu verlangen und an demselben festzuhalten.

Diese ungünstige Situation unserer Wiener Textil-Engrossisten den Käufern gegenüber wurde noch weiters einschneidend durch den Charakter der Mehrzahl der Wiener Artikel verschärft, die sie und mehr oder weniger alle zu verkaufen hatten und welche das Geschäft dieses ganzen Kreises überhaupt darstellten. Sie lassen sich sehr bequem in drei Gruppen einteilen; zum Verständnis der ersten und wichtigsten will ich einige aufklärende Worte vorausschicken:

Im ganzen Mittelalter bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war die Frauenkleidung für die besseren Schichten durchaus aus Wolle, zumeist ein glattes einfärbiges Gewebe, welches unter der Bezeichnung „Resch“ (von Arras in Flandern) noch im 18. Jahrhundert vielfach gewebt wurde. Für die unteren Klassen, namentlich für die ganze Bauernschaft war der in der Regel blau gefärbte Leinwandkittel die gewöhnliche Kleidung. Der von England eindringende bedruckte Baumwollstoff, in der Geschäftssprache Kotton, Perkail, Perkalin, Battist, verdrängte aber zum großen Teile Wolle und Leinwand, da er ungleich billiger, bunter und gefälliger war. Das Prohibitivsystem hatte, wie schon bei anderer Gelegenheit erwähnt, gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine Reihe Prager jüdischer Händler zum Versuch veranlaßt, diese bunten Kattune selbst zu erzeugen und zwar im primitiven Handdruck, da man die Walze noch nicht kannte. 28 Fabrikanten dieser Kategorie zählte man zu Anfang des 19. Jahrhunderts am dortigen Platze. Die meisten von ihnen sind ebenso zugrunde gegangen, wie schon früher einige Wiener Kaufleute, welche das gleiche Experiment gewagt hatten. Als ich ins Geschäft trat, bestanden für diesen Massenartikel der Textilware in Österreich hauptsächlich fünf Fabriken: die Kosmanoser des Leitenberger, die Neunkirchner des Du Pasquier, Fatton & Co.

erzeugten feinere, die anderen drei: Dormitzer, Pribram und Porges gewöhnliche Ware. Dann kamen noch zwei oder drei kleinere. Und dieser Handvoll Fabrikanten in den bedeutendsten Artikeln der Manufakturware standen die unzähligen Händler dieser Branche in Österreich-Ungarn, die großen wie die kleinen, die Engrossisten wie die Detaillisten gegenüber! Was aus diesem Mißverhältnis resultieren mußte, ist klar. Die ausländische Ware war prohibiert, die ganze Kaufmannschaft in diesen Artikeln jenen Fabrikanten nahezu ausgeliefert. Natürlich nützten diese ihre Macht außerordentlich aus. Kosmanos und Neunkirchen standen mit ihrer feinen Ware jeder für sich allein und konnten den Preis ohne Einschränkung und ohne Rücksicht auf die Konkurrenz dekretieren. Die anderen Fabriken setzten jedesmal vor Beginn der Saison untereinander die Preise fest und zwar, da jede Fabrik eine andere, bessere oder geringere Qualität erzeugte, für jede besonders. Diese also festgesetzten Preise waren genau so kalkuliert, daß sie den Engros-Zwischenhändlern keinen nennenswerten Gewinn mehr übrig ließen. Die Zwischenhändler aber in ihrer ungeheuren Anzahl mußten sich die böseste Konkurrenz machen, da die Ware der wenigen Fabriken eine sogenannte „deklarierte“ werden mußte, d. h. von jedem Kaufenden, jedem kleinen Händler genau gekannt wurde. Dieselben Verhältnisse walteten auch beim Absatz jener Ware vor, die von einer anderen Serie großer Fabrikanten für Frauenkleidung erzeugt wurde, nämlich in Reichenberg, Böhmisch-Aicha, usw. welche Orleans, Lüster, Caschemire und dergleichen erzeugten. Auch dieser Artikel war in der Hand von nicht mehr als fünf Fabrikanten: Die beiden Liebiegs, F. Schmitt, Blaschke & Co., Franz Hiller. Als nicht uninteressant möchte ich hier hervorheben, daß die zwei ältesten und bedeutendsten und zugleich die Gründer der ganzen hier genannten Industrie, die beiden Liebiegs, von Hause aus weder Fabrikanten, noch auch Weber, sondern Manufakturwarenhändler waren, welche als Nebenbetrieb ihres Warenhandels Garne kauften, sie an die damals zahlreich vorhandenen kleinen Erzeuger austeilten und durch sie die englischen Artikel Orleans, Lüster, Paramattas, Tibettins usw. nachahmen ließen. Aus diesen kleinen Anfängen entstanden die Großindustriellen dieser Branche. Sämtlich miteinander ver-

wandt oder verschwägert, waren sie alle von Beginn an in engster Verbindung, hatten alle für ihre Waren den gleichen Preis, den sie im Kartellwege feststellten und zwar, ohne daß sie aus dieser Kartellierung ein Geheimnis machten.

Und sie taten noch ein übriges, um den Engrossisten die Möglichkeit eines richtigen Verdienstes abzuschneiden; sie waren zugleich prinzipiell die Konkurrenten derselben, indem sie sich nicht wie die Kottonfabriken, auf sie beschränkten, sondern zu gleicher Zeit an deren Kunden, die kleineren Händler in der Provinz, ständig zu demselben Preistarife kreditierten und in dem statutarischen Rabatt nur eine kleine Änderung walten ließen. Von den Engrossisten war demnach jene Kategorie, welche ihr Geschäft einzig oder größtenteils in diesen deklarierten Artikeln machte, am ungünstigsten gestellt.

Vielfach besser war die Lage jener Kaufleute, welche nicht den Absatz der von den großen Fabrikanten erzeugten Ware zu ihrem Geschäfte machten, sondern die Artikel der zwei anderen Hauptgruppen kauften und verkauften. Die eine derselben umfaßte das ganze Gebiet der Leinwandware und das noch ungleich größere der Erzeugung alles dessen, was als billiger Ersatz für Leinen in Halb- und Ganzbaumwolle auf dem Markte erschien. Schon hier stand der Engrossist nicht mehr wie in der ersten Gruppe einer Handvoll großer Fabriken, sondern Hunderten und Hunderten von Webern gegenüber, die nicht wie die Großen stets in gelassener Ruhe verharrten, sondern sich zum Verkaufe drängten, zwischen denen man wählen und hierdurch auch die Chancen des Einkaufes, die eigene Waren- und Platzkenntnis ausnützen konnte. Auch wenn diese Erzeugnisse solche des Massenverbrauches waren, konnten sie dennoch bei der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Herstellung, wie sie unter diesen mittleren und kleineren Erzeugern herrschte, nicht jenen deklarierten Charakter, wie die gedruckten Kottone der Prager Fabriken oder die Orleans der Liebieg und Schmitt haben; sie gewährten die Möglichkeit, beim Verkauf an die kleineren Händler einen besseren Nutzen zu erzielen.

In noch stärkerem Maße traten diese günstigen Momente in der dritten Gruppe, der Modeware, hervor. Ihre Erzeugung lag

damals hauptsächlich in den Händen der vielen, vielen mittleren und kleineren Fabrikanten der Wiener Vorstadt. Jeder derselben fabrizierte, wenn auch nicht immer andere Artikel, so doch innerhalb eines jeden die verschiedensten Genres und die verschiedensten Dessins. Ein und dieselbe Ware wurde in den verschiedensten Nuancen der Qualität und des Geschmackes erzeugt. Genre und Dessin wechselten rasch, von einem allgemeinen, auch den kleinen Händlern bekannten Preise konnte hier keine Rede sein. Darum war der Handel speziell in diesen Waren auf dem Wiener Platze der verhältnismäßig noch günstigste, nährte noch am ehesten seinen Mann, schuf noch am ehesten Vermögen.

Diese vergleichende Gegenüberstellung der verschiedenen Branchen ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß im allgemeinen der Wiener Textilhandel jener Zeit kein finanziell befriedigender war und nicht sein konnte. Im allgemeinen galten zehn Perzent für einen Wiener Grossisten jener Zeit als ein angemessener Gewinn. Im Durchschnitt des Gesamtumsatzes wurde er nicht erreicht. Bei den Massenartikeln, auf welche es hier hauptsächlich ankommt, blieb er unter demselben. Bei sämtlichen Kottonen löste man über den Einkaufspreis brutto nicht mehr als 1—1½ Kreuzer per Elle, d. h. nicht mehr als 6—7%. Nicht viel mehr bei dem Hauptteil, jenen ordinärsten Baumwollwaren, welche die besseren Leinwandartikel ersetzen mußten.

Und dieses ungünstige Verhältnis wurde keinesfalls durch das bessere aufgehoben, welches bei dem ungleich kleineren Absatz in Mode- und besseren Waren überhaupt stattfand. Der Einzel-Kaufmann hat es stets in der Hand, durch eine rationelle korrekte Buchführung den Bruttogewinn des Jahres auf Heller und Pfennig zu erfahren. Er belastet sein Warenkonto mit dem gesamten Einkaufe und erkennt es für den Gesamtverkauf. Die Differenz zwischen Soll und Haben läßt nicht die geringste Täuschung über den Gewinn zu. Für die Gesamtwirtschaft des Kaufmannstandes oder auch nur einer Kategorie desselben ist ein solcher Nachweis natürlich nicht möglich. Hier konnte ich mir eine Ansicht einzig nach seinerzeitiger eigener Anschauung und Erfahrung bilden. Doch selbst, wenn ich bei meiner Rückschau zu grau gesehen und gezeichnet hätte, und sich für alle Waren im Durch-

schnitt gerechnet, ein zehnprozentiger Gewinn herausgestellt hätte, so wäre er unmöglich genügend gewesen. Dafür waren einerseits die Umsätze in dem Wiener Geschäfte, welches keinen großen Zug hatte und sich immer nur auf den Provinzbedarf beschränkte, nicht groß genug; andererseits die Regie zu hoch und das ständige Verlustkonto viel zu stark.

Ich werde keinem Widerspruch begegnen, wenn ich diese Posten mit zumindest 5% des Umsatzes veranschlage. Wohl wird der Leser einwenden: es blieben ja dann noch immer 5% als das Nettoerträgnis, um den Kaufmann „zu erhalten und weiter zu fördern". Nicht viel, auch wenn sie geblieben wären; das taten sie aber nicht, denn dieser Nutzen wurde noch durch ein Hauptmoment, und zwar sehr empfindlich reduziert. Die Kapitalsmenge, welche dem Textilhandel Wiens zur Verfügung stand, hatte sich, wie vorher auseinandergesetzt, keineswegs im Verhältnis zu der unbestreitbaren Ausdehnung desselben vergrößert, konnte also noch weniger als im Vormärz genügen. Ungenügendes Geld bedingte aber naturgemäß notwendig teures Geld, einen allgemein hohen Zinsfuß. Für jene Kategorie von Geschäftsleuten, welche ich da hauptsächlich im Auge habe, hatte dieses eine empfindliche Höhe. An die Nationalbank konnten sie nicht herantreten, deren 5%iger Zinsfuß existierte für sie nicht; das Geld der neu geschaffenen Kreditanstalt kostete schon viel mehr, durch eine Bankverbindung in der Regel 7—8%; aber bei dem im allgemeinen hohen Zinsfuß fand sie, insoweit sie überhaupt auf die eigentliche Kaufmannswelt Wert legte, Geschäftsleute genug, welche die Verbindung mit ihr suchten und deren Material ihr vornehmer und besser dünkte, als die Domizile der ungarischen, böhmischen und polnischen Kundschaft, die unsere Textilhändler ihr hätten liefern können.

Die junge niederösterreichische Eskomptegesellschaft, das damals noch einzige kaufmännische Kreditinstitut, rechnete für sechsmonatliche Domizile nicht weniger als 7%. Dieser Satz war entscheidend für jenen, welchen der Kaufmann bei dem Privateskompteur zahlen mußte, sobald er an ihn herantrat; er betrug normal 9—10% und bei den nur beschränkten Krediten, welche die Eskomptegesellschaft gewähren konnte und mußte, waren nur sehr wenige Kaufleute imstande, diese Quelle zu entbehren. Wehrte sich ein Heiklerer

gegen eine solche Quelle, suchte und fand er eine Verbindung mit einem der damals noch eine Rolle spielenden Privatbankiers, so erreichte er ein sozusagen anständigeres, aber selten billigeres Geld. Unbedeckte Kredite waren auch jetzt fast nie und nur unter besonderen Umständen zu erlangen; der Kaufmann gab seine Portefeuillewechsel dem Bankier und trassierte dann dagegen 3 Monate auf denselben gegen eine jedesmalige Akzeptationsprovision von ½%, zumeist aber ⅔%. Er selbst konnte das Papier nicht in der Nationalbank einreichen, er mußte mit demselben wieder in die Hand eines Privateskompteurs, wenn auch anderer Kategorie, fallen, durch welchen es erst den Weg in die Bank fand; auch wenn es allererstes Papier war, nahm letzterer dasselbe nicht anders als zu einem Plus von 1—1½% über den Bankzinsfuß.

Diese verschiedenen Provisionen erhöhten also den Zinssatz bis zu 8% und wenn der Bezogene nicht allererster Klasse war, noch zu einem um 1—1½% höheren. Dazu trug der Trassant noch ein Impegno, welches sich wiederholt, wie in dem Falle von Josef L. Boskowitz, Ernesto Walzel, M. H. Weikersheim und selbst bei einem so hoch angesehenen Haus wie J. G. Schuller & Co. als sehr verhängnisvoll erwiesen hat.

Daß dieses teure Geld, zu Zeiten wenn es knapper, auch noch teurer wurde, namentlich bei dem Privateskompteur ungebührlich stärker anzog, war ja nur natürlich und entspricht dem Geschäftslaufe aller Zeiten.

Jedoch charakterisiert die damalige Geschäftslage eben die Tatsache, daß diese speziellen Geldklemmen viel häufiger eintraten, als ein gesunder Kommerz es verträgt. Dazu kommt noch eines, und zwar sehr Wichtiges: Der Wiener Kaufmann jener Epoche nahm den Kredit, welcher verzinst werden mußte, in einem viel größeren Maße in Anspruch als der heutige. Die Neuetablierungen erfolgten in der Regel mit verhältnismäßig kleinem Kapital und mit dem Wunsche und dem Bestreben, rasch zu wachsen. Die Forcierung des Einkaufes auf Zeit führte notwendig zu einer allzu reichlichen Kreditgewährung beim Verkauf, und so gelangte der Kaufmann sehr bald zu einem Stand, welchen die vorhandenen Betriebsmittel nicht rechtfertigten; sie mußten darum durch die ständige Inanspruchnahme des Geldkredits ersetzt, d. h. das ganze

Portefeuille mußte begeben werden. Der ganze Absatz bis auf jenen verhältnismäßig kleinen Teil, welcher im Buche offen stehen blieb, passierte diese Straße. Von den 10%, welche ich als durchschnittlichen Nutzen theoretisch angenommen, verschwand also die Hälfte, welche den Kaufmann „erhalten und fördern" hätte sollen, größtenteils durch die Notwendigkeit, das Rad im Rollen zu erhalten.

Natürlich zeigten sich im Betriebe des Textilhandels nicht immer und überall diese unerfreulichen Erscheinungen. Es entstanden neue bessere Zweige, so schuf die Umbildung des einfachen Strumpfes zu einer bedeutenden Wirkwarenindustrie ein neues großes Gebiet, es entstehen eine Anzahl von in der Textilbranche neuen Betriebsarten, so die „Manipulation", auf welche ich noch später werde ausführlich zurückkommen müssen usw. Und die neuen Zweige gewähren in der Regel günstigere Ergebnisse. Selbst in dem von mir gezeichneten engen Kreise des im allgemeinen unbefriedigenden Handels mit den gewöhnlichen Manufakturwaren erwarben sich Leute mitunter nicht unansehnliche Vermögen. Nun, nach dem Sprichworte bestätigt jede Ausnahme die Regel, es wäre auch schlimm, wenn nicht auch Ausnahmen zu verzeichnen gewesen wären. Aber als charakteristisch muß ich hervorheben, daß diese Erfolge zumeist von jenen erreicht wurden, welche durch die Art ihres Geschäftes nicht in die Lage gekommen waren, den Betrieb desselben an Bank- und Privateskompte irgendwie zu binden. Sie hatten einen sehr großen Kreis kleiner und kleinster Kunden, welche fortwährende, aber immer kleine Einkäufe machten, Kredit weder beanspruchten, noch erhielten, sondern bar bezahlten und von welchen jeder einzelne im Laufe des Jahres eine stattliche Summe Waren dem Kaufmann abgenommen hatte. Als Type führe ich hier die schon einmal genannten Isaak Friedländer und Hermann, später S. Wärndorfer an.

Das Interesse, welches mir die Innengeschichte des damaligen Geschäftslebens heute noch einflößt, hat mich vielleicht veranlaßt, zu weit in sie einzugehen. Keinesfalls will ich sie noch weiter ausführen; ich glaube, das Bisherige genügt, um dem Leser die Bilanzen verständlich zu machen, mit denen die Kaufleute damals ihre Geschäfte abschlossen und die Zustände, die auf das Falliment

Boskowitz folgten, zu erklären. Schließlich waren auch diese überwunden worden; was faul gewesen, lag zu Boden, was stehen geblieben war, erholte sich. Man hatte auch gelernt und die Quelle des Übels erkannt; vielfach wurden die deklariertesten Artikel gewechselt, mit erträgnisreicheren vertauscht. Das Jahr 1858 war im allgemeinen ein günstigeres, schloß bei den Kaufleuten besser ab, es trat Beruhigung und Erholung ein. Diese letztere wurde jedoch auf verhängnisvolle Weise unterbrochen.

In den nun folgenden Jahren hatten sich die Verluste am Wiener Platze ganz außerordentlich vermehrt und merkwürdigerweise durch eine Tatsache, welche mit dem eigentlichen Kommerz nichts zu tun hatte. Arnstein & Eskeles, zu jener Zeit das erste Bankhaus Wiens, standen mit dem Hause Fould in Paris in Geschäftsverbindung, dessen Chef, Achille, Louis Napoleons Finanzminister war, aber von diesem über sein Bündnis mit Italien und seinen Vorsatz, Österreich den Krieg zu erklären, in vollständiger Unkenntnis belassen worden war. Fould wiegte Baron Eskeles in Sicherheit, dessen Firma ging in die Hausse, und als im Januar 1859 Louis Napoleon durch seine berühmte Neujahrsansprache an den österreichischen Gesandten Hübner den Entschluß enthüllte, in Verbindung mit Sardinien über Österreich herzufallen, fielen die Papiere bis auf den Boden. Arnstein & Eskeles wurden insolvent. Der eigentliche Handel und die Industrie wurden von diesem Falliment nur schwach berührt, aber im ersten Schrecken schuf man, um dieses Haus nicht in Konkurs gehen zu lassen, fast über Nacht das sogenannte Vergleichsverfahren, das erst nach einer Reihe von Jahren durch das heutige Konkursgesetz ersetzt wurde. Das Vergleichsverfahren schuf, und zwar ohne jede Beschränkung, für alle protokollierten Firmen im Falle ihrer Insolvenz den Zwangsausgleich, welcher durch seine Leichtigkeit und einen für die Gläubiger sehr ungünstigen Modus alle schwachen Leute in Versuchung führte, sie zur Protokollierung veranlaßte. Die Grossisten suchten jeden Tag in den Zeitungen vor allem nach den Protokollierungen, die plötzlich eine ausgebreitete Rubrik bildeten, und sahen allzu häufig in einer solchen Neuprotokollierung eines Kunden mit Sicherheit einen Verlust voraus. Das Fallissement nahm einen epidemischen

Charakter an, das neue Gesetz schuf eine Art geschäftlicher Schreckensherrschaft.

Zu dieser eigentümlichen Folge der Politik Louis Napoleons, welche die Kundschaft förmlich demoralisierte, trat aber eine zweite, welche einen sehr ansehnlichen Teil der Textil-Engrossisten direkt traf und den Sturz vieler derselben herbeiführte.

Wir waren seit dem Jahre 1848 in Österreich an ein Disagio unserer Valuta gewöhnt, mit ihm vertraut geworden. Es hatte wohl, wie schon früher bei der Schilderung Königswarters erwähnt, 1850 während des drohenden Krieges mit Preußen eine kurze Zeit hindurch eine ungewöhnliche Höhe erreicht. Das ging vorüber, ebenso das hohe Agio, als wir während des Krimkrieges die Walachei besetzten. Es hielt sich dann durch Jahre in gewissen, wenn auch schwankenden Grenzen. Man war aber allgemein von der Schädlichkeit desselben überzeugt. Die Möglichkeit, unsere Valuta wieder herzustellen, war der Gegenstand unaufhörlicher Diskussion und bildete eine Hauptsorge des Finanzministers Bruck. Er hatte auf dieses Ziel hingearbeitet und das Agio war auch stetig gesunken. Im Jahre 1858 hatte es nur noch eine mäßige Höhe und schließlich war es ihm zur allgemeinen Beruhigung gelungen, die Bank ihre Barzahlungen wieder aufnehmen zu lassen. Nun hatten seit Einführung des neuen Zolltarifes die englischen Erzeugnisse, namentlich jene aus Bradford, Manchester usw. bei uns vielfach schon Eingang gefunden und durch den Rückgang des Agio waren gerade im Jahre 1858 sehr viele unserer Kaufleute veranlaßt worden, sich speziell dem Verkaufe solcher Waren zuzuwenden. Einzelne hatten sich zu diesem Zwecke eigens etabliert. Bevor noch der Krieg ausgebrochen war, hatten wir nicht nur wieder ein Agio, sondern es schnellte in unwiderstehlicher Weise fort und fort in die Höhe; die Tratten, mit denen man die englische Ware beglichen hatte, waren, weil man ein weiteres Fallen dieser fremden Valuten erhofft hatte, in diesen ausgestellt worden; jetzt, wo sie bezahlt werden sollten, repräsentierten sie eine um 20—25% höhere Summe, als zur Zeit der Ausstellung. Die Differenz überstieg bei Vielen, namentlich bei jenen, welche das Jahr vorher erst angefangen und durch den von den Engländern gewährten unbeschränkten Kredit ein be-

deutendes Geschäft gemacht hatten, das in der Regel nicht große Kapital, mit welchem die Etablierung geschehen war. Einzig aus diesem Grunde erfolgte eine Anzahl von Fallissements; doch war die durch den Krieg eingetretene Beunruhigung in der Geschäftswelt eine ganz allgemeine. Der Absatz in die Provinz stockte, die Depression verbreitete sich wie eine schwüle Atmosphäre über die ganze Handelswelt, der Friede von Villafranca befriedigte nicht, er war more austriaco — das war das allgemeine Gefühl — eine Halbheit; wir waren die italienische Fessel am Fuße nicht los geworden; jeder Einsichtige hatte die Empfindung, daß der Besitz Venetiens zu einem neuen Kriege führen müsse. Aus dieser Erwartung entsprang in Ungarn plötzlich die Hoffnung auf eine Änderung und es entstand die oppositionelle Bewegung. Das Jahr 1859 schloß für den Textilhandel wieder schlecht ab, ein Abschluß entsprechend dem Charakter des ganzen Dezenniums, das ich hier schildern wollte.

Nicht so ungünstig war der Verlauf innerhalb der beiden anderen Geschäftszweige, welche sich neben dem Textilhandel auch im Vormärz herausgebildet hatten, nämlich des Handels mit Getreide und dem der weiteren Landesprodukte.

Das lag vielfach daran, daß er sich gewerberechtlich in einem anderen, freieren Rahmen bewegte, dadurch weniger Hemmnissen begegnete. Vor allem aber stand sein Ergebnis nicht in solcher Abhängigkeit vom Geldmarkte und vom Preis des Geldes wie im Textilhandel. Getreide, Handelsprodukte überhaupt sind wesentlich Komptantgeschäfte. Jedes menschliche Tun hat seine Psychologie, also auch der Kommerz. Der Bauer, der Großgrundbesitzer und auch der Wollproduzent arbeiten das ganze Jahr und erhalten nur einmal in demselben die Frucht ihrer Arbeit. Mit diesem Ertrage müssen sie bis zur nächsten Ernte oder Schur Haus halten. Da liegt ihnen der Gedanke, erst noch ein halbes Jahr auf das Geld zu warten, sehr ferne. Bezahlung ist die Regel und sie setzt sich im Handel weiter fort. Der Händler, welcher für Geld gekauft, will dasselbe, wenn er verkauft, wieder sehen. Der Nutzen, welchen er erzielt hat, wird zumindest durch einen Zinsenverlust nicht geschmälert.

Im allgemeinen ist das für die Branche richtig und trifft für die bei weitem größere Hälfte, wie Getreide usw. vollständig zu. Für die andere Hälfte hat die Zeit allmählich andere Verhältnisse geschaffen. Der Industrielle braucht zum Färben und Spinnen, Weben und Appretieren Monate, verkauft dann die fertige Ware auf weitere Zeit, braucht und verlangt darum einen nach Umfang und Zeit ausgedehnten Kredit. Vom Urproduzenten kann er ihn nicht erhalten; ihn zu ermöglichen und zu gewähren, ist der Beruf eines Teiles der Händler in den verschiedenen Artikeln — der wichtigste ist Wolle — geworden. Dieser Händler steht also, da er gegen Wechsel verkauft, allerdings mit dem Geldmarkt in Relation, aber hier wird jedes einzelne Geschäft fix abgewickelt und wenn der Verkauf auf Zeit, d. h. gegen fixe Tratte erfolgt, die Zinsendifferenz genau so im Preise hinzukalkuliert, wie jeder Gulden, den man für die Ware selbst gegeben hat. Der Wollhändler täuscht sich nicht selbst, wie es so häufig bei Scher' und Elle geschieht. Im ganzen Produktenhandel aber, gleichviel ob von der ersten oder zweiten Kategorie, ist für dessen bessere Ertragfähigkeit noch ein Moment sehr wichtig: die ständige und immer verhältnismäßig große Regie, welche den Textilhändler belastet, fällt hier fort und selbst die kleine, welche nicht zu vermeiden ist, kann er, so oft ein Stillstand ihn dazu veranlaßt, unterbrechen oder ganz aufheben.

Alle diese und noch manche andere Ursachen haben den Handel dieser ganzen Branche prinzipiell von je zu einem freieren, gesünderen und entsprechend gewinnstreicheren gemacht. Wenden wir uns aber dem geschichtlichen Verlaufe in den einzelnen dieser Zweige während dieser Periode zu.

Der Getreidehandel hatte ohne jede Unterstützung von seiten der Behörde, vielleicht gegen ihre Absicht, aus sich selbst heraus die Getreidebörse geschaffen, welche vorzüglich funktionierte, trotzdem sie nur eine private Vereinigung bildete und jeder öffentlich-rechtlichen Stellung entbehrte. Sicherlich wäre sie auch spontan in freier Entwicklung zu einer solchen gelangt, um so eher und sicherer, als für die Getreidehändler jene Erschwerungen, welche die aufrecht gebliebenen Gremialverfassungen mit sich gebracht hatten und die ich in einem früheren Kapitel geschildert habe, nicht

bestanden. Der Handel mit Getreide war frei, es konnte sich ihm jeder widmen, die Börse war für Müller und Bäcker und eine Reihe anderer Geschäftsleute unentbehrlich; sie war eine der allerwichtigsten kommerziellen Institutionen geworden; die betreffende Kompetenz entschloß sich also endlich, ihr eine Verfassung zu geben. Unglücklicherweise entschied man sich für die veraltete, durch die Tatsachen längst überholte antiquierte Auffassung, sie als bloßes Lokalinstitut für die Wiener Approvisionierung zu schaffen, und sie wurde daher der Gemeinde unterstellt, sie sollte nicht nur vom Magistrat, resp. dem Marktdirektor überwacht und geleitet, sie sollte ein kommunales Institut werden. Sie erhielt erst jetzt den bis dahin fehlenden legitimen Charakter und den Titel „Wiener Frucht- und Mehlbörse". Sie erkaufte ihn mit einer starken Behinderung ihrer Entwicklung. Letztere war durchaus abhängig von dem Maße an Luft und Freiheit, welches man dieser rein kaufmännischen Vereinigung zu gewähren bereit war; diese Bereitwilligkeit, ja auch nur das Verständnis für deren Notwendigkeit, fehlte dem Magistrate und auch noch der ihm vorgesetzten Behörde, der Statthalterei. Der Handel innerhalb ihrer Räume, zu dieser Zeit in dem aufgelassenen Zeughause in der Renngasse, konnte sich nicht bewegen, er stieß überall auf Widerstände, die ihm von oben her bereitet wurden. Das ward um so deutlicher, wenn man diese Zustände an der Wiener Börse mit jenen in Pest verglich. Die dortige Börse war vollständig autonom, hatte ihr Schiedsgericht; der Handel in ihr war unbeschränkt und ihm stand die wichtigste Voraussetzung zur Seite: ausreichende Lagerhäuser und andere Depots. In Wien fehlten beide fast vollständig. Das Getreide, welches Wien zu seiner Approvisionierung brauchte, mußte, wie im Vormärz, auch jetzt noch immer erst aus den Lagern in der Ferne geholt werden. Die Tendenz der Kaufleute an der Börse stand mit der patriarchalischen Auffassung des Magistrats im vollen Widerspruch, denn sie ging über das lokale Interesse auf die Schaffung eines internationalen Getreidehandels hinaus. Diese beiden sich bekämpfenden Richtungen kamen fortwährend zum Ausdruck. Vom Zeughause war die Börse zuerst in das Bürgerspital übersiedelt und von da, wo die Börse in einer Flucht von kleinen Zimmern abgehalten werden mußte, hatte

man sie in die etwas größeren Räume der Gartenbaugesellschaft am Stubenring verwiesen; aber der Verkehr war nur Mittwoch und Samstag während der zwei Börsenstunden gestattet, während doch der tägliche Verkehr schon längst zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden war. Dieser, der sich schon eingelebt hatte, vollzog sich darum auch weiter im Café Stierböck.

In für das Gewicht des täglichen Marktes bezeichnender Weise mußten sämtliche Büros und Amtslokalitäten in dasselbe Stierböcksche Haus verlegt werden, während sie mit der Hauptbörse in der Gartenbaugesellschaft eine Verbindung weder hatten, noch ihrer auch bedurften.

Trotz dieser mißlichen Verhältnisse, trotz dieses förmlichen Kriegszustand zwischen dem Vorstand der Börse und Magistrat und Statthalterei ging die innere Entwicklung weiter fort; sie dehnte sich über die bloße Approvisionierung Wiens weit hinaus, ward schon in dieser Zeit eine interurbane und internationale und der Marktpreis der Wiener Börse immer mehr und mehr mitbestimmend für die kontinentale Preisbewegung überhaupt. Auch das Leben innerhalb dieses Geschäftszweiges war ein gesundes, d. h. die Resultate für die Mitglieder befriedigend. Die Konkurrenz auf diesem Gebiete besteht nur zwischen den einzelnen Ländern, die Getreidehändler selbst sind sich keine eigentlichen Konkurrenten, keine Nebenbuhler, ihre Ware verkauft sich, wenn sie gebraucht und gesucht wird, von selbst und zu ein und demselben Preise. Das Unterbieten von seiten eines stärker Verkaufslustigen bewegt sich darum nur in den minimalsten Bruchteilen; das Angebot wird sofort aufgesogen und das Niveau wieder hergestellt. Es wird der Kundschaft, nicht wie in der Manufakturbranche, scharf nachgegangen, es ist unnötig und unmöglich, sie durch irgendwelche Künste zum Kauf zu bewegen, wenn der Bedarf fehlt. Es gibt hier keine andere Kunst als jene, die normale Ware zu kaufen und genau und ehrlich gemäß dem verkauften Muster zu liefern; der Nutzen besteht, abgesehen von Spekulation und Konjunktur, in dem regulären und legitimen Handelsgewinn, welcher sich in der Differenz zwischen den Preisen am Produktionsorte und denen des Konsumplatzes ergibt, und er

bleibt jedem. Das zeigte sich in der ökonomischen Situation der Mehrzahl der Mitglieder, wie in dem Aufblühen der Börse selbst.

Das Dezennium schloß für diese Branche damit, daß sie über einen zahlreichen und angesehenen Kaufmannskreis von Vermögen und sozialem Gewichte innerhalb des jüdischen Geschäftes und der jüdischen Gemeinde verfügte.

Nicht weniger hatte der Wollhandel und jener in den anderen Landesprodukten Fortschritte gemacht; die Leopoldstadt war ein Wollplatz geworden. Seit Wien frei zugänglich, hatten jene Wollhändler, welche schon vor dem Jahre 1848 zwar hier nicht wohnten, aber das ganze Jahr hindurch ein reguläres Geschäft betrieben, hier stabilen Wohnsitz genommen. Sie hatten sich zu anerkannten Firmen, zu bedeutenden, immer wachsenden Produktenhäusern herausgebildet. Das zog die größeren Fabrikanten Brünns, Reichenbergs, Bielitzs, Jägerndorfs usw. nach Wien und sie teilten ihren Einkauf zwischen den heimischen und den Wiener Wollhändlern. Der verstärkte Absatz führte aus der Provinz die kleineren Wollhändler, welche gewohnt gewesen, ihre Zwei-Schuren und sonstigen geringen Wollen nach Pest zu führen, gleichfalls nach Wien; das war wieder ein Beweggrund für die zahlreichen Wollhändler auf den Fabriksplätzen auch nicht erst auf den Pester Markt zu warten, sondern in der Zwischenzeit dieser Quelle ihre Aufmerksamkeit zu schenken. In allen Wollgattungen, von der ordinärsten Bauernwolle bis zur hochfeinen Einschur entwickelte sich ein lebhaftes Geschäft mit neuen Kommissionshäusern, neuen Spediteuren und zahlreichen, mitunter ganz angesehenen Wollsensalen als natürliche Begleiterscheinungen. In den anderen Landesprodukten, wie sie schon im Vormärz nach meiner Schilderung ein Gegenstand des Verkehrs in der Leopoldstadt gewesen, war die Entwicklung nicht weniger, vielleicht dadurch noch schneller fortschreitend, daß für viele dieser Artikel Wiens Industrie selbst Käuferin geworden war, denn diese letztere hatte gerade in diesem Dezennium einen bemerkenswerten Aufschwung genommen.

Ich glaube in die Zeichnung des Geschäftes der Wiener Juden zwischen 1849—1860 nicht detaillierter eingehen zu sollen. Das bisher Gesagte hat ja wohl genügt, um dem Leser die Entwicklung des vormärzlichen Handels der Wiener Juden in den ersten

Dezennien des Nachmärz und die zwischen beiden obwaltenden Unterschiede klar zu machen.

Der Handel ist jedoch nicht das ganze Leben, er schafft nur die Mittel für das Dasein in seinem ganzen Umfange, auch für jenes außerhalb des Erwerbs, und wie sich dieses innere Leben für die Juden Wiens in der gleichen Periode gestaltet hat, will ich, wieder anknüpfend an den Inhalt des ersten Kapitels, im folgenden vor dem Leser aus meiner Erinnerung zu entfalten versuchen.

3. Kapitel

Inneres Leben

In dem ersten Kapitel dieses Buches habe ich jene Veränderungen zu zeichnen versucht, welche die Revolution des Jahres 1848 den Juden in ihrem Verhältnis zu Staat, Regierung und Gesamtheit gebracht hat und welche auch durch die Konterrevolution, Militärherrschaft und das Konkordat nicht mehr ganz ausgelöscht werden konnten. In dem zweiten habe ich die Entwicklung ihres Geschäftes aus dem engen Rahmen der vormärzlichen Verhältnisse in dem weiteren des Nachmärz charakterisiert. Zur Vervollständigung des Bildes ist, wie auch für den Vormärz geschehen, für dieses Dezennium kurz festzustellen und zu untersuchen, ob und inwieweit sich innerhalb der Judenschaft, auch abseits vom Geschäft, Umstände und Zustände geändert haben.

Ich möchte hier eine kurze, allgemeine Bemerkung vorausschicken: Die Juden sind von ihrem ersten Auftreten in Europa an — ich erinnere hier an das über die Geschichte der Juden schon in der Schilderung des Ghetto Gesagte — eine wesentlich städtische Erscheinung, eine bürgerliche Klasse, mit einem durchaus bürgerlichen Erwerb — dem Handel. Diesen ihren sozialen Charakter eines, wenn auch jüdischen Bürgertums, haben ihnen selbst die Mauern des Ghetto, wo sie tatsächlich sich erhoben, und noch weniger dort nehmen können, wo sie, wie in dem Wien des Vormärz, nur in Verordnungen bestanden. Und als letztere schon durch die Freizügigkeit und die sonstige Gleichheit vor dem Gesetze verschwunden waren, mußte diese Gleichartigkeit stärker hervortreten, geradezu in die Augen fallen, gründlicher wirken. Das ist auch tatsächlich eingetreten. Hatten schon die Juden im Vormärz für den Wert ihres Handels durchgreifende Anerkennung

gefunden, hatte sich hierdurch eine gewisse freundliche Ausgleichung auch im privaten Verkehr entwickelt, so machten jetzt beide Momente, Anerkennung und Annäherung, weitere Fortschritte, der Abstand ward viel kleiner, man trat sich näher. Der christliche Bürger war durch das Jahr 1848, durch die gemeinsam gehegten Hoffnungen und erlittenen Enttäuschungen unbefangener, anerkennender, der jüdische denn doch selbstbewußter geworden. Das Judenamt, dieser polizeiliche gelbe Fleck war verschwunden, der Jude fühlte sich frei und gleich, er brauchte sich und seine Familie nicht mehr in die Ecke zu drücken, oder gar „zu verstecken".

Im öffentlichen Verkehr konnte man diese, wenn auch leise Wendung allseitig bemerken, mußte sie, wenn man Sinn und Blick hatte zu solchen Beobachtungen zu gelangen, konstatieren. Das Leben des Einzelnen innerhalb des jüdischen Kreises erfuhr allerdings durch die hereingebrochene neue Zeit vorläufig in Charakter und Farbe keine oder nur sehr geringe Veränderungen. Die Arbeit füllt ihn weiter aus, sein Haus bleibt weiter patriarchalisch, die Kinder werden in bestimmten Schranken gehalten, überhaupt jede Überschreitung im Haushalt und sonstiger Führung noch immer gerne vermieden. Das trifft auch für den gesellschaftlichen Verkehr zu; die engen Grenzen, in denen er sich unter den Familien des Ghetto bewegt hatte, wurden trotz der größeren Freiheit, deren man sich bewußt erfreute, nur sehr langsam weiter gesteckt.

In den mittleren Schichten trug hierzu wesentlich der Umstand bei, daß im Verlaufe der zunächst folgenden Jahre jene überaus zahlreichen Geschäftsleute, welche nach meiner Schilderung fast das ganze Jahr sich in Wien aufgehalten, aber ihre Wohnsitze notgedrungen in der Provinz behalten hatten, mit ihren Familien nach Wien übersiedelten und die letzteren vorläufig die sozial konservative Haltung des Ghetto auch in ihrer neuen Heimat bewahrten. Im Verhältnis zu der Gesamtzahl der hier schon Ansässigen war dieser Zuwachs so bedeutend, daß er das Bild beeinflußte. Die oberen Schichten hingegen nahmen ihr altes gesellschaftliches Leben unverändert wieder auf. Die jüdischen Salons erstanden nicht nur wieder, ihre kleine Zahl hatte sich durch die immerhin bessere politische Stellung, welche die Juden

jetzt einnahmen, ein wenig vermehrt und ihr Charakter war derselbe; sie waren eine Stätte feinster Kultur und Geselligkeit und in ihrem sozialen und geistigen Range geblieben.

Die Aristokratie war nach der Besiegung der Revolution noch exklusiver, der „Salon des Olymps" noch unzugänglicher geworden. Der hohe Adel entschädigte sich für die Zurückdrängung in seinen politischen Rechten durch noch strengere Abschließung. In den vornehmsten Salons dieses Kreises verkehrten Erzherzoge, Diplomaten, Generäle, Minister — aber Grillparzer und Lenau, Waldmüller und Danhauser, Rokitansky und Skoda haben sie nie betreten. Noch 1861 schreibt der amerikanische Gesandte Motley: „er kenne keine berühmten Namen aus Kunst und Wissenschaft in dieser vornehmen Gesellschaft"; ihre Träger wollten eben nicht als Eindringlinge gelten.

Unterhalb des hohen Adels begann zwar durch den steigenden Wohlstand sich ein bürgerliches Patriziat herauszubilden, aber im ganzen trug dasselbe denn doch den Charakter des Alt-Wienertums, welches mit der geistigen Entwicklung, wie sie sich jenseits der schwarzgelben Pfähle entwickelte, nur sehr geringe Fühlung hatte. Die Atmosphäre für geistigen Verkehr in diesen Salons, eine wirkliche Konkurrenz für die jüdischen durch christliche bürgerliche fehlte. Hauptsächlich glaube ich aus e i n e m Grunde: Das Jahr 1848 hatte ja gezeigt, daß es auch in der besseren Bürgerklasse nicht an Männern von geistiger Distinktion mangelte. Aber ihre Frauen, diese reichen Bürgerinnen, standen geistig unter ihren Männern und hatten zur Schaffung von solchen Stätten geistig höherer Geselligkeit nicht die Eignung und noch weniger die Neigung. So mußte denn den jüdischen Salons ihre Stellung verbleiben.

Die Szenerie und im allgemeinen auch die Tendenz war in allen von gleichem Charakter. Politik konnte man zwar in den Jahren zwischen 1850 und 1860 nicht treiben, die Diskussion mußte sich also denjenigen Stoffen zuwenden, die sich aus dem Interesse an den Ereignissen in Wissenschaft, Literatur und Kunst ergaben. Die Gesellschaft in diesen Salons war demnach eine ästhetisierende, doch teilte sie sich nach Richtungen. In dem einen Teile, dem geistig distinguierteren, wurde die Aufmerksamkeit fast

ausschließlich der Literatur, namentlich den neuen Erscheinungen der Popularwissenschaft, der bildenden Kunst zugewendet. Als, und mit Recht, an der Spitze dieser literarischen Salons stehend, galt jener der Josefine v. Wertheimstein, Gattin des Leopold v. Wertheimstein. Sie war die zweite Tochter von Philipp Gomperz in Brünn, des Gründers und Chefs des Hauses, welches dort in der ungeteilten, christlichen wie jüdischen Gesellschaft einen allerersten Rang einnahm, die Schwester von Max, Julius und des Gelehrten von europäischem Ruf, Hofrat Theodor Gomperz. Eine jüngere Schwester ward die Gattin Eduard Todeskos.

Die ältere, Josefine, war sicherlich ebensowohl durch ihre eigene Person, wie durch die Männer und Frauen, die sie um sich versammelte, eine der besten Erscheinungen der Wiener Gesellschaft jener Zeit.

In der zweiten Gruppe herrschte ein nahezu ausschließliches oder zumindest weitaus überwiegendes Interesse für die Bühnenwelt, für alles, was mit ihr zusammenhing, nicht nur für die neuen Erzeugnisse innerhalb der dramatischen Literatur, sondern und insbesonders für Darstellung und Darstellende — für Schauspieler und Schauspielerinnen, für Sänger und Sängerinnen. Das war allerdings in jener Periode beim Publikum überhaupt der Fall und zwar in einem Maße, daß bei demselben das stoffliche Interesse — keineswegs zum Nutzen seiner Fortbildung — gegen das persönliche für die Bühnenkünstler selbst zurücktrat.

Das Interesse am Theater wurde speziell bei den Juden in Wien noch wesentlich dadurch gestärkt, daß jetzt Juden und Jüdinnen: Dawison, Adolf Sonnenthal, Zerline Würzburg an der Burg, Rosa Czillag (Stern), Karoline Bettelheim (die spätere Gattin von Julius Gomperz), Rosa und Therese Schwarz, als erster Stern Pauline Lucca an der Hofoper; an anderen Theatern Kathi Frank, Siegwart Friedmann, Emerich Robert, Ascher, Regine Delia (später die Gattin Max Friedländers) mit Erfolg und Anerkennung wirkten, daß am Himmel der Musik Juden wie Halévy, Meyerbeer, Mendelssohn, Brüll, Goldmark, Offenbach, Joachim, Rubinstein und noch viele andere glänzten.

Es war unter den Juden eine gewisse Schwärmerei für „die Bretter, welche die Welt bedeuten", entstanden; sie hatte ihren

Ausdruck auch durch das persönliche Verhältnis gefunden, in welches erste Finanz- zu ersten Bühnengrößen getreten waren. Max Springer war intim befreundet mit La Roche und Anschütz, der junge aufstrebende Sonnenthal, welcher in so glücklicher Weise den zurücktretenden Fichtner ersetzte, wurde von allen in Verkehr gezogen und gehätschelt, ebenso Ascher, die Delia usw.

Wieder sind andere, deren soziales Niveau nach Provenienz nicht so hoch hinaufreichen, wie reich gewordene Börsenmänner, joviale ganz zu Wienern gewordene Lebemänner, Freunde sonstiger Theater- und Bühnenkünstler.

Als und zwar gleichfalls erster gesellschaftlicher Kreis, in welchem das Theaterinteresse seine Vertretung und Pflege fand, galt das Haus des Friedrich, später Baron Schey. Er war in wahrer herzlicher Freundschaft mit Laube vereint, und als dieser vom Burgtheater schied, war Schey bei der Gründung des Stadttheaters sein praktischer Helfer, sein opferfähiger Berater, sein Finanzmann, interessierte sich mit Sachkenntnis und Teilnahme für die Erfolge jedes neu aufgeführten Stückes. Sein Salon ward gleichsam der gesellschaftliche Mittelpunkt für die Bestrebungen um die dramatische Produktion und Kunst, um die Pflege und Fortbildung beider.

Über Josefine v. Wertheimstein und ihr Haus hat eine vornehme christliche Dame, M. v. E., die Gattin eines unserer ersten Wiener Gelehrten, wenn auch etwas überschwenglich, so doch immerhin mit Geist und Gemüt, ein Büchlein geschrieben[1]).

---

[1]) Josefine v. Wertheimstein und ihre Tochter Franzi (zwei Frauenbildnisse von Felicie Ewarts, als Manuskript gedruckt):

„Die Frau besaß alle Eigenschaften, um die geistige und soziale Elite Wiens um sich zu versammeln, und sie taten diese Wirkung von selbst, fast möchte ich sagen, ohne Absicht von seiten der Besitzerin. Vor allem die eine, welche nun einmal auf uns Menschenkinder die erste, die sofortige Anziehung ausübt. Sie hatte von der Natur das Feengeschenk einer ungewöhnlichen, durch mädchenhaften Ausdruck in den Zügen noch erhöhten Schönheit erhalten, die selbst dem Alter widerstand. Mit dieser Schönheit verband sich ein reicher Geist, höchste Bildung, Wärme des Gefühls, die es ihr möglich machte, sich den verschiedensten Geistesrichtungen derer, die sich um sie versammelten, in geradezu genialer Weise anzupassen. Hierdurch wurde ihr Haus gleichsam ein Resonanzboden für jedes Talent, gleichviel welchen Gebietes, und es bildete sich um sie herum ein gesellschaftlicher Kreis, den sie ungeachtet seiner mannigfachsten Ver-

Ich denke, diese Schilderung des gesellschaftlichen Zustandes unter den Wiener Juden nicht weiter fortsetzen zu sollen. Was ich gegeben, zeigt ja schon deutlich das, was ihnen die Signatur gibt, nämlich, daß nicht nur in der Mittelklasse, sondern auch in den obersten Schichten Anblick und Inhalt der gleiche geblieben waren wie im Vormärz; zum Unterschiede von jenen Veränderungen, welche das Jahr 1848 für die Juden in ihrer Stellung zum Staat und zum öffentlichen Leben überhaupt brachte.

Aber daneben bewegten sich — bewegen sich ja auch heute noch — diese Juden in dem kleinen und engen Kreise jener öffentlichen Interessen, wie er nun einmal sich durch die zweitausendjährige

---

schiedenheiten durch die ihr zur zweiten Natur gewordene höhere Gesellschaftskunst festzuhalten wußte. Die Richtung und Tendenz tritt deutlich in den Männern hervor, welche die Räume in der Arthaber-Villa in Döbling füllten. Das Ehepaar Wilbrandt-Baudius, Ferdinand v. Saar, Freiherr v. Littrow-Bischoff, Bauernfeld, Josef Unger, Adolf Exner, E. v. Fleischl. Brentano, Dessow, Baumann, Schwind, Lenbach, Hartmann, Bulwer (der Sohn des berühmten englischen Romanciers) Taillandier."

Friedrich Schey stammte aus einer ungarischen Familie, den Scheys aus Güns, war der Sohn des jüngsten von den drei Brüdern Max, Philipp und Josef, welche schon lange vor dem Jahre 1848 in ganz Ungarn als große Geschäftsmänner gekannt waren. Josef war in dieser Kompagnie der Repräsentant und Diplomat, welcher die Verhandlungen mit hohen Persönlichkeiten einleitete, sowie die Geschäfte durchführte, zu welchen Dingen er durch seine guten Manieren, sein chevalereskes Auftreten ungleich besser taugte als die beiden anderen. Die ungarischen Kavaliere hatten tatsächlich auf ihn abgefärbt. Mit diesen äußerlichen Vorzügen hereditär ausgestattet kommt der junge Friedrich nach Wien, wird hier Gesellschafter und Schwiegersohn eines geachteten, wenn auch kleineren Bankiers, eines Reichsdeutschen, namens Landauer. In der Wiener Luft gesellt sich zu dem ungarischen Kavalierwesen, welches er nie ganz ablegte, die freundliche Wiener Art und eine Liebenswürdigkeit, von welcher die Geschichte seines Ehelebens ein ganz merkwürdiges Zeugnis gibt. Er hatte die erste Frau bald verloren, dann deren jüngere Schwester geheiratet und sich auch dieser nur wenige Jahre erfreuen können. Er verlangt die dritte und jüngste Schwester zur Gattin, der Vater hat Angst und verweigert seine Einwilligung; aber das junge Mädchen kämpft selbst um ihn, lehnt jede andere Verbindung ab und wird seine Frau, die mit ihm in glücklichster Ehe lebte und ihn lange überlebt hat.

Da der Sohn, welchem die Fortführung des Geschäftes obgelegen wäre, ihm im Tode vorangegangen — der zweite war Professor an der Wiener juridischen Fakultät geworden und wirkt noch heute an derselben — wurde das Bankhaus liquidiert. Die Familie nimmt in der Sozietät Wiens noch heute eine der obersten Stellen ein.

Abgeschlossenheit gebildet und für welchen der Sprachgebrauch den Ausdruck „Kultusgemeinde“ geschaffen hat. Nach außen hin zeigt sich diese Besonderheit darin, daß diese Kultusgemeinde ungeachtet der dadurch entstandenen schweren Belastung ihres Budgets freiwillig und ohne gesetzliche Verpflichtung für ihre Gemeindegenossen eine Reihe wichtigster sozialer Aufgaben, wie Armenpflege, Spital, Friedhof usw. vollführt, die zu dem statutarischen Zweck des Kultus nicht gehören und welche nach dem Gesetze durchaus Pflicht der Großkommune sind, während beispielsweise die katholische Pfarrgemeinde Wiens entgegen dem Gesetze noch gar nicht einmal konstituiert ist. Doch handelt es sich hier nicht um diese charitative Seite der jüdischen Gemeindeverwaltung. In jeder solchen großen Gemeinschaft entstehen notwendig Regungen und Bewegungen, welche — ohne das zu sein, was man gemeinhin unter „Politik“ versteht — für die Interessen dieses Kreises und in demselben einen Charakter innerer Politik tragen. Ist es nun auf diesem singulären Gebiete innerhalb des jüdischen Gemeinwesens durchaus bei den Zuständen des Vormärz geblieben? Nein. Gerade hier haben nicht unwesentliche Veränderungen begonnen. Allerdings, die im Vormärz maßgebenden Männer und Schichten haben an den Richtlinien, in denen sich ihre Tendenzen und Bestrebungen bewegt hatten, festgehalten, sie fortgesetzt. Den Hauptzug habe ich im vorigen, dem zweiten Kapitel gezeigt, er war die Assimilation.

Aber — und hier trat nach den ersten Jahren dieses Dezenniums allmählich ein für Wien sehr entscheidendes Moment ein — diese Kreise hatten gerade durch die freiere Bewegung, die den Juden nach dem Jahre 1848 gestattet war, aufgehört, allein maßgebend zu sein; nicht alle wollten sich jetzt ihrer früher als selbstverständlich angesehenen Leitung und Führung fügen und viele traten jetzt mit Wünschen, welche sie unter den früheren Verhältnissen nicht hatten geltend machen können, hervor.

Das zeigte sich sofort an dem empfindlichsten Punkte, nämlich nach der religiösen Seite hin und zwar durch den Wunsch nach einer Rückbildung im Gottesdienste; die alten Herren nämlich, aus Nikolsburg, Preßburg und den Ghettos anderer Städte stammend, sowie die neu Zuströmenden wollten jetzt für sich, ihre

Angehörigen und ihren Anhang nach den Traditionen ihrer Jugend leben und beten[1]).

---

[1]) Es wirft sich mir hier die Frage auf — sie zu beantworten, mute ich mir nicht die Kompetenz zu — ob man in dieser Regulierung des Gottesdienstes nicht unnötig weit gegangen ist und ob die vielfachen gerade durch sie entstandenen Spaltungen nicht hätten vermieden werden können. Ich habe für den heftigen Widerstand, welchen die Orthodoxen gerade dieser Reform entgegengesetzt haben, persönlich volles Verständnis. Der moderne Chorgesang im Tempel ist eben keine Regulierung des Gesanges, sondern eine Ersetzung durch ein anderes. Ich habe, seit ich Preßburg verlassen, also seit mehr als 70 Jahren, keine Synagoge mehr betreten; nichtsdestoweniger sind mir diese alten Nigunim, eigentlich Arien wie Rezitative, derart im Ohr haften geblieben, daß ich mich manchmal selbst dabei überrasche, einzelne derselben, wie jene der Meirowes, des Jigdal oder Kolnidre hinzusummen. Als ich vor nun mehr als einem halben Jahrhundert nach Kairo kam und dort zum ersten Mal die Araber singen hörte, wie die Nachtwächter auf ihren Standplätzen, die arabischen Diener, welche zumeist vor den Gassenläden schliefen, oder auch professionelle Sänger bei ihren kleinen Produktionen, wurde ich im hohen Grade frappiert; das war ja Note für Note genau dasselbe, was ich als Kind in der Brüllschen Synagoge der Judengasse von dem alten Chasen (Kantor) jeden Sabbat gehört habe. Der Eindruck wurde auf das höchste noch dadurch bestärkt, daß die Wortwurzeln im Arabischen und Hebräischen die gleichen sind, so zählt der Araber eins bis neun: wachat, etnen, talata, arba, chamsa, sitte, saba, tamania, tissa.

Vater	heißt im Arabischen	abu,	im Hebräischen	ab,
Sohn	„	„	ibn,	„	ben,
Erde	„	„	ard,	„	erez,
Himmel	„	„	sama,	„	schomajim,
Wasser	„	„	moije,	„	majim,
Esel	„	„	hummar,	„	chamor,
Hund	„	„	kelb,	„	Kelew,
Pferd	„	„	hussan,	„	ssus,
Schule	„	„	medresse,	„	beth hamidrasch,
Feuer, Licht	„	„	nar,	„	ner,
gut	„	„	taib,	„	tob,
essen	„	„	akul,	„	ochal,
Hand	„	„	id,	„	jad,
Fuß	„	„	rigl,	„	regel,
Auge	„	„	ain,	„	ajin,
Haus	„	„	bêt,	„	bajith,
mehr	„	„	jam,	„	jam,
Tag	„	„	jom,	„	jom,
Sommer	„	„	schemesch,	„	schemesch,
Zunge, Sprache	„	„	lissan,	„	luschon,
alles	„	„	kullu,	„	kol,
Friede	„	„	salaam,	„	schalom.

Die polnischen Juden besaßen von altersher ein Bethaus nach altem Ritus. Nun waren diese von den Wienern jener Zeit als Outsiders, als eine fremde Kolonie, als nicht zu ihnen gehörig angesehen, und darum war dieses ihr Bethaus im alten Lazzenhof, wo nach Ghettoart gebetet und gepredigt wurde, nicht weiter beachtet worden. Jetzt errichteten diese gewesenen Ghettoleute für ihr Gewissen zwei Bethäuser, eines in der Schönlaterngasse, das zweite in der Schiffgasse. Diese Bethäuser bildeten nun einen Sammelpunkt für viele andere, die bis dahin sich willig dem reformierten Modus gefügt hatten; der Bethausvorstand in der Schiffgasse wurde eine agitatorische Zentrale. Bald verlangten die Besitzer dieser Gotteshäuser, daß die Kultusverwaltung aus ihrem Budget ihnen einen orthodoxen Rabbiner steinalten Stils

---

Die Gleichheit der Wortregeln wird übrigens von mancher ganz merkwürdigen Ähnlichkeit in den religiösen Gebräuchen begleitet. So fand ich in den Straßen Kairos unsere Chuppa tachas harchomajim wie in der Preßburger Judengasse genau so, bis auf die Gassenjungen, welche die vier Stangen halten. Ebenso der Spektakel bei dem Brithmile, wenn der dreizehnjährige Junge zur Beschneidung in die Moschee geführt wird.

Diese Sangweisen mußten also — dachte ich, denke ich noch — aus jener wirklich hinter aller Geschichte liegenden Zeit datieren, in welcher der große semitische Stamm sich noch nicht in Zweige gespalten hatte. Als dann die Juden den Opferdienst ganz allgemein mit den Gebeten in der Synagoge vertauschten, war es nur natürlich, sie durch diese ihnen altgewohnten Melodien zu vertonen. Hieraus würde sich auch erklären, daß in der ganzen Welt in den Synagogen durchaus die gleichen Gesänge gehört werden. Diese sind also uralte, nationale Melodien, in deren Tönen der Jude seit ungezählten Jahrtausenden gewohnt war, zu seinem Gotte zu sprechen und auch heute noch selbst sprechen will. In der Messe hat nur der zelebrierende Priester das Wort, nur er spricht zu Gott, als dessen Stellvertreter er vor dem Hochaltar steht; die Gemeinde hört eben nur die Messe, betet allenfalls in ihrem Gebetbuche nur leise mit. Das will der Jude nicht; mehr oder weniger fühlt sich jeder als Individualität, er will selbst zu seinem Gotte reden, und zwar laut, er hat sonst nicht die Empfindung, daß er ihn hört; der Chasen hat keine Weihen empfangen, spendet kein Sakrament, er ist in der Synagoge eben nur der Vorsänger, und darum fällt, sobald dieser das erste Wort des Verses begonnen hat, die ganze Gemeinde schreiend ein. Das ist allerdings nach unseren heutigen, europäischen Begriffen nicht ästhetisch, aber Beten ist ja überhaupt nur ethisch.

Dieses unästhetische Geschrei könnte vielleicht in weniger radikaler Weise eine gewisse Ordnung und Umgrenzung erhalten, ohne den Orthodoxen durch einen Gesang, der ihn zur Stille und Ruhe verweist, in seinem Gefühle zu verletzen. Ich lasse mich übrigens sehr gerne eines Besseren belehren.

mit Drosche, d. h. Predigt im Jargon und ganz im Gedankengange des Talmud, bestelle. Sie drohten im Weigerungsfalle mit einer Sezession. Die Gemeinde wählte den Ausweg, den Mann, welchen diese Separatisten der Schiffgasse als Rabbiner schon eingesetzt und bisher aus ihren eigenen Mitteln bezahlt hatten, in ihren Dienst und Gehalt einzusetzen. Damit war der Friede vorläufig wieder hergestellt. Als dann aber später der Kultusvorstand in seinem Tempel — nicht in den Synagogen der Orthodoxen — im Ritual Veränderungen vornahm, namentlich das Kolnidre-Gebet — von dem ich schon in der Schilderung des Ghetto Veranlassung hatte zu sprechen — und ebenso das Gebet um die Rückkehr nach Palästina strich, protestierten diese Frommen gegen die getroffene Maßregel und gingen tatsächlich an die Bildung einer separaten orthodoxen Gemeinde; sie wurden aber mit ihrem Wunsche von der Regierung, die wohl meinte, sie hätte an einer Judengemeinde in Wien genug, abgewiesen. Die Orthodoxen der Schiffgasse mußten sich damit begnügen, daß ihr Rabbiner aus dem Dienste der Gemeinde trat und als Privatangestellter der Mitglieder seines Bethauses von seiner Verwaltung bezahlt wurde.

Diese fromme Bewegung hatte übrigens eine Art politischen Charakters. Nach dem Abschlusse des Konkordats der österreichischen Regierung mit dem päpstlichen Stuhle waren die orthodoxen Rabbiner Österreich-Ungarns zu einer Konferenz in Wien zusammengetreten und hatten den Entwurf zu einem jüdischen Konkordat unterbreitet, welches den Gemeinderabbinern eine ähnliche Macht über die Juden geben sollte, wie die katholische Kirche sie über die Katholiken besaß.

Der Impresario dieser Bewegung war ein merkwürdiges Individium: Ignaz Deutsch. In seiner Jugend war er ein kleiner Händler mit Fischbein und nichts weniger als fromm gewesen. Später errichtete er eine Wechselstube, und als er den Titel eines „Hofwechslers“ erreicht hatte, klappte er plötzlich um, erwarb sich den Titel eines Gemeindevorstandes der heiligen Stadt — man nannte ihn dann immer spottweise den „Herzog von Jerusalem“ — und wollte die Tradition früherer Jahrhunderte, den „Hofjuden“ hoher Herren zu neuem Leben erwecken. Er suchte und fand Eingang hauptsächlich bei hohen katholischen Würdenträgern,

denen er eindringlich die Solidarität der Klerikalen aller Konfessionen vordemonstrierte. Er erwarb sich dadurch die Protektion Leo Thuns, aber diese Kirchenoberen hatten nicht die geringste Lust, den jüdischen Rabbinern eine ähnliche Bedeutung zuzuwenden, sich für diese Wünsche bei der Regierung einzusetzen, und letztere ließ das ihr gestellte Ansinnen, mit den jüdischen Rabbinern einen Staatsvertrag zu schließen, ganz und gar unbeachtet. Das hinderte den Herrn Hofwechsler nicht, der finanzielle Vertrauensmann hoher geistlicher Kreise zu werden; die gläubigen Christen wurden seine christlichen Gläubiger, sehr zu ihrem Schaden; der fromme Hofwechsler sagte Konkurs an, und sie unterließen es sogar, ihre Forderungen anzumelden.

Die Führerschaft des Deutsch hatte ihr Ende gefunden, aber nicht die Bewegung selbst, zu deren Führer er sich aufgeworfen hatte und welcher er bis zu seinem Untergang geblieben war. Die Bewegung bestand nicht nur weiter, sie mußte wachsen. Die Freizügigkeit brachte jetzt fort und fort Juden nach Wien, die vielfach schon von vornherein zu den Orthodoxen zählten und sich hier ihren Gesinnungsgenossen anschlossen. Die zwei Tendenzen gingen nun nebeneinander. Die Moderne lebte vorläufig noch kräftig fort und fand sogar den prägnanten Ausdruck in der Errichtung eines zweiten großen Tempels, jenes in der Leopoldstadt mit einem bedeutenden Prediger modernsten Geistes, Adolf Jellinek, welcher sich bald der allgemeinsten Anerkennung erfreute. Die neuerstandene alte Richtung griff im stillen um sich, und ihre Anhänger erbauten an Stelle des kleinen Hauses in der Schiffgasse, in welchem sie ihren Gottesdienst eingemietet hatten, eine eigene größere Synagoge. Es entstand ein Gegensatz, welcher für das Gemeindeleben verschiedene Wirkungen haben sollte. Bisher hatte der Vorstand der Kultusgemeinde mit den Wahlen für die Verwaltung seine liebe Not gehabt. Die von ihm veranstalteten Wählerversammlungen wurden von den Wählern nicht besucht und bei der Wahl selbst konnte, trotzdem sie immer am Sonntag stattfand, die statutarisch festgesetzte Zahl von Wählern zumeist nicht erreicht werden, so daß eine Wiederholung, zu welcher dann jede Wählerzahl genügte, stattfinden mußte. Jetzt brachten die frommen Opponenten Leben in diese Wählerversammlungen und

in das Wahlgeschäft. Früher waren die vom Vorstand vorgeschlagenen Kandidaten einstimmig gewählt worden, jetzt gab es Auseinandersetzungen in der Wählerversammlung, und am Wahltag Gegenkandidaturen. Der Gegensatz griff aber auch bald über den Kultus hinaus. Bei den Juden standen von jeher die Religion und die Tendenz des ganzen Lebens in einem engen Zusammenhang, in einem innigeren als bei den Christen; die Ghettoleute, die Orthodoxen überhaupt waren notgedrungene soziale Separatisten gewesen; da konnte wohl auch hier bei dieser Partei von einem Assimilationsbestreben keine Rede sein. Das zeigte sich am drastischesten in einem ihrer Schritte, welcher, wenn er auch nicht gerade offensiv gemeint war, so doch durchaus und ganz deutlich der bisherigen Tendenz, welche in der Gemeindeverwaltung geherrscht hatte, widersprach. Die Kinder der Juden waren bis dahin, abgesehen von den wenigen, welche eine Privatschule besuchten, ausnahmslos gemeinsam mit den Christenkindern in die öffentliche Volksschule gegangen. Jetzt errichteten diese Frommen aus ihren Mitteln die sogenannte Talmud-Thoraschule, d. h. eine jüdisch-konfessionelle Volksschule mit dem Charakter der Ghettoschulen, wie ich sie im ersten Teil geschildert und besprochen und welche zwar zur Zeit noch von der übergroßen Mehrheit mit scheelen Augen angesehen, aber nichtsdestoweniger von der Kultusgemeinde subventioniert wurde. In Parenthese möchte ich als Beweis für die nicht unfreundliche Stimmung gegen die Juden, welche damals in Wien herrschte, anführen, daß diese Schule auch von der Großkommune eine jährliche Subvention von 500 Fl. erhielt.

Zu einem Kampfe führten diese differenten Anschauungen nicht; der Vorstand war voll aufrichtigen Wohlwollens gegen alle Schichten innerhalb der Gemeinde, nach Art der Liberalen auch tolerant gegen religiös-konservative Anschauungen; anderseits anerkannten die Opponenten den Wert der distinguierten Männer, welche an der Spitze der Gemeinde standen; auch war die Stellung der Juden in Wien — dies Gefühl hatten alle — noch keine solche, welche ihnen den Luxus von inneren Zerwürfnissen hätte gestatten dürfen. Auf der christlichen Bevölkerung lastete nur der allgemeine Druck des Absolutismus, auf den Juden auch jener

zweite, daß sie, wenn auch schon freier als im Vormärz, noch nicht „frei“ waren, also ein erheblicher, fühlbarer Unterschied noch immer bestand. Dazu hatten sie gar bald noch andere Sorgen. Die von mir im vorigen Kapitel geschilderten Krisen der Jahre 1857—1859, dann jene, welche das finanzielle, militärische und politische Debacle der Regierung begleiteten, griffen denn doch in die Existenz jedes einzelnen ganz anders ein als die Frage der Talmud-Thoraschule und der orthodoxen Synagoge in der Schiffgasse. Diese Dinge traten noch mehr in den Hintergrund, als der Bankerott des Absolutismus die Wendung zu den verfassungsmäßigen Zuständen herbeiführte. Die Juden fühlten instinktmäßig die Bedeutung derselben für sie, und das erfüllte sie mit Hoffnungen und Erwartungen, eröffneten sich doch für sie neue Aussichten.

Zweite Periode: Vom Beginn der Verfassung bis 1880

4. Kapitel

Soziale und politische Stellung der Juden

Wien und natürlich auch die Wiener Juden hatten trotz der Aufhebung der Märzverfassung von 1849 und trotzdem jedes öffentliche Leben fehlte, nicht aufgehört, zu politisieren, die Herbeirufung der Russen gegen Ungarn, den Konflikt mit Preußen im Jahre 1850, den unglücklichen Krieg des Jahres 1859 mit dem Frieden von Villafranca scharf zu kritisieren. Machte doch die Entwertung des Papiergeldes um 20, 30, 40% notwendig jeden zum Politiker und verursachte nie aufhörende Diskussionen. Mit der Februarverfassung hatten diese lebendiger, öffentlicher Tätigkeit Platz gemacht. Es kamen Wahlen, sowohl in den Landtag wie in den Gemeinderat. Wie standen nun die Juden zu und in dem neuen politischen Leben? Vor allem kann als charakteristisch auch für jene nun gekommene neue Zeit konstatiert werden, daß politisch ein Unterschied zwischen Juden und Christen nirgends, weder in den Ansichten, noch in der Empfindung der Bevölkerung hervortrat; er schien tatsächlich verschwunden und vergessen. Bei den ersten Wahlen in den niederösterreichischen Landtag — der Reichsrat ging damals aus den Landtagen hervor — wurde Kuranda in denselben von seinen Wählern, Simon Winterstein von der Handelskammer entsendet; weder weil, noch trotzdem sie Juden waren, sondern einfach ihrer Persönlichkeiten und ihrer bisherigen Tätigkeit wegen. Und in diesem Geleise beharrten Juden und Christen auch weiter. Die ersteren fühlten sich als endlich gleichberechtigt, aber es fiel keinem von ihnen ein, an das Vorhandensein spezieller jüdischer Interessen zu denken; hatten sie doch politisch und wirtschaftlich nie und nirgends etwas anderes bedurft und verlangt als das, was genau so für die Gesamtbevölkerung und deren Interessen verlangt worden war, verlangt werden mußte:

gleiches Recht für alle, politischer Fortschritt, Freiheit des Verkehrs und der Arbeit, Kulturförderung. Sie bewegten sich jetzt hier in den Gedankengängen des Jahres 1848; die wenigen Juden, welche eine politische Stellung einnahmen, hielten sich genau und aus fester Überzeugung in dieser Richtung. Dr. Ignaz Kuranda zählte nicht nur zu den bedeutendsten der neuen Parlamentarier, sondern er genoß durch seine Ruhe und Loyalität, Objektivität und seinen unbezweifelten österreichischen Patriotismus das Vertrauen aller Parteien und der Regierung; es fiel ihm zwar nicht ein, seine Provenienz etwa zu ignorieren; aber ihm, dem seinerzeitigen Gründer der „Grenzboten", denen auch nur die leiseste Fühlung mit Juden und Judentum gefehlt hatte, mußte es nach seinem ganzen Wesen vollständig ferne liegen, politisch etwas anderes zu vertreten, als den Liberalismus für alle. Dr. Jacques, der trotz mancher Schwächen unbestreitbares großes Talent besaß, aber allerdings erst viel später in den Reichsrat trat, nuancierte sogar bewußt und mit Absicht dieses Moment der Allgemeinheit — selbst seinen jüdischen Wählern gegenüber — ziemlich scharf.

Diese Tendenz war in allen Juden, welche mit dem öffentlichen Leben in Berührung traten, gleichviel ob sie zu den Großen oder zu den Kleinen in demselben zählten, lebendig; ob sie im Reichsrat, Landtag oder im Gemeinderat saßen. Vor der Verfassungsära war letzterer die einzige und zwar sehr wichtige öffentliche Tribüne gewesen; in ihm saß zuerst nur ein Jude, Wilhelm Boschan, Chef der Firma Josef Boschan & Söhne, den nicht die Juden, sondern die Wiener Kaufleute als einen ihrer bedeutendsten hineinschickten; dann war als zweiter Kuranda hinzugetreten, weil man in kommunalen Kreisen Wert darauf legte, daß neben Mühlfeld und Berger noch ein Mann wie Kuranda dort Platz nehme.

Die Wahlen in den Gemeinderat, welche nach Eintritt der Verfassungsära erfolgten, zeigten in bezug auf die Juden das gleiche Bild. 1863 wird ein dritter Jude, Wilhelm Frankl, gewählt. Dieser verdankte seine Wahl vielleicht keiner einzigen jüdischen Stimme. Er trat in einem der äußeren Bezirke und zwar vor einem Wahlkörper auf, dem bisher er, und der ihm

ganz fremd gewesen; aber er hielt dort *eine* schöne Rede — das genügte damals. Erst 1868 kam ein Vierter dazu. Karl *Schlesinger* aus der Leopoldstadt.

Diesen im Laufe von 20 Jahren — 1848—1868 — ganz vereinzelten Fällen der Wahl von vier Juden folgte dann der Eintritt von dreien: je eines jüdischen Kaufmannes im II. und VII. Bezirk und eines bekannt gewordenen Verteidigers im IV. Bezirk des Dr. Edmund *Lewinger*, der den Juden gerade so ferne stand wie den Chinesen. 1871 gelangte Dr. Julius *Hirsch* in den Ratsaal, ein ausgezeichneter ökonomischer Journalist und ebenso ausgezeichneter witziger Redner, welcher einen scharfen Kampf gegen die englische Gasgesellschaft führte und von den Gegnern derselben zu diesem Eintritt bewogen worden war. Seine jüdische Provenienz hatte er selbst schon lange vergessen, seine Wähler hatten sich derselben gar nicht erinnert. 1872 sandte die Kaufmannschaft Moriz v. *Borkenau*, den späteren langjährigen Finanzreferenten in das Rathaus, 1873 der zweite Wahlkörper der inneren Stadt einen Schriftsteller von größtem Ruf, Dr. Leopold *Kompert*, jener des IX. Bezirks einen jungen Advokaten und schließlich jener des III. Bezirks den Dr. Ignaz *Mandl*, den Vertreter einer Partei, der sogenannten Schotterpartei, welcher damals sicherlich sonst kein einziger Jude angehörte und die später alle Juden in Wien zu ihren Gegnern hatte. Dann wieder erst 1876 Wilhelm *Bächer*, einen Mann von Distinktion, aber ohne alle Verbindung mit Juden, zwei Jahre später den Architekten Wilhelm *Stiaßny*, 1879 einem Ingenieur Theodor R. v. *Goldschmidt*, 1880 Sigmund *Mayer*.

Die Kandidierung Stiaßnys war von den verschiedenen zahlreichen, doch zumeist christlichen Bauhandwerkern der Leopoldstadt ausgegangen, welche neben den Architekten im Gemeinderat aus den anderen Bezirken einen solchen aus dem II. Bezirk verlangten; für Goldschmidt setzten sich alle technischen Korporationen ein, wie der Ingenieur- und Architektenverein. Was meine Wenigkeit betrifft, so hatte ich, offen gestanden, damals keinen Zusammenhang mit irgend welchen Vorgängen innerhalb der Judenschaft. Ich wurde gewählt, weil ich mich einige

Jahre vorher in einer wichtigen lokalen Angelegenheit — einem Streite des Bezirkes gegen die Nordbahn — publizistisch und zwar nicht ganz ohne Erfolg bemüht hatte; denn die einzige Konzession, welche die Nordbahn den Interessen der Leopoldstadt gemacht hatte, war durch die Agitation erreicht worden, welche sich an meine Schrift „Die Donaubrückenfrage und der Gemeinderat“ geknüpft hatte.

Der Übersicht wegen füge ich noch über das Jahr 1880 hinaus weitere Gemeinderatswahlen hinzu; 1881 Gustav Simon, ein Mann, der vom Spenglergehilfen zum Metallwarenfabrikanten aufgestiegen war, in den Kreisen des Kleingewerbes große Sympathien besaß und vom Verein der Fortschrittsfreunde der inneren Stadt — sicherlich kein jüdischer Verein, denn er war von einem Urchristen, dem Buchbinder Baumgartner gegründet und lange Jahre geleitet worden — kandidiert war; erst nach fünf Jahren folgte wieder die Wahl eines Juden, des Dr. Alfred Stern, eines Advokaten von Ruf in seinem Fache, aber damals nicht in den jüdischen Kreisen; dann 1888 zur Vertretung der Interessen speziell des Kleingewerbes ein Schlossermeister Tagleicht, ein Mann, ganz Handwerker und so wenig exklusiv, daß er ein eifriges Mitglied jenes Komitees war, in welchem, als die Leopoldstadt eine Kirche erbaute, ein hoher geistlicher Würdenträger präsidierte.

Während eines Zeitraumes also von vierzig Jahren, innerhalb welchem nach der damaligen Wahlordnung alljährlich Wahlen stattfanden, haben nur neunzehn Juden — kaum ein halbes Perzent pro Jahr — und kein einziger von ihnen mit Rücksicht auf seine konfessionelle Zugehörigkeit, das Mandat in die kommunale Vertretung gesucht und erhalten.

In den Bezirksausschüssen und Ortsschulräten saßen damals überhaupt keine Juden, mit einziger Ausnahme der Leopoldstadt, wo ich auf Wunsch dieser beiden Korporationen selbst, in diese eingetreten war. Es lag also zu jener Zeit nicht in der Tendenz der Juden, Mandate zu suchen; sie standen nicht nur mit vollem Eifer für jeden liberalen Kandidaten ein, sie zogen solche christlicher Konfession sogar vor; die Kandidaten fanden Anhänger oder Gegner je nach ihrer politischen Parteizugehörigkeit, aber das konfessionelle Element fand im Kampfe keinen

Platz. Wurden Juden gewählt, so begegneten sie in den Korporationen selbst, im Verkehr und ihrer Tätigkeit, nicht dem geringsten Symptom, welches sich als eine Unterscheidung hätte deuten lassen; das Gefühl, daß diese Juden auch nur in der geringsten Hinsicht etwas anderes repräsentierten als die katholischen, protestantischen oder griechischen Mitglieder der Versammlung fehlte damals durchaus, genau so auf der rechten wie auf der linken Seite eines jeden Beratungssaales. Die Juden Wiens hatten demnach im öffentlichen Leben wohl Platz gefunden; aber die Stellung, welche sie einnahmen, war, wenn man ihre Zahl, ihre wirtschaftliche und geistige Bedeutung erwägt, gewiß keine unberechtigte, sondern im Gegenteil eine außerordentlich maßvolle. Von 1880—1890, die Zeit, während welcher ich dem Gemeinderate angehörte, saßen in demselben die von mir angeführten sieben Juden, d. h. von den 120 Mitgliedern nicht ganz 6%, während die Juden von der Gesamtbevölkerung 10% betrugen. Dr. Ignaz Mandl wurde ja, wie schon oben erwähnt, durch seine ganz besondere Richtung und Parteistellung von keiner Seite zu den Juden gezählt. Er saß noch im Gemeinderate und zahlte in den antisemitischen Wahlfond, als die Majorität antiliberal geworden war, blieb auch, nachdem Lueger ihn auf Andrängen der Antisemiten aus dem Saale gedrängt hatte, nichtsdestoweniger sein politischer Berater und nahm, 70 Jahre alt, noch kurz vor seinem Ende die Taufe. In den politischen Korporationen war die Zahl der Juden und demnach auch ihr Einfluß nichts weniger als vordrängend. In der Beamtenschaft fehlten sie fast ganz. Sie waren weder richterliche, noch politische, noch Verwaltungsbeamte; nur hie und da eine Ausnahme, welche die Ausschließung als Regel um so deutlicher hervortreten ließ. Selbst von der Advokatur waren sie zwar durch kein eigentliches Gesetz, aber bis zur Aufhebung des numerus clausus durch die Übung bei den Ernennungen ausgeschlossen. Kurz, allen diesen Zweigen des öffentlichen Lebens waren sie fremd. Will man also resumierend den politischen Gewinn festlegen, welchen die Juden aus der neuen Ära gezogen haben, so muß man sagen, sie haben zwar prinzipiell das gleiche Recht erworben, aber nur im allergeringsten Maße direkt für sich selbst ausgenützt. Die im öffentlichen Leben er=

reichte Stellung stand tief unter ihrer unbestrittenen ökonomischen Bedeutung.

Hatten sie eine stärkere oder sogar eine starke Bedeutung auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens, als jene, die ich hier aufgezählt? Ich kann auch bei genauer Um- und Rückschau nur einen Zweig der öffentlichen Tätigkeit nennen, auf welchem sie sich bezeichnend und bedeutend geltend gemacht haben: die Zeitungspresse. Den Anteil der Juden an der Journalistik auch in diesem Zeitraume festzustellen, dürfte um so mehr am Platze sein, als ja ihr Gewicht und Einfluß in dieser Periode gewaltig zugenommen hatte.

Das kann jedoch nicht gut geschehen, ohne deren Entwicklung überhaupt zuerst darzulegen, was hinwieder ohne eine kurze Skizzierung der entstandenen und das öffentliche Leben beherrschenden Parteien nicht gut möglich wäre.

Als nach dem Débacle des Absolutismus im Jahre 1859 die Finanznot des Staates die Rückkehr zum Verfassungsleben erzwang, waren in der Bevölkerung eigentliche Parteien noch gar nicht bemerkbar. Es herrschte damals ungeteilt und ununterschieden die liberale Gesamt- und Grundstimmung. Geführt wurde das politische Leben durch die prominenten Männer der Bürgerschaft, welche in dem abgelaufenen Dezennium trotz des Druckes, auf der Tribüne des Gemeinderates, der Handelskammer oder bei aktuellen Angelegenheiten usw. hervorgetreten waren und die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatten. Saßen doch auf den Bänken des Gemeinderates, wie schon erwähnt, Persönlichkeiten wie Mühlfeld, Berger, Kuranda, Männer, welche bedeutende, zumindest in Österreich nicht häufige, politische Kenntnisse besaßen, in der Bewegung des Jahres 1848 Erfahrungen gesammelt, die große politische Schule des konstituierenden Reichstages in Kremsier durchgemacht hatten, kurz reife Politiker. Den obersten Schichten der Intelligenz schlossen sich die besten und intelligentesten Mitglieder der erwerbenden Stände, Industrielle, Kaufleute, Personen des höheren Lehrstandes usw. an; es bildete sich eine Leitung der liberalen Sache heraus. Sie war von zweifellos freisinniger Tendenz, maßvoll in ihren Zielen, mit den tatsächlichen Verhältnissen und Möglichkeiten rechnend und was sie

ja als Vertreterin des Reichszentrums nicht anders sein konnte – deutsch. Die liberale Sache war damals gleichsam selbstverständlich und die hier gezeichneten Prinzipien fanden eine geraume Zeit hindurch keine Opposition. Diese politischen Flitterwochen mußten ein Ende nehmen. Weiterhin nämlich kam, was noch immer eingetreten ist und eintreten wird. Wenn und wo einmal eine politische Bewegung vorhanden, finden sich immer Männer, welche durch ihre Meinungen und Neigungen, vielfach gerade durch die Unklarheit in ihren Ideen und Anschauungen, sowie durch persönliches Temperament über den durch die Führung gezogenen Rahmen hinausgehen wollen, gegen ihn anstürmen. Diese Einzelnen werden zu kleinen Gruppen und sobald von einer Seite ein Anstoß dazu geschieht, werden sie zu einer „Partei" zusammengefaßt. In den hier geschilderten Jahren trat die noch frische Erinnerung an das Jahr 1848 hinzu; viele, welche die Freiheitsbewegung mitgemacht hatten, wollten jetzt unmittelbar wieder dort anknüpfen, wo sie abgebrochen hatten. Ihnen war die liberale Partei gegen das Jahr 1848 rückständig; sie griffen nach einer politischen Idee aus dem Wort- und Gedankenschatze des Revolutionsjahres, nach einem „Schlager"; er fand sich in der Konstituierung einer dem liberalen Bürgertum weit vorauseilenden demokratischen Partei Wiens. Die Männer, welche sie gründeten, Ostwald, ein vormärzlicher Zensor Umlauft, ein Realschulprofessor Kletzinsky und andere mehr gehörten keineswegs zu den irgend durch Befähigung, Leistung oder Stellung Hervorragenden. Bloß einem von ihnen, einem vormaligen Offizier, zur Zeit ebenfalls Realschulprofessor, Czedik, wird später durch Fähigkeit und politische Findigkeit eine große politische Laufbahn beschieden. Die den Gründern fehlende persönliche Bedeutung verhinderte nicht die weitere Entfaltung der Partei. Sie bestrebte sich natürlich in erster Linie, auf die Wahlen Einfluß zu gewinnen. Was sich aber sehr bald offenbarte, war, daß sich in der Bevölkerung Wiens für eine wirklich, d. h. rein demokratische Partei kein Boden fand.

Ich meine nämlich für eine solche, welche unter Ignorierung der speziellen wirtschaftlichen oder überhaupt materiellen Interessen der einzelnen Klassen, Schichten und Berufe einzig und allein

den idealen Prinzipien einer reinen Demokratie im Sinne des Jahres 1848 zum Siege verhelfen will. Für die Betätigung eines solchen Programms waren die Schichten, aus welchen diese Gründer allein ihre Anhänger werben und finden konnten, in Wirklichkeit nicht zu gewinnen. Sie setzten sich aus der Masse der Kleinbürger zusammen, welche ein Wahlrecht besaßen. Und diese waren keine Demokraten, überhaupt keine Staatspolitiker, für nationale und Verfassungsfragen, für Ausbildung der freiheitlichen Grundlagen, für Staat und Verwaltung, für Fragen der Reichs- und inneren Politik waren sie nicht zu gewinnen.

Für Materien, denen die liberale Partei mit größerem oder geringerem Glück und Geschick, aber immer unausgesetzt ihre Aufmerksamkeit zuwendete, hatten die Angeworbenen, dieses seltsame Korps der Wiener Demokratie weder Verständnis noch Interesse. Was sie kümmerte, ihren Groll erregte, war einzig die Tatsache, daß nicht sie, doch die numerische Mehrzahl, nicht der dritte, sondern der erste und zweite Wahlkörper, nämlich die bessere, oder besser gesagt, die durch Vermögen, Erziehung, Stellung distinguiertere Bürgerschaft die Stadt regierte und verwaltete, daß durch das Gemeindestatut in der Einrichtung der Wahlkörper diesem Stand der Dinge eine weitreichende Garantie geschaffen wurde. Die übergroße Masse dieser der „demokratischen Partei“ Angehörenden ersehnte nur den Sturz der patrizischen Regierung im Rathaus, für den wollten sie kämpfen. Ihr ganzes Interesse erschöpfte sich auch daher tatsächlich in dem Kampfe um die Aufnahme der kleinsten Steuerträger, der sogenannten 10 und 5 Guldenmänner und womöglich um die Aufhebung der Wahlkörper selbst. Wirkliche Demokraten zählte diese Partei sehr wenige.

Ihr politischer Faiseur Dr. Ferdinand Schrank war sicherlich ein tüchtiger Agitator, aber ein Demokrat „ganz eigener Art“, d. h. mir erschien er durch die Entschlossenheit, mit der er in jeder seiner Reden sofort auf das tiefste Niveau seiner Zuhörer hinunterfiel, als ein Demagog. Demagogen haben nur Absichten, keine Grundsätze. Und Dr. Schrank hatte, kaum, daß er im Gemeinderate seine Wahl zum Vizebürgermeister durchgesetzt, keine andere Sorge als die, seine Erhebung in den Adelsstand zu erbetteln.

Der einzige Mann von innerer Bedeutung und wirklich demokratischer Gesinnung, welcher sich etwas später der demokratischen Partei anschloß, Ferdinand Kronawetter, ein Streiter von Wissen, Talent und Temperament, blieb „ein General ohne Armee". Er verdankte seine späteren Mandate nicht der Partei, der er nominell angehörte, sondern den Liberalen, welche er bekämpft hatte.

Diesem Stand der Dinge entsprechend, mußte die Führung der Partei bald in ganz andere Hände übergehen. Ihre Häupter wurden der Kupferschmied Franz Löblich und Johann Steudel, ein Gastwirt vor der Favoritenlinie. Beide waren reich geworden, der erste durch sein Gewerbe, der zweite durch die Verbauung der zu dem Wirtshaus gehörenden weiten Felder, aber der eine wie der andere waren in ihren Anschauungen und sozialen Gefühlen Kleinbürger geblieben. In diesem Sinne und in dieser Tendenz führten sie, namentlich Steudel, den Kampf für die Zehn- und Fünfguldenmänner, erreichten deren Aufnahme, ohne im geringsten Demokraten zu sein oder zu werden. Steudel war ein jovialer Wiener, welcher eigentlich die ganze öffentliche Sache nicht tragisch nahm; Löblich aber ein verbissener sozialer Reaktionär. Beide Herren hatten es entschieden abgelehnt, mit Gehilfen zusammen am grünen Tisch zu beraten.

Auch diese beiden mußten bald verschwinden. Sie waren dem Heerhaufen der „kleinen Leute" noch viel zu groß und genossen darum nicht lange ihr Vertrauen. Der erste Gebrauch, welchen die 10 Fl.-Männer von ihrem Wahlrecht machten, war, daß sie Steudel bei einer Reichsratswahl durchfallen ließen. Löblich gewann eine andere öffentliche Richtung, die ihm viel sympathischer war als die ganze Politik. Allgemach hatte die 1859 gewährte Gewerbefreiheit, trotzdem sie vorher von allen Seiten verlangt worden war, die Unzufriedenheit der Kleingewerbetreibenden erregt; es hatte sich eine Gewerbepartei mit dem Programme der Aufhebung der Gewerbefreiheit und Wiedereinführung der Zunft gebildet und als Repräsentanten der Bewegung einen Gewerbetag geschaffen; Löblich wurde der Obmann und entwickelte für dieses Programm die größte Tätigkeit. Durch die Bewegung für Wiederherstellung der alten Zunftverhältnisse gewann der Haupt-

teil der Massen, welche nominell Anhänger der demokratischen Partei waren, aber für demokratische Prinzipien gar kein Verständnis und keinen Sinn hatten, ein ganz anderes konkretes, an ihre materielle Existenz rührendes Interesse und wendeten sich der gewerblichen Agitation zu. Ich kann dem weiteren Detail dieser Parteigeschichte hier keinen Raum geben; ich fasse den Verlauf auf diesem Gebiete durch ungefähr drei Dezennien zusammen:

Die demokratische Partei wurde allgemach zu einem Hause ohne Bewohner, sie existierte nur dem Namen nach. Aus den Massen, welche sie verlassen hatten und den immer neu Hinzutretenden bildete sich nach einigen Wendungen und Wandlungen allgemach eine große neue Partei, im Wesen die des politischen Kleinbürgertums, heraus. Und diese neue Partei hat eine Entwicklung genommen, welche nicht nur für die politischen und sozialen Zustände Wiens, sondern weit über Wien hinaus für das Reich von der stärksten Bedeutung wurde.

Denn aus ihr ist die christlich-soziale Partei geworden, die Wien beherrscht und durch diese ihre Herrschaft dann weiters den Anstoß zu einer gleichen Parteibildung für das ganze Reich gegeben hat. Dieses Stück aus der inneren Geschichte Wiens hier, wo es sich nur um eine Schilderung der Pressezustände handelt, zu verfolgen, würde den Fluß der Erzählung aufhalten, den Zusammenhang stören. Daher füge ich für jene Leser, welche sich über diese jüngste politische Vergangenheit unserer Reichshauptstadt eingehender zu informieren wünschen, in der unten folgenden Note eine kurze Skizze dieser Bewegungen und ihrer sozial-geschichtlichen Charakteristik hinzu[1]).

[1]) Diese Vorgänge in der politischen Geschichte des heutigen Wien werden in ihrem Charakter ganz klar, wenn man sie mit denen im mittelalterlichen Wien zusammenhält, durch die geradezu drastische Parallelität wird die Wurzel beider bloßgelegt. Der Kampf zwischen den römischen Patriziern und Plebejern, ursprünglich gleichfalls kein anderer als ein solcher rein lokaler innerhalb der Mauern einer Stadt hatte in dem absolutistischen römischen Kaiserstaat sein volles Ende gefunden. Er ruhte vollständig viel länger als ein Jahrtausend; aber er brach dann mit der gleichen Heftigkeit, mit auch nicht einer einzigen Ausnahme, in allen neu entstandenen Städten des Mittelalters aus, sobald sich neben den, aus den ursprünglichen Grundbesitzern erwachsenen Bürgergeschlechtern. welche das

Die beiden Parteien des großen und kleinen Besitzes, Großbürgertum und Kleinbürgertum, blieben aber nicht allein, neben ihnen entstand eine dritte. Alles nämlich, was da vom Kleinbürger abwärts sich bewegte und strebte, Gehilfen, Fabriks- und

---

Regiment der Stadt in ihren Händen hielten, die Kleinbürger in den Zünften organisiert hatten.

Im mittelalterlichen Wien waren diese Kämpfe mehr als drei Jahrhunderte hindurch nicht weniger, sondern sogar heftiger gewesen als in anderen Städten. Sie hatten diese besondere Schärfe dadurch gewonnen, daß die „Landherren", wie man damals die ständische Partei Niederösterreichs nannte, in ihrem Kampfe gegen die Landesherren die Zünfte gegen die besitzende Bürgerschaft unterstützten, welche stets auf Seite des Landesherrn stand. Die Kleinbürger — und wer nicht einer Zunft angehörte, war kein Bürger und hatte überhaupt kein politisches Recht — wollten dem aus städtischen Patriziern, d. h. aus Mitgliedern der Bürgerschaft zusammengesetzten Rat die Herrschaft über die Stadt, über ihr Vermögen, die Steuern, Rechtsprechung, Verwaltung usw. entreißen und in ihre Hände nehmen. Diese Kämpfe beginnen in Wien schon sehr früh. Es können hier nur die wichtigsten angeführt werden. Schon 1296 rebellieren die Innungen und der gesamte, ihnen folgende Anhang gegen den Stadtrat und die Bürgergeschlechter und müssen mit Waffengewalt zur Ruhe gebracht werden. Sie hält gar nicht lange an. 1309 wiederholt sich der Aufruhr der Innungen, geführt von Berthold dem Schützenmeister, Otto Heiros Sohn und Hanns von Stadelau und muß vom Landesherren unterdrückt werden. Nach mehrfachen kleineren Kämpfen im Laufe des nächsten Jahrhunderts gibt 1406 der Erbfolgestreit die Gelegenheit zu einem neuen, überaus heftigen Kampfe. Auf der einen Seite stehen der Prätendent, Herzog Leopold und die Tschechen, auf der anderen sämtliche Bürgergeschlechter mit dem Stadtrat an der Spitze, welche zu dem rechtmäßigen Erben Herzog Ernst halten. Der Sieg wechselt, 1408 läßt der Bürgermeister Konrad Vorlauf fünf aufrührerische Meister hinrichten, Herzog Leopold vergilt Gleiches mit Gleichem, schickt Vorlauf mit fünf Ratsherren auf das Schaffott, läßt deren Vermögen konfiszieren. Einige Dezennien herrschte verhältnismäßiger Friede zwischen beiden Parteien, aber 1462 entbricht ein völliger Krieg zwischen ihnen, die unteren Stände, geführt vom Bäckermeister Wolfgang Holzer, dem Arzte Johann Kirchheim, dem Juristen Ebendorfer, dem gewesenen Badeknecht Ondenacker und anderen, konstituieren gewaltsam einen neuen Stadtrat mit Holzer als Bürgermeister. Der Kaiser kassiert die Wahl, ernennt einen anderen Bürgermeister, doch die Zünfte halten an Holzer fest, belagern den Kaiser in seiner Burg. Der Kaiser wird befreit, aber schließlich geht er mit den streitenden Parteien auf einen Frieden ein, bei welchem die zwei miteinander verbündeten Landherren und Zünfte gegen die Ratspartei im Vorteil bleiben. Der letzte der größeren, zu erwähnenden Kämpfe in der Bürgerschaft entbrannte 1519 nach dem Tode des Kaisers Max. Nach wiederholtem gewaltsamen Wechsel des Stadtrates endete er mit der Unterdrückung der aufständischen Bürgerschaft, der Hinrichtung nicht nur der Adeligen v. Puch-

sonstige Arbeiter, die kleinsten Angestellten usw. standen diesen „bürgerlichen priviligierten Demokraten“ ganz ferne. Namentlich die Arbeiter fühlten instinktiv, daß in diesen Meistervereinigungen ihre Interessen keine Förderung finden könnten, und so hatte sich

heim und Eizing, sondern auch mit der des Bürgermeisters Siebenburger, des Gärbers Riener und der anderen Meister Prasch, Schlagintweit, Schwarz und Flaschner.

Schon diese wenigen Nachrichten geben ein deutliches Bild von dem ausgesprochenen Gegensatze zwischen der oberen und unteren Bürgerschaft Wiens im Mittelalter. In meinen verschiedenen Publikationen zur Gewerbefrage bin ich auf diese innerstädtischen sozialen Zerwürfnisse wiederholt und ausführlich zu sprechen gekommen; hier genügt es, weiter nur darauf hinzuweisen, daß diese, wie bekannt, mit dem allmählichen Erstarken der absoluten Landesmacht und der Unterwerfung der Städte unter die Gewalt des Landesherrn im 16. Jahrhundert ein Ende gefunden haben. Auch hier in Wien vollzog sich das Gleiche. Der Rat der Bürgerschaft blieb wohl bestehen, aber seine Bedeutung verschwand. Die Verwaltung der Stadt hatte der Magistrat, welcher ein Werkzeug der Regierung war; eine Gestaltung, die noch zuletzt durch das von Josef II. erlassene neue Organisationsstatut einen erneuerten und scharfen Ausdruck gefunden hat. Der erzwungene Friede war auch durch das Jahr 1848 nicht unterbrochen worden. Denn die Bewegung desselben war eine allgemein freiheitliche, keine innerstädtische. Dann hatte durch das weitere Dezennium des Absolutismus wieder die frühere Stille geherrscht. Da zeigt sich nun in dem Momente, als mit der Februarverfassung ein politisches, anscheinend gesundes Leben entstand, die merkwürdige Tatsache, daß sich sofort, wie oben erzählt, der untere, breite Teil der Bürgerschaft, Gewerbetreibende, Kleinhändler, die nicht aufzählbaren, vielfachen Berufstätigen, inklusive der in Wien überaus zahlreichen kleinen Beamten aller Kategorien, kurz nach dem heutigen Ausdruck die „kleinen Leute“ im vollen Bewußtsein eines Gegensatzes zu den oberen Schichten die erste ihr durch die Gründung eines demokratischen Vereins gebotene Gelegenheit benützten, um sich, wenn auch unter falscher Flagge, eine ihren speziellen Interessen gewidmete Organisation zu geben; daß sie in weiterer Folge dieses theoretisch aufgerichtete, der ganzen Bevölkerung gewidmete Gebäude verlassen und sich bestreben, eine agitatorische Vertretung zu finden, welche einzig und allein die Durchsetzung ihrer politischen, sozialen und materiellen Wünsche zur Aufgabe hat.

Jede aus der Bevölkerung hervorgehende Bewegung, gleichviel ob ihr Ziel richtig oder unrichtig, schafft sich den ihr entsprechenden führenden Mann, hat sich ihn auch zu allen Zeiten geschaffen. Für die hier gezeichnete heißt er Lueger. Er stammte aus charakteristisch kleiner Provenienz; als der Sohn eines Magistratsdieners — in seinem ganzen Wesen, Denken und Fühlen ein Wiener dieser Schichte. Begonnen hatte er seine politische Karriere allerdings als Schützling und Günstling des konservativsten Mitgliedes der im Rathause regierenden Partei, des Vizebürgermeisters von Khun und als Sekretär des starren Bürgerklubs auf der Landstraße. Aber durch die Unterstützung Khuns in den Gemeinderat gelangt, verläßt er die

zu gleicher Zeit aus der Masse die Arbeitergruppe herausgehoben, welche, trotzdem sie anfänglich in politisch unfähigen und nicht immer saubern Händen sich befand, zu einer vom Ursprung an bedeutsamen, der sozialdemokratischen Partei wurde.

Partei, tritt in die Linke des Saales. Doch ist auch diese zu jener Zeit gleichfalls noch eine liberale Partei, sie dient nicht seinen politischen und schon wachen persönlichen Zielen. Durch Talent und Temperament, durch Geschicklichkeit und Tätigkeit gelangt er bald zu großem Einfluß. Er findet dort einen Arbeitsgenossen, den schon früher einmal flüchtig erwähnten med. Dr. Ignaz Mandl. Als charakteristische, wenn auch nicht sehr erfreuliche Erscheinung verdient er schon als psychologisch merkwürdig einige Worte. Einer Familie angehörend, deren Mitglieder nur nach Reichtum strebten, zumeist ihn auch erreichten, war er allein zum grimmigen Hasser der ganzen reichen Bourgeoisie, getauft oder ungetauft, geworden. Er vertauschte den medizinischen Beruf mit dem politischen, sammelte in seinem Bezirke, dem dritten, um sich eine Partei, die gleichfalls schon erwähnte Schotterpartei, der man diesen Namen gab, weil er seine Agitation mit einer Verdächtigung der Vorgänge bei den Schotterlieferungen begonnen hatte. Er setzte diese Taktik fort, verdächtigte die Kommunalverwaltung überhaupt, fand immer mehr Zuhörer und Anhänger und gelangte schließlich in den Gemeinderat, in welchem er sofort als ein Gegner seiner Majorität, der liberalen Partei und des obern Bürgertums überhaupt auftrat. Der Mann hatte Ideen und Energie, erinnerte aber in seinem ganzen Wesen und Gehaben durchaus an die Männer des Konvents von 1793. Die beiden, Lueger und Mandl, verbünden sich und schaffen die „Linke" zu einer neuen Partei, der sogenannten „liberalen Wirtschaftspartei der vereinigten Linken", um, in die sie auch die sogenannte „äußerste Linke" einzutreten zwingen. Die neue Partei hat noch nicht die numerische Majorität, aber sie ist hauptsächlich durch Lueger gegen die Mittelpartei die ungleich rührigere, geschicktere und regiert darum im Saale. Lueger ist noch nicht der nominelle Obmann, doch er führt sie, er beherrscht sie, und unter dieser seiner Herrschaft ändert sie ihren Charakter, sie vertritt das Kleinbürgertum; bei den Wahlen sorgt er dafür, daß in allen Bezirken womöglich nur Männer dieser Richtung neu gewählt werden, so daß seine Partei ein kompaktes Werkzeug in seiner Hand wird. Der Gegensatz zwischen den beiden Seiten des Saales ist kein politischer, die Gegnerschaft der Partei Luegers gegen die Mittelpartei, wie sich die Rechte nannte, ist durchaus ein sozialer, wie jener von mir soeben geschilderte in Wien vom 13.—16. Jahrhundert. Er trat so lebendig hervor, daß man blind sein mußte, um ihn nicht zu sehen. Schon 1882, da Lueger noch am Beginne seiner Laufbahn stand, ich nur zwei Jahre Gelegenheit gehabt hatte, ihn zu beobachten, habe ich in einem meiner Gewerbeartikel, in denen ich die Gewerbefreiheit gegen den Ansturm der neuen Gewerbepartei verteidigte, zur Charakterisierung den soeben erzählten Krieg zwischen den Handwerkern und Bürgern Wiens geschildert, und diese Auseinandersetzung folgendermaßen geschlossen: „Es führt die Handwerker heute zwar kein Bäcker wie Wolfgang Holzer,

Es bestanden also schon in der ersten Hälfte der sechziger Jahre drei politische Parteien: die pseudo-demokratische der Kleinbürger, die sozialdemokratische der Arbeiter und selbstverständlich die liberale Partei, welche damals, kann man wohl sagen, die ganze bessere Bürgerschaft umfaßte, d. h. den ersten Wahlkörper fast ausschließlich, den zweiten größtenteils und von dem dritten

---

sondern ein achtbarer Kupferschmied; aber als wollte die Geschichte die innere Gleichartigkeit der heutigen Bewegung mit der mittelalterlichen geradezu drastisch erweisen, als wollte sie zeigen, daß derselbe Boden unter gleichen Bedingungen dieselben Früchte zeitigt, ist auch heute derjenige Inspirator, welcher seit Jahrzehnten in fanatischer Weise mit Schrift und Wort sich abmüht, die unteren Schichten des Bürgertums gegen die oberen in Bewegung zu setzen, ein Arzt (Dr. Ignaz Mandl), wie Johann Kirchhann anno 1462 und ist gleichfalls wie Thomas Ebendorfer der Redner dieser ganzen Richtung ein Mann (Dr. Lueger), welcher trotz seines Doktorhutes und Advokatenstandes die soziale und geistige Zusammengehörigkeit mit den kleinsten Schichten des Bürgertums weder verleugnen kann noch will."

Aus dieser seiner Haut konnte er nie heraus — er wollte es auch nie, im Gegenteil, mit jedem Tage wurde sein entschiedener Wille einzig der Führer dieser Partei zu sein, deutlicher.

Darin lag der innere Grund, daß durch länger als ein Dezennium alle seine Versuche, durch die Wahlen seiner Partei die wirkliche Majorität im Gemeinderat zu verschaffen, vergeblich waren. Der erste Wahlkörper stand ihr ganz, der zweite zum größten Teil gegnerisch gegenüber, der ganzen Schar der Intellektuellen war die Richtung Lueger-Mandl antipathisch. Seine Absicht erreichte er erst durch den Einbruch der antisemitischen Bewegung. Nach kurzem Schwanken wurde er deren Haupt, proklamierte, nachdem das Schlagwort der „vereinigten Christen" seine Wirkung nicht recht tun wollte, die „christlich-soziale Partei". Dieser soziale Einschlag, wenn auch ohne Aufrichtigkeit und ohne ehrliche Absicht in das Programm eingefügt, brachte ihm vollen Erfolg. Er zog auch alle jene Kreise an, welche durch die bloße Judenhetze nicht zu gewinnen gewesen, und brachte ihm jene Herrschaft über Wien, die für die Partei noch heute besteht. Sicherlich hat sie nicht das geringste getan, um den Namen einer sozialen Partei zu verdienen, nicht das geringste ist von ihr für jenes kleine Bürgertum geschaffen worden, welches ihr zur Herrschaft verholfen hat. Dies zeugt jedoch in keiner Weise gegen die von mir gegebene Entstehungsgeschichte dieser Partei, sondern für die Urteilslosigkeit und Leichtgläubigkeit dieser Massen. Wer mit „sehenden Augen" durch die Zeit von 1860—1880 hindurchgegangen, wird mir rückwärts blickend, beistimmen müssen, daß das Material, aus welchem die antisemitische Partei gebildet hat, mit jener Schichte Kleinbürger, aus welcher die Gründer des demokratischen Vereines versucht hatten, Demokraten zu machen, genau das gleiche war. Der Kleinbürger ist und war zu allen Zeiten der gleiche.

einen nicht unbeträchtlichen Teil, speziell des I. und II. Bezirkes, durch die in demselben befindlichen Juden.

Welche Vertretung hatten nun diese Parteien durch die Zeitungspresse gefunden? Die zweitgenannte, die sozialdemokratische, in der ersten Zeit eigentlich keine, zumindest nicht in den Tageszeitungen. Von den letzteren hatte nur eine einzige, die inzwischen entstandene „Konstitutionelle Vorstadtzeitung“ des vormaligen Buchhändlers und Gemeinderates Hügel der Arbeiterfrage ihre Spalten überhaupt geöffnet; allwöchentlich gab sie auf der letzten Seite des Blattes eine „Arbeiterzeitung“ von nur sachlicher, nicht parteimäßiger Haltung heraus; der kollektivistischen Idee opponierte sie, als ein Organ der sozialdemokratischen Partei konnte sie nicht gelten.

Die Partei gelangte zu einem solchen erst viel später, nachdem sie die vielfach vorhandenen anarchistischen Elemente abgeschüttelt hatte, durch ihre „Arbeiterzeitung“. Diese hatte in der ersten Zeit sehr hart um ihre Existenz zu kämpfen, befindet sich aber schon seit einer Reihe von Jahren in einer guten und gesicherten Position, und diese war ihr nur dadurch geworden, daß, wie die sozialdemokratische Partei aller Länder ihre Siege häufig nur dadurch erreicht, daß sich ihr bei den Wahlen alle unzufriedenen bürgerlichen Elemente anschließen, so sind die Abonnenten der Arbeiterzeitung zu einem wesentlichen Teile jene, welche, ohne Sozialdemokraten zu sein, aus den verschiedensten Motiven mit der Bourgeois-Presse nicht zufrieden sind.

Diese Entwicklung der sozialdemokratischen Presse gehört erst den letzten Dezennien an, in jener Zeit konnte sie nicht bedeutend sein; die Partei selbst stand in ihren Anfängen, hatte keine Organisation und war darum von keinem großen Umfange. Wie stand es dagegen um die journalistische Vertretung des Kleinbürgertums, der oben explizierten pseudo-demokratischen Partei? Ich erinnere an die Provenienz und Tendenz der Morgenpost des Dr. Landsteiner; die alte Blindheit, die Verwechslung des gesamten „Volks“ mit dem Kleinbürgertum verschwand auch jetzt nicht für sie und in dieser Blindheit ergriff sie gleichsam mechanisch stets die Partei des letzteren und vertrat seine vermeintlichen Interessen mit aller Schärfe. Das zeigte sich namentlich darin,

daß ihre Leiter für das, was sich auf dem Gebiet der Sozialdemokratie regte und bewegte, kein Auge und kein Ohr hatten und als später die Bewegung für die Herstellung der alten Zünfte einsetzte und sich in den Gewerbetagen ein mächtiges Zentrum schuf, die Morgenpost, trotzdem Eigentümer und Herausgeber wiederholt gewechselt hatten, diese Bestrebungen sofort als ihr Hauptprogramm aufnahm und direkt das offizielle Organ des Gewerbetages wurde. Die reine politische Demokratie hingegen und noch mehr die Sozialdemokratie blieben ihr vollständig fremd.

Die Entwicklung der Verfassungsära nach dem Sturze Belcredis brachten ihr jedoch eine Konkurrenz, welcher sie allmählich unterliegen sollte. Es geschah Landsteiner, was er Zang angetan hatte; der gewonnene Reichtum hatte ihn träge gemacht und die Leitung war an einen Mann gefallen — Moriz Szeps — welcher ihn in den zur Führung eines Volksblattes nötigen Begabungen noch weitaus überragte.

Belcredi hatte, um die Wiener Wählerkreise für seine Sistierungspolitik zu gewinnen, eine offiziöse Zeitung — das Wiener Tagblatt — stempelfrei und zu einem bis dahin unerhört billigen Preise, nämlich zu 1 Kreuzer erscheinen lassen. Nach seinem Sturze wurde auch das Erscheinen dieses Blattes sistiert. Moriz Szeps erwarb in Gesellschaft mit vier Kollegen von der Morgenpost für wenige tausend Gulden das sistierte Organ und begann es von neuem als das „Neue Wiener Tagblatt". Die Entstehung dieser Zeitung bildet in der Geschichte des Wiener Volksblattes wieder eine bemerkenswerte Phase.

Seit Gründung der Morgenpost war die Erkenntnis des sozialen Inhaltes jeder inneren Politik, wie sie ja schon aus der Entstehung der Arbeiterpartei klar werden mußte, außerordentlich gewachsen und Szeps fehlte sie ganz und gar nicht; aber wenn auch nicht im Wesen, so doch in der Taktik folgte er einem neuen Wege. Das „Neue Wiener Tagblatt" war ja keine Parteigründung, sondern eine journalistische mit dem Zwecke, dem Gründer Stellung und Vermögen zu schaffen. Hierzu sollte das neue Blatt den größtmöglichen Absatz gewinnen und darum in seinem Charakter den weitesten Rahmen zur Schau tragen. Der Hauptsache nach fußte auch das Blatt auf dem Kleinbürgertum; aber es akzeptierte

als bestechendes Aushängeschild die von den kleinbürgerlichen Pseudo-Demokraten geführte falsche Flagge und demonstrierte seinerseits durch den gewählten Untertitel: „Demokratisches Organ", ein Appell — jedweden zum Eintritte einladend.

Daß das neue demokratische Organ ganz und gar undemokratisch war, zeigte sich eklatant darin, daß es genau so wie die Morgenpost die reaktionäre Gewerbepartei mit aller Kraft unterstützte. Der Unterschied bestand nur darin, daß in der Morgenpost ein waschechter Reaktionär, der Mechaniker Schneider, offen, im Neuen Wiener Tagblatt der Manchestermann Josef Neuwirth, welcher aus einem Paulus zum Saulus geworden, anonym in einer Reihe von Beilagen, welche das Blatt ihm zu diesem Zwecke eigens zur Verfügung gestellt hatte, für die gleiche Sache kämpften. Neuwirth war in dieser Frage vollständig kenntnislos und das, was er über dieselbe brachte, kaum einer Antwort wert. Immerhin verdient der Mann durch die journalistische Stellung, welche er seinerzeit innegehabt, hier eine Erinnerung. Er hatte das Polytechnikum absolviert, aber diese Laufbahn aufgegeben und in der Fichtegasse Aufnahme gefunden. Er war ein unendlich fleißiger Mensch; alles, was er schrieb und sprach, triefte von Schweiß; wirklichen Geist besaß er weniger, aber eine unendliche Einbildung auf jede seiner Leistungen und er gehörte dadurch zu den Unangenehmen. Als Hauptmitarbeiter des Ekonomisten wurde er natürlich eine gesuchte und umschmeichelte Person und glaubte fest, für eine große politische Laufbahn prädistiniert zu sein. Er trat aus dem Blatte aus und der Generalsekretär der Öst.-Ung. Bank, Lucam, für dessen Bankpolitik er ein dickes Buch „Bankakte und Bankstreit" publiziert hatte, empfahl ihn der Brünner Handelskammer für ihr erledigtes Mandat in den Reichsrat. Diese Korporation war selbstverständlich eine solche von Schutzzöllnern, aber seine Bekehrung ließ ihn das Mandat erreichen. Er starb jedoch nach wenigen Jahren, ohne im Reichsrat auch nur annähernd jene Bedeutung erreicht zu haben, die er für sich in Anspruch genommen hatte.

Die Taktik Szeps, nämlich sein Festhalten an der Partei des Kleinbürgertums, zeigte sich nicht nur in der Unterstützung derselben in ihrem Kampfe um die Aufhebung der Gewerbefreiheit

und Wiedereinführung der Zunft; eines der tätigsten Mitglieder seines Büros, Heinrich Reschauer hatte als seine Hauptaufgabe speziell die Verbindung des Blattes mit dieser Partei sorgsam und ohne Unterlaß zu pflegen. Und man konnte diesen Mann täglich, ich möchte sagen, stündlich im Verkehr mit deren Häuptern Steudel, Löblich, später mit Lueger und Dr. Ignaz Mandl sehen.

Szeps überflügelte mit seinem Neuen Wiener Tagblatt Landsteiner und sein Blatt weitaus und das war nicht zum Verwundern. Die spezifisch journalistischen Talente, welche Szeps besaß, waren geradezu phänomenale. Mit der gleichen Leichtigkeit und journalistischen Sicherheit verstand er jedem aktuellen politischen Ereignisse eine geistreiche Seite abzugewinnen, schrieb er ein glänzendes Feuilleton, konnte er seinen Lesern in einer Reihe von Artikeln das Problem der Valutaregulierung klar und durchsichtig popularisieren und verfaßte während einer Haft, die er aus einem Preßprozeß davongetragen, einen für den größeren Teil seines Publikums anziehenden spiritistischen Roman (letztere beide in seinem späteren, dem Wiener Tagblatt).

Welche Bedeutung man in der Zeitungsphäre selbst dieser Journalistenschöpfung beimaß, geht deutlich daraus hervor, daß sie überall nachgeahmt wurde. Nicht weniger als 179 Blätter, wie aus jedem Zeitungskatalog zu ersehen, sind in verhältnismäßig kurzer Zeit in Deutschland und Österreich, wenn auch nicht alle mit der gleichen Tendenz, so doch fast alle unter dem gleichen Titel, mit der gleichen Mache und Methode gegründet worden, nicht wenige von ihnen mit gleichem oder annäherndem Erfolge.

Mit diesem großen journalistischen Erfolge stimmte jener für seine Person ganz und gar nicht. Die Ursachen lagen in seinem Wesen und Charakter. Er war kein wirklicher Politiker. Dazu fehlte ihm jener tiefe politische Ernst, welcher aus ganzer Seele kommen muß und auch dem Journalisten, wenn er zur Bedeutung gelangen soll, nicht fehlen darf. Statt einer wirklichen Überzeugung hatte er nur eine Neigung: eine persönliche für die Polen. Und aus diesem Grunde handelte er mehr als einmal, als wäre er wirklich ein Föderalist. Was ihm fehlte, war Stetigkeit und Festigkeit. Ganz ungerechtfertigt verließ er das Neue Wiener Tagblatt und gründete ein Konkurrenzunternehmen, das

Wiener Tagblatt, was ihm von der öffentlichen Meinung sehr verübelt wurde. Das Blatt verschwand, seine Arbeit und sein Leben waren förmlich im Sand verlaufen, noch bevor er frühzeitig aus dem Leben ging. Das von ihm verlassene Neue Wiener Tagblatt hat dann unter anderer Leitung an Umfang und Inhalt, Leistung und Bedeutung so gewonnen, daß es sich von einem großen Blatte nur mehr durch das Beibehalten des kleineren Formates unterscheidet. Aber da nach einer alten Erfahrung ungestraft kein Blatt seine Entstehung vergessen darf, muß es auch jetzt noch vielfach auf jene Schichte der Bevölkerung, für welche es gegründet worden, Rücksicht nehmen.

Zum Schlusse: Durch welche Presse waren die Interessen der damals noch wichtigsten Partei, der oberen Bourgeoisie vertreten? In den ersten Jahren dieser Periode nur durch die zwei im Jahre 1848 entstandenen: „die Ostdeutsche Post“ und die „Presse“. Letztere war auch weiterhin der ersteren an Verbreitung und Einfluß außerordentlich überlegen. Aber auf diesem Gebiete war im Jahre 1864 noch vor der Gründung des Neuen Wiener Tagblatt das Haupt- und größte Erzeugnis der Wiener Journalistik die „Neue Freie Presse“ von den beiden Redaktionsmitgliedern der alten Presse, Max Friedländer und Michael Etienne, sowie von dem mitaustretenden Chef-Administrator Adolf Werthner ins Leben gerufen worden. Werthner war gleich Friedländer ein Breslauer und beide konvertierte Juden, Etienne Voll-Wiener und Christ. Friedländer war in seinem politischen Denken und Fühlen vollständig Österreicher geworden, aber in seinem Wesen lag eine Stärke und Entschlossenheit des Willens, eine Schärfe und Herbheit, die nicht österreichisch anmutete. Das Wiener Publikum war seinem Wesen wohl auch nicht sympathisch, das konnte er im persönlichen Verkehr sogar nicht verbergen; zugänglich, angeregt und mitteilsam war er nur mit Berufsgenossen und liberalen Berufspolitikern, wenn er sie der Persönlichkeit nach schätzte. Personen aus dem Publikum gegenüber, auch wenn sie zu den ersten gehörten, war er von einer fast verletzenden Knappheit.

Die Zeitung eroberte sich wie im Sturme die ganze gebildete Lesewelt, einerlei welcher Parteirichtung; denn es hat wohl noch

nie ein Blatt gegeben, welches von den Gegnern so eifrig gelesen wurde und wird, wie die „Neue Freie Presse". Zangs „Presse" war sofort überflüssig geworden. Die Eroberung gelang so rasch und durchschlagend, weil die neue Gründung eine richtige und zeitgemäße war. Die Zeitungen schaffen nicht ihre Zeit, sondern umgekehrt, so war auch für das begonnene Verfassungs- und parlamentarische Leben eine größere Zeitung notwendig geworden, mit einem politisch weiteren Rahmen und geistig tieferen Gehalt als sie Zang bot, auch zu bieten fähig und bereit war.

Über Friedländer will ich nur sagen, daß er als Journalist auf einer vor ihm und — nach der Meinung vieler — auch nach ihm von keinem anderen in Österreich erreichten politischen Höhe stand; doch muß ich, um der journalistischen Gegenwart Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, betonen, daß dieser Erfolg nicht allein in seiner Begabung lag, sondern auch in der Höhe und Größe der politischen Fragen, in der Größe des Preises, um den damals bei uns gekämpft wurde.

Welcher war damals dieser Preis? Jede große historische Nation wächst über den ursprünglichen Staat hinaus und begründet neue Staaten und Staatensysteme. So schufen in alter Zeit die griechischen Stadtstaaten den Küsten des Mittelmeeres entlang in ihren Kolonien staatliche Existenzen, so später die Araber neue Reiche; so gründeten Spanier die südamerikanischen Staaten, ging aus Neu-England das nordamerikanische Staatengebilde hervor. Und so hätte bei normalem Verlauf auch das Reich von den Alpen aufwärts bis zur mittleren Donau ein zweites Deutschland, ein zweites deutsches Reich werden müssen. Das war nur unvollkommen gelungen. Daß aber dieses Ziel, soweit es erreicht worden ist, erhalten bleibe, nicht in sein Gegenteil verkehrt werde, daß den Deutschen durchaus die entsprechende Führung in diesem unseren, wenn auch nach dieser Richtung nicht vollkommen gelungenen Staate verbleibe, das war der ungeheure Einsatz, um welchen 1866 gegen Belcredi, 1871 gegen Hohenwarth gekämpft wurde und welcher mehr oder weniger alle die anderen Mitstreitenden auf das damals eingenommene geistige Niveau aufsteigen ließ. Für die Erhaltung des Staates in diesem geschichtlichen Charakter schlug man sich. Für Friedländer gab es, wenn

er an Österreich dachte, keine andere Möglichkeit, keinen anderen Gedanken, und als er dieses alte Programm gegen Hohenwarth verteidigte, stieg er auf bis zur publizistischen Klassizität eines Junius. Der Sieg 1871 war nur ein vorübergehender gewesen. Der Krieg brach wieder aus und hatte jetzt einen für die Deutschen unglücklichen Fortgang. Von 1878 an, sieben Jahre nach dem Sturze Hohenwarths und seiner Ziele, wurden Schritt um Schritt die Deutschen auf dem politischen Felde zurückgedrängt, bis von dem alten Anspruche scheinbar nichts übrig geblieben war als jene Unentbehrlichkeit der deutschen Sprache für die zentralistische Verwaltung des Reiches und für die Verhandlungen in der Reichsvertretung, für welche beide sie eines Gesetzes gar nicht bedurften. Der von Palacky 1848 nach Prag berufene große Slavenkongreß mußte sofort die deutsche als Verhandlungssprache etablieren, weil Tschechen, Polen, Slovenen, Ruthenen, Kroaten, Serben usw. einander nicht verstanden. Fast sah es aus, als hätten die Deutschen in Österreich keine andere Bestimmung mehr, als die, das Material für den weiteren Kulturaufbau all seiner anderen Nationalitäten zu bieten. Es hatte faktisch den Anschein, als gelte der Krieg nur dem deutschen Streifen Nordböhmens und der Forderung, innerhalb dieses kleinen Gebietes die Herrschaft des Deutschtums gegen alle Angriffe sicherzustellen.

„Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken," jawohl, aber ebenso geht er zurück, wenn aus den großen Zielen kleine werden und geworden sind. Der so unendlich kleinere Kampfplatz, die relative Kleinheit der Fragen, um die noch gekämpft wurde, konnten nun auch die kämpfenden Deutschen nicht jene Höhe erreichen lassen, welche sie und allen voran Friedländer in der Neuen Freien Presse 1871 gezeigt hatten.

Nun, wenn nicht alles trügt, stehen wir vor einer großen Wendung. Der Krieg, welchen wir in Gemeinsamkeit mit dem deutschen Reiche gegen die Russen und ihre Verbündeten zu führen gezwungen sind, hat in Österreich gegenüber dem nationalen Chauvinismus das Staatsbewußtsein überraschend gestärkt und wird nach dem Frieden den Deutsch-Österreichern gestatten, die fast durch vier Dezennien eingenommene reine Defensivstellung zu verlassen. „Jeder Staat," sagt Sallust (Catilina II.), „kann sich

nur erhalten, wenn er an der Tendenz festhält, die ihn gegründet." Bei diesem Versuche, für Österreich die alten Fundamente wiederherzustellen, wird es sich zeigen, welche Dienste ein Organ, wie das von Friedländer geschaffene zu leisten imstande ist.

Trotz aller politischen Ungunst hat es an Bedeutung nichts eingebüßt; noch heute besteht kein Zeitungsorgan, welches für das Land, in dem es erscheint, jene Wichtigkeit besitzt, wie die Neue Freie Presse für Österreich.

Erfahrungsgemäß kann in der Journalistik ein solch blendender Erfolg nicht erreicht werden, ohne zur Nachahmung zu reizen. Der Sieg über Hohenwarth hatte die jüngeren Elemente der deutsch-liberalen Partei — man nannte sie im Gegensatz zu Herbst, Giskra, Sueß usw. die „Jungdeutschen" — kühn gemacht. Die Neue Freie Presse, welche doch gegen Hohenwarth mit einer Verve und einem Glanze ohnegleichen gekämpft hatte, genügte ihnen nicht, sie gründeten die „Deutsche Zeitung". Die Gründung war eine deutsch-nationale, bewußter, sogar programmatischer Weise, mit Ausschließung zwar nicht jüdischer Gelder, aber jüdischer Arbeitskräfte. Ihr erster Leiter war ein junger, deutsch-böhmischer Abgeordneter, Pickert, ein fähiger Mann, aber kein Journalist; ihm folgten andere, unter ihnen, sogar als Eigentümer und Herausgeber, Heinrich Reschauer, der schon erwähnte vormalige Mitarbeiter des Neuen Wiener Tagblattes; er hatte zu diesem Zwecke mit seiner bisherigen Stellung auch alle seine bis dahin vertretenen Grundsätze (ich meine ohne große Überwindung) aufgegeben, in der „Deutschen Zeitung" war er Schutzzöllner, der schärfste Partisan der Großindustriellen, des Groß-Bürgertums überhaupt. Seine Wirksamkeit dort steigerte übrigens weder die Situation des Blattes, noch seine Reputation. Die Zeitung nahm einen kurzen Aufschwung unter der energischen Leitung eines Juden, Heinrich Friedjung. Er war kein andauernder. Friedjung hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Blatt zu heben und dieser Aufgabe zuliebe seine ausgezeichnete „Deutsche Wochenschrift" aufgegeben, die einem wirklichen Bedürfnisse eines bestimmten nicht kleinen Kreises entsprach. Das Opfer war umsonst, er mußte dem linken Flügel seiner eigenen Partei weichen, welche schon damals, bevor noch eine antisemitische Partei bestand, allem Jüdischen gegenüber sich

bewußt unfreundlich verhielt. Ich glaube aber, daß auch bei Fortdauer seiner Leitung das Blatt ohne Zukunft, weil ohne journalistische Existenzberechtigung gewesen wäre; letztere wird nur durch ein wirklich bestehendes Bedürfnis geschaffen.

Ein solches bestand hier neben der Neuen Freien Presse für den deutsch-liberalen Leserkreis nicht. Unter der späteren Leitung von Emil Auspitzer — ein Mann, der seine großen Fähigkeiten leider zersplitterte — verfiel das Blatt immer mehr und nahm schließlich, nachdem es ein deklariert antisemitisches Organ geworden, ein unrühmliches Ende. Das gleiche Schicksal, wenn auch zum Teile aus anderen Ursachen, nahm später die groß angelegte und von dem genialen Theodor Hertzka — Jude und von Haus aus Medicinae Doktor — geleitete „Wiener Allgemeine Zeitung". Hinter ihr stand die sogenannte Bosnische Linke des Parlaments; Plener, Sueß und andere, welche sich in der Frage der Okkupation Bosniens von der deutsch-liberalen Partei getrennt hatten. Da die Neue Freie Presse zu den Gegnern der Opposition gehörte und sie auch sonst zur Vertretung ihrer Ansichten ein großes Blatt haben mußten, verschafften sie und ihre politischen Freunde aus den Kreisen der Industriellen und Finanzmänner, welche sich für den Erwerb Bosniens interessierten, dem Dr. Hertzka die Mittel zur Gründung der Wiener Allgemeinen Zeitung. Herbst und Genossen waren hauptsächlich aus deutschnationalen Gründen sehr entschieden gegen die Okkupation; sie befürchteten von einem Zuwachs an Slaven in Österreich eine neuerliche Schädigung der Deutschen. Das neue Blatt sollte in der Politik das nationale Moment überhaupt, nicht nur das slavische, sondern auch das deutsche, bekämpfen. Für eine deutsche Zeitung mit diesem Programm war in Österreich kein Boden. Hauptsächlich an der Verkennung dieses Umstandes scheiterte das Unternehmen Hertzkas; es fiel, nachdem es von ihm verlassen worden war, in andere und wieder andere Hände, hat sich zwar bis heute erhalten, aber nur als Sechs-Uhr-Abendblatt, ohne sein altes Programm und in geschäftlicher Fusionierung mit noch drei anderen Blättern.

Die beiden Versuche also, das tatsächlich bestehende Monopol der Neuen Freien Presse zu brechen, sind demnach vollständig

mißglückt, trotzdem es den Unternehmern weder an Fähigkeiten noch an Mitteln gefehlt hat. Die Versuche werden auch weiterhin fehlschlagen müssen, so lange die Neue Freie Presse ihren Leserkreis befriedigt und sie nicht gealtert haben wird, oder wenn — wie seinerzeit bei Beginn unseres Verfassungslebens — eine neue Zeit ein neues großes Blatt verlangt. Diese ihre sichere Stellung ist um so gewisser, als ethnographisch der Raum für ein solches Blatt verhältnismäßig sehr knapp zugemessen ist. Im Deutschen Reiche lesen nahezu an siebzig Millionen, in Deutsch-Österreich nur wenige Millionen Menschen deutsch. Das Publikum für unsere deutsch geschriebenen Zeitungen war, wenn man von Wien und den anderen großen Städten absieht, im Verhältnisse zu der Bevölkerungsziffer ein sehr eingeschränktes und dieses mußte in demselben Maße noch ungünstiger werden, in welchem sich die Journalistik der nicht deutschen Nationalitäten sichtlich hob. Konnte sich doch das zweite aus dem Jahre 1848 stammende große Blatt, die Ostdeutsche Post neben der Neuen Freien nicht mehr behaupten. Kuranda sah das ein und ließ sie 1866 aufhören. Zang kämpfte vergebens noch einige Jahre gegen die geistige Übermacht Friedländers, dann verkaufte er sein Blatt. Es ging durch verschiedene Hände, unter Taaffe war es einige Jahre stilles Eigentum der Regierung, für welche Wilhelm Wiener, mein Kollege im Gemeinderate, als Chefredakteur und Herausgeber fungierte. Der Letzte in der Reihe war Davis, ein vormaliger österreichischer Offizier. Dieser, der sich in der „Kronenzeitung" ein finanziell sich glänzend rentierendes Blatt geschaffen hatte, ließ die „Presse" eingehen, als ihm unter Badeni von der „Zeit" vorgeworfen wurde, daß er gegen eine merkwürdig hohe Summe im Solde des Ministerpräsidenten getreten sei.

Dagegen hat sich eine andere, gleichfalls aus dem Jahre 1848 stammende Zeitung, ursprünglich nichts als ein Fremdennachweis, später ein liberal-konservatives Organ, „Das Fremdenblatt", bis heute gesund und wohl erhalten. Sein Gründer und Herausgeber war gleichfalls Jude, der durch seine Unbedeutendheit merkwürdige, später baronisierte Bruder von Heinrich Heine. Er besaß persönliche gute Eigenschaften, aber auch nicht eine einzige des Journalisten. Nichtsdestoweniger hat ihn das Blatt zum reichen

Manne gemacht und ihm eine gesellschaftliche Position verschafft. Der politische Leiter war Isidor Heller. Dieser gründete dann mit Wilhelm Wiener das „Neue Fremdenblatt“, aber trotz der guten Leitung erlangte es niemals Bedeutung und verschwand, als Franz Leitenberger, welcher das Blatt finanziell gehalten hatte, nachdem er endlich Baron geworden, demselben seine Subvention entzog.

Als eine charakteristische Erscheinung und zugleich als ein Beleg, daß eine neue Zeitung nur mit Erfolg gegründet werden kann, wenn dieselbe einem allgemeinen Bedürfnisse der Zeit oder auch nur den Wünschen einer speziellen Schichte entgegenkommt, will ich noch das „Illustrierte Extrablatt“ anführen. Seine Unternehmer waren zwei: O. F. Berg und F. J. Singer, letzterer ein sehr schlecht getaufter Jude. Berg trat nach kurzer Zeit zurück, Singer wurde alleiniger Eigentümer. Er hatte als Expeditor bei der Morgenpost begonnen; als solcher arbeitete er sich in die Wünsche eines gewissen Publikums hinein. Aus dem Expeditor wurde der Administrator, später, und zwar mit großem Gewinn für ihn, der Pächter des ganzen geschäftlichen Teils. Dann verließ er das Blatt und schuf den 10-Kreuzer-Roman. Er war ohne alle Bildung, hatte aber für den Absatz der gedruckten Ware in diesen Kreisen gute Ideen, wie der Erfolg der Illustrationen, der „Bildeln“, wie er sich auszudrücken pflegte, zeigte, sie machten ihn zum reichen Manne. Und dazu hatte er noch Ehrgeiz und das Talent, ihn zu befriedigen; er wurde Bezirksausschuß, Gemeinderat und ein geschicktes, überaus tätiges Mitglied des politischen Kleinbetriebes in seinem Bezirke.

Zur Komplettierung des Bildes der Journalistik dieser Dezennien muß ich noch zweier Zeitungen gedenken. Der vormärzliche Wanderer hatte sich, wenn auch sehr schwächlich und ohne alle Bedeutung bis in diese Zeit erhalten. 1860, als die ungarischen Altkonservativen den Kampf gegen den Zentralismus begannen, machten sie ihn zu ihrem Organ. Durch die „Debatte“, welche die ungarischen Interessen mit noch größerer Schärfe als der Wanderer vertrat, wurde er überflüssig und ging ein. Aus der „Debatte“ wurde dann die „Tagespresse“, die mit wahrer Wut im deutsch-französischen Kriege gegen Preußen und für Frank-

reich eintrat. Ein großer Teil der Wiener Bevölkerung hatte die Niederlage von 1866 nicht verschmerzt, war französisch gesinnt und gehörte darum zu den Lesern dieser Zeitung. Das Blatt war kein vornehmes, aber lebendig und frisch gemacht; doch mit der Niederlage Frankreichs hatte es Berechtigung und Zukunft verloren und hörte auf.

Ich halte nun das von mir gegebene Bild für vollständig genug, um zu erweisen, daß, wie ich schon früher ausgesprochen, die Juden auch während dieser Periode im Zeitungswesen ein überaus wesentliches Element gebildet haben. Es zeigt, daß an der Gründung und Führung von nahezu allen Zeitungen Juden in ganz hervorragender Weise beteiligt waren. Ich sage ausdrücklich „Juden" und nicht „die Juden". Der Unterschied liegt auf der Hand und das unmittelbar folgende wird ihn klar machen. Die Juden haben nun einmal das Schicksal, daß sie mit allem, was sie tun und unterlassen, die — nicht immer wohlwollende oder auch nur unbefangene — Aufmerksamkeit ihrer christlichen Mitbürger hervorgerufen; natürlich doppelt, wenn es auf einem Gebiete geschieht, welches, wie das Zeitungswesen, eines der wichtigsten und einflußreichsten des ganzen öffentlichen Lebens darstellt. Und so hat denn auch diese starke Teilnahme der Juden an unserem Zeitungswesen im großen Publikum schon oft eine Kritik hervorgerufen. Ist sie begründet? Was hat, frage ich vor allem, Juden in — zugegeben — perzentuell viel höherem Ausmaße als Christen dem journalistischen Berufe sich zuwenden lassen? Der Grund ist ein sehr einfacher, und, wenn ich so sagen darf, harmloser. Der Andrang der jüdischen Jugend zum Studium und zu den intellektuellen Berufen ist seit mindestens einem Jahrhundert unverhältnismäßig größer als bei der christlichen. Diese Verschiedenheit entstammt nebst vielen anderen Momenten schon der einen grundlegenden Tatsache, daß der agrikole Beruf, welcher mehr als die Hälfte der christlichen Bevölkerung ausfüllt, für die Juden wegfällt, die Juden also überhaupt und schon von Haus aus den nicht agrikolen Berufen sich perzentuell ungleich stärker zuwenden müssen, als die Christen; und mit dieser drängenden Strömung zu den intellektuellen Berufen steht die Möglichkeit, auf diesem Wege Erwerb und Existenz zu finden, im stärksten

Widerspruch. Sie sind auch heute noch durch die Übung des Staates, ihren gesetzlichen Anspruch auf Anstellung nur in minimalstem Maße zu befriedigen, durch die Konsequenz, mit welcher Landes-, Kommunal- und so viele andere Behörden sie von ihren Diensten fernehalten und nicht am wenigsten durch gesellschaftliches Vorurteil von der Mehrzahl dieser Gelegenheiten ausgeschlossen. Und da bot die Journalistik von dem Momente, da sie entstand, den Juden von Wissen und Können vielfach einen Ausweg. Ich habe hierauf schon dort, wo ich die jüdischen Intellektuellen des Vormärz geschildert, darauf hingewiesen, daß dieselben zumeist ohne sichere und regelmäßige Existenz waren. Alle diese Juden, welche ich in der Ausführung über das Zeitungswesen des Jahres 1848 nominativ vorgeführt habe, sind mehr oder weniger in dieser Lage gewesen und durch dieses Motiv in die Journalistik eingesprungen. Und auch noch von der Gegenwart gilt, daß der jüdische Journalist entweder noch zu keinem Berufe gelangt war oder ihn, weil er nur eine ungenügende Existenz geboten, verlassen hatte. Das bekannte Wort Bismarcks: „Die Journalisten sind Leute, die ihren Beruf verfehlt haben" — insoweit es richtig — gilt von den jüdischen Journalisten ungleich mehr als von den christlichen Zeitungsleuten.

Was also hier vorlag, war eine gewisse soziale Nötigung und keineswegs eine besondere Neigung. Sicherlich stünde der Jude viel lieber im Dienste des Staates als Bezirkshauptmann, Statthaltereirat oder als Güterdirektor im Dienste eines großen Herrn, als in dem des Redaktionsbüros. Der Zeitungsdienst bietet, wie die Erfahrung lehrt, keine sichere Existenz, selbst nicht ersten Kräften, und keine Altersversorgung. Der Journalist stirbt „mit der Feder in der Hand"; und dabei verlangt diese Arbeit eine geistige Anstrengung, wie vielleicht keine andere. Der Journalist ist permanent in einer stillen Aufregung, er ist gezwungen, hastig zu arbeiten, oft sich in den wichtigsten Fragen sofort zu entscheiden und steht unter dem Drucke, daß jeder Irrtum, ja selbst eine kleine Entgleisung des anderen Morgens von der öffentlichen Meinung kritisiert wird. Aus Neigung zu diesem Berufe haben ihn wohl die wenigsten erwählt.

Und für ebenso unrichtig halte ich die oft gehörte Ansicht,

daß die Juden eine besondere, d. h. größere Fähigkeit für den journalistischen Beruf besitzen als die Christen. Das ist gewiß nicht richtig. Die englische, französische, italienische Presse kennt jüdische Journalisten fast gar nicht, unsere tschechische und polnische sehr wenig; die großartige Presse Nordamerikas, die ganz vorzügliche Australiens werden nicht von Juden gemacht, und ich denke, die Zeitungen all dieser Nationen können sich neben den österreichischen, deutsch geschriebenen sehen lassen. Die Zeitungspresse dieser Länder können wir also füglich bei dieser Erörterung außer Betracht lassen, ich beschränke diese auf jene Österreichs und das zu Sagende gilt auch für Deutschland. Die Begabung des deutsch-österreichischen Journalisten nicht jüdischen Stammes, also des christlichen, ist nach meiner Ansicht prinzipiell und dem Maße nach keine geringere als die des jüdischen.

Die Arbeiten unserer nichtjüdischen Journalisten sind sicherlich nicht minderwertiger als jene der jüdischen. Was die der letzteren von ihren christlichen Kollegen unterscheidet, ist nicht das etwa größere Talent, sondern deren Temperament, die Schärfe in der Ausdrucksweise, überhaupt ein gewisser, unleugbarer Unterschied des Stils.

Die Frage, aber auch die Antwort nach der Quelle dieses Unterschiedes liegt, denke ich, sehr nahe. Im allgemeinen habe ich sie schon in der Einleitung zur Schilderung des Preßburger Ghettos dort gegeben, wo ich sagte, daß die politischen Erscheinungen und Richtungen innerhalb der jüdischen Bevölkerung nur aus den Zuständen des Ghetto oder vielmehr aus den Verhältnissen, die es geschaffen haben, zu erklären sind. Und diese meine Erklärung findet ihre Illustration vielleicht noch überzeugender durch die Vorführung und von mir gegebene konkrete Charakterisierung der jungen Intellektuellen in dem engen Kreise der Preßburger Judengasse selbst. Die Verfolgung und Unterdrückung, unter welcher die Juden durch nahezu zwei Jahrtausende gelebt, haben zwar in ihrer Masse jene Kraft des Ertragens geweckt, von welcher die Geschichte kein zweites Beispiel aufweist; aber in ihren Intellektuellen mußten sie von dem Momente an, als diesen geistig Strebenden eine freiere Regung möglich geworden, also seit ungefähr 150 Jahren, alle Eigenschaften der Stimmung und Auflehnung

gegen den bestehenden Zustand des Kampfes überhaupt wecken, die sich dann von der einen Generation dieser jüdischen Intellektuellen auf die andere nicht nur fortpflanzten, sondern mit dem freieren Luftzug, welcher allmählich durch die Welt ging, verstärken mußten. Der intellektuelle Jude ward ein geborener Streiter und diese spezielle Befähigung mußte ihm, welcher bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die Gesetzgebung von der Teilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossen war, in seinen Ausführungen jene Schärfe geben, zu welcher sein christlicher Kollege keine Veranlassung hatte. Die Unterdrückung hat aufgehört, die erworbene literarische Eigenart ist geblieben.

Wenn nun nach dem bisher Gesagten der Hauptsache nach es eine soziale Nötigung gewesen, welche so viele Juden dem journalistischen Berufe zugeführt hat und nicht die Neigung oder eine spezielle Befähigung zu ihm, war vielleicht — fahre ich in meiner Fragestellung fort — der Eifer für das Judentum, der Wunsch, den sozialen und politischen Interessen der jüdischen Bevölkerung zu dienen, was sie in die Redaktionsbüros unserer Zeitungen geführt hat? Eine solche Annahme widerspricht durchaus der Wirklichkeit. Kuranda, Friedländer, Szeps, Landsteiner, Hertzka sind Herausgeber und andere wieder Hauptmitarbeiter geworden, weil Verhältnisse und Umstände sie zu diesem Berufe haben greifen lassen und sie unter anderen Fähigkeiten auch die zur journalistischen Arbeit besaßen, nicht weil sie Juden waren. Kuranda war Schriftsteller, sogar Verfasser eines Dramas „Die weiße Rose“ gewesen, die von ihm begründeten Grenzboten hatten einen publizistischen, keinen journalistischen Habitus. Die Wiener Märzrevolution mußte kommen, um in ihm die Idee der Ostdeutschen Post zu erwecken. Friedländer war preußischer Gerichtsbeamter, Szeps und Hertzka Mediziner gewesen, Landsteiner hatte in Paris ohne bestimmten Beruf und Erwerb gelebt, Neuwirth war Techniker usw. Das Judentum, die jüdische Gemeinschaft hatte mit all den Zeitungsgründungen nicht den geringsten Zusammenhang; nicht ein einziger all dieser Genannten stand in irgend welcher Verbindung mit jüdischen Interessen; auch Kuranda kam mit solchen erst dadurch in Berührung, daß ihn die Gemeinde ersuchte, ihrem Präsidium den Glanz seiner damals schon voll-

endeten politischen Laufbahn zu verleihen. Keiner von all diesen Journalisten fühlte sich als ein spezieller Jude.

Und wer mit unbefangenem Blicke durch die jüngste Vergangenheit bis zur Gegenwart geschritten ist, wird zugeben müssen, daß sich dieses Verhältnis zwischen Judentum und Presse nicht geändert hat. Den Kampf gegen die christlich-soziale Partei hat die liberale Presse nicht für die Juden, nicht für deren Interessen geführt, sondern für die deutsche Partei, welche von den Christlich-Sozialen um ihre Mandate bekämpft und bedrängt wurde. Als dann die Deutschen, mehr „dem eigenen Triebe, als der Not gehorchend“ sich mit den Christlich-Sozialen verständigten, hat auch nahezu die ganze Presse den Kampf aufgegeben.

Man wird überhaupt, bin ich sicher, aus dem Inhalte unserer politischen Tageszeitungen während des ganzen Zeitraumes vom Jahre 1848 angefangen, bis zum heutigen Tage auch nicht einen einzigen Fall anführen, daß sie irgend einer Frage eine Behandlung hätten angedeihen lassen, die auch nur in irgend einem Sinne auf eine Begünstigung speziell der Juden hätte gedeutet werden können. Das Umgekehrte wäre leichter zu erweisen, und ich möchte statt mancherlei von vielen Beweisen, die mir hier zu Gebote stünden, nur einen sehr drastischen anführen: Der Befähigungsnachweis für das Handwerk welcher im Jahre 1883 eingeführt wurde, war sehr entschieden gegen das Interesse des gesamten Handels und damit sicherlich insbesondere gegen das der Juden; er schuf nicht nur sofort eine mannigfache Beschränkung des Handels, sondern es war ja klar, ist von mir vorausgesagt worden und auch eingetroffen, daß er unausbleiblich auch auf den Handel ausgedehnt werden würde. Nun hat während des zwei Jahrzehnte langen Kampfes, welcher der Entscheidung vorangegangen, die Presse dieser Frage gar keine Aufmerksamkeit geschenkt; die Neue Freie Presse stand mit der Opposition, welche sie mir in ihren Spalten zu führen gestattete, allein; hat doch, wie schon erzählt, seinerzeit das Neue Wiener Tagblatt sogar die Partei für diesen Befähigungsnachweis ergriffen, ist die Morgenpost das offizielle Organ des Gewerbetages gewesen. Dieses Verhalten spricht deutlich. Der Befähigungsnachweis war gewiß gegen das allgemeine Interesse. Aber auf die Juden, welche nun einmal auf eine ver-

hältnismäßig ungleich geringe Zahl von Erwerbsarten und Berufen beschränkt sind, mußte der neue Zwang ungleich schwerer drücken, als auf die Christen. Auch nicht eine einzige Zeitung hat auf dieses Interesse der Juden die geringste Rücksicht genommen.

Auf dem Gebiete der eigentlichen Politik besteht die Frage, ob diese jüdischen Journalisten bei der Abfassung ihrer Leitartikel, bei der Wiedergabe und Besprechung der Parlamentsverhandlungen, bei der Veröffentlichung von Nachrichten usw. die Wünsche und Bedürfnisse der Juden im Auge gehabt hätten, überhaupt nicht. Ich habe schon wiederholt bei der Besprechung unserer innerpolitischen Verhältnisse Veranlassung gehabt, darauf hinzuweisen, daß die Juden keine anderen öffentlichen Interessen haben können, als die Christen. Diese Kongruenz zeigt sich nirgends klarer als auf dem politischen Gebiete. Nicht ohne Grund haben die Juden so lange und entschieden an der deutsch-liberalen Partei festgehalten. Was den Inhalt des deutsch-liberalen Programms — ich sage ausdrücklich des Programms — gebildet hat, ist genau das, was die Juden für sich erstreben mußten. Diese Identität besteht natürlich auch in den Fragen der äußeren Politik und es scheint mir nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, welchen Gebrauch diese jüdischen Journalisten in einem der für Österreich kritischesten Momente von der Macht und dem Einfluß ihrer Feder gemacht haben.

Wer sich der Zeitgeschichte mit Verständnis erinnert, weiß, daß sich diese Wiener Presse 1870, am Beginn des deutsch-französischen Krieges, ein geradezu ungeheures Verdienst um Österreich erworben hat. Die Gefahr war eminent, die Neigung dazu vorhanden, daß wir gegen Preußen Partei ergreifen; aber mit der einzigen Ausnahme der „Tagespresse“ hat sie einmütig mit aller Kraft — und was sehr viel sagen will — gegen die damalige Stimmung mindestens der halben Bevölkerung Wiens, vom Beginne des Konflikts an diese Meinung bekämpft, bis zum Glücke Österreichs die wunderbar raschen Siege der deutschen Heere diese Gefahr beseitigt haben, bevor irgend ein gefährlicher Entschluß hätte gefaßt werden können.

Ich meine, man wird die Richtigkeit meiner Ansicht, was den

Hauptteil der Blätter betrifft, nicht bestreiten, aber darauf hinweisen, daß es Juden sind, welche nicht nur den politischen, sondern, und noch viel ausschließlicher, den wirtschaftlichen Teil der Blätter machen. Tun sie dies letztere wirklich für die Interessen der Judenheit? Können sie es überhaupt? Wenn alle diese jüdischen Journalisten ausnahmslos gegen Getreide- und Viehzölle geschrieben haben oder schreiben, so tun sie das doch evident im Interesse aller Konsumenten, von denen die Juden nur vielleicht 4% repräsentieren. Der Perzentsatz, den die Juden in der Industrie einnehmen, ist ungeachtet ihrer Bemühungen in den letzten Dezennien noch immer von keinem ausschlaggebenden Gewichte. Wenn die volkswirtschaftlichen Redakteure der Blätter nicht nur den seinerzeitigen prinzipiellen freihändlerischen Standpunkt, sondern auch den Kampf gegen allzu hohe Zölle aufgaben, so haben sie dies unmöglich wegen dieses Perzentsatzes jüdischer Fabrikanten getan, sondern ganz einfach, weil der ganze uns umgebende europäische Kontinent und ebenso Nord- und Südamerika usw. entweder Prohibitiv- oder Hochschutzzölle eingeführt haben und Österreich gerade so wie Deutschland auf diese allgemeinen Erhöhungen nur durch das gleiche Vorgehen antworten konnte. Die Haltung, welche die Zeitungen in diesen beiden Fragen beobachten, hat übrigens im Publikum ungleich weniger zu Erörterungen Anlaß gegeben, als die von ihnen eingenommene auf dem rein kapitalistischen Gebiete.

In dem wirtschaftlichen Teil der Journale nehmen die Berichte und Diskussionen über Banken, Börse, sowie überhaupt alle Unternehmungen, welche durch den Kurs ihrer Aktien mit letzterer zusammenhängen, einen sehr bedeutenden Platz ein. Unzweifelhaft werden auch diese Spalten der Blätter gleichfalls und sogar vorzugsweise von jüdischen Journalisten gemacht. Und ebenso offenkundig sind Juden auf diesem ganzen Teile unseres Wirtschaftslebens und sicherlich nicht als die letzten tätig. In welchem Zusammenhang stehen die beiden Tatsachen? Vor allem behaupte ich, daß auch dann, wenn an diesem Inhalt der Blätter kein einziger jüdischer Journalist mitarbeiten würde, er im ganzen kein anderer wäre. In Neuyork und London sind die Journalisten nur in verhältnismäßig kleiner Zahl Juden, und die ökonomischen

Seiten der dortigen Blätter bieten doch durchaus dasselbe Bild wie jene Berlins und Wiens. Speziell in Paris sind sie bekanntermaßen entweder ganz und gar Eigentum kapitalistischer Kreise oder von solchen gepachtet und geleitet. Nicht viel anders verhält es sich in London; doch will ich bei Wien verbleiben. In welcher Ausdehnung bestehen hier jüdische Interessen an dem, was sich auf dem Kapitalsmarkte vollzieht und welche demnach speziell jüdische Journalisten Grund und Veranlassung haben sollten, zu vertreten? Ich habe 1880 eine Studie „Der Reichtum der Juden in Wien" publiziert, deren Material — zumeist mit diskreter Verschweigung der Quelle — viel benützt worden ist. Die Schlüsse, zu denen ich in derselben gelangt bin, halte ich auch heute noch prinzipiell und dem Wesen nach aufrecht, wenn sich auch die Verhältnisse seither mannigfach geändert haben und dieselbe Studie heute nach 40 Jahren teilweise einen anderen Inhalt haben müßte. Ich glaube, daß, wenn es auch niemandem einfallen wird, die große Bedeutung dieser modernsten Gebilde in unserem Wirtschaftsleben zu leugnen, man dennoch das Maß derselben überschätzt. Und ebenso und vielleicht noch mehr das Ausmaß, mit welchem insbesondere der Kern der jüdischen Arbeitenden, die jüdische Geschäftswelt an diesen Schöpfungen und an dem Schalten und Walten in ihnen beteiligt ist. Die jüdische Geschäftstätigkeit ist jene, wie ich sie für den Vormärz und auch schon für die erste Periode des Nachmärz gezeichnet habe; es ist immer nur eine sehr kleine Schichte gewesen, welche bei dem kapitalistischen Betriebe interessiert war. Die wenigen hundert berufsmäßigen Börseaner, die allerdings zumeist Juden sind, spielen in dieser Frage gar keine Rolle; die Börse macht nicht die Kurse, diese haben immer ihren Grund in den wirtschaftlichen, namentlich finanziellen Verhältnissen, in den Ereignissen, durch welche sie beeinflußt werden. Das Börsenpalais ist nur das Barometer, durch welches der jeweilige Stand zur Erscheinung kömmt.

Ist es die breite Schichte der jüdischen Geschäftswelt, welche im regelmäßigen und nennenswerten Besitz von Effekten und dadurch an dem Stand derselben wesentlich beteiligt ist? Dagegen spricht die Erfahrung. Es sind denn doch immer nur Einzelne, welche diesen gefährlichen Schritt vom Wege versuchen und büßen,

aber in der Gesamtheit spielt ihre Zahl nur eine sehr geringe Rolle.

Zweifellos ist mit der allgemeinen Wohlhabenheit auch jene der jüdischen Geschäftskreise, insbesondere durch die Zuwendung der letzteren zur Industrie, gestiegen. Nichtsdestoweniger — möchte ich auch heute noch sagen — ist der ruhige Besitz an kapitalistischen Anlagewerten viel weniger die Gewohnheit jüdischer, als diejenige großer und zahlreicher anderer Kreise. Das Kapital, welches der Jude besitzt, ist in der Regel durch sein Geschäft voll, eher noch darüber hinaus, in Anspruch genommen. Der Jude ist Kaufmann, Textil-, Getreide- oder Produkten-, Leder- oder Eisenhändler usw.

Wenn die jüdischen Mitarbeiter der Wiener Blätter sich für das Wirtschaftsleben der Juden und dessen Prosperität tatsächlich mehr interessieren würden, als für jenes der Gesamtheit, so müßte dies doch offenbar durch die Aufmerksamkeit zu erkennen sein, welche sie speziell dem eigentlichen, dem Warenhandel zuwenden. Aber merkwürdigerweise findet eben dieser Warenhandel in allen Blättern nur die allergeringste Beachtung; aus eigener Initiative beschäftigt sich ein Blatt fast nie mit den Zuständen und Verhältnissen auf diesem Gebiete, es bringt zumeist nur, was es hie und da von Interessenten eingesendet erhält.

Und weiter — was ist über die Haltung dieser Journalisten auf dem kapitalistischen Gebiet zu sagen? Nicht alles, was hier geschrieben worden und wird, konnte und kann gebilligt werden; was in der Welt fände nicht auch, das einemal mit Recht, ein andermal mit Unrecht, seine Tadler? Aber ein spezielles jüdisches Kapitalistentum und seine Interessen hat keine Zeile eines jüdischen Journalisten vertreten. Dem Mitarbeiter eines Blattes, gleichviel, ob er Christ oder Jude, wenn er tatsächlich das Kapital vertreten sollte, ist es sicherlich ganz und gar gleichgültig, ob dasselbe jüdisch oder christlich ist.

Der Handel, dieses Um und Auf der Juden, hat mit der Presse keinen oder nur einen sporadischen Zusammenhang. Diese Handelswelt hat nicht die geringste Macht über sie, übt nicht den geringsten Einfluß auf sie aus, muß ohne denselben auskommen. Das tut sie auch!

Die Prosperität des Handelsstandes oder sein Verfall hängen nicht von den Zeitungen ab, sondern von gelungenen oder mißlungenen Handelsverträgen, von einer richtigen oder verkehrten Zoll- und Handelspolitik und in allererster Linie von den inneren Zuständen. Diese hatten durch die Rückkehr zu den verfassungsmäßigen nach dem finanziellen und politischen Débacle der Jahre 1859 und 1860 eine wesentliche Veränderung erfahren.

Welche Einwirkungen hat dieser Wechsel auf den Handel, respektive den jüdischen Handel ausgeübt, welches Leben hat er in diesem Zeitraum, vom Beginne der Verfassungsära bis zu dem von mir geschilderten geführt? Dieses soll das nächste Kapitel klarlegen.

5. Kapitel

Der Handel der Wiener Juden in der Periode von 1860—1880

Ich nehme das Resultat der nun folgenden Untersuchung vorweg, wenn ich sage, daß die Entwicklung des Wiener Handels in dieser zweiten Epoche des Nachmärz von 1860—1880 nach fast allen Richtungen hin ein ungleich günstigeres Bild ergibt, als für die Jahre 1850—1860. Die Ursachen dieser wesentlichen Besserung waren mannigfachster Art; ich will mich bemühen, sie der heutigen Generation — vielleicht nicht ohne Nutzen für sie — klar zu machen.

Von den Wandlungen in Gesetzen und Einrichtungen, welche für vorliegendes Thema in Betracht kommen, ist vor allem die Gewerbefreiheit hervorzuheben, welche am 29. Dezember 1859 als eine Vorfrucht der politischen Freiheit gegeben wurde und durch welche nicht nur für die Gewerbewelt alle zünftigen, sondern für den Handelsstand alle Gremialbeschränkungen mit einem Schlage aufgehört haben. Sie war durch fast das ganze Dezennium von allen Handelskammern und sonstigen wirtschaftlichen, wie auch kommunalen Korporationen fortgesetzt verlangt worden und wurde namentlich innerhalb des Handels mit Freuden begrüßt. Sie schuf nicht diese oder jene Erleichterung, sondern tatsächlich eine freie Gasse. Von ihren Wirkungen auf die Gesamtwirtschaft kann ich hier absehen und mich auf jene beschränken, welche sie auf die weitere Entwicklung der jüdischen Handelstätigkeit am Wiener Platze ausgeübt hat; die war allerdings stark.

Es liegt ein unsagbarer Unterschied zwischen dem Gebundensein an den guten Willen und das Verständnis einer Behörde, d. h. eines Beamten, und der Möglichkeit, nach freiem Ermessen nicht nur zu beginnen, sondern Beginn und Fortführung nach

Bedarf, Absicht und eigener Konvenienz einzurichten; nicht mehr gerade auf jene Artikel beschränkt zu sein, für welche man einen Gewerbeschein erreicht hatte. Diese nunmehrige Möglichkeit mußte auf die Etablierungen überhaupt einen großen Reiz ausüben, sie gewaltig fördern. Doch tat sie noch viel mehr. Sie öffnete den Wiener Juden ein ganzes Gebiet des Handels, das Detailgeschäft, dem sie bis dahin, nicht nur im Vor-, sondern auch im Nachmärz vollständig ferngestanden waren. Im ganzen Bereich der inneren Stadt sah man vor und nach dem Jahre 1848 in jüdischen Händen nur zwei Detail-Etablissements und zwar beide in solchen Artikeln, in denen der Handel nur das Akzessorium eines höheren Gewerbebetriebes war: Hermann Ratzersdorfer, der Sohn des alten Preßburger Antiquitätenhändlers, welcher die Neuschaffung solcher Kunstwerke eingeführt hatte, und den Optiker Waldstein, beide am Kohlmarkt.

Nicht anders verhielt es sich in der Vorstadt, den späteren „Bezirken". Das enge Gremialband des „bürgerlichen Handelsstandes", die gesetzliche Lehr- und Servierzeit, namentlich aber der streng vorgeschriebene Fondsausweis von 10000 Fl. Konventionsmünze ließen sich von den kleinen Leuten mit ihren bescheidenen Absichten und Mitteln noch viel weniger beibringen als von den das Engrosgeschäft Anstrebenden; für einen kleinen Detailhändler waren die mannigfachen, von mir geschilderten Seitenwege, durch welche man im Kreise des Engrosgeschäftes dem überlebten Gesetze beizukommen suchte, ganz ungangbar. Das Detailgeschäft stand darum in Wien — man kann sagen — außerhalb des Gedankenkreises der Juden. Langsam und allmählich, aber stetig faßten sie nun auch auf diesem Felde Fuß.

Nach und nach gewannen auch Juden Detailgeschäfte in allen Straßen von lebhaftem Verkehr und keineswegs nur in den gang und gäben Textilwaren, sondern in den verschiedensten Zweigen des städtischen Bedarfes; sicherlich nicht zu ungunsten des konsumierenden Publikums, des Konsums und der Produktion überhaupt, wenn auch zweifellos manche Kreise die frühere behäbige provinzmäßige Führung mit einer energischeren und geistig beweglicheren vertauschten und dadurch unangenehm berührt werden mußten.

Dieser Zuwachs an Detail-Kaufleuten war nun keine prinzipielle Änderung im allgemeinen Wirtschaftsbetriebe. Ob Buchhändler, gleichviel ob Sortimenter oder Antiquare, Kunst- oder Klavierhändler, der Besitzer eines eleganten Papiergeschäftes, eines Parfümeriepavillons, der Inhaber eines glänzenden Nürnbergerwarenmagazins, einer Delikatessen- oder Spitzenhandlung usw. nach ihrer Geburt einen Taufschein erhalten haben oder nicht, gibt der Gasse kein anderes Bild und noch weniger der inneren Struktur des Handels einen anderen Charakter.

Es hatte allerdings schon vor Beginn des hier behandelten Zeitraumes geschienen, als ob in der Gestaltung des Detailhandels eine solch durchgreifende Veränderung auf dem Wege wäre, und ich will die diesfälligen Tatsachen anführen, weil die ihnen zugrunde gelegene Tendenz in unserer unmittelbaren Gegenwart und zwar in weiterem Umfange und in verstärkter Ausdehnung Verwirklichung gesucht und gefunden hat. Ende der fünfziger Jahre hatte ein junger Mann, namens Raftl, in einem bescheidenen Magazine der Praterstraße einen Handel mit einigen Artikeln des laufenden Bedarfes: Strohhüte, Stöcke, Gummischuhe usw. begonnen. Tag für Tag pries er seine Ware in Zeitungen und Plakaten an; mit jedem Inserat wurde deren Liste länger und länger, bis sie fast alles, was verkauft werden konnte, einschloß. Sein Erfolg war ein ganz überraschender, seine Magazine wurden immer breiter und voller, sie waren geradezu eine Vorerscheinung des heutigen Warenhauses. Er wurde reich und mit der Demolierung des Hauses gab er sein Geschäft auf. Raftl war ein Bauernsohn, also kein Jude. Aber schon sein nächster Nachfolger und Schüler, einer seiner jungen Angestellten, A. F. eröffnete gleichfalls in der Praterstraße ein Konkurrenzgeschäft; auch er begann sehr klein, führte das Geschäft noch findiger und schneidiger, gab für Reklame noch ungleich größere, ja für solche zumeist kleine Artikel fast unglaubliche Summen aus und hatte noch rascher als sein Lehrherr Vermögen erworben. Die Beiden hatten ausgiebig Schule gemacht, in ganz Wien tauchten solche Bazare, kleine und große, zumeist durch Juden errichtet, auf. Eine Anzahl Jahre erhielten sie sich auch auf der Höhe, dann nahmen ihre Umsätze und ihre Zahl selbst wieder ab.

Ein Umschwung jedoch vollzog sich in wenigen Jahren und hatte sich sehr drastisch gerade in dem Schicksal des Zweitgenannten gezeigt. Er hatte sein Geschäft verkauft, dann das in demselben erworbene viele Geld in Spekulationen verloren und nach einer über ihn hereingebrochenen Katastrophe sein Magazin zurückgekauft. Er war noch fleißiger und findiger als vordem, aber die Zeit war über diese Geschäfte hinweggegangen. Keine Anstrengung konnte den Geschmack des Publikums an einem solchen Tandelmarkt wieder zurückbringen; macht doch auch das heutige große Warenhaus den Eindruck eines plumpen Jahrmarktes ohne jedes individuelle Gepräge, und ich wage die Prophezeiung, daß auch dieses lange nicht die letzte Erscheinung des Detailverkehres ist. Die früheren Bazare mit ihrem hundertfältigen billigen Kram haben nicht aufgehört, aber sie bestehen nur in verhältnismäßig kleiner Zahl und in kleinem Maßstabe, sie stagnieren; es florieren heute bezeichnenderweise nur jene Magazine, welche nicht mehr ein regelloses Sammelsurium enthalten, sondern statt des billigen Quarks, den die alten Besitzer an das Publikum verkaufen wollten, die beste Ware führen und deren Läden zu eleganten Etablissements, zu Zierden der lebhaftesten und vornehmsten Verkehrsstraßen geworden sind.

Der Verlauf in dieser Branche während dieser Periode zeigt sicherlich viel eher eine Rückkehr zu den alten Traditionen eines soliden und guten Stadtgeschäftes, als von neuen Gestaltungen. Dagegen entstanden auch im Detailverkehr charakteristische Veränderungen durch die Tatsache, daß, erzwungen durch die Entwicklung Wiens zur Großstadt, eine Anzahl von wichtigen und bedeutenden Gewerben mehr oder weniger — wie der von Sombart gefundene Ausdruck lautet — „kommerzialisiert“ wurden, d. h. aufhörten, in der Sphäre des reinen Handwerks zu verbleiben, daß auch auf sie die kaufmännische Betriebsweise angewendet wurde. Hierdurch erschien in Wirklichkeit eine sachlich neue Kategorie von Kaufleuten; gleichviel ob sie von Hause aus Händler gewesen oder — was seltener der Fall war — aus dem Handwerk hervorgegangen waren, der Handel war ihre Tendenz, ihre Absicht; nur zu diesem Zwecke nahmen sie selbst ein Gewerbe in Betrieb und diese neue kaufmännische Spezies bestand, was

geleugnet weder werden kann noch soll, zumeist aus Juden, wenn sie auch vielfach weniger die ersten Anreger als geschickte Nachtreter und Nachfolger waren. Von dieser Entwicklung, welche im Grunde das ganze Gewerbewesen jeder Stadt beherrscht[1]), und den hierdurch entstandenen neuen geschäftlichen Gestaltungen will ich hier, der Aufgabe dieses Buches entsprechend, überhaupt nur solche ins Auge fassen, bei denen Juden in wesentlicher Zahl erscheinen und auch von diesen mehr als Typen nur einige besonders charakteristische anführen. Der erste Prozeß dieser Art vollzog sich und zwar zu einer Zeit, in welcher solche Vorgänge noch nicht die geringste Aufmerksamkeit erregten, in der Möbeltischlerei. Allerdings waren schon vor mehr als hundert Jahren innerhalb der Tischlerei einige sehr wichtige Zweige zu gesonderter Gewerbegruppierung gelangt, so die Bautischlerei: Fenster — Türen, Fußböden — und sonstige Holzverkleidungen, dann die ganze sogenannte „Lange Arbeit", wie Geschäftseinrichtungen, Portale und mit der Entstehung der Dampfmaschinen die für Fabriken überhaupt, Holzadjustierungen der Maschinen, Modell-Industrie-Tischlereien usw. Die Herstellung der Möbel war noch so ziemlich ein einheitliches Gewerbe geblieben, aber nicht mehr lange. Das Handwerk, wie jede menschliche Arbeit, wird von dem Motiv beherrscht, mit der gleichen Anstrengung den höchstmöglichen Effekt zu erzielen. Nun hat der Gewerbsmann zu allen Zeiten gar bald die Erfahrung gemacht, daß ihm in demselben Maße seine Arbeit um so besser und schneller von der Hand gehe, er um so besser und billiger erzeuge, wenn er sich immer nur auf ein Material und jene Serie von Herstellungen beschränkt, die ein und dieselbe Hantierung erforderten, ihm also gestatteten, sich speziell in die Behandlung dieses einen Rohstoffes, in diese eine Methode „einzuarbeiten". Dieser Erkenntnis entsprechend, mußten sich, sobald der steigende Wohlstand aus den Wohnungen des Mittelstandes die bloß gestrichenen

[1]) Der Leser, welcher sich über diese Seite unserer wirtschaftlichen Entwicklung zu informieren die Neigung besitzen sollte, kann sie in meinen verschiedenen Publikationen zur Gewerbefrage: Die Aufhebung der Gewerbefreiheit (Bermann & Altmann, Wien, 1884). Die Aufhebung des Befähigungsnachweises (Duncker & Humblot, Leipzig, 1893) und in den vielen, seither in der Neuen Freien Presse erschienenen Artikeln befriedigen.

Möbel verschwinden und mit den fournierten, den sogenannten politierten vertauschen ließ, die beiden Herstellungen im Gewerbe trennen und geschieden bleiben. Und nicht bloß das: die weitere Spezialisierung ließ sich nicht aufhalten; auch von den fournierten Möbeln verlangten und erreichten je eine Gruppe von Artikeln diese ständige Einarbeitung; der eine Tischler blieb bei Chiffonniers, sonstigen Kästen und Betten, von diesen eine Anzahl bloß bei Kinderbetten; ein zweiter fertigte Tische überhaupt oder auch nur Salon-, oder was die Regel, nur Speisetische, namentlich Auszugtische, in welche sich wieder ein anderer Handwerker eingearbeitet hatte; noch weniger fertigte einer der bisher Aufgezählten die verschiedensten Gattungen und Formen von Sesseln und am allerwenigsten für die Tapezierer die Gestelle zu den sehr mannigfachen gepolsterten Sitzmöbeln: Kanapés, Ottomanen, Schlafdivans usw. Diese Gestelle erforderten eine durchaus eigene Handhabung. Noch andere arbeiteten ausschließlich die vielen kleinen Gegenstände des Komforts und des Luxus. Elegante Uhrenkästen, Spiegelrahmen usw., wie man sie mehr oder weniger in jeder Wohnung findet. Das hat schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Möbelniederlagen geschaffen, wie sie für Mittelware am Spittelberg durch die ganze Breitegasse, Magazin an Magazin etabliert waren und für bessere, wenn auch nicht feinste Möbel in der inneren Stadt angetroffen und von den Parteien für die Möblierung ihrer Wohnungen aufgesucht wurden. Zu jener Zeit waren allerdings die Inhaber dieser Niederlagen in ihren Anfängen wirklich gelernte Tischler gewesen. Aber von ihrem Lager erzeugten sie selbst entweder gar nichts oder hatten — und auch dies war nur selten — eine Werkstatt, in welcher sie gleichfalls nur einen einzigen der vielen Gegenstände ihrer Magazine erzeugten. Die Entstehung dieser Magazine war eine sehr einfache und selbstverständliche Sache. Hatte man bei einem Tischler eine Wohnungseinrichtung bestellt, so fand er aus den verschiedensten Gründen seine Konvenienz besser, wenn er, um die Bestellung auszuführen, alle die Stücke, die nicht in seiner Arbeitsrichtung lagen, von einem Genossen kaufte und sie als die seinen lieferte, als daß er etwas ihm und seinen Gesellen Fremdes selbst herstellte. Nun waren jene Tischlermeister, welche fortlaufend auf

diese Weise vorgingen, schon prinzipiell Händler geworden, und die Findigeren unter ihnen wurden sehr bald aus Handwerkern ganz und gar Kaufleute, welche solche Möbelniederlagen mit dem ganzen Sortiment der Wohnungseinrichtungen unterhielten. Denn es war ungleich bequemer zu kaufen, als zu arbeiten und durch das tägliche und größere Geschäft ungleich einträglicher.

Ich erinnere mich der für meine Darstellung sehr bezeichnenden Tatsache, daß eine große Anzahl dieser Möbelhändler am Spittelberg alle Knobloch hießen, also alle ein und derselben Familie angehörten. Den Juden war dieses Möbelgeschäft im Vor- und auch im Nachmärz fremd gewesen; erst ziemlich lange nach der Aufhebung des Zunftzwanges und auch nur sehr allmählich beteiligten auch sie sich an demselben, fanden sich auch jüdische Möbelhändler auf dem Platze ein und gelangte das ganze Geschäft zu dem gegenwärtigen Stand.

Der Absatz kann heute im großen und ganzen auf keinem anderen Wege als durch diese Möbelniederlagen erfolgen und diese können nicht anders als auf diese jetzt gang und gäbe gewordene Weise geführt werden. Der Tischler, welcher ein solches Magazin unterhält, muß sich nicht nur seine sämtlichen weichen, gestrichenen Möbel, sondern auch seine sämtlichen fournierten Artikel von einem anderen der kleinen Erzeuger am Samstag liefern lassen. Noch weniger wäre es auch der eine Wohnungseinrichtung suchenden Partei möglich, sich jedes der verschiedenen Möbelstücke bei den verschiedenen Tischlern in den zerstreuten äußeren Bezirken zusammenzusuchen. Gleichsam die Probe auf diese Darstellung des heutigen Zustandes in diesem Gewerbe liefert die Tatsache, daß denjenigen Gewerbegenossen — es sind ihrer nicht allzu viele — welche mit ihrer Erzeugung nicht von dem Möbelhändler abhängig sein und direkt an das Publikum verkaufen wollen, nichts anderes übriggeblieben ist, als selbst solche gemeinsame Niederlagen:

Erste genossenschaftliche Warenhalle der Tischlermeister Wiens	VII. Bez.
Genossenschaftliche Niederlage der vereinigten Tischlermeister	XVIII „
Genossenschaftliches Möbelhaus von Wiener Tischlermeistern	VII. „
Genossenschaftliches Warenhaus der Kunst- und Möbeltischler Wiens	VI. „
Produktiv-Genossenschaft der Tischler und Tapezierer Wiens	III. „

zu eröffnen. Der Vorgang, die ihm zugrunde liegende Bestrebung ist gewiß voll anzuerkennen und zu unterstützen. Aber auch diese Gesellschafter können absolut nichts anderes als spezielle Waren erzeugen und an die gemeinsame Niederlage genau so liefern, wie die große Mehrzahl an die Händler, die aber aus dem Grunde vorgezogen werden, weil sie bei der Ablieferung sofort volle Bezahlung leisten. In den letzten Dezennien sind zwar von einigen wenigen Unternehmern „Möbelfabriken" errichtet worden, welche eine größere Zahl von Kategorien erzeugen, daneben aber gleichfalls alles Mögliche kaufen. Was in diesem Artikel fabrikmäßig geschaffen wird, spielt gegen das, was von den kleinen Tischlern erzeugt und geliefert wird, heute überhaupt noch keine Rolle.

Die hier geschilderte Umwandlung eines orthodoxen Handwerks hat seinerzeit begonnen und sich bis heute fortgesetzt ohne Einwendungen hervorzurufen; selbst der Umstand, daß es nicht jüdische Tischler, sondern solche Kaufleute waren, welche zwar nicht anfangs, aber später sich an dieser Entwicklung lebhaft beteiligten, hat bis zur Gegenwart keine Rekriminationen ausgelöst. Möbel sind eben kein Gegenstand des alltäglichen oder auch nur häufig wechselnden Konsums, die Mehrzahl der Menschen schaffen sich solche nur einmal im Leben an. Ganz anders jedoch verhält es sich mit einem zweiten, viel umfangreicheren und in das Leben jedes Einzelnen viel tiefer eindringenden Gewerbe, dem des Schneiders; die Wohlhabendsten stehen mit ihm in fortlaufender Beziehung, die mittleren Stände zumindest jedes Jahr einmal und selbst die geringeren Schichten können ihn nicht für längere Dauer entbehren. Das mußte die Verhältnisse in diesem Gewerbe im Laufe der Zeiten — ich ziehe ungefähr das letzte Jahrhundert in Betracht — jedem mehr oder weniger nahe bringen.

Und was mich zu einem etwas längeren Verweilen bei diesem ehrsamen Gewerbe veranlassen wird, ist nicht nur der Umstand, daß die Konfektion und die Konfektionäre in die politische Bewegung Wiens hineinspielen — ein Moment, auf das ich erst am Schlusse meiner Ausführungen über dieses Thema zurückkommen werde — sondern auch der allgemeinere, daß ihre Entstehung ein sehr interessantes, geradezu ein Schulbeispiel liefert, wie sich solche Entwicklungen natürlich, mit elementarer Not=

wendigkeit vollziehen und über jeden etwaigen Widerstand hinweggehen.

Ich will darum ohne Tendenz, einzig zu Nutz und Frommen sachlicher Aufklärung und rein historisch, den wirklichen Sachverhalt, wie ich ihn — ich kann wohl sagen — miterlebt, darlegen.

Großväter und Väter der Altersklasse des Verfassers haben ausnahmslos noch das Tuch zum neuen Rock vom Tuchhändler gekauft und zum Schneider getragen — die Vorsichtigen unter ihnen schon zu Lichtmeß, wenn das neue Kleidungsstück am Ostersonntag paradieren sollte — denn die Schneiderei war damals ungleich mehr als heute ein Feiertagsgeschäft und den sich auf eine und dieselbe Zeit zusammendrängenden Bestellungen konnte der Schneider dann nicht nachkommen. Sein Betrieb bewegte sich ganz und gar im patriarchalischen kleinbürgerlichen Rahmen. Dem Schneidermeister, welcher nach damaliger Sitte die Gehilfen und Lehrlinge in Kost und Wohnung hatte, konnte es gar nicht einfallen, für die kurze Saison Gehilfen aufzunehmen, die er dann hätte wieder entlassen müssen, er hatte ja gar keinen Raum für sie.

Der moderne psychologische Zug in jeder Bevölkerung nach Bequemlichkeit und Zeitersparnis ließ dann den Wunsch entstehen, die beiden Handlungen — den Einkauf des Stoffes und das Bestellen des Kleidungsstückes — in eine Handlung und in eine Hand zu vereinigen; ihn zu erfüllen, wanderte das Lager des Tuchhändlers in gleichsam mikroskopischer Verkleinerung als Musterkarte zum Schneider.

Nun war nicht nur durch den schon früher angeführten Übergang von der ausschließlichen Tuch- zur Modeware die Auswahl im Stoff eine schwerere geworden; auch der bisherige Tuchrock, den der Bürger das ganze Jahr hindurch getragen hatte — im Winter wurde nur ein warmes, wollenes, zuweilen ein Lammfellfutter eingeknöpft — wurde jetzt vom „Überzieher“, vom „Winterrock“, von den expressen Anzügen für jede Saison, für Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter verdrängt. Der Schneider, welcher nach beiden Richtungen — in Stoff und Fasson — die Wahl bestimmt hatte, wurde hierdurch die Hauptperson; er kaufte den gewählten Stoff, lieferte an die Kunden das fertige Stück, wurde Geschäftsmann.

Das war also die Szenerie des Gebietes, auf welchem sich die Erzeugung der neuen Kleider bewegte. Aber neben ihm bestand noch ein anderes, von ungleich geringerem Ansehen und dennoch von Wichtigkeit.

Die unteren Schichten der Bevölkerung in Wien, die kleinsten Leute des Bürgerstandes, Handwerksgesellen, Arbeiter, Kellner, usw. hatten sich bisher ihren Kleiderbedarf größtenteils auf ganz andere Weise als heutzutage besorgt.

Die heutigen dessinierten bunten Kleider sind in ihrer Mehrzahl aus Stoffen gefertigt, welche mehr als eine Benützungsperiode nicht vertragen. Sie wandern durch eine eigene Art Zwischenhandel in die Kunstwollefabrik, wo sie zerrissen und zu Kunstwolle werden, aus welcher neues Garn zu den geringsten Stoffen oder zu Unterfutter bei dicken, besseren Artikeln gemacht wird.

Der schon erwähnte alte Rock hingegen aus dem Strichtuch wurde ganz allgemein von einem zweiten, nicht selten auch dritten Besitzer getragen; die von den Wohlhabenden abgelegten Kleider wurden durch Hausierer zusammengekauft und wanderten zu den Trödlern, die in allen Bezirken zahlreich zu finden waren und die Einkaufsquelle für die oben bezeichneten geringeren Klassen bildeten. Neue Kleider waren nämlich im Verhältnis zu den anderen Bedürfnissen ungleich teuerer als heute. Alte Herrenkleider waren darum, geschäftlich ausgedrückt, ein nicht unwichtiger Artikel, und der Verkehr in demselben hatte in merkwürdiger Zentralisierung einen Hauptpunkt auf dem Tandelmarkte gefunden, der zu jener Zeit noch in Hunderten hölzerner Hütten an der Wien in der Nähe des Heumarktes sich befand. Diese Hüttenbesitzer waren auch mit nicht einer einzigen Ausnahme Christen, der Tandelmarkt durchaus judenrein. Nach dem Jahre 1848 gesellte sich zu diesem Verkehrszentrum für die Kleider allmählich ein anderes durch jüdische Händler. Eine Anzahl derselben setzte sich in der Judengasse fest, und die Läden dort wurden nach einer Richtung wichtiger als die Hütten am Heumarkt und später in der Roßau. Den Hausierern nämlich, welche die alten Kleider von den Parteien erwarben, war der Wiederverkauf an diese Trödler der nächste und konvenabelste.

Innerhalb der an diese Art der Befriedigung gewöhnten Be-

völkerung genügte jedoch diese Einkaufsquelle für die kleinen Leute schon lange nicht mehr; hauptsächlich aus dem Grunde, weil ja die Produktion der alten Kleider nicht willkürlich vermehrt werden konnte. Bald aber hatten auch durch ein geschichtliches Ereignis diese alten Kleider einen Markt gefunden, auf welchem sie besser als in Wien von den Trödlern bezahlt wurden.

In den Städten des Balkans hatte die europäische Tracht schon Eingang gefunden. Speziell nach dem Krimkrieg wurde sie populär und demzufolge auch diese alte Ware sehr gesucht. Händler aus dem Balkan hielten sich zum Zwecke dieses Einkaufes immer hier auf und waren die ständigen Abnehmer für die Ware, die in der Judengasse zusammenströmte. Es fehlte aber in Wien nicht nur an alten Kleidern, sondern die demokratische Nachwirkung des Jahres 1848 hatte den Einfluß, daß die auch in den unteren Schichten nicht fehlenden besseren Elemente jetzt nur mit Widerwillen die alten, durchgeschwitzten Sachen kaufen und tragen wollten; sie verlangten neue und natürlich billige Kleider.

Dem Stoffe nach war es möglich geworden, solche zu erzeugen. Der Übergang nämlich des Geschmackes von den glatten Strichtuchen zur dessinierten Ware gestattete billige Artikel herzustellen, welche trotz des minderen Materials ein der besseren Ware ähnliches Ansehen hatten. Diese Trödler des Tandelmarktes und der Judengasse griffen sofort zu; sie kauften die neuen Stoffe, und da bei ihnen an eine Werkstatt nicht zu denken war — sie waren überhaupt keine Schneider — ließen sie die Kleider außer Haus herstellen. Sie waren also in Wien die Vorgänger alles dessen, was wir unter Konfektion verstehen.

Dieser kleine Anfang in dem bezeichneten engeren Kreise erfuhr aber bald eine, sich ganz natürlich und unabweislich einstellende weitere Fortsetzung. Wien war nach der Besiegung der Revolution in Ungarn und der Beendigung des Krieges in Italien, nach Schaffung der Eisenbahnen und der wirtschaftlichen Erholung des ganzen Reiches in einem großen Aufschwung begriffen; die Bevölkerung wuchs durch die Zuströmung aus der Provinz im raschen Tempo, der Fremdenverkehr erreichte eine früher nie gekannte Ausdehnung, in ganz Wien herrschte Wohnungsnot.

Alle diese neuen Volkselemente verlangten eine raschere Befriedigung der gestellten Anforderungen, als die bisherige Praxis gewähren konnte. Dieses Ungenügen der bisherigen Schneiderei den neuen Verhältnissen und Forderungen gegenüber trat namentlich und zuerst bei jenen Schichten hervor, welche in den Bezirken und Vororten ungleich stärker angewachsen waren, als im Zentrum. Eine große Anzahl jener Kundenschneider, welche dort ihr Gewerbe in Gassenläden ausübten, begannen daher — wenn auch anfänglich in sehr bescheidenem Maße — fertige Kleider zum Verkaufe herzustellen. Diese Ladenbesitzer wurden vom Publikum selbst zur „Konfektion" angeregt, ja gezwungen. Die Kunden aus den kleinen Schichten sind in der Regel Leute, welche an den Sommeranzug nicht früher denken, als bis ihnen die Sonne auf den Rücken brennt und den Winterpaletot erst bei 0 Grad suchen. Dann wollen sie aber sofort befriedigt sein und verlassen, wenn dies nicht möglich ist, unwirsch den Laden, um einen anderen aufzusuchen.

So entstanden in den Hauptverkehrsstraßen der Vorstädte und Vororte allüberall Kleidergeschäfte mit Lager und Verkehr. Ich nehme einer späteren Ausführung hier eine Tatsache vorweg, wenn ich ausdrücklich bemerke, daß die Genossen auch dieser Serie keine Juden waren, sie bestanden aus „bürgerlichen Schneidermeistern", und die Juden waren nach damaligen Verhältnissen weder Bürger noch Schneider.

Ich erinnere mich noch sehr wohl der frühesten und gekannteren dieser Unternehmer: ein Johann Nebuschka, ein schon ganz moderner Mann, inserierte und plakatierte Tag für Tag ein lustiges Gedicht, das zum Gassenliede wurde:

> „Oh Nebuschka, oh Nebuschka, wie schön sind deine Kleider,
> Oh Nebuschka, oh Nebuschka, du bist der höchste Schneider."

Ein anderer, ein Gemischtwarenhändler, Anton Peter Frei, zum „Münchner Boten" in der Mariahilferstraße, der wahre „Master Vorwärts" aus den Fliegenden Blättern, in welcher Figur allwöchentlich der moderne Geschäftsmann karikiert wurde, etablierte sogar eine Art Massenerzeugung. Da er kein gewerbeberechtigter Schneider war, ließ er von einem solchen fortwährend Kleider

im Stücklohn herstellen und Tag für Tag annoncieren, welche das Publikum durch ihre anscheinende Billigkeit, z. B. Winterröcke um 5 Fl. aus steirischem Azur, die allerdings mit Heu, statt der teuren Watte gefüllt waren, geradezu verblüffen mußten. Der Münchner Bote wurde durch einige Saisons ein Wallfahrtsort.

Aber es gab unter diesen fortschrittlichen Schneidern deren genug, welche ohne alle Reklame und zuweilen in ganz unscheinbar aussehenden Läden nur durch die Solidität der Kleider, welche sie dem Publikum boten, zu sehr wohlhabenden Leuten wurden.

Aus ihrer nicht kleinen Zahl will ich nur zwei anführen, welche in der Erinnerung des einen oder anderen meiner Altersgenossen noch leben dürften. Georg Juritsch, ein Kroate, echter und gerechter Schneidergehilfe, beginnt in seinem mäßigen Laden, Mariahilferstraße 334, ein kleines „fertiges" Lager herzustellen; nach verhältnismäßig wenigen Jahren ist er der Eigentümer dieses und noch eines anderen Hauses in der Leopoldstadt. In gleicher Weise wird ein anderer Schneider auf derselben Verkehrslinie, Michael Schramek, Fünfhauserstraße 187, aus einem Kundenschneider zuerst ein kleiner, dann ein größerer Konfektionär und ein reicher Mann. Ähnliches wäre aus allen Vorstädten und Vororten beizubringen.

Im ersten Bezirk und überhaupt in den höheren Schichten der Kundschaft, wie sie damals zumeist in der inneren Stadt wohnte, war die Entwicklung eine etwas spätere und andere; denn jenes Publikum, welches sehr hoch über dieser Equipierung durch alte Kleider stand, zumeist von ihr gar keine Kenntnis hatte und nur auf neue Kleider reflektierte, war auch schon vor der Neugestaltung Wiens, welche dem Jahre 1848 gefolgt war, mit dem damaligen Stand dieses Gewerbes nicht zufrieden. Diese besseren Kunden waren es schon müde geworden, über finstere Treppen in den vierten Stock eines alten Hauses zu dem Meister hinauf zu klettern, dort zwischen Küchengeruch und Werkstattdunst, Kindergeschrei und Hundegebell aus der Musterkarte mühsam zu wählen, wochen-, selbst monatelang auf das Bestellte zu warten, welches dann zuletzt im fertigen Zustand häufig einen ganz anderen Eindruck machte, als das Musterfleckchen erwarten ließ.

Diese Situation war sozusagen für eine Änderung vorbereitet, aber sie mußte im Stadtzentrum einen anderen Weg gehen, weil die Kundenschneider hier nur in den oberen Stockwerken hausten und des teuren Mietzinses wegen keine Gassenläden besaßen. Aber drei Schneider der inneren Stadt, voll Geschäftssinn und Energie, faßten vom Beginne bis zur Mitte der Fünfzigerjahre, also zu einer Zeit, da in Vorstadt und Vorort schon fast überall ein Verkauf fertiger Kleider in Übung war, die Sache sofort beim richtigen Ende an; sie mieteten geräumige Wohnungen, die sie zu Geschäftslokalen umgestalteten, zu rechten und gerechten Kleidermagazinen mit reichem Sortiment. Der erste derselben, ein schon längst vergessener Mann, Anton Rauch, auf der Biberbastei, später in seinem eigenen Hause auf dem Rabenplatz, der zweite Josef Prohaska am Graben. Beide, namentlich der zweite, reflektierten nur auf das bessere und kaufkräftigere Publikum, erwarben Vermögen — Prohaska ward der Erbauer eines der ersten großen Häuser am Kai — und gaben dann das Geschäft auf. Anders ein dritter, Jakob Rothberger, zuerst in dem seither verschwundenen Schlossergäßchen am Stock im Eisenplatz, im vierten Stock des uralten häßlichen Hauses zur Krone, später am Stefansplatz, welcher alle seine Vorgänger überholte und von keinem seiner Nachfolger eingeholt wurde.

Er war zum Unterschied von den Vorgängern, sowohl denen der inneren Stadt, als auch jenen der äußeren Bezirke, die sämtlich Christen waren, ein Jude; von Hause aus Schneidergehilfe, hat er von dem Moment der Etablierung seines Verkaufsgeschäftes die Schere selbst nicht mehr in die Hand genommen. Er war ein Mann von gutem Blick und kaufmännischem Talent, seine Tätigkeit galt nur dem geschäftlichen Betriebe, dem richtigen Roheinkauf, der geschickten Einteilung in der Herstellung des Lagers, der sorgsamen Überwachung des Verkaufes; er unterschied sich jedoch von den beiden in der inneren Stadt ihm Vorangegangenen gewaltig auch durch seine Tendenz, mit welcher er von vorneweg über die Stadt und deren Publikum hinausgriff. Er wurde sofort ein gewaltiger Inserent, hatte aber das gute Prinzip, selbst in ordinärer Ware nur stofflich Reelles zu bieten und zog hierdurch die weitesten Kreise Wiens und der Provinz heran. Seinem Unter-

nehmen wohnt auch eine gewisse historische Bedeutung dadurch inne, daß sich im Verlaufe desselben Änderung und Umschwung in der Schneiderei charakteristisch aufzeigen. Dieser Schneidergeselle hatte zuerst nach dem Schimmel als kleiner Kundenschneider begonnen und nicht reussiert; nach diesem Mißerfolg sattelte er um und war den Beispielen Rauchs und Prochaskas gefolgt. Aber mit einer merkwürdigen Variante: der Erzeugung neuer Kleider schickte er gleichsam den Verkehr in alten voraus. Er etablierte von Anfang an eine „Kleiderschwemm", in welcher er den Kunden die alte Ware zu einem anscheinend leidlichen Preise abnahm, einem Betrag, der ihnen beim Kauf der neuen Ware abgerechnet wurde. Er hatte mit dieser Idee großen Erfolg; es war den Leuten doch ungleich bequemer, diesen Umtausch in einem zu bewerkstelligen, anstatt erst die Hausierer abzuwarten. Durch das stete Anwachsen seines Geschäftes hat diese Kleiderschwemm ihre ursprüngliche Bedeutung zwar eingebüßt, aber auch heute noch nicht aufgehört.

Von da ab gewann die Konfektion immer mehr Ausdehnung bis zu dem heutigen Stand. Sachlich war diese fortwährende Zunahme, da die Verhältnisse, welche sie hatten entstehen lassen, sich immer mehr steigerten, unabwendbar — gesetzlich war sie durch die Gewerbefreiheit erleichert, und technisch dadurch möglich geworden, daß ihre erste und unbedingte Voraussetzung, der Sitzgeselle, d. h. der Stückarbeiter, schon bevor noch der erste Trödler den ersten neuen Rock erzeugen ließ, bestanden hatte und die Anzahl dieser Heimarbeiter nicht nur mit den entstehenden Konfektionsgeschäften gleichen Schritt hielt, sondern ihnen geradezu vorauseilte.

Diese Heimarbeit spielt heute noch in einer ganzen langen Reihe von Erzeugungen eine mitunter entscheidende Rolle. In der Schneiderei fällt sie besonders in die Augen, und darum ist sie gerade in diesem Gewerbe in den letzten Dezennien der Gegenstand heftigster Angriffe geworden. Gegenwärtig seltener von den Kundenschneidern, da gerade sie in ihrem Geschäfte, wie sich später zeigen wird, diese Stückmeisterei nicht entbehren können, als von den Sozialdemokraten. Sie ist eine soziale Frage geworden. Sie hier zu diskutieren, habe ich keine Veranlassung, da ich im vor-

liegenden mir nur die Aufgabe gestellt habe, die neuen Erscheinungen im jüdischen Geschäftsleben dieser Periode aufzuzeigen. Aus dem Wege gegangen bin ich ihr aber ganz und gar nicht. Ich habe sie im Laufe der Jahre in der Neuen Freien Presse wiederholt besprochen und schließlich in einer zusammenfassenden Darstellung der Geschichte unserer österreichischen Konfektion im gleichen Blatte alle den Heimarbeiter betreffenden Einzelfragen, seine Entstehung als Begleiterscheinung der geschlossenen Zunft, seine Metamorphosen, namentlich die Umwandlung des Einzelarbeiters zum Stückmeister durch die Nähmaschine; ihre geschäftlichen und technischen Vorteile, ihre hygienischen Mißstände und sozialen Nachteile, die Möglichkeit der Eindämmung oder Ersetzung durch die Fabrik, die diesbezüglichen Versuche im Ausland, die Anfänge einer fabriksmäßigen Herstellung in Österreich, ausführlich und eingehend besprochen. Und wenn ich dem Urteile Maßgebender trauen darf, erscheint diese Studie zur Informierung vollständig genügend, so daß ich auf sie verweisen darf.

Hingegen liegt die Beantwortung einer anderen Frage ganz in dem Rahmen vorliegender Betrachtung; jener nämlich, durch welche, wie schon oben erwähnt, die Konfektion mit der politischen Bewegung Wiens im Zusammenhange stand.

In den Augen unserer Schneider war die Konfektion nichts als eine und zwar sehr unnötige „Erfindung"; nur die Gewerbefreiheit habe sie möglich gemacht. Und in logischer Konsequenz ist darum die Opposition gegen die Gewerbefreiheit und die Bestrebung für den Befähigungsnachweis, will sagen für die Wiederherstellung der Zunft, zu allererst in dieser numerisch zahlreichsten aller Genossenschaften ganz Österreichs entstanden.

Nun war es weiter eine unbestreitbare Tatsache, daß bei dem Fortschreiten der Konfektion die Juden in ihr stark vertreten waren. Eine Anzahl von ihnen und zwar weniger solche, die ihrem Beruf nach Schneider, als von jenen, die mehr Kaufleute waren, hatten allüberall kleinere und größere Kleidermagazine errichtet und mit Erfolg betrieben. Und da meinten diese Gewerbetreibenden natürlich, die Erfindung wäre durchaus nur von den Juden ausgegangen, ohne diese wäre Wien von der Konfektion verschont geblieben; weiters war es nur ganz selbstverständlich, daß, als

die antisemitische Bewegung aus Deutschland herüber zu uns ins Land kam, die Schneider sich alle zu ihr schlugen, ihre Anhänger und Stütze wurden.

Daß die Kleidermagazine keine „Erfindung“ sind, brauche ich nach dem, vielleicht zu ausführlich Explizierten nicht erst nachzuweisen und gewiß ebensowenig, daß die teilweise Kommerzialisierung dieses Gewerbes nicht gerade und ausschließlich durch das jüdische Element in der Geschäftswelt begonnen hat, wie ebensowenig ihr Fortgang und ihr Fortschreiten. Das einzige Unternehmen, welches in Größe und Betrieb dem Rothbergerschen nahegekommen, ist durch einen belgischen Ur-Katholiken, nach der im Ausland allgemeinen, seiner Gründung in Wien vorausgegangenen Meinung das Mitglied einer klerikalen, im ganzen Westen tätigen Aktiengesellschaft, in der Mariahilferstraße gegründet worden. Die anderen großen Städte, in welchen die Juden nur eine verhältnismäßig kleine Rolle spielten, haben hierin, durch ähnliche Verhältnisse gezwungen, um Jahrzehnte vorangehen müssen. Der bekannte Fürst Pückler-Muskau schildert schon Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in seiner Reisebeschreibung solche in Deutschland noch ganz unbekannte Kleidermagazine und namentlich das größte derselben von Moses & Son als eine Merkwürdigkeit Londons. In Paris hatten sie aber schon viel früher und ohne jede Beihilfe von Juden ihren Anfang genommen. Die Geschichte der fremden Konfektion liegt außerhalb meiner Aufgabe, aber speziell aus und auf dem Gebiete sowohl der Wiener Schneiderei wie der Konfektion wäre noch eine Frage zu stellen und zu beantworten: Die Mitglieder der Wiener Schneidergenossenschaft haben ihren Anschluß an die Antisemiten — sicherlich aufrichtig — damit motiviert, daß es die Konfektion und die jüdischen Konfektionäre gewesen seien, welche die Basis und Grundlage des alten Gewerbes, nämlich die Kundenschneiderei auf den dermaligen schlechten Stand herabgedrückt hätten. Nun könnte, auch wenn diese Behauptung richtig wäre, unbefangenerweise den Juden daraus kein Vorwurf gemacht werden, denn so viele oder so wenige ihrer in der Konfektion mitgetan haben, sie waren immer nur die Werkzeuge einer Entwicklung, die ja von ihnen nicht geschaffen worden ist und auch ohne sie gekommen wäre. Ja aber, muß

ich fragen, ist denn diese Wiener Kundenschneiderei heute tatsächlich in einer ungünstigeren Position wie vor einem halben Jahrhundert? Ist sie überhaupt wirtschaftlich und sozial in einer solchen? Ganz im Gegenteil behaupte ich, daß die Wiener Kundenschneider von heute trotz und neben der Konfektion sich ungleich wohler befinden, als ihre Gewerbegenossen aus früherer Zeit. Ich würde diese Behauptung nicht wagen, wenn ich nicht die Beweisführung für dieselbe schon längst geliefert hätte. In jener schon erwähnten Studie[1]) widme ich gerade dieser Frage damals vom rein sozial-politischen Standpunkte aus und ohne jeden Zusammenhang mit dem Anteil der Juden an der Entstehung und Fortbildung der Konfektion die eingehendste Untersuchung; sie endet mit der unabweisbaren Feststellung dessen, was ich behauptet, und zwar bemerke ich ausdrücklich, keineswegs etwa nur für die allerersten und ersten der Wiener Kundenschneider, sondern auch für die mittleren bis hinunter zu den kleinsten. Doch muß ich mir versagen, hier, wo ich nur jene Geschäftszweige im ganzen vorführen will, welche während dieser Periode in der Tätigkeit der Juden neu erscheinen, die detaillierten Ausführungen jener Studie wiederzugeben und den Leser — wenn sein Interesse so weit gehen sollte — auf diese meine frühere Arbeit verweisen.

Was würde er in jenem Teile derselben, welcher speziell diesem Thema gewidmet ist, finden? Vor allem eine Schilderung des Standes in diesem Wiener Gewerbe, ungefähr in jener Zeit der Großväter und Väter meiner Altersklasse, also ungefähr vom Anfang bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Dieser Stand war ein ungünstiger, und zwar gilt dies nicht nur von den kleinsten und der mittleren Schichte dieses Handwerks, sondern auch von der erstklassigsten, von den — wie sich der Wiener auszudrücken pflegt — „Kavaliergeschäften". In dieser großen Stadt (1850 zirka 500 000 Einwohner) hatte es nur ein Einziger zu bürgerlich wirklichem Reichtum gebracht: Gunkel am Graben in seinem eigenen Hause. Die Kollegen seiner engeren Klasse, welche gleichfalls für reich gehalten wurden, waren es nicht; man brauchte nicht die Finger einer Hand, um diejenigen der nächstfolgenden

[1]) Die Konfektion und ihre Gegner, Neue Freie Presse, 21. März 1911, Nr. 16 732.

Klasse zu zählen, welche auch nur wohlhabend genannt werden konnten, Frau und Kindern ein nennenswertes Vermögen zu hinterlassen imstande waren. Die zwischen diesen und den Stückmeistern stehenden kleinbürgerlichen und letzten Schichten waren sozusagen statutarisch in schlechter Verfassung; vermögenslos schwebten sie zwischen Himmel und Erde: zwischen dem, was sie auf Kredit vom Tuchhändler genommen und ebenso ihren Kunden, vermehrt um den Betrag der Herstellungskosten, weiter gegeben hatten. Und dieses Geschäft — ausnahmslos Zeitgeschäft — hatte seine Gefahren.

Gewiß waren die Wiener der vierziger Jahre nicht mehr so ganz das Volk der Phäaken, als welches sie zur Zeit Schillers angesehen wurden: „Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß", schreibt er von ihnen; aber leichtlebig, genußfreudig waren sie geblieben; eine solche Bevölkerung schiebt immer die Sorgen auf morgen, und da ist immer der Schneider der erste, von dem man borgt, der letzte, den man bezahlt. Der Schneidermeister stand darum geschäftlich und gesellschaftlich in gar keinem Ansehen. Er spielte im Volkslied, im Volkswitz, in den Volksstücken, wie beispielsweise in Nestroys „Lumpazi Vagabundus", im „Wiener Dienstboten" von O. F. Berg usw., immer die komische Figur, was nur durch diese Anschauung des Publikums zu erklären ist.

Stückmeister und Gehilfen standen unter dem schweren Druck der alljährlich zweimal eintretenden toten Saison. Die Massenansammlungen der Arbeitslosen vor dem Innungshause waren regelmäßige Erscheinungen. Dieser Schilderung gegenüber wird der Leser eine andere, viel erfreulichere finden, jene des Status dieses Gewerbes in der unmittelbaren Gegenwart; keine Klasse, keine Schichte desselben, von den erstklassigen bis zu den letzten unter den Stückmeistern, in welchen sich die Zustände nicht ganz außerordentlich gebessert hätten. Aber er wird nicht nur diese Tatsache und zwar für das ganze Gewerbe aus- und durchgeführt finden, sondern ausführlich und deutlich alle jene Momente, welche es nicht nur möglich gemacht, sondern herbeigeführt haben, daß wir gegenwärtig in Wien trotz und neben der Konfektion eine blühende Kundenschneiderei besitzen, gegen welche jene der früheren

Zeit keinen Vergleich aushält, und er wird den Schlüssen beistimmen, zu denen ich gelangt bin. Ökonomische Gesetze verwachsen mit unserem ganzen bisherigen und allem Anscheine nach auch weiterem Kulturleben, bewirken nun einmal, daß die große Mehrzahl der dem Gewerbe Angehörenden nur ihr bürgerliches Auskommen finden können; das kann keine Sozialpolitik ändern, und was sie von ihrem Standpunkte aus verlangt, ist nur, daß „dieses Auskommen", der „standard of life", gesund und stetig immer steigt, daß das Milieu in jedem Gewerbe sich bessert. In dem Wiener Schneidergewerbe ist dies der Fall, und die Herren Schneidermeister — um auf deren politische Tätigkeit in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zurückzukommen — hatten keine Ursache gehabt, für eine angeblich schlechter gewordene Lage in den Juden einen Sündenbock zu suchen. Doch wollen wir mit ihnen nicht rechten; die soziale Besserung vollzieht sich nur sehr langsam und schrittweise, so daß sie dem Einzelnen nicht zum Bewußtsein kommt, nur von dem Statistiker und Wirtschaftspolitiker für längere Zeiträume konstatiert wird. Und weiter: die Unzufriedenheit, das Streben nach Mehrerem und Besserem, das Erbteil der Menschen, ist die Quelle des Fortschrittes. Mit dieser Wahrheit — sie ist keine neue, eher ein Gemeinplatz — nehmen wir von diesem Gewerbe Abschied und gehen zu einem anderen über.

Es ist dies die Wäsche, welche ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach sich unmittelbar der Konfektion anreiht. Ihre Erzeugung und ihr Absatz repräsentieren heute in unserem Detailverkehr einen starken Geschäftszweig. In einer Zeit, die noch innerhalb meiner Erinnerung liegt, kaufte in Wien sich jedweder, resp. jedwede selbst die Leinwand — gleichviel ob grobe oder feine — in einer der alten Leinwandhandlungen beim Herrnhuter am Mehlmarkt, bei der Roten Rose am Stefansplatz (jetzt Bognergasse), bei der Schwäbischen Jungfrau in der Rotenturmstraße, der Braut am Lichtensteg, am Hohen Markt beim breiten Stein, Kratzer, Stritzko oder in dem alten Geschäfte Regenhardt im Sternhof; in der Vorstadt bei den Gemischtwarenhändlern, von denen damals die meisten neben ihren Spezereien usw. auch Schnitt-, Mode- und Leinwandwaren führten. Weibliche Für-

gesammelt, denen diese Anschaffung bei jedem Bedarf Verlegenheiten bereitete.

Nun hatten wir allerdings in Wien ein Gewerbe, welches nach seinem Umfang berufen schien, hier helfend einzugreifen, nämlich die Pfaidlerei. Den Gewerbetreibenden dieser Kategorie fehlte aber der hierzu nötige Geist und Trieb ganz und gar. Die Pfaidlerei war von altersher hereditär mit dem ärgsten Zunft-
mit dem Verkauf von Schnitt- und Kurzwaren, sowie mit der
geiste belastet. Sie befaßte sich nämlich ohne bestimmte Grenzen
sorge mußte dann erst die Hausnäherin suchen; fertige Wäsche war kaum zu finden. Aber durch die Verhältnisse nach dem Jahre 1848 war diese Lücke sehr fühlbar geworden. Es hatten sich in der unausgesetzt wachsenden Population allzuviele Leute an-
Konfektionierung von Wäsche und geringeren Artikeln aus Leinen und Baumwolle für Kinder, Frauen und Arbeiter; darum gehörte dies Gewerbe schon im Mittelalter zu den streitsüchtigsten und kriegseifrigsten aller Zünfte. Insbesonders heftig und ständig tobte der Kampf zwischen ihnen und den Schneidern. Als nämlich das ringsum geschlossene Wams — man steckte den Kopf von unten nach oben in das Halsloch — sich zum offenen Rocke metamorphosierte, wurde der vorne entstandene Zwischenraum nur in der besseren Kleidung mit der heutigen Weste ausgefüllt; die geringeren Schichten begnügten sich mit einem glatten Lappen, welcher um Leib und Hals mit einem Bande geknüpft wurde; dem famosen „Brustfleck", welcher sich merkwürdigerweise bei einigen Bauernschaften bis heute erhalten hat. Dem Recht, diesen Brustfleck herzustellen, galt also der ewige Streit zwischen den beiden Zünften, den die niederösterreichische Landesregierung durch eine eigene Verordnung zu schlichten suchte.

Es wurde nämlich in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts am 11. November 1752 der dreißigjährige Krieg um den Brustfleck zwischen Schneider und Pfaidler dahin entschieden, daß „gleich wie die bürgerlichen Pfaidler allein die Brustflecke von weiß, bedruckt, gefärbt und aller anderen Leinwand, Barchent, Kattun, es seien solche gefüttert oder ungefüttert, gesteppt oder ungesteppt zu machen oder zu verkaufen befugt, mithin die Schneidermeister sich solcher Arbeit gänzlich zu enthalten schuldig sind', so kommt

im Gegenteil den bürgerlichen Schneidern allein zu, alle Brustflecke von wollen Zeuch zu verfertigen und zu verkaufen, welche Arbeit den Pfaidlern auf keine Weise gestattet ist. Auch hat den Pfaidlern niemals gebührt, Brustflecke oder Kamisolen mit Taschen und Knöpfen zu verfertigen, daher sie sich dieser gänzlich zu enthalten und nur der glatten Arbeit zu bedienen haben".

Als der Krieg damit sein Ende nicht gefunden und weiter fortwährend andere Zwiste mit anderen Zünften sich dazugesellten, erklärte Maria Theresia die Pfaidlerei für ein freies unzünftiges Gewerbe, das von jedem betrieben werden konnte. Die Grenzen der Gewerbeberechtigung aber konnten auch damals nicht festgestellt werden und die Gewerbebehörden wurden weiter von den Pfaidlern fortwährend angerufen. Erfahrungsgemäß ist eine Genossenschaft dieser Art nie fortschrittlich und entwicklungsfähig. Und darum hatten die ehrsamen Pfaidler für das um diese Zeit entstandene lebhafte Bedürfnis nach Lager und flottem Verkauf fertiger Wäsche keinen Blick. Die Hilfe kam von einer anderen Seite. Allgemach kamen einige neuere, jüngere Leinwandhändler, zumeist Juden, auf den naheliegenden Gedanken, eben diese Lücke auszufüllen und ihren bisherigen Umsatz dadurch bedeutend zu vermehren. Sie annoncierten und zwar sehr ausgiebig, daß sie die Fertigung der Wäsche aus den bei ihnen gekauften Leinwanden selbst übernehmen und daß sie für jene, welche auf diese Herstellungsart nicht erst warten wollten, auch ein fertiges Lager in allen Wäscheartikeln unterhielten. Die Idee schlug ein, die Inserenten fanden reichlichen Zuspruch, allmählich trat bei ihnen der Verkauf von Leinwandzeug hinter dem der Wäsche zurück.

Bald aber verschwand die Leinwand ganz aus dem Geschäfte dieser Kaufleute, sie wurden ausschließlich Wäschekonfektionäre. Der Erste, welcher diese Sachlage auszunützen verstand, war meines Wissens ein Leinwandhändler H. L., ein Jude. Er hatte sein Geschäft zum Weißen Roß in der Leopoldstadt. Der Mann erwarb ein bedeutendes Vermögen, welches er im Jahre 1873 als Gründer einer Leinenindustriegesellschaft mit einem Grafen als Präsidenten an der Spitze, vollständig verpuffte. Da die Ersten steigenden Erfolg hatten, fanden sie reichliche Nachahmer, ein neuer Geschäftszweig war entstanden, eine neue Serie von

Kaufleuten trat auf den Markt. Ihr Geschäft wurde namentlich durch einen Umstand gefördert: Man hatte bisher — sowohl für Leib- als auch Bettwäsche — nur die mannigfachsten Gewebe aus der Leinenfaser verwendet. Aber die Leinwand war an und für sich in allen Preisstufen eine verhältnismäßig teure Ware. Sie war immer von weißer Farbe, eigentlich farblos gewesen. Da war nun, von Paris ausgehend, die Mode auf färbige, d. h. dessinierte Hemden übergegangen, und da die Leinwand sich nur blau färben, aber nur schlecht bedrucken läßt, so wurden diese neuen Hemdenstoffe von den Kottonfabrikanten in besserer Baumwollware auf den Markt gebracht. Die Mode verschwand nach einigen Jahren, man trug wieder weiße Hemden, aber man hatte inzwischen die vorzügliche Eignung der Baumwolle, insbesonders für Leibwäsche erkannt. Sie war hygienisch der Leinwand vorzuziehen und in ihrer besten Qualität noch immer billiger als selbst die unterste Sorte der reinen Leinwand; das Baumwollhemd ließ sich durch sorgfältige Appretur sehr geschmackvoll und appetitlich herrichten, was für den flotten Verkauf in diesen Geschäften sehr in Betracht kam; doch war der Betrieb in ihnen während der nächsten Jahre kein sehr solider, die Herren suchten mehr durch annoncierte, lockende Preislisten neue Kundschaft heranzuziehen, als durch Sorgfalt und Reellität die gewonnene zu erhalten.

Die alte Erfahrung, daß solche auf bloßer Reklame basierende Richtungen nicht dauernd bleiben, wurde auch hier bestätigt. Allmählich und wieder durch andere hat das Wiener Wäschegeschäft einen reellen, auf wirkliche Leistungsfähigkeit gestützten Charakter angenommen. Nicht wenig hat zu dieser Verbesserung beigetragen, daß die alten, von mir eingangs genannten Leinwandhändler, welche sich zuerst gegen die Wäschekonfektionierung ablehnend verhielten, sie dann doch in ihren Betrieb aufgenommen haben. Die Pfaidlerei als Gesamtgenossenschaft ist heute nicht nur ein großes und zahlreiches Gewerbe geworden, sondern hat auch einen durchaus anderen Charakter erhalten; alle jene nämlich, welche die Wäschekonfektion auch im großen Umfange als Spezialität betrieben, meldeten bei der Behörde die Pfaidlerei an. Die vagen Grenzen gaben jedem die volle Freiheit der Erzeugung und die

Erwerbsteuer für dieses Gewerbe war aus Tradition noch lange Zeit hindurch keine hohe.

Mit der Wäsche schließe ich meine Zeichnung jener Veränderungen des Detailverkehrs, welche durch die Kommerzialisierung innerhalb des Handwerks hervorgerufen worden sind und jene des Eintrittes der Juden in das Wiener Detailgeschäft überhaupt.

Sie ist natürlich auch nicht annähernd eine vollständige, weder für den Beginn und noch viel weniger für den weiteren Verlauf der Geschäftstätigkeit der Juden auf diesem Felde; sie dürfte aber genügen, um den Leser ihren Anfang und die von den Juden langsam erreichte Stellung in ihrem inneren, d. h. im Wiener Lokal-Verkehr verständlich zu machen.

Gehen wir auf die zweite und ungleich wichtigere Seite ihrer kaufmännischen Tätigkeit, auf ihren Engroshandel und auf die Veränderungen ein, welche diese Periode gegen jene der fünfziger Jahre aufweist.

Die charakteristischen Hauptpunkte der Entwicklung sind:

Zunächst die große Zunahme, die bedeutende Ausdehnung dieses Handels. Sie stellt sich greifbar und drastisch in dem raschen Ausbau des großen und neuen Handelsviertels zwischen der alten Stadt und der Maria Theresienstraße, welchen man mit dem Gesamtnamen Kai zu bezeichnen pflegt, vor Augen.

Der alte Bienenkorb war durch seine Enge dem Textilhandel geradezu unerträglich geworden und dieser ergriff die durch die Stadterweiterung gebotene Gelegenheit, okkupierte und verbaute für seine Zwecke das ganze Terrain vom Donaukanal aufwärts bis zum Schottenring, ein Denkmal aufgerichtet in Stein und Eisen für seine ökonomische Bedeutung in der Geschichte Wiens. Gegenüber den alten, bis auf zwei oder drei Objekte durchwegs kleinen Häusern nimmt die neue Handelsstadt einen mehrmal größeren Flächenraum mit 400 Gebäuden ein, welche sämtlich zu den großen Objekten[1]) gehören und deren Stockwerke teilweise schon zu Ge-

[1]) Augustengasse 7, Börsengasse 18, Börsenplatz 7, Konkordiaplatz 5, Deutschmeisterplatz 4, Eßlinggasse 20, Kai 65, Gonzagagasse 24, Heinrichsgasse, 8, Helferstorfergasse 19, Heßgasse 8, Hohenstaufengasse 21, Mark Aurelstraße 8, Maria Theresienstraße 36, Morzinplatz 6, Neutorgasse 20,

schäftszwecken erbaut und darum auch ungleich mehr ausgenützt wurden, als jene in den alten. Nicht als ob es diesem Handel auch trotz dieser seiner Vergrößerung an zeitweiligen Rückfällen gefehlt hätte; namentlich waren die dem Kriege mit Preußen vorausgehenden Jahre 1864 und 1865 durchaus schlechte. Um so stärker war der Aufschwung, welcher dem Frieden folgte; er war ein im Gebiete des Textilhandels allgemeiner, erstreckte sich, wenn auch nicht überall mit der gleichen Intensität, auf alle seine Zweige.

Dieser großen Ausdehnung und Zunahme des Textilhandels in Wien stelle ich als zweiten Haltpunkt eine ebenso merkwürdige als unbestreitbare Tatsache gegenüber:

Während der ganzen Periode von 1848—1860 waren Produktion und Konsumtion stark gestiegen, mit ihnen der Reichtum der Erzeuger, aber nicht der der jüdischen Kaufleute. Die finanziellen Erfolge für die Einzelnen waren keineswegs im Einklang mit den Anstrengungen gewesen, welche sie gemacht hatten, und ich habe mich bemüht, die Ursachen festzustellen, auf welche dieses Mißverhältnis zurückgeführt werden mußte.

In dieser Hinsicht hatte sich die Situation in weiterer Folge im günstigsten Sinne entwickelt. Allerdings nur allmählich, erst in dem zweiten Dezennium dieser Periode, aber dann deutlich und unverkennbar hervortretend. Eine ganze Reihe von Momenten waren an dieser Veränderung mittätig. Viele der Hauptursachen, welche den Kaufmann früher ohne sein Verschulden bedrückt und beengt hatten, verschwanden. Die Ackerbaufläche hatte, namentlich in Ungarn, eine starke Erweiterung erfahren, durch günstige Getreidekonjunkturen waren Bauer und Großgrundbesitzer wohlhabend geworden, die Industrie hatte einen starken Aufschwung genommen. Es war viel neues Kapital geschaffen worden und dementsprechend entstanden neue große und kleine Banken, welche Geschäfte suchten und ihre Kapitalien dem Kaufmannstande zugänglich machten. Die frühere Geldknappheit und der Mangel an Kredit verwandelten sich in ein Angebot von Eskompte-, wie offenem Kredit; es verloren sich hierdurch trotz der Ausdehnung,

Renngasse 10, Rudolfsplatz 14, Salztorgasse 7, Salzgries 23, Schottenbastei 16, Schottenring 35, Vorlaufstraße 5, Zelinkagasse 14, zusammen 400.

welche der Handel genommen hatte, die frühere Häufigkeit und Stärke der Krisen; sie wurden seltener und hinterließen nicht mehr ein Leichenfeld.

Das reichere Volksvermögen zeigte sich in dem immer höher steigenden Kurse der Rente und sonstiger Anlagen; in demselben Maße sank anhaltend der Geldpreis für den Geschäftsmann und nahm ihm nicht mehr wie vordem, eine starke Quote des Gewinnes an der Ware. Andere Veränderungen wieder gestatteten jetzt, diesen perzentuellen Gewinn auf einer besseren, anständigeren Höhe zu halten. In dieser Richtung wirkte vor allem, daß die frühere Hetzjagd nach der am Platze erscheinenden Kundschaft nach und nach mit dem Absatz durch Reisende vertauscht wurde, so daß bald letzterer weitaus überwog. Die „Reisenden" waren ein eigener kaufmännischer Stand geworden, welcher im „Verein Reisender Kaufleute" seine spezielle Organisation gefunden hat. Welche Bedeutung für das normale Preisniveau dieser Unterschied im Verkehr bedeutet, habe ich schon im zweiten Kapitel Gelegenheit gehabt, auseinanderzusetzen, und ich will hier nur noch hinzufügen, daß die Institution des „Reisenden" für das Geschäftsleben auch dadurch von höchstem Vorteil ist, daß er aus eigener Anschauung den Bedarf des Platzes, die Kreditfähigkeit jeder Kundschaft kennen lernt und sein Haus nach beiden Richtungen am besten zu informieren imstande ist.

Zu dieser, mehr die Technik des Absatzes betreffenden Umänderung trat jedoch noch eine andere, viel wichtigere im inneren Betriebe eines großen Teiles unserer Kaufleute: die Einführung der *Manipulation*. Begonnen hat sie in der Textilbranche; die Fähigeren unter den Kaufleuten haben, anstatt ausschließlich Ganzfabrikate zu kaufen, angefangen, selbst färben, drucken und appretieren zu lassen. Schon dadurch hatten sie keine ganz und gar deklarierten Artikel in der Hand, sondern individuelle Ware, die nicht mehr so scharf gekennzeichnet war und besseren Verdienst ermöglichte.

Am interessantesten und wirksamsten zeigte sich die veränderte Richtung innerhalb des großen Handels mit bedruckter Kottonware. Die großen und kleinen Händler dieser Branche, welche, wie erwähnt, bisher von den wenigen österreichischen Kottondruck-

fabriken geradezu ausgebeutet worden waren, machten sich jetzt unabhängig; jeder von ihnen stellte sich in den viel höher als in Österreich stehenden Lohndruckereien am Rhein, im Elsaß eine exklusive Musterkollektion zusammen, nach der er österreichische Rohware, insolange der Veredlungsverkehr bei uns dies gestattete, dort bedrucken ließ. Dadurch wurde er den Kunden gegenüber genau so Fabrikant wie Kosmanos und Neunkirchen.

Diese ganze Zwischenstufe hat in unserem Verkehr eine große Ausdehnung erlangt; die Mitglieder dieser Branche haben in Wien zur Vertretung ihrer Interessen einen eigenen Verein gebildet, und ein mir von seinem Obmann zur Verfügung gestelltes Verzeichnis weist an 200 Firmen auf, welche überhaupt kein Ganzfabrikat mehr kaufen, sondern nur Waren verkaufen, welche sie auf diesem Wege herstellen. Selbstverständlich gibt es aber außerdem in nicht bestimmbarer aber großer Zahl sehr viele Kaufleute, welche neben ihrem Handel diese oder jene Artikel ihres Lagers „manipulieren".

Ausnahmslos hat diese neue Kombination, die Aufnahme der Erzeugung mit in den Handel, auf sein Erträgnis gegen die frühere Dürre befruchtend gewirkt, aber sie hat noch eine andere große und wichtige Folge gehabt, welche innerhalb des jüdischen Kaufmannstandes die Konkurrenz und damit das Angebot in der allererfreulichsten Weise vermindert, die Möglichkeit des Nutzens erhöht hat. Aus dem Kreise der Manipulanten hat sich nämlich eine bedeutende Schichte jüdischer Fabrikanten herausgebildet; die klassischen Typen derselben sind Firmen wie Lederer & Wolf, Hermann Pollaks Söhne usw.

Diese aus der Manipulation in den letzten Dezennien hervorgegangene Umbildung von jüdischen Kaufleuten, speziell Wiens, zu Fabrikanten bildet jedoch nur einen Teil der Zuwendung der Juden ganz Österreichs zur Industrie. Sie hatte schon in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen. Welche Stufe sie in Wien bis zum Schlusse des Vormärz erreichte, habe ich schon früher angegeben.

Es dürfte dem Leser nicht unwillkommen sein, zu erfahren, wie es damit außerhalb Wiens, in der Provinz sich verhielt.

Gehen wir also vorerst nach Mähren, d. h. Brünn. Die

Brünner Industrie bestand zu jener Zeit — 1840—1848 — aus einigen hundert Webern alten Stils, kleine Betriebe mit Handstühlen. Das Gewerbe war zünftig und auch nicht ein Jude unter ihnen zu finden, da Brünn zu jener Zeit den Juden noch viel strenger verschlossen war als Wien. Neben diesen Hunderten von Webern bestanden schon sieben eigentliche Fabriken mit Dampfbetrieb und einer größeren Anzahl von Arbeitern, unter ihnen drei im Besitz von Juden: L. Auspitz Enkel, Brüder Popper, Salomon Strakosch. Die Besitzer der ersten, die Familie Gomperz, hatte schon zu Beginn des Jahrhunderts für Brünn die „Toleranz" erhalten. Die zwei letzteren, welche erst durch das erworbene landesfürstliche Privilegium in deren Besitz gekommen, waren aus den Butschowitzer Juden hervorgegangen, deren Wollwarenerzeugung knapp vor den Toren Brünns schon damals eine wesentliche Ergänzung der Brünner Erzeugung bildete; von Haus aus waren auch sie Krämer und Hausierer gewesen; als Juden konnten sie sich mit ihrer Erzeugung in Brünn nicht etablieren, sie brachten also jeden Montag ihre Ware dahin zum Verkauf. Den Beginn dieser Butschowitzer Erzeugung kann ich nicht mehr auf das Jahr angeben; ich schließe aus vielem, daß er nicht weit zurückreicht. Seit dieser Zeit haben sich durch die Freizügigkeit und Gewerbefreiheit des Jahres 1859 die Verhältnisse des Platzes vollständig gewendet. Die damaligen Butschowitzer sind große Fabrikanten geworden; eine jüngere Generation ist hinzugetreten, die Hunderte zünftiger alter Weber mit ihren unzeitmäßigen Betrieben sind verschwunden. Brünn zählt heute 42 große Textilbetriebe und diese sind, bis auf vier oder fünf, durchwegs in Händen von Juden. Noch ist zu erwähnen, daß Boskowitzer Juden — die Löw-Beer in zwei Zweigen — welche in Brünn den Garnhandel betrieben hatten, ungefähr um das Jahr 1840 selbst Spinnereien in Zwittavka und Elisenthal errichteten; heute sind sie große Brünner Fabrikanten.

Sehen wir die weiteren Tuchplätze Mährens an: in Teltsch bestand in jüdischen Händen die schon bei der ersten Vorführung Biedermanns erwähnte Feintuchfabrik, eine Konkurrenzfirma von Schöller, Offermann & Namiest. Da Biedermann überhaupt erst zwischen 1815—1820 von Preßburg nach Wien übersiedelte, so

kann sie nicht früher gegründet worden sein; wahrscheinlich viel später. In Weißkirchen ist eine Fabriksgründung durch einen Juden Heller, anfangs der vierziger Jahre geschehen.

Ein anderer Kreis jüdischer Fabrikanten ist in dem böhmisch-mährischen Gebiet — Iglau, Polna, Battelau — aus der Kommißtucherzeugung für das Ärar entstanden. Dort arbeiteten Hunderte von kleinen Tuchmachern, welche diese Kommißware erzeugten, aber durch die Kleinheit ihres Betriebes — jeder einzelne hatte nur wenige Stühle — dem Ärar als Lieferanten wenig konvenierten. Als geeignete Vermittler fanden sich jüdische Kaufleute, welche mit dem Ärar Verträge auf große Quantitäten abschlossen, die Aufträge an die Tuchmacher hinausgaben, die Mittel beistellten, für die richtige und rechtzeitige Herstellung sorgten und dann die kontrahierten Qualitäten ablieferten. Aus diesen Lieferanten entstanden dann Fabrikanten, die ihre eigene Ware verkauften. Die älteste Firma dieser Art war Enoch Kern, welche schon Ende der dreißiger Jahre entstanden sein dürfte. Die späteren Firmen dieser Branche, Elias Hellmann, Münch, Böhm usw. datieren nach meiner Erinnerung aus der Zeit von 1848—1849 und des Krimkrieges 1854. Eine spezielle Armeetuchfabrik in jüdischen Händen ist mir schon aus der Zeit der Franzosenkriege und zwar aus Proßnitz bekannt: Ehrenstamm; sie ist später, etwa in den dreißiger Jahren zugrunde gegangen. Das Fabriksgebäude gehört heute der Firma M. & J. Mandl. In Proßnitz bestand aber um 1840 eine andere große Industrie, für uns schon dadurch interessant, daß sie durchaus in jüdischen Händen war; die Barchentindustrie, die Erzeugung jenes schon bei den Fuggern erwähnten, ursprünglich reichsdeutschen, auf dem ganzen europäischen Kontinent verbreiteten Artikels.

Diese deutschen Barchente waren auch einer der Importe nach Österreich, und als sie wegen der Prohibition nicht mehr eingeführt werden konnten, wurden sie von der neu entstandenen Wiener Vorstadtindustrie in feinem, gutem Baumwollgewebe imitiert.

Die Proßnitzer Barchentweberei verdankt ihre Entstehung dem Umstande, daß die dortigen jüdischen Händler die feinen Barchente der Wiener Vorstadterzeugung, welche sie für ihren Bedarf zu kaufen gewohnt waren, in ihrem Wohnorte nach den Wiener

Mustern in ordinärem Material durch die dortigen, nach dem Untergange Ehrenstamms brotlos gewordenen Tuchweber außer Hause herstellen ließen. So wurden sie Fabrikanten, wenn auch ohne eigene Fabrik.

Wann kann diese Fabrikation begonnen haben? Die sämtlichen Fabrikanten dieser Art: die verschiedenen Back, Zweig, Singer, Abraham Wolf, Kalman Kohn, Hermann Schwarz waren, als ich sie kennen lernte, schon alte Leute. Frühere Namen sind mir trotz meiner Forschung nie genannt worden. Der Wiener Barchent, das Vorbild des Proßnitzers, ist erst in der Franciscеischen Zeit, eine Reihe von Jahren nach Einführung des Prohibitivsystems entstanden. Weiter zurück reicht also diese jüdische Fabrikation nicht. Einen dieser Händler, welche diese Industrie geschaffen, nämlich den schon erwähnten Kalman Kohn, habe ich noch gekannt, als er, obwohl schon ein großer Fabrikant und reicher Mann, seinen Handel dennoch beibehalten hatte und auf dem Brünner Markt in einer großen Hütte ein sortiertes Manufakturwarenlager unterhielt. Auf der einen Seite unterhandelte er mit den Vertretern der Spinnereien über die größten Garnabschlüsse, auf der anderen Seite verkaufte seine Frau Kattune, Leinwand, Seidenware usw. nach Stück und Elle. Die Barchentindustrie hatte einen großen Umfang erreicht, beschäftigte alle Dörfer meilenweit um Proßnitz herum; eine zweite nicht unbeträchtliche Nebenerzeugung war in Zwittau entstanden. Dort lernte ich auch seinerzeit die einzige christliche Firma dieser Branche (J. Sigmund & Sohn) kennen. Seit den sechziger Jahren ist die Herstellung dieses Artikels durch die Konfektion ganz und gar verdrängt worden. Der Lohn nämlich, welcher in der Weberei gezahlt wurde, war ein so schändlicher, daß sie der Schneiderei weichen mußte, ein Gegenstand, auf den ich noch Gelegenheit haben werde, zurückzukommen.

Soweit Mähren.

Schlesien: In Bielitz, dem hauptsächlichsten Industrieorte dieser Provinz waren die Juden nicht direkt Fabrikanten; sie nahmen von altersher eine, den Wiener Manipulanten ähnliche Stellung zwischen Handel und Fabrikation ein; sie kauften die von den Webern erzeugten weißen Loden und ließen sie genau so wie die Weber selbst es taten, in den großen Färbereien färben

und appretieren. Der auf diese Weise hergestellte Artikel war das Bauerntuch, das von den jüdischen Händlern dann in Pest während- und außerhalb der Märkte massenhaft verkauft wurde, während die orientalischen Tuche schon damals von eigentlichen Fabriken erzeugt und exportiert wurden. Ende der dreißiger Jahre gesellte sich zu diesen exportierenden Fabrikanten, welche alle Christen waren, ein Jude Ignatz Baum, ein genialer Mann, welcher die anderen alle überflügelte. Mit der sich stetig fortsetzenden Abnahme der nationalen Tracht, auch auf dem flachen Lande, ist die Erzeugung des Bauerntuches am dortigen Platz stark zurückgegangen; hingegen ist er zu einem solchen umgestaltet worden, welcher auch und zwar in glänzender Weise Modewaren fabrizierte, und hierbei waren namentlich Juden mit tätig; sie zählen dort zu den besten Fabrikanten dieser Artikel.

Böhmen: In Reichenberg sehen wir im Vormärz Hunderte von Tuchmachern, auch schon eine stattliche Anzahl von Fabriken alten Datums mit altem Export nach dem Orient (Fränkler, Demuth, Sigmund, Neuhäuser usw.). Die Juden waren dort nur Wollhändler.

Erst in neuerer Zeit ist eine Änderung eingetreten. Jüdische Kaufleute wurden Fabrikanten und nahmen an der Einführung modernster Modewarenerzeugung Hauptanteil. In verschiedenen anderen Orten Böhmens in Nachod, Hořic, Rothkosteletz usw. sind schon verhältnismäßig frühzeitig aus jüdischen Händlern mit Rohkottonen (Leopold Abeles, Daniel Pick, Oberländer usw.) Fabrikanten geworden; insolange auf Handstühlen gearbeitet wurde, war das Kaufen der in der Heimarbeit erzeugten Ware unbedingt konvenabler als die eigene Fabrikation. In dem Momente aber, da der mechanische Stuhl aufkam und der Konsum die durch ihn erzeugte gleichmäßigere, bessere Ware verlangte, waren die bisherigen Händler gezwungen, selbst moderne Fabriken mit Dampfkraft und allen sonstigen modernen Hilfsmitteln zu errichten.

Die in Prag durch jüdische Händler entstandene österreichische Druckindustrie habe ich schon im zweiten Kapitel vorgeführt.

Neben und nach diesen großen Prager Druckfabriken haben in der böhmischen Provinz eine Reihe jüdischer Händler gleichfalls

solche kleinere Etablissements gegründet, von denen eines, jenes der Brüder Biach in Böhm. Leipa im Laufe der Zeit so groß geworden ist, daß sie das größte und vornehmste Unternehmen dieses Zweiges — Kosmanos — nach dessen allmählichem Niedergange in sich aufgenommen hat.

Von den anderen Provinzen, Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Kärnten, Krain, Tirol und Vorarlberg können wir ganz absehen; dort gab es überhaupt keine Juden mit der einzigen Ausnahme von Hohenems, wo die Druckfabrik der Brüder Rosenthal entstanden ist und sich, wenn auch unter verschiedenen Wandlungen, bis heute erhalten hat.

Das wäre also in kurzem Umrisse die Entstehung der jüdischen Fabrikantenwelt in der Provinz und der Stand, zu welchem sie schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelangt war. Seither, bis zur Gegenwart, hat sie, und zwar fast in allen Zweigen der Industrie, eine Ausdehnung erreicht, und nimmt in der ganzen industriellen Welt einen perzentuellen Raum ein, welchen ich in einer Gesamtrechnung auf kaum weniger als 15—20% schätzen muß; eine Behauptung, die ich — wenn mir die Zeit noch dazu gegönnt sein sollte — auch durch eine eigene statistische Studie zu begründen hoffe.

Ich bin aber mit diesem Thema noch nicht zu Ende; außerhalb nämlich jener Zweige, welche man gemeiniglich als Fabriksindustrie ansieht und bezeichnet, haben die Juden seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Branche geschaffen, welche früher nie bestanden, durchaus in ihren Händen geblieben ist und durch sie eine Ausdehnung erlangt hat, daß sie eine wichtige Stelle einnimmt. Das ist die Engroskonfektion und zwar in ihren beiden Hälften: jener für den Bedarf unseres eigenen Reiches und jener des Exports. Alle, sei es auf dem einen oder anderen Gebiet, Tätigen sind aus dem Handelsstand hervorgegangen, sind — ich weiß nur eine einzige Ausnahme — Kaufleute gewesen; aber mit einer merkwürdigen Variante, welche deutlich zeigt, wie wenig sich das Wirtschaftsleben an bestehende Schablonen oder an den vom Gesetz geschaffenen Rahmen binden kann. Der Artikel hatte weder im heimischen Engrosverkehr noch im Export bestanden. Er war nicht zu kaufen und so mußten denn alle diese Händler sich ihn

selbst erzeugen und zwar wieder in einer Weise, die sie von den „Manipulanten“ in der Manufakturbranche wesentlich unterscheidet.

Der Manipulant läßt die Rohware, welche er in der Weberei kauft, zumeist direkt an die Färberei, Druckerei, Appretur gehen, wo sie nach seiner Ordre zu einem Ganzfabrikate wird; erst als solches gelangt sie in sein Magazin und zum Verkauf. Er hat also mit der Erzeugung sich selbst gar nicht beschäftigt. Der Konfektionär hingegen kann, wenn er reussieren will, absolut nichts anderes tun als die Stoffe beziehen und in seinen Magazinen und Werkstätten die erste und wichtigste Hälfte der Erzeugung, die Voraussetzung der zweiten vornehmen: nach seiner Einteilung und Vorschrift, unter seiner stetigen direkten Leitung müssen seine technischen Bediensteten mit oder ohne Maschine die Ware zuschneiden. Nichtsdestoweniger sind alle diese Engroskonfektionäre prinzipiell und durchaus Kaufleute, und dem ganzen Charakter ihrer Geschäfte wohnt ein durchaus kaufmännischer Habitus inne. Die beiden Zweige sind durchaus und ganz Produkte jüdischen Handelsgeistes.

Der Weg, auf welchem diese Händler zu Konfektionären geworden sind, war je nach den beiden Hauptzweigen ein verschiedener, was sich aus den ungleichen Bedingungen für den Absatz erklärt. Sie sind wohl in dem einen oder anderen Etablissement zu dieser oder jener Zeit miteinander kombiniert worden, aber diese Verbindung war weder in der Branche durchgreifend, noch in den einzelnen Betrieben andauernd; sie blieben und sind — heute mehr als je — der Hauptsache nach voneinander geschieden, und ihre Entstehung muß darum auch getrennt dargestellt werden.

Beginnen wir mit dem Engroshandel für das Heimatland.

Begonnen hat dieser nicht in Wien, sondern zu allererst unter den Trödlern der Preßburger Judengasse, die, veranlaßt durch den Mangel an ausreichender alter Ware, also in einem ähnlichen Prozesse wie in jenem für Wien geschilderten, sich genötigt sahen, für ihren Bedarf billige neue Ware herzustellen; bald aber dazu gelangten, dieselbe an andere Geschäftsgenossen, namentlich auf dem Pester Markte zuerst an die Händler der ungarischen Städte

und Orte, dann aber und in immer weitere Kreise, in die Donaufürstentümer, nach Konstantinopel usw. zu verkaufen. Sie gelangten zu einem großen Absatz, zu einem blühenden Geschäfte, welches bis in die sechziger Jahre sich immer steigend erhielt, dann aber durch die Konkurrenz des Proßnitzer Platzes allmählich zurückwich und zuletzt ganz aufhörte. Dort hatte anfangs der vierziger Jahre ein kleiner Mann, namens Mandl, einen Handel mit alten Kleidern geführt. Er nahm den Sohn zu sich in den Laden. Der Junge besaß einen eminent großzügigen Geschäftsgeist und fing an, statt dem Einkauf von altem Trödel nachzugehen, billige, neue Ware zu erzeugen. Mit dieser seiner fort und fort wachsenden Erzeugung verdrängt der junge Mann, wie schon erwähnt, nach und nach die ganze Barchentweberei, die sich in die ärmsten Gebirgsgegenden zurückzog. Schritt für Schritt, aber dennoch in raschem Tempo, hatte dieser Proßnitzer Konfektionär diejenigen, welche den Artikel einzuführen bereit waren, Trödler, kleine Kaufleute usw. zuerst in Böhmen, Mähren, Schlesien, dann in den Alpenländern, weiters in Galizien, zu seinen Kunden gemacht und dann — die Grenze überschreitend — auch die ungarische Klientel der Preßburger erobert.

Er hatte schon in den fünfziger Jahren allüberall, wo man Kleider brauchte, einen solch weitverbreiteten Ruf, daß nach dem Krimkrieg die türkische Regierung — allerdings nur für ein Jahr und für dies eine Mal — ihm die Bekleidung ihrer Armee übertrug. Gegen diese sozusagen elementare Kraft konnten die Preßburger nicht standhalten, die größeren Firmen stellten die Arbeit ein, es arbeiteten nur noch einige kleinere. Inzwischen hatte diese Engroskonfektion in Wien selbst begonnen und zwar dadurch, daß die Proßnitzer Firma zwar ihre Erzeugung dort behielt, aber Wien zu ihrer Verkaufsstätte machte und zu dem Zwecke ihr Haus hier etablierte.

Vor dieser Etablierung war in Wien kein Engroskleidergeschäft — weder Verkauf noch Erzeugung — vorhanden gewesen; von da an aber begann es sich zu entwickeln. Die Firma Mandl sah nämlich bald die Notwendigkeit ein, auch in Wien selbst zu erzeugen, und diese Erzeugung auf dem hiesigen Platze für den Bedarf der Provinzen wurde immer bedeutender.

Einer der wenigen noch in Preßburg Arbeitenden, L. Todesko, ein dem Proßnitzer kongenialer Mann, war dessen Beispiel gefolgt und hatte sich gleichfalls in Wien etabliert. Vorerst mit einem Artikel, den er selbst geschaffen hatte, nämlich mit dem der speziellen Kinder- und Knabenkleidung. Bis dahin hatte die Kostümierung unserer Kleinen wenig Beachtung gefunden; für die jüngsten stach man sie in der Regel im Hause selbst notdürftig zusammen oder kaufte sie in billigster Ware beim Pfaidler. Wuchsen sie heran, so ließ man für sie vom Schneider geringster Kategorie dieselbe Tracht anfertigen wie für die Erwachsenen — trugen doch selbst die ganz kleinen Knaben zu ihrer Sonntagskleidung Zylinderhüte, was uns heute sehr komisch anmuten würde, damals aber niemandem auffiel. In Paris war eine eigene Kindermode durchgedrungen und waren eigene Etablissements — Godcheaux und andere — für sie entstanden. In Wien waren Kinderkostüme nur von den obersten Schichten gekannt und verlangt; hergestellt wurden sie zum Teil von einigen Damenkonfektionären und einem einzigen Schneider — Migotti — in der Kärthnerstraße, und immer zu Preisen, welche sie dem Mittelstande unzugänglich machten. Dieser Preßburger hatte nun die Idee, dieses Kindergewand — man hatte dafür den Namen Matrosenanzüge gefunden — zu demokratisieren, sie durch eine billige Herstellung zu einem allgemeinen Handelsartikel zu machen. Er schlug damit vollständig ein, begnügte sich aber nicht mit diesem Erfolge, sondern fügte, gleichfalls als selbständige Abteilung Knabenkleider hinzu, und als er auch mit diesen reussierte, nahm er die ganze Erzeugung für alles, was männlich war, auf.

Ihm folgten dann aus Preßburg die Söhne und Enkel der ersten Gründer der Preßburger Konfektion, in welchen die Tradition noch lebte und von denen zwei Linien noch heute in Wien arbeiten.

Im Verlaufe der letzten Dezennien sind in dieser Branche nicht weniger als 40 Unternehmungen zugewachsen. Der Absatz erstreckt sich über ganz Cis- und Transleithanien; jenen nach den ungarischen Provinzen kennen wir aus der Verkehrsstatistik; er betrug im Jahre 1913, dem letzten Jahre, für welches ein Ausweis veröffentlicht wurde, in runder Zahl und inklusive Damen-

und Mädchen-Kleidung nicht weniger als 53000000 Kronen. Der Konsum Cisleithaniens an dieser Wiener, resp. Proßnitzer Konfektion ist nicht festzustellen; ich schätze ihn aber — bei der ungleich größeren Konsumfähigkeit der diesseitigen Reichshälfte — höher als den der ungarischen Provinz. Die Engroskonfektion zu schaffen, sie bis zum heutigen Umfang auszudehnen, war, genau so wie bei der Detailkonfektion, nur möglich gewesen, weil der Boden für sie, die Stückmeisterei, schon bestand. Die Geschichte dieser Stückmeisterei kann ich auch hier nicht geben und muß mich auf die schon erwähnte Studie berufen. Nur eines ist festzustellen: die für das Engrosgeschäft zur Befriedigung des heimischen Bedarfes notwendige und genügende Ausweitung der Stückmeisterei war, bevor noch dieselbe in Wien begonnen hatte, durch die Exportkonfektion hervorgerufen und durchgeführt worden. Diese Exportkonfektion hatte nämlich der Zeit nach früher an ganz anderen Orten und in durchaus anderer Art begonnen und ist bis zum heutigen Tage bei dem ursprünglichen System geblieben, die erzeugte Ware nicht an Zwischenhändler abzugeben, sondern selbst auf Plätzen, wohin die Ware exportiert wird, zum Verkauf an den unmittelbaren Konsumenten große und immer größer werdende Detailmagazine zu errichten.

Der durch die Annahme der europäischen Tracht durch die Bevölkerung der Städte am Balkan entstandene Bedarf wurde zuerst von Pest aus befriedigt. Einzelne Pester Schneider errichteten in Bukarest und Konstantinopel Filialen, in denen sie die in Pest erzeugte Ware im Detail verkauften. Speziell diese Pester Etablierungen waren von keinem dauernden Bestand; ihnen folgten nach und nach eine bedeutende Anzahl kleinerer und größerer Händler, rumänische Juden, welche nicht nur in Bukarest und Konstantinopel, sondern auf allen Plätzen des Balkans, Jassy, Galatz, Braila, usw. gleichfalls Detailkleidermagazine errichteten, für welche sie auch in Pest die Ware herstellen ließen. Während die erstgekommenen Pester Schneider für die wohlhabenderen Schichten gearbeitet hatten, brachten diese rumänischen Juden Mittelware und entsprachen also dem allgemeinen Bedürfnisse. Ein Teil der letzteren, nämlich jene, welche ihr Geschäft in noch billigerer Ware machen wollten, hatten nicht den Pester Platz

aufgesucht, sondern waren nach Livorno gegangen, wo ungleich billigere Arbeitskräfte vorhanden waren und wo sie durch den Freihafenverkehr die billigen englischen Artikel zollfrei beziehen konnten; sie bildeten eine ganze Gruppe, deren zweite Generation ganz italianisiert war und die man in der Geschäftssprache allgemein die „Livorneser“ hieß.

Als in den Jahren nach dem Krimkrieg dieser Bedarf an moderner Kleidung am Balkan außerordentlich zunahm und all diesen rumänischen und Konstantinopler Kleiderhändlern der Budapester Platz weder für die Arbeitskraft, noch weniger für den Einkauf in Rohware genügte, waren sie in den Jahren 1856 bis 1866 ausnahmslos nach Wien übersiedelt. Ende der sechziger Jahre waren auch die „Livorneser“, welche durch die Hebung des Luxus in Konstantinopel zur Einführung der besseren Ware gezwungen waren, veranlaßt, für letztere in Wien Arbeitsstätten zu errichten. Und da bald darauf die italienische Regierung das Freihandelsprivilegium Livornos aufhob, während bei uns für die Konfektion der Veredlungsverkehr gestattet wurde, gaben diese Firmen Livorno vollständig auf und konzentrierten ihre ganze Erzeugung in Wien.

In dem nun folgenden Dezennium erweiterte sich unser Kleiderexport, allerdings nicht auf lange; vorübergehend nämlich gewannen wir Rußland und Griechenland. Allzubald aber haben wir durch die Einführung des Prohibitivsystems nicht nur diesen neu gewonnenen Export, sondern aus der gleichen Ursache auch unseren alten Markt in Rumänien wieder verloren, dafür aber war inzwischen die Levante und Ägypten neu angefügt worden. Speziell zur Eroberung der letzteren hatten sich in Wien zwei Firmen etabliert, von denen allerdings nur die eine Wiener, die andere rumänischen Ursprungs war.

Der ganze Verkauf österreichischer Kleider auf allen Plätzen des engeren und weiteren Orients ist überhaupt jetzt nur auf die Arbeit einiger weniger Firmen beschränkt. Von den Rumänen nämlich, welche diesen Erwerbszweig geschaffen haben, sind im Laufe von vierzig Jahren ein Teil weggefallen, ohne daß neue hinzugetreten wären, und einige von ihnen haben es konvenabler gefunden, statt zu exportieren, mit an der Versorgung unseres

inländischen Bedarfs sich zu beteiligen. Im Gegensatz zu ihnen hatten wiederum einige unserer Wiener Grossisten ihrem heimischen Engrosgeschäft den Export angefügt, den Orient ständig bereisen lassen und an die dortigen griechischen Kleiderhändler ihre Ware abgesetzt, aber nach wenigen Jahren diesen Zweig fast ganz wieder aufgegeben. Die größte dieser Firmen hatte in Moskau ein ständiges großes Etablissement in österreichischer Kleiderware etabliert; nachdem aber der Import derselben durch den Zolltarif unmöglich geworden, aus demselben ein russisches Geschäft gemacht, welches zwar einen großen Aufschwung genommen hat, aber für unsere Industrie jede Bedeutung verloren hat.

Der ganze Wert des Exports in Herrenkleidern betrug im Jahre 1913 nach dem Zollausweise: Post „Kleidung" (regulärer und Veredelungsverkehr) die Summe von 10758245 Kronen, Damenkleidung 9944289 Kronen. Diese Summe steht allerdings hinter dem Wert der nach Ungarn geschickten Ware weit zurück. Kalkulieren wir den Absatz der Wiener Grossisten nach Cisleithanien auch nur mit der gleichen Höhe wie den des Absatzes nach Ungarn, summieren wir dann die drei Posten des Wiener Absatzes überhaupt, so ergibt sich ein Betrag, welcher den Konsum der Wiener Bevölkerung in Herrenkleidern — wenn man den großen Perzentsatz der kleinen und kleinsten Kinder, der ganz alten Leute, der allerletzten wenig oder gar nicht kaufkräftigen Schichten, wie Taglöhner und dergleichen berücksichtigt — viel mehr als um das Doppelte, vielleicht um das Dreifache überragt. Die Herstellung und der Absatz aller dieser großen Posten kommen, da auch Proßnitz der Hauptsache nach für Wien arbeitet, nahezu ganz auf Rechnung der Wiener Konfektionsfirmen. Wien und seine Bevölkerung haben also wirtschaftlich gewiß keine Ursache, mit den Juden, welche diese Konfektion geschaffen, irgendwie zu hadern.

An dieses Engrosgeschäft in Herrenkleidern schließt sich das auch nicht unbedeutende in Wäsche. Die Entstehung der Wäschekonfektion überhaupt und die Art, wie aus dem Hausfleiße die gewerbsmäßige Herstellung derselben, sowie das Platzdetailgeschäft entstand, habe ich schon früher ausgeführt. Aus diesem modernen Detailgeschäft, natürlich nicht etwa aus dem alten Pfaidlergewerbe

heraus, hat sich, wieder durch Juden, ein Engrosgeschäft entwickelt. Einzelne der Detaillanten haben angefangen, an den Provinzkaufleuten Kunden zu suchen und zu gewinnen; dann haben Manufakturisten des alten Bienenkorbes, später des Kaiviertels neben ihrem Geschäfte sich dieses Artikels mitbemächtigt, diesem Absatze eine größere Ausdehnung gegeben, namentlich nach den Balkanländern und dem weiteren Orient exportiert. Im weiteren Verlaufe haben sich einzelne Grossisten diesem Zweige ausschließlich gewidmet, sind von der Stücknäherei, d. h. von der Herstellung außer dem Hause zur konzentrierten Fabrikationsweise übergegangen. Der Vorgang war kein durchaus gleichmäßiger. Er war im Export langsamer als im heimischen Absatz und hat erst in den letzten Dezennien zu den richtigen Erfolgen, namentlich auch in der Levante und in Ägypten zur wirksamen Konkurrenz gegen die bis dahin dort ausschließlich geführte französische Wäsche geführt. Das Hervorragendste in dieser Richtung ist allerdings erst durch eine Prager Firma J. & L. geleistet worden. Das Haus hat diese Stufe einzig und allein durch innere Leistungsfähigkeit, durch rationelle Herstellung und Betriebsweise, durch die Anschmiegung an den fremden Geschmack und Bedarf erreicht und ist doppelt merkwürdig dadurch, daß es sich aus den minimsten Anfängen, aus einem kleinen Detailladen entwickelte und heute den größten Berliner Wäschefabriken mehr als ebenbürtig ist.

Ähnlich wie die Konfektion und Wäsche haben auch andere Artikel jüdischen Kaufleuten Gelegenheit gegeben, auf dem gleichen Weg primitive Gewerbe ganz oder zum Teil zu bedeutenden Handelszweigen umzugestalten. Als ein Beispiel — eines für noch manche andere — will ich die Regen- und Sonnenschirmerzeugung anführen. Der Schirm ist kulturhistorisch als Schutz gegen die Sonnenglut in Asien und in Mexiko entstanden — in der kaiserlichen Schatzkammer befindet sich heute noch der kunstvolle Schirm des Kaisers Montezuma — und war in Europa, zuerst in Italien, während der Renaissancezeit nachgeahmt worden. In unseren kühleren und regenreicheren Gebieten fand er jedoch eine größere Anwendung als tragbares Regendach, als Parapluie, gegen welches der Sonnenschirm vorerst stark zurücktrat; die fran-

zösische, ganz allgemein gewordene Bezeichnung deutet darauf hin, daß wir es über Frankreich bekommen haben. In Wien wurde schon im 18. Jahrhundert die Erzeugung von Sonnen- und Regenschirmen zu einem nicht zünftigen, sondern freien, dem Parapluiemachergewerbe, welches von Drechslern, die ja zur Ausführung der Hauptsache, des Gestelles, die Berufenen waren, begonnen wurde. Letzteres war plump genug, an dem gedrehten dicken Holzstock oder Bambus befestigten sie Spannstangen von geschnittenem spanischen Rohr, später von Fischbein und Spreizstangen aus Eisen. Exemplare dieses primitiven Erzeugnisses, überzogen mit grellem, rot und blau buntgeränderteem Baumwollenstoff, konnte man noch Ende des vorigen Jahrhunderts unter den wohlhabenden Bäuerinnen, bei denen sie Aufnahme gefunden hatten, allenthalben sehen.

Mit dem unter den Damen steigenden Luxus wurde die Nachfrage nach Sonnenschirmen häufiger. Diese mußten natürlich leichter und feiner hergestellt werden, was auch die Erzeugung des Regenschirms verbesserte und verfeinerte.

Von den bekannteren Schirmmachern, welche hier schon in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dieses Gewerbe betrieben, Läden in der Stadt besaßen, Winkelmann, Bänko, Rademacher, Hummel (dieser besaß schon ein Patent auf eine Vorrichtung, um den unaufgespannten Schirm schlanker zu gestalten) Matz, bestanden die drei ersten noch bis in die sechziger Jahre.

Die Schirmmacher hatten es schon sofort nach dem Entstehen des Gewerbes aufgegeben, sich die Stöcke selbst zu drehen, die spanischen Rohre und Fischbeine zu teilen; die Anfertigung der Gestelle wurde ein eigenes Gewerbe. Die Schirmmacher fanden es viel bequemer und konvenabler, diese Gestelle zu kaufen und in ihren Werkstätten von Näherinnen überziehen zu lassen. Bald aber begannen sie — namentlich durch den steigenden Bedarf veranlaßt — statt ihre Werkstätten zu vergrößern, die Arbeit außer Haus an Stücknäherinnen zu vergeben; dies führte natürlich und unvermeidlich dazu, die Werkstatt, welche dem an den Verkauf im Laden gebundenen und hauptsächlich interessierten Geschäftsmanne höchst unbequem sein mußte, aufzugeben und den ganzen Bedarf durch solche Stücknäherinnen herstellen zu lassen.

Dann kam die Nähmaschine und diese ließ wieder kleine Unternehmer erstehen, die sozusagen in Werk-, oder sagen wir Nähstätten eine größere Anzahl von Näherinnen vereinigten und für die Schirmgeschäfte der Stadt, wie der besseren Straßen der Vorstadt, die Näharbeit lieferten. Diese Schirmmacher waren auf diese Weise aus Handwerkern zu Kaufleuten und zwar zu Manipulanten geworden; denn sie schickten die gekauften Überzugstoffe, ohne sie zuzuschneiden, zugleich mit den Gestellen in die Werkstätten, welche dann gemäß Ordre und Kalkulation die bestimmte Anzahl der Schirme fertigstellen mußten.

Das war durchaus die Art der Herstellung, wie sie schon lange vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei all den obgenannten, wie ungenannten Schirmmachern die gleiche gewesen. Und genau so war auch die geschäftliche Tendenz bei allen die gleiche; sie waren Detaillisten, nur auf den Kleinkunden der Stadt rechnend. Nun suchte ganz ohne ihren Willen ein gewisser Engrosbedarf bei ihnen Befriedigung. Mannigfache Kaufleute in den größeren Provinzstädten, namentlich die feineren Modegeschäfte und eleganten Nürnbergerwarenhändler brauchten und begehrten diesen Artikel — sie konnten ihn zu Hause nicht beschaffen. Die wenigen dort ansässigen Parapluiemacher stellten noch immer nur die alte Bauernware her, von der ich schon eingangs gesprochen habe; nicht das, was Herr und Dame in der Stadt verlangten; die Provinzkaufleute suchten das elegante Parapluie darum gelegentlich ihrer Einkäufe in Wien zuerst bei den wenigen, von mir geschilderten Schirmhändlern der Stadt. Was sie bei ihnen fanden, war aber ganz ungenügend. Diese waren kleine Leute, nicht fähig, diesen Aspekten auf Absatz entgegenzukommen, blieben ängstlich bestrebt, jedes über den Bedarf des Kleinkunden hinausreichende Lager zu vermeiden und wollten sich auch nicht durch größere Einkäufe und Vergrößerung ihres Betriebes auf weiterreichende Bestellungen einrichten. In der Vorstadt waren eine kleine Anzahl Schirmmacher, die einen mit Laden, die anderen nur mit einem Manipulationslokal zur Bedienung anderer Schirmmacher, demnach schon zu einem kleinen Engrosgeschäfte gelangt. Ihre Kunden waren hauptsächlich die zahlreichen Ladenbesitzer in den Straßen Wiens, welche als Schirmmacher galten, aber ihre Waren fertig

kauften; und weiters die vielen Detailkaufleute Wiens, welche in ihrem Lager diesen Artikel führten. Aber diese ersten Engrossisten der Branche waren gleichfalls kleine Leute geblieben; sie befriedigten diese ihre Platzkundschaft zu wenig und hatten nicht die Mittel, ausreichend zu kreditieren; mit dem entstehenden, immer größer werdenden Bedarf der Provinz hatten und fanden sie keine Fühlung. Natürlich konnte und mußte die also geschilderte Lücke nur von Juden — die bisher charakterisierten Schirmmacher waren alle Christen — ausgefüllt werden.

Der Erste, der die Lücke wahrnahm, verstand und aus ihr Nutzen zu schöpfen versuchte, war ein galizischer Jude, welcher aus Mailand nach Wien gekommen war, Abramo Zeller. Ohne auf ein Detailgeschäft zu reflektieren, etablierte er in dem Geschäftsviertel der inneren Stadt, einzig für den Engrosverkehr, eine Erzeugung in billigen Regen- wie Sonnenschirmen. Seine Mittel waren bescheiden, sein Geschäft darum nicht groß, aber der richtige Gedanke lockte ganz andere, viel größere Unternehmer. Zwei bedeutende Firmen aus der Nürnbergerwarenbranche, E. B. & Co. und M. & J. Sch., dann eine Manufakturwarenfirma S. St. & S., welch letztere schon der Manipulationsbranche angehörte, nahmen den Artikel mit auf, erzeugten ihn im großen Maßstabe, führten ihn durch Reisende bei den Kaufleuten der ganzen Provinz ein, kreditierten ihn, der bisher selbst für Geld nicht zu haben war, in der liberalsten Weise. Der Bedarf wurde stark, wuchs über die Erzeugung weit hinaus; es kam eine dritte Firma, G. & Co., welche diesen Artikel schon als alleiniges Geschäft manipulierte; dann wieder andere und andere, bis dieser Zweig die heutige bedeutende Höhe — im inländischen Absatz — erreichte. Im Export erlangte er keine Bedeutung. Die Versuche hierin gingen über den Balkan nicht hinaus und noch vor einem wesentlichen Erfolge auf diesem Gebiete nahmen sie durch die Schutzzölle ein Ende.

Die letztgenannte Firma hatte, um den dahin gerichteten Absatz nicht zu verlieren, in Bukarest eine selbständige Erzeugung errichtet, doch hat dieses Etablissement nur einen österreichischen Eigentümer, aber nicht den Charakter eines österreichischen Geschäftes.

In gleicher Weise und durch gleiche Kräfte sind wir, nicht aus dem alten Handwerke des Kürschners heraus, sondern neben ihm und ihn weitaus überflügelnd, im Engrosbetriebe der Pelzwarenkonfektion zu, selbstverständlich wieder nur jüdischen Häusern gelangt, welche sich demselben ausschließlich widmeten und einen ausgedehnten Absatz erzielen; und ist neben dem Schuhmachergewerbe eine Schuhfabrikation entstanden, welche fast ausschließlich für den Export arbeitete, zu einem bedeutenden Absatz gelangte, bis die Prohibition ihn sehr einschränkte und die Fabrikanten zwang, auch auf das heimische Absatzgebiet zu reflektieren. Auch diese Schuhfabrikanten, von D. H. Pollak an, welcher Anfangs der sechziger Jahre die erste dieser Schuhfabriken gründete, bis zur Gegenwart sind Juden gewesen. Die Christen bildeten hier nur Ausnahmen; unter letzteren eine von einiger Bedeutung B. in Trebitsch.

Doch glaube ich, diese Schilderungen nicht weiter fortsetzen zu sollen. Selbst in dieser knappen Vorführung nur vereinzelter Handelszweige gestatteten sie mir mit einer, für meine Ansicht verstärkten Beweiskraft auf ein von mir gleich anfangs in der Zeichnung des Ghetto berührtes Thema zurückzukommen: die Juden sind Kaufleute, ihre Stellung inmitten der Gesamtbevölkerung hängt also wesentlich von der Wertschätzung ab, welche sie dem Handel im allgemeinen zumißt. Und diese ist bei uns, wie ich schon bei Schilderung des Ghetto auseinandergesetzt habe, viel geringer als in den anderen Kulturstaaten, überhaupt viel zu gering.

Es zeigt sich in den hier angeführten Tatsachen, daß der Handel nicht nur eine das ganze Wirtschaftsleben *leitende*, und die Produktion *fördernde* Macht ist, sondern, daß er die Kraft besitzt, die wichtigsten Produktionen in seinem eigenen Bereiche, sozusagen mit eigener Hand in die Welt zu setzen und daß er darum mit Unrecht in den ökonomischen und sozialen Anschauungen weiter Kreise hinter der Schätzung der Industrie zurücktritt.

Und so will ich denn mit einer Kategorie von Kaufleuten schließen, schon dadurch besonders merkwürdig, daß sie nicht etwa wie die Konfektion und so weiter durch ein in der Bevölkerung selbst entstandenes Bedürfnis ins Leben gerufen worden ist, son-

dern dadurch, daß die ihr angehörigen ganz aus eigener Idee etwas geschaffen haben, was früher nicht bestanden hatte und noch nicht begehrt worden war. In England bildeten schon seit zweihundert, in Deutschland seit nahezu hundert Jahren die berufsmäßigen Exporteure, welche die Waffen für die heimische Produktion im Auslande führen, die höchste und oberste Klasse nicht nur der gesamten Kaufmannschaft, sondern der wirtschaftlichen Welt überhaupt.

In Wien verhielt es sich damit anders. Wenn irgend eine neue Ware, wie beispielsweise in den fünfziger Jahren die vielen Chenilleartikel in der Welt Mode wurden, und sie, welche sich speziell für die Wiener Vorstadtweberei eigneten, von unseren Vorstadtfabrikanten besonders glücklich hergestellt wurden, so blieb dies natürlich in Paris, London, Hamburg und Neuyork kein Geheimnis; die dortigen Exporteure suchten uns auf und dadurch wurde auch der eine oder andere unserer Kaufleute veranlaßt, diese Konjunktur zu benützen; ein solcher war stets am Platze, kaufte, bestellte diese Chenilletücher im großen und verkaufte sie an die auswärtigen Kaufleute. Mit dem Eingehen dieser Mode war auch diese Exportepisode wieder zu Ende.

Die Kaufleute, welche es sich zum Beruf gemacht haben, mit unseren Kollektionen hinauszugehen, dabei den fremden Bedarf zu studieren und sich bemühen, seine Befriedigung in unsere Erzeugung einzuführen, fehlten darum ganz. Es ist heute kaum mehr glaublich, daß und in welchem Maße der Exporteur dem Mißtrauen begegnete. Ich erinnere mich, daß noch anfangs der sechziger Jahre, als ich einem Fabrikanten auf seine Frage: „wo ich mein Geschäft betreibe?" antwortete: „In Cairo auf der Mousky" er mir heiter entgegnete: „Haben Sie vielleicht auch ein Geschäft im Monde?" Das ist nun heute ganz anders geworden. Wir besitzen jetzt innerhalb der Wiener Kaufmannschaft nahezu fünfzig Firmen, welche sich ausschließlich dieser so eben gezeichneten Tätigkeit widmen. Diese Exporteure sind Kaufleute, hervorragend an Intelligenz, Leistungsfähigkeit und Leistung, welche der Wiener Kaufmannschaft ein Element von meritorischem Werte und persönlicher Distinktion eingefügt haben. Von der Sache selbst, von der Bedeutung dieses neuen Elementes brauche ich wohl nicht

viel zu reden; aber in meiner Aufgabe liegt es, nicht zu verschweigen, daß auch genau so wie die Exportkonfektionäre diese Exporteure von dem in meiner Erinnerung ersten J. L. Mayer in der Mariahilferstraße an, bis zu den heute Tätigen mit nur seltenen Ausnahmen alle Juden gewesen sind.

Mit dieser letzten Gruppe will ich die Aufzeichnung jener die Situation innerhalb der Handelswelt — will also sagen, der jüdischen — bessernden und fördernden Veränderungen schließen, welche speziell dadurch entstanden sind, daß neue Handelszweige geschaffen, neue Elemente in die Kaufmannswelt eingefügt wurden.

Diese Förderung und Besserung ist aber auch von einer anderen ihr verwandten Seite gekommen. Die zahlreich entstandenen Bank- und sonstigen Kreditinstitute hatten die Tradition der vormals einzigen, der „Nationalbank", die Juden von ihrem Beamtenstand auszuschließen, verlassen und im Laufe der Jahre in dem ihrigen Tausende und Tausende derselben aufgenommen, wodurch der Überflutung des Kaufmannstandes mit jungen Leuten, welche ausnahmslos eine spätere Selbständigkeit aspirierten, entgegengewirkt und Schutz gegen eine ungesunde Konkurrenz geschaffen wurde, welche immer entsteht, wenn sich innerhalb eines und desselben geschlossenen Wirtschaftsgebietes allzu viele in ein und demselben Geschäftskreise bewegen. Diesen Schutz gewährte aber auch noch eine weitere erfreuliche Tatsache.

Der Geschäftsbetrieb der Juden in unserer Stadt hat sich überhaupt ausgeweitet, ist mannigfaltiger geworden; er beschränkt sich nicht wie in dem ehemaligen Bienenkorb zwischen Hohem Markt und Salzgries auf das Textilgeschäft, er hat in Branchen Stellung gefaßt, die ihm früher verschlossen waren oder auch nur schienen. Wer hätte früher je an einen Juden als Buch-, Kunst- oder Antiquitätenhändler, an jüdische Klavierfabrikanten, Elektriker, Gas- und Wasserinstallateure, Optiker, Mechaniker usw. denken mögen? Ebenso unbekannt waren sie als jüdische Architekten und Baumeister, Bauschlosser, Bautischler und jüdische Dachdecker — kurz der jüdische Erwerb innerhalb der einen großen Hälfte des Geschäftslebens ist nicht mehr ein exklusiv auf wenige Zweige beschränkter, er umfaßt alle, in welchen Intelligenz und Energie Raum haben. Ich muß aber zur Vervollständigung des Gesamt-

bildes einen Rückblick auf die zweite große Hälfte werfen, auf den Handel in den agrarischen Produkten und auf die Entwicklung, die er in der gleichen Periode genommen.

Das Interesse, welches die neu konstituierte Frucht- und Mehlbörse in der Geschäftswelt gefunden, zeigte sich auch sofort in der wachsenden Beteiligung an dem dort sich vollziehenden Verkehr. Die Zahl der statutarischen Mitglieder, welche die Börse im August 1869 konstituiert hatten, war bis Ende desselben Jahres auf 1006 gestiegen. Von 1870—1872 bewegte sich diese Ziffer zwischen 1100—1200. Von da ab bis zum Jahre 1879 sinkt sie nach der Konjunktur dieser Jahre, wenn auch nicht bedeutend; von 1880 an steigt sie wieder und bewegt sich von da ab bis zum Jahre 1901 um die Zahl von 1000. Hierbei sind die bald steigenden, bald fallenden Ziffern jener, welche zum ständigen Besuch der Börse berechtigt sind, ohne Mitglieder der Korporation selbst zu sein, nicht in Betracht gezogen.

Die Getreidebörse war in durchaus aufsteigender Bewegung. Sie schuf sich ein für den kontinentalen Handel maßgebendes Organ in dem Saatenmarkt. Trotz aller dieser Fortschritte ward es jedem Einsichtigen klar, daß die schwankende Position unhaltbar sei, welche eine Art Kriegszustand zwischen dem Vorstand der Börse und der ihr aufgedrungenen Magistratischen Leitung hervorgerufen hatte, jeden Schritt nach vorwärts hinderte. Der Krieg endete mit dem Siege der Börse über den Magistrat. Aber es mußte erst ein großes politisches Ereignis, die Zweiteilung des Reiches, die dualistische Scheidung Österreichs, vorangehen. Es war mit Sicherheit vorauszusehen, daß die Schaffung eines selbständigen Ungarns die Bedeutung seiner Hauptstadt ungleich vergrößern und verstärken, und damit ihr Getreidehandel die volle Unterstützung und Förderung von seiten der ungarischen Regierung genießen werde und man darum auch der Wiener Getreidebörse die volle freie Entfaltung gewähren müsse. Mit dem Erlasse vom 24. Juni 1869 erhielt die Wiener Börse endlich ihre Autonomie, ihre Selbstverwaltung zurück; am 24. Juli 1869 erfolgte die Konstituierung der Börsekammer als leitende Verwaltung und am 15. September die faktische Übergabe von seiten des Magistrats.

Von da an vollzog sich der stetige Aufschwung der Wiener

Getreidebörse, durch den sie den anderen europäischen Börsen gleichwertig geworden und welcher sich auch äußerlich durch die Schaffung des großen eigenen Heims in der Taborstraße markierte. Die Wiener Börse konnte den Saatenmarkt wieder auflassen, Wien war das ganze Jahr hindurch ein Saatenmarkt geworden. Auf der errungenen Höhe hielt sich der Wiener Getreideplatz bis in die neunziger Jahre; dann wurde aus dem Aufschwung ein Umschwung — viel weniger durch innere Wandlungen des Geschäftes als durch jene politische Strömung hervorgerufen, welche von den Agrarieren und ihren politischen Verbündeten ausgegangen war und mit ihren Zielen durchgedrungen ist. Das Börsenorganisationsgesetz vom Jahre 1901, das Verbot des Terminhandels 1902, der jetzt gesetzlich statuierte Eintritt der agrarischen Interessenten in die Leitung der Börsekammer, sind jene Erfolge der Agrarier, welche der Wiener Getreidebörse ihr früheres Leben genommen haben, ohne ihr irgend ein anderes geben zu können. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut“, sagt das Dichterwort. Der kaufmännische Geist hat den Palast in der Taborstraße gebaut, aber man hat den Geist aus ihm vertrieben. Stein und Eisen, noch so prächtig, können ihn nicht ersetzen. Er ist allerdings nicht gestorben, aber er hat sich nach Pest geflüchtet und wir sehen aus der Entfernung, wie er lebt und schafft.

In allen anderen Produkten aber ist das Geschäft in den Händen unserer Kaufleute geblieben. Sein Verlauf war ein normal steigender, in allen jenen Zweigen, welche im direkten Zusammenhange mit Klein- und Großbetrieb in Wien stehen, ein stets blühender; doch würde es mich zu weit führen, alle diese im Detail zu verfolgen.

Nur jener wichtige Artikel, Schafwolle, für welchen Wiener Juden ganz selbständig einen Markt, nicht zur Versorgung des Wiener Platzes, welcher in demselben keinen eigenen Bedarf besaß, sondern für die Fabriksplätze Böhmens und Mährens geschaffen hatten, schwand, wenn auch nicht ganz aus Wien, so doch, und zwar ohne das Verschulden dieser Händler, aus ihren Händen. In dieser Periode hat sich zuerst der Einbruch der ausländischen, der russischen gewaschenen, dann der Kap- und zuletzt der australischen Wolle vollzogen. In allen diesen Ländern,

namentlich aber im Kap und in Australien, herrschen für diese Produktion Bedingungen, die einen Wollpreis ermöglichen, gegen welchen die österreichischen Schäfereien nicht aufkommen konnten und darum zu bestehen aufhörten. Mit den inländischen Wollen verschwanden aber nach und nach die bisherigen Händler. Dieser ausländische Bezug war notwendig ein Geschäft des größten Kapitals; die Banken, welche sich bei ihren Geschäften mit ausreichender Verzinsung begnügen, bemächtigten sich dieses Zweiges, errichteten zu diesem Zwecke Warenabteilungen nicht nur auf den Fabriksplätzen, sondern auch, und hauptsächlich in Wien. In den ersten Dezennien dieser Entwicklung hatte die Leopoldstadt, sowohl in feinen, wie in geringen Wollen, einen sehr lebhaften Verkehr. In dem zweiten hatte dieser Prozeß begonnen, das große Geschäft liegt ganz in den Bankabteilungen und teilweise in Pest. Unter den Wiener Händlern besteht nur noch der kleine Handel mit geringen Wollen.

Ich konstatiere als gewissenhafter Chronist die Rückgänge auf diesen zwei Gebieten, zu denen noch hie und da andere, kleinere kommen mögen, die mir entgangen sind. Nicht die einen und nicht die anderen aber können das Urteil verändern, welches man über das Geschäftsleben der Juden und seine Geschichte in dieser Epoche fällen muß. Nicht mehr in dem engen Rahmen der früheren Zeit, sondern auf dem ganzen Wirtschaftsgebiete hatten die Juden schon damals Existenz, Stellung und — was das Erfreulichste — eine durch keine Macht aufzuhebende oder auch nur zu beschränkende Zukunft erreicht.

Ich beschränke mich in dieser Richtung auf das wenige, hier Gesagte. Wohl die meisten unter den älteren der Leser werden es sich aus eigenen Erinnerungen ergänzen können. Die Veränderungen in den öffentlichen Zuständen seit dem Jahre 1848 waren demnach für die Juden nach jeder Richtung, politisch wie ökonomisch, von der größten Wichtigkeit und zwar in günstiger Richtung gewesen, und ich habe mich bestrebt, sie durch die bisherigen Darlegungen klar zu machen.

Mit ihnen aber wäre das ganze Bild der Judenschaft jener Zeit nicht vollständig. Sie hatte ja noch immer, trotz und neben aller Annäherung an die Gesamtheit ein eigenes inneres Leben,

stellte sich, wenigstens zum großen Teil, als eine Gesellschaft mit eigenartigem Charakter dar.

Welche Veränderungen haben sich nun innerhalb dieser speziellen Gesellschaft gegen den im Zeitraum von 1848—1860 geschilderten Zustand in dem ihm folgenden, bis 1880, ergeben?

Ich werde mich bemühen, in dem nun folgenden, dem Schlusse vorangehenden sechsten Kapitel nur das Notwendige darüber zu erzählen.

6. Kapitel

Die jüdische Gesellschaft von 1860—1890

Das Geschäftsleben der Juden in Wien hatte, wie sich aus dem bisherigen ergibt, in der Periode von der Mitte der 60er Jahre aufwärts, trotz aller, zumeist durch politische Ereignisse hervorgerufenen Unterbrechungen extensiv und intensiv, d. h. an Ausdehnung und innerer Kräftigung gewonnen. Das mußte bei dem natürlichen Zusammenhange zwischen Erwerb und bürgerlicher Gesellschaft bei den Juden stärker als irgendeiner anderen Bevölkerung auch das Bild ihrer Gesellschaft beeinflussen.

Im allgemeinen blieb sie allerdings, was sie gewesen; sie war eine aus dem Geschäftsleben hervorgegangene bürgerliche Schichte, dem Erwerb, vorzugsweise dem Handel gewidmet und die Mitglieder derselben mußten weiter auch sozial alle jene Eigenschaften aufweisen, welche allüberall dem Kaufmannsstande eigentümlich sind.

Der Kaufmann ist nicht so stock- und starr-konservativ wie der Klein- oder Großbauer, nicht philisterhaft beschränkt wie der Handwerker; mit seinem Geschäft und Vermögen wird in der Regel seine Person wachsen, er kann selbst „ein königlicher Kaufmann" werden. Er ist in seiner Lebensführung freier, der Handel ist das beweglichste Element in der Volkswirtschaft, er braucht Freiheit, und durch psychologische Übertragung wird der Kaufmann in der Regel fortschrittlich gesinnt sein.

Das Anwachsen des jüdischen Handels hatte diese allgemeinen Eigenschaften bei den jüdischen Kaufleuten nur verstärken können. Es hatte nicht nur quantitativ eine starke Zunahme, eine große Ausdehnung des Geschäftes stattgefunden, sondern auch qualitativ waren innere prinzipielle Veränderungen vorgegangen, und diese

muß ich zuerst konstatieren. Sie waren zweifacher Art. Neue Geschäftszweige, die früher ganz unbekannt gewesen, waren entstanden und damit neue Kategorien von Geschäftsleuten auf dem Platze erschienen. Eine solche vergrößerte Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der Geschäfte und Berufe innerhalb einer Bevölkerungsschichte erzeugt allein schon ein regeres und bewegteres Leben im gesellschaftlichen Verkehr. Eine der stärksten und wirksamsten Änderungen in dieser Richtung ist durch die teilweise Umbildung der jüdischen Handelswelt zu Fabrikanten hervorgerufen worden, wie ich sie in ihrer ökonomischen Bedeutung schon gewürdigt habe.

Der teilweise Übergang des jüdischen Kaufmannsstandes zur Industrie hatte eine in ihrer Zahl stets wachsende Gruppe geschaffen, die sich von dem ausschließlichen Händlertum nicht nur durch größere Wohlhabenheit vorteilhaft unterschied. Die jüdische Geschäftswelt gewann hierdurch gewissermaßen eine soziale obere Klasse. Dazu fügten sich noch andere Elemente. Es ist nämlich zu verzeichnen, daß die Judenheit — und je weiter die Zeit fortschritt, desto mehr — aufhörte, ausschließlich aus den Männern von Scher und Elle, Getreide und Wollsack zu bestehen. Andere Stände und Berufe mischten sich in dieselbe! Nach Aufhören des numerus clausus Advokaten und Notare, mit dem Anwachsen der Bahnen und sonstiger großer Unternehmungen Ingenieure und Techniker, Maler und andere Künstler, Gymnasiallehrer und Universitätsprofessoren, mit jeder neuen Bank Direktoren und sonstige Beamte und schließlich die Mitglieder zahlreicher, den Juden bisher fremder höherer Gewerbekategorien. Verkehren die Mitglieder eines Geschäftszweiges, eines Berufes gesellschaftlich nur untereinander, so wachsen sie über ihren bisherigen Gesichtskreis nicht hinaus. Stehen aber Kaufleute mit Fabrikanten, diese wieder mit Juristen und Technikern, dann wieder mit Männern der Wissenschaft usw. in reger Berührung, so wird der Gesichtskreis aller ein erweiterter, das Urteil ein unbefangeneres und richtigeres.

Kurz, es vollzog sich in der jüdischen Mittelklasse Wiens ein Aufstieg, ihr oberster Teil wurde in seinen Mitgliedern zahlreicher, kräftiger, innerlich bedeutender und gehobener. Dieser Prozeß setzte sich durch Dezennien fort, und später hat er sogar in einer sehr charakteristischen Vereinigung seinen Ausdruck gefunden; in dem

Vereine der sogenannten B. B., d. h. der Bnei Brith, dem Zweigvereine einer großen Vereinigung, die von Nordamerika ausgegangen ist und sich über alle europäischen Lande, in denen eine jüdische Bevölkerung lebt, verbreitet hat. Sie ist als eine jüdische Freimaurerloge gedacht, hat keine konfessionelle, sondern nur humanitäre Tendenz, ist auch in dieser Richtung mannigfach tätig, stellt aber überall eine Gruppe der besseren jüdischen Kreise dar. Unwillkürlich nimmt eine solche Vereinigung Stellung zu den öffentlichen Angelegenheiten, muß nach dieser Richtung von Bedeutung werden. Dies ist auch tatsächlich in Wien der Fall gewesen.

Diese B. B. sind nicht nur von starkem Einfluß auf die Zusammensetzung des Kultusvorstandes, sondern üben einen solchen durch das Gewicht ihrer Vereinigung und Meinung auch nicht selten bei der Entscheidung von wichtigen Angelegenheiten im Kultusvorstande selbst.

Eine solche, und zwar aus den gesundesten Quellen entspringende Umänderung eines guten, um nicht zu sagen, besten Teiles der jüdischen Bevölkerung Wiens konnte nicht ohne Folgen für deren öffentlichen Charakter bleiben. Die wesentlichste war die, daß durch diesen Aufstieg der Mittelklasse, durch die Stärkung ihres Selbstbewußtseins und durch ihre Anerkennung in der breiten öffentlichen Meinung die bisher als Oberschichte angesehenen Kapitalisten der Bank- und Börsenwelt in ihrer Bedeutung und in ihrem Einflusse zurücktraten. Nicht wenig ist dieser Wechsel in den Anschauungen unserer Juden durch die Flut von Ereignissen und Bewegungen unterstützt worden, welche sich in den Jahren nach dem Frieden von Nikolsburg bis zum sogenannten „Krach" gerade in diesen Kreisen der Bank- und Börsenwelt vollzogen haben. Die öffentliche Meinung war durchaus und entschieden gegen die sozialen Erscheinungen, welche damals an der Oberfläche zutage traten. Grimmig hatte der „Spaziergänger" (Daniel Spitzer) in der Neuen Freien Presse schon lange vor dem Krach dieser Stimmung in dem drastischen Satze „Eiserne Stirne, eiserne Kasse, eiserne Krone" das Wort geliehen.[1])

---

[1]) Was der böse Satz als öffentliche Meinung aussprechen wollte, ist deutlich. Die Entrüstung richtete sich ungleich weniger direkt gegen die ökonomische Ausschreitung, die ja erst nach dem Zusammenbruche als solche

Nach und seit dem Krach, nachdem alle diese ungesunden und ephemeren Erscheinungen verschwunden waren, ist allerdings diese jüdische Kapitalistenwelt im Zusammenhang mit der großen Vermehrung unserer Arbeit auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens

---

allgemein erkannt wurde, wie gegen die gesellschaftlichen Erscheinungen, welche in ihrem Gefolge auftraten. Millionäre, einfache, wie mehrfache, waren gleichsam wie aus dem Boden gestiegen. Die Mehrzahl von ihnen gehörte zu jenen, von welchen Königswarter treffend sagte: „Nicht jeder, der eine Million gewinnt, ist deshalb schon ein Millionär." Doch hielten sich all die neu Hinzugekommenen, wenn auch oft genug Provenienz und Vergangenheit dagegen sprachen, durch den gleichen Beruf zu den Alten gehörig und zur gleichen gesellschaftlichen Betätigung berechtigt. Natürlich erschienen Zirkel, Abendgesellschaften als der geeignetste Schauplatz, um mit dem rasch erworbenen Reichtum ebenso rasch diesen Anspruch zu begründen. So zahlreich sie auch darum auftraten, so waren sie doch alle ausschließlich von dieser Absicht beherrscht, von irgendeiner geistigen Pflege konnte in diesen Kreisen und Räumen keine Rede sein. Die meisten der Emporkömmlinge verschwanden allerdings rascher als sie gekommen waren — doch hatte sich das Bild auf diesem Schauplatze überhaupt schon lange vor dem Krach sehr verändert.

Nach den Stürmen der Revolution und deren gewaltsamer Niederschlagung war in den distinguierten Kreisen das Bedürfnis nach geistiger Unterhaltung nicht schwächer, sondern sogar stärker geworden, man suchte in seiner Befriedigung seelische Ruhe und Trost für alle die fehlgeschlagenen Hoffnungen und Erwartungen.

Die in den 60er Jahren eingetretene politische Aera, die Hoffnungen, die an sie und speziell von den Juden mehr als den anderen geknüpft wurden, spendeten einen ganz anderen Trost; die politischen Vorgänge und die dramatischen Kämpfe im Parlament erweckten ein viel robusteres Interesse, gegen welches das Bedürfnis nach feiner geistigen Unterhaltung zurücktrat. Das mußte diesen geselligen Zusammenkünften einen anderen Charakter aufdrängen, der sich jedem Beobachter schon durch die neue Zusammensetzung zeigte.

In ihnen wurden zum Unterschied gegen früher neben den wirklichen oder vermeinten Finanzgrößen die neuen politischen Männer Haupt- und Hausgäste. Was man jetzt in diesen Räumen suchte, war vielfach die Erreichung bestimmter konkreter Ziele. Für die Einladungen war deshalb nicht die innere Qualität, sondern die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schichte oder eine amtliche Stellung maßgebend. Die Gesellschaft bestand aus den heterogensten Elementen, es fehlte nicht nur jede Homogenität unter den Gästen, sondern auch jedes innere Band zwischen diesen und dem Hausherrn; und schon dieser Mangel allein mußte das Aufkommen einer Stimmung verhindern, weil sich bei dem Hausherrn niemand zu Hause, niemand heimisch fühlte. Glanz und Geschäft geben keine Wärme.

Als Type des Salons jener Jahre möchte ich versuchen, den jenes Mannes zu zeichnen — er ist dem Leser kein Fremder mehr und darum leicht zu erkennen —, welcher merkwürdigerweise seiner Provenienz und

und der Schaffung von einer früher nie geahnten Menge neuen wirklichen Kapitals nicht nur zahlreicher, sondern auch durchaus gesund geworden und bis zum heutigen Tage geblieben.

Aber das, was sie an Einfluß an die jüdischen Kreise der Fabrikanten, der besten jüdischen Geschäftswelt, der Intelligenz-Berufe hatte abgeben müssen, werden und können sie nie mehr zurückgewinnen. Aber keineswegs aus dem hier angeführten

---

seinem Wesen nach sicherlich nicht zu dieser neuen, sondern zu der alten Welt gehörte. Dieser Finanzier, nicht nur reich und Baron, sondern auch durch seine persönliche Bedeutung von Einfluß, wird natürlich gesucht; dieser Stellung in der Gesellschaft entsprechend, macht er in dem kleinen bescheidenen Palais, welches er sich auf der Ringstraße neben seinem großen Zinshaus erbaut, ein Haus, nicht protzig, sondern trotz seines Adels nur bürgerlich-vornehm. Seine Salons füllen sich jedesmal, wenn er sie öffnet, aber Szene und Akteure haben gegen jene in den adäquaten jüdischen Kreisen der früheren Perioden sehr gewechselt. Die Poeten und Schriftsteller, Künstler, Professoren, die „Geistreichen" fehlen oder tauchen nur sporadisch, allenfalls als Aufputz, auf. Eine andere Welt als die frühere ist hier zu sehen; die Schranken- und sonstige Finanzwelt, Staatsbeamte, namentlich aus der Himmelpfortgasse, Minister und solche, die es zu werden hoffen und last not least, Parlamentarier, die in der Zeit des jungen Verfassungslebens durch den Besuch eines jüdischen Salons ihren Liberalismus dokumentieren wollen; hie und da auch ein Aristokrat, welchen diese Kreise aus irgendeinem Grunde interessieren; die Luft, welche man hier atmet, ist die des Geschäftes und der Politik. Von diesen beiden kann man mit dem Hausherrn sprechen und man wird von ihm sicherlich nur Treffendes, häufig Schlagendes hören; zu Kunst und Wissenschaft hat er keine persönliche Beziehung, er prätendiert sie auch ganz und gar nicht.

Immerhin hatte das Haus einen durchaus vornehmen Charakter, der Hausherr eine vornehme Gesinnung. Er war ein Kaufmann von echtestem und bestem Bürgerstolz.

Diese Charakteristik speziell des Hausherrn hätte man wohl von den wenigsten der neu auftretenden Millionäre, welche eine Stellung in der Gesellschaft anstrebten, geben können. Worin lag der Unterschied? Zum Hause und namentlich zum „Salon" braucht man eben neben der Million oder den Millionen auch eine gewisse persönliche Bedeutung. Wo der Keim zu derselben vorhanden, wächst mit den finanziellen Erfolgen auch die Persönlichkeit.

Sehr gut drückt das Rahel Lewin, die Gattin Varnhagen von Ense's in ihrer Schilderung des Bernhard Eskeles und seines Hauses aus: „Die Klugheit dringt ihm aus allen Poren, er sagt lauter Selbstgedachtes, Originales. Mit den geistigen Gaben hat er das reiche Leben, das über ihn weggegangen ist, sich selbst gestaltet."

Wo nun aber der Keim zum Wachstum nicht vorhanden ist, bleibt der Mann, wenn man ihm sein Geld oder seinen Adel wie eine Haut vom Leibe herunterzieht, das, was er ursprünglich gewesen ist.

Grunde allein; denn so wichtig auch diese Verschiebung in der Stellung der beiden Schichten zueinander und gegen die Gesamtheit erscheinen mag, sie verschwindet an Bedeutung gegen eine andere, ungleich größere, inner-politische Umgestaltung innerhalb der ganzen Judenschaft Wiens. Ich meine die unverkennbare — das Wort stimmt nicht ganz, ich weiß aber kein anderes — Demokratisierung derselben —; sie wurzelte in jener tieferen Umwälzung, welche schon mit der durch das Jahr 1848 gewonnenen Freizügigkeit einsetzte, von der ich schon früher gesprochen habe. Durch den ganzen seitherigen Zeitraum dehnte sich die Wiener Judenschaft, aus den 10 000 des Vormärz sind 150 000 geworden, diese mußten, was sie an Breite gewonnen, an Höhe verlieren. Die, jedem offene Türe hat nicht nur eine größere, sondern auch eine in Qualität wesentlich andere Gemeinde schaffen müssen. Der Zuzug aus Ungarn und Galizien überwog den aus den Sudetenländern vielemal und der vormals viel häufigere aus dem Reichsdeutschen verlor sich fast ganz gegen ihn.

Diese veränderte Zusammensetzung hatte unabweisbare Konsequenzen. Ich hebe die zwei wichtigsten hervor. Vor allem für die Zusammensetzung des Vorstandes selbst. Durch Dezennien hindurch entsendete die Wählerschaft vielfach und in immer stärkerem Maße Mandatare in den Vorstand, welche das Niveau dieser Körperschaft keineswegs zu erhöhen imstande waren. Das war so deutlich hervorgetreten, daß schon Heinrich Klinger, ein Präsident, welcher seiner Provenienz und seinem Wesen nach der von mir gezeichneten Oberklasse des Mittelstandes angehörte, ein tüchtiger und verständiger Mann, gesucht hat, durch Schaffung einer speziellen Wahlkurie der Höchstbesteuerten den jedem Einsichtigen sich aufdrängenden Konsequenzen dieses Umstandes entgegenzuwirken. Ich will ohne weiteres annehmen, daß der Versuch für die Verwaltung von Erfolgen begleitet war; für das Charakterbild der Gemeinde wären solche ungleich weniger bezeichnend als die Tatsache, daß während man im Vormärz und im ersten Dezennium des Nachmärz keine Opposition gekannt hat, jetzt eine solche besteht; sie setzt sich aus verschiedenen Elementen zusammen und hat namentlich in den letzteren Jahren vom Vorstande mancherlei Entgegenkommen, namentlich Wahlkompromisse erzwungen.

Ich konstatiere eine zweite, meiner Ansicht nach viel wichtigere Folge, welche durch die veränderte Zusammensetzung und Schichtung in der gesamten Wiener Judenschaft eingetreten ist; die Scharen, welche stetig aus der Provinz hierher geströmt sind, kamen geistig mehr oder weniger aus einer anderen Atmosphäre, brachten andere Anschauungen als die bisher in Wien gewohnt gewesenen mit; das zeigte sich sehr bald, schon durch mancherlei Veränderungen in der äußeren Szenerie.

Von den Detailgeschäften jüdischer Besitzer, die sich zumeist natürlich in den Straßen mit lebhafter Frequenz befanden, wurden jetzt eine Anzahl am Samstag gesperrt; sie bildeten gleichsam schwarze Punkte in der lichten Reihe eleganter Läden, glänzender Auslagen; sah man — namentlich in der Leopoldstadt — viele Frauen, die in uralt frommer Weise ihr schönes Haar unter der orthodoxen, bis in die Mitte der Stirne reichenden Haube versteckten, bemerkte man Männer, welche es für sündhaft hielten, Wangen und Kinn durch das Messer glatt zu machen und die am Freitag in die fürchterliche Barbierstube eilten, wo ihr Gesicht mit gelöschtem Kalk, schwach gedämpft durch Auripigment, eine charakteristische blaue Färbung erhielt; sah man die jüdischen Dienstmädchen das uralte Samstagsgericht, das schon von Heine besungene „Schaloth" in die Schalothstube tragen und von dort abholen.[1]) Doch ist diesem neuen oder eigentlich dem Wiederauftauchen von alten, den früheren Generationen vertrauten Gebräuchen keine tiefere Bedeutung beizulegen; denn was sie zeigen, hat zwar religiösen Charakter und Ursprung, repräsentiert aber denn doch nur Sitten und Gewohnheiten; sie stehen mit keiner neuen Gedankenrichtung oder auch nur mit einer anderen Empfindung in Verbindung und Zusammenhang. Doch in einer dem Verlauf der jüdischen Entwicklungen während der letzten zwei Jahr-

[1]) Ich will nicht mißverstanden werden und weise jede Zumutung einer Unfreundlichkeit gegenüber diesem Gehaben zurück. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich" und „Nicht das, was, sondern daß man glaubt, macht selig." Gläubigkeit ist ein Gefühlsbedürfnis. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen", läßt Goethe seinen Faust sagen. Und der wirklich Freisinnige wird auf diesem Gebiete nach rechts ebenso tolerant sein wie nach links.

hunderte ganz widersprechenden und darum den Kulturhistoriker überraschenden Weise, traten, wenn auch vorübergehend, hierin wirklich neue Richtungen und Entwicklungen hervor. Zu dem ethnographischen Momente nämlich, welches nur die Haltung der aus der Provinz Kommenden beeinflußte, trat am Ende der 70er Jahre ein wichtigeres, inneres, welches alle Juden, gleichviel welcher Proveniens sie waren, und welches Maß von Gläubigkeit ihnen innewohnte, in stärkster Weise beeinflußte: die antisemitische Bewegung. Nicht mit Unrecht hat sich Lueger wiederholt gerühmt, daß er nicht nur die Kirchen, sondern auch die Synagogen und Tempel in Wien wieder gefüllt habe.

Durch den so ungerechtfertigten Angriff auf das Judentum mußte das Interesse der weitesten jüdischen Kreise für dasselbe wieder geweckt werden. Diese wieder erwachende Hinneigung zu jüdischem Leben und Streben zeigte sich auf mannigfache Weise. Nicht nur in dem jetzt viel regelmäßigeren Besuch des Gottesdienstes an den Samstagen und Feiertagen. In allen Bezirken bildeten sich Vereine, welche aus ihren eigenen Mitteln nette moderne Tempel erbauten und erhielten. Bisher hatten die Prominenteren unter den Juden der verschiedenen Bezirke teilweise sich doch um Mandate in Bezirksausschuß, Ortschulrat, Gemeinderat oder auch nur in den Vorstand eines politischen Vereins bemüht; statt dessen traten sie jetzt in die Leitung irgendeines jüdischen Vereins, namentlich aber und mit Vorliebe in die eines der neu errichteten Tempel. Diese Tempelvorsteher und ihr Anhang wurden und sind jetzt eine Macht, sind häufig entscheidend für die Führung der ganzen Gemeinde. Wir haben es also hier keineswegs nur mit einer verstärkten, äußerlichen Nuancierung, sondern zweifellos zumindest für die Gegenwart mit einer starken Steigerung des Selbstbewußtseins der Juden, gleichbedeutend mit einer Festigung ihres Zusammenhanges, demnach mit einer inneren Stärkung des Judentums selbst zu tun. Gegen diese Erscheinung kann wohl niemand, der nicht gerade zu jenen Radikalen gehört, welche eine Lösung der Judenfrage pur et simple durch die Auflösung des Judentums für möglich halten und erhoffen, ein ernstes Bedenken hegen. Alle Denkenden sonst werden sie als eine moralische Hebung betrachten und begrüßen. Sie werden jedoch, in-

sofern sie auch eines politischen Kalküls, einer politischen Logik fähig sind, einen ganz entschiedenen Standpunkt gegenüber einer anderen, allgemeineren, nicht auf Wien beschränkten Bewegung einnehmen, welche mit ihr im Zusammenhange steht, aus einer gemeinsamen Quelle hervorgegangen ist, aber für die fernere staatsbürgerliche Stellung und im weiteren Verlaufe auch für die ökonomische Existenz der Juden die schwersten Befürchtungen erwecken muß. Ich meine nämlich jene, durch welche eine jüdisch nationale Partei entstanden ist. Und hier an dieser Stelle will ich ohne Scheu für mich und ohne Furcht vor anderen zu dieser Bewegung und der aus ihr hervorgegangenen Partei selbst das Wort ergreifen. Dahin plante und zielte von Anfang an mein Buch. In dem Vorworte spreche ich die Erwartung aus, daß dieser Zweck, dieses Ziel im Ganzen und Großen von den Lesern selbst erkannt werden dürfte. An dieser Erwartung halte ich weiter fest, doch werden diejenigen, bei welchen sie in Erfüllung gegangen, es gewiß nicht unstatthaft finden, wenn ich der Erkenntnis jener, denen mein Gedanke nicht ganz klar geworden sein sollte, entgegenkomme; um so mehr, als ich Ausführungen bringe, welche diesen meinen Gedanken noch weiter klären und begründen.

Bekanntlich geht das Hauptziel der jüdisch-nationalen Partei für Österreich dahin, die Juden zu einer politischen Nation, gleich den Czechen und Deutschen, den Polen und Ruthenen, Slovenen, Rumänen usw. zu konstituieren.

Was alles gegen die jüdisch-nationale Richtung überhaupt spricht, wird der Leser im nächsten, dem letzten Kapitel finden. Aber schon hier soll der Zusammenhang seines Inhaltes mit dieser Frage, da er aus dem Titel nicht erkennbar ist, festgestellt werden. Wenn die Führer dieser Bewegung uns mit solchem Aplomb und Selbstbewußtsein auffordern, den seit fast zwei Jahrhunderten eingeschlagenen Weg der Assimilation, d. h. der Einfügung in das volle Kulturleben der Gesamtbevölkerung zu verlassen und von nun an gerade den entgegengesetzten einzuschlagen, so müssen sie sich das moralische Recht hierzu erst erwerben. Sie können dies nur durch den Nachweis, daß sie ehrlich und unbefangen all das, was wir, die Westjuden, doch unbestreitbar nur durch diese von uns eingeschlagene Richtung bürgerlich und politisch, sozial und ökono-

misch erreicht haben, mit dem Zustande vergleichen, in dem sich die Ostjuden befinden; ein Zustand, der nur dadurch möglich geworden ist, daß sie sich nicht nur von dieser Annäherung an die sie umgebende Welt vollständig ferngehalten haben, sondern durch den Chassidismus und ähnliche Erscheinungen gerade in den letzten zwei Jahrhunderten nur noch weiter und weiter zurückgegangen sind.

Eine solche Prüfung hat von ihrer Seite nicht stattgefunden. An ihrer Statt diese Prüfung vorzunehmen, ist die letzte Absicht dieser Schrift. Diese Arbeit jedoch für die Gesamtheit der Westjuden, d. h. in Österreich und Deutschland, für Frankreich und England zu leisten, überstiege wahrscheinlich die Arbeitskraft des Einzelnen, sowie das Maß seiner Kenntnis der ihm fremden Lande. Sicherlich die meinige. Ich bescheide mich, sie für Österreich, speziell für Wien geleistet zu haben, wo sich die Entwicklung, um die es sich hier handelt, am stärksten, raschesten und durchsichtigsten vollzogen hat.

Und indem ich das Ergebnis aller meiner Beobachtung, Erfahrung und Erforschung, wie ich es in diesem Buche dargestellt, überschaue, als wäre es das Werk eines anderen, steigt in mir die stärkste und lebhafteste Empfindung gegen den Versuch auf, anstatt die Ostjuden in ihrem Lande denselben heilsamen Weg zu führen, von uns zu verlangen, daß wir den heillosen Weg, welcher diese Juden des Ostens zu ihrer Verkommenheit geführt hat, einschlagen. Und ich hege die Überzeugung, daß der Leser, welcher unbefangen genug ist, um die von mir geschilderte Entwicklung der Wiener Judenschaft vom Mittelalter und dem Ghetto her bis zur Gegenwart objektiv in sich aufzunehmen, mit seinem Urteil über dieses Hauptstück des jüdischen Nationalismus mir zustimmen wird. Es soll aber noch weiter dadurch gekräftigt werden, daß ich speziell diesem jüdischen Nationalismus, ohne Rücksicht auf das Vorangegangene, ein kurzes, notwendiges, letztes Kapitel widme. Unumgänglich notwendig nicht nur an sich, sondern weil diese jüdisch-nationale Partei auch in Wien zu einer gewissen Bedeutung gelangt ist und darum zu meinem Material, zu der Aufgabe, die Wiener Juden zu schildern, gehört.

7. Kapitel

Die jüdisch-nationale Partei und die Wiener Judenschaft; die neue hebräische Nation in der Gesamtbevölkerung

Die Aufnahme, welche diese Partei unter den Wiener Juden gefunden hat, trägt keinen, dem oberflächlichen Beobachter sofort sichtbaren Charakter. Sie basierte auf der natürlichen Sympathie für die Empfindungen, aus der die Partei herausgewachsen war, jedoch nicht auf einer klaren Erkenntnis ihrer Bestrebungen; was sich dadurch manifestierte, daß der Beitritt zu einer ihrer Organisationen bisher ein verhältnismäßig schwacher war.

Was diese Partei für Österreich anstrebt und was von ihren Führern mit Fanatismus verfochten wird, zielt nicht etwa dahin, für sämtliche österreichische Juden zur Erreichung gemeinsamer Interessen und gemeinsamer Kulturförderung einen gewissen Vereinigungspunkt zu schaffen — ein Ziel, welches schon wiederholt und immer erfolglos angestrebt wurde, — sondern bedeutet nichts Geringeres, als in jeder unserer Provinzen die Juden ganz Österreichs zu einer eigenen politischen Nation umzubilden. Sie sollen sich politisch nicht wie bisher einer der bestehenden nationalen oder politischen Parteien unseres Reiches anschließen, sondern neben den sieben in Österreich vorhandenen, als achte, als eine neue, die hebräische Nation offiziell, gesetzlich anerkannt werden oder, was bei den dermaligen Verhältnissen zwischen Juden und Christen richtiger gesagt ist, ihnen allen gegenüberstehen. Die Anerkennung soll keine platonische bleiben, allüberall sollen die Mitglieder dieser hebräischen Nation bei den Wahlen nicht mehr nach politischer Gesinnung und Neigung mit den anderen politischen oder nationalen Parteien, sondern absolut nur in der „Judenkurie" stimmen dürfen. Der Jude soll sich auch dort, wo,

wie in Mähren, zur Beseitigung des Kampfes zwischen Tschechen und Deutschen zwei solche nationale Kurien geschaffen worden sind und wo sie vielleicht noch weiter geschaffen werden sollten, in keine derselben eintragen lassen dürfen, er soll zwangsweise in die „Judenkurie" eingereiht werden.

Darüber, welche Konsequenzen schon an die Tatsache einer solchen expressen „Judenkurie" sich knüpfen würden und über die prinzipielle Seite der Frage einer jüdischen Nation überhaupt, werde ich erst später sprechen; ich glaube nämlich, daß dieser Besprechung die Beantwortung einer anderen Frage vorangehen soll: die jüdisch-nationale Partei verdankt in Österreich ihre unmittelbare Entstehung der antisemitischen Bewegung; vor letzterer war von einem Bedürfnis oder auch nur einem Wunsche nach derselben auch nicht die leiseste Spur zu bemerken — im Gegenteil, es herrschte nach all meinen diesbezüglichen Ausführungen, allüberall unter den Juden der lebhafte Wunsch nach Stärkung und Ausdehnung des Verkehrs mit den Christen, was doch schon allein den Gedanken an die „Judenkurie" hätte ausschließen müssen. Da muß sich doch jedem die Erwägung aufdrängen, ob der Antisemitismus während seines ungefähr vierzigjährigen Bestandes für die Juden Österreichs solche Folgen gehabt habe und ob seine bisherige Entwicklung eine solch weitere Dauer verspreche, daß wir ihr mit einer vollen Umkehr in unserer politischen Stellung, an welche sich auch eine solche der sozialen gegenüber der Gesamtbevölkerung knüpfen würde, begegnen müßten. Weiters auch darüber, ob diese Wiedererrichtung eines neuen, eines politischen Ghetto einen Schutz gegen den Antisemitismus verspreche und nicht etwa gar das Gegenteil, eine neue Belebung desselben Antisemitismus bewirken werde?

Die Entstehung der antisemitischen Bewegung, ihre Quellen, ihren Verlauf habe ich in meinem Buche: „Ein jüdischer Kaufmann 1831—1911" ausführlich geschildert; der Leser, welcher sich für die innere Geschichte dieser Episode interessieren sollte, kann dort eine, wie ich glaube, genügende Information finden.

Ich fürchte sehr, daß so mancher Leser, welcher sich die dort gegebene Information geholt hat, wenn er jetzt dem gleichen Thema begegnet, erschreckt ausrufen wird: „Antisemitismus und

kein Ende!" Nun, die Wiederholung hat keineswegs den gleichen Inhalt, nehmen wir also immerhin eine kurze Prüfung dieser Fragen vor.

Zu dem Zwecke will ich, wie für eine geschäftliche Bilanz, das soziale Verlust- und Gewinnkonto der Juden während der antisemitischen Periode in dem nun folgenden Resumé aufzustellen versuchen. Der Antisemitismus ist ungefähr um das Jahr 1878 hervorgetreten, hat von da an seine Wirksamkeit entfaltet. Wie zu diesem Zeitpunkte die Situation der Juden beschaffen war, ist den Männern der heutigen Generation noch bekannt; wirtschaftlich bewegten sie sich ganz in derselben Freiheit und mit denselben Rechten wie alle anderen. Gesellschaftlich hatte die Annäherung, welche schon im Vormärz begonnen, weitere Fortschritte gemacht; man konnte auf eine Fortsetzung derselben hoffen. Einzig und allein der Staat, welcher ja die Gleichberechtigung durch ein Gesetz gegeben, hatte gerade auf den ihm unterstehenden Gebieten diese Gleichberechtigung nur offiziell anerkannt, sie aber tatsächlich nicht durchgeführt, die Juden von seinem Dienste nahezu ausgeschlossen. Auf die Ursachen dieser Haltung komme ich noch zu sprechen.

Welche Veränderungen haben sich nun während der vier Dezennien des Kampfes gegen die Juden ergeben und wären gewissenhaft auf die beiden Folios von Soll und Haben einzutragen?

Buchen wir also entschlossen vor allem auf das Verlustkonto eine große schmerzliche Post. Sie betrifft die Wandlung in dem gesellschaftlichen Verhältnis zwischen Juden und Christen, und ich kann nicht ohne tiefes Bedauern an dieselbe denken. Wer in den ersten zwei Dezennien der antisemitischen Bewegung für die Psychologie der Massen, wie sie nicht nur in öffentlichen Vorgängen, sondern in der Physiognomie der Bevölkerung, in den täglichen Szenen zutage getreten, den Blick gehabt hat, stand fortwährend unter dem Drucke der peinlichsten Empfindungen. Die Mienen der Bevölkerung hatten den Juden gegenüber geradezu gewechselt: sie begegneten allerwärts, wo immer sie sich einfanden, wenn auch nicht der geringste Anlaß dazu gegeben war, feindlichen Blicken. Der Verkehr, welcher zwischen den Di-

stinguierten beider Lager sich fast schon ein Jahrhundert vorher leise angesponnen, sich dann in die besseren bürgerlichen Schichten fortgepflanzt hatte, in den Theatern, Konzerten, Vorträgen, in sonstigen Unterhaltungs- und öffentlichen Lokalen überhaupt, sichtbar geworden war, hörte wie mit einem Schlage auf. Zwischen den Tischen, an welchen Christen und denen, an welchen Juden saßen, war ein unsichtbar Trennendes. Das echt menschliche Bedürfnis der weiteren Geselligkeit nämlich, der Leitungsdraht, welcher die einzelnen Gruppen zur Gesellschaft verbindet, war deutlich durch kein anderes Moment als durch das Wiedererwachen eines atavistischen, dem Tierleben verwandten Rassegefühles durchgeschnitten.

Jahre hindurch hatte die gemeinsame politische Tätigkeit, die Partei-Vereinigung in den Vereinen, Versammlungen usw. namentlich bei den Wahlen, dieses gemeinschaftliche Aneinanderrücken unterstützt, teilweise einen lebhaften, gegenseitigen Verkehr bewirkt. Um so schroffer und peinlicher trat die beginnende Trennung gerade bei diesen politischen Gelegenheiten in die Augen. Zuerst konnte man beobachten, wie gleichsam von selbst die christlichen Teilnehmer bei den Wahlversammlungen sich von den Juden zurückzogen, so daß diese eine Gruppe für sich bildeten; dann fand eine vollständige Scheidung von christlichen und jüdischen Wählern statt; die Ersteren, fortwährend verhetzt, erschienen nicht mehr in der bisher üblich gewesenen, vom Bezirksvorstand einberufenen offiziellen allgemeinen Wählerversammlung, so daß die Einberufung derselben aufhörte; nur die von den Sozialdemokraten veranstalteten Versammlungen, an denen damals in der Regel, erbittert durch die Haltung der bürgerlichen Parteien, viele Juden teilnahmen, zeigten noch einen allgemeinen Charakter. Die Juden sahen, daß man sich allseitig von ihnen zurückziehe und mußten zu dem Gefühl gelangen, als ob man wiederum dem Ghetto zustrebe — ein Bewußtsein, notwendig ärger und peinlicher als jenes, welches seinerzeit den im Ghetto Geborenen und Lebenden bedrückt hatte. Diese gesellschaftliche Zurückstoßung mußte auch in politischer Beziehung Folgen haben. Die Verteidigung, welche die Juden nun zu führen hatten, ging nicht etwa um politische Meinungen, sondern um ihre wirtschaftliche Existenz, um das bürgerliche und gleiche Recht überhaupt. Einen solchen Kampf,

so meinten nun viele jüdische Wähler, könnten nur jene führen, denen es selbst an Kopf und Kragen ging. Von da an waren sie bestrebt, was vordem nicht der Fall gewesen, speziell Juden die Stimmen der gesamten Wählerschaft zuzuführen. Wurden diese aber gewählt, so war ihre Stellung auch im Kollegium nicht mehr eine angenehme; beispielsweise im Gemeinderat trat ihnen die Linke unter Führung Mandl's und Lueger's — trotzdem sie noch den Titel „Vereinigte Linke der liberalen Wirtschaftspartei" trug und nur ein halbes Dutzend Gemeinderäte neben ihr eine kleine antisemitische Partei bildeten — offen feindselig gegenüber; mit den Mitgliedern derselben hörte der frühere Verkehr vollständig auf und auch auf der Rechten, zu welcher sämtliche Juden zählten, machte sich unwillkürlich eine mehr fühlbare als in Worten zu fassende veränderte Stimmung bemerkbar. Nur die allerbesten, namentlich die den intellektuellen Kreisen angehörenden Kollegen waren imstande gewesen, sich von ihr fernzuhalten. Erst in den letzten Jahren hat sich in dieser Beziehung eine leise Besserung vollzogen; zum mindesten ist ein politisches Zusammenarbeiten und ein daraus entstehender Verkehr wieder bemerkbar.

Um so erklärlicher war es, wenn das, was man im Ratssaale sehen konnte, sich in der ganzen Bevölkerung vollzog. Nichtsdestoweniger mußte man, wenn man schärfer zusah, deutlich erkennen, daß diese Strömung gegen die Juden keineswegs in allen Breitegraden und Querschichten die gleiche war. Ihr Zentrum und ihre Hauptstärke besaß sie in der breiten Schichte des Kleinbürgertums. Diese Schichte ist von jeher der Konkurrenz durch die Juden am allerfeindlichsten gewesen und das Gefühl der Solidarität, nämlich daß die Interessen dieser Kleinbürger auf beiden Seiten die gleichen seien, hat auf der christlichen Seite nie auch nur im geringsten bestanden.

In der Masse vom Kleinbürgertum aufwärts hatte man — hat man zu jeder Zeit mehr Verständnis für die Solidarität aller Besitzenden — getauften wie ungetauften — und war darum das antisemitische Gefühl nie so stark, schien nie so geradezu unüberwindlich wie unter den christlichen Kleingewerbetreibenden und Kleinhändlern. Höher oben fand man sich sehr gerne zu allen möglichen Geschäften mit den Juden zusammen, verkehrte auch

darum mit ihnen; andrerseits aber ließ man sich die Bewegung oben gefallen, sie konnte nicht schaden und gewährte Vergnügen. Abwärts von der Mittelschichte, unter den eigentlichen arbeitenden Klassen, hat die antisemitische Bewegung — behaupte ich — immer nur schwachen Eingang gefunden. Nicht nur in dem eigentlichen Kerne des vierten Standes, der klassenbewußten Arbeiterschaft, sondern auch in jener numerisch sehr großen, sozial nicht zu bestimmenden oder zu begrenzenden Menge, welche weder letzterem, noch auch dem Gewerbestande oder dem der Kleinhändler angehört und in der mannigfachsten Weise ihren Erwerb findet. Auch die psychische oder, wenn man will, die rassenmäßige Abneigung gegen die Juden ist in dieser Schichte am schwächsten. Dafür möchte ich einen Beleg bringen, über welchen wir seit einigen Jahren verfügen.

Die jüdischen Zeitungen veröffentlichen die Liste der aus dem Judentum Ausgetretenen; es sind deren ziemlich regelmäßig allwöchentlich 15—20 Personen und sie bestehen zu 35—40% aus jüdischen erwerbenden Mädchen. Nur selten figuriert unter ihnen eine Frau und diese noch seltener aus den besseren Kreisen. Was führt diese Mädchen der Taufe zu? Nachweisbar und speziell von mir häufig recherchiert kein anderes Motiv, keine andere Veranlassung als die eheliche Verbindung mit einem Christen. Unter den Juden lassen sich die jungen Leute, wenn sie nur ein bescheidenes Einkommen besitzen, ungleich schwerer von ihrer Neigung zu einer Ehe bestimmen, als unter den Christen. Die Erfahrung ist ja bekannt, und von dem sie bestimmenden ökonomischen Grunde habe ich schon gesprochen.

Ich führe diese Statistik ins Treffen, erstens, weil diese Übertritte, resp. Ehen jüdischer Mädchen mit Christen der unteren Schichten gerade erst in den letzten Jahren, also während des Auslaufens der antisemitischen Bewegung häufiger gewesen sind und zweitens als Beweis für die von mir eben aufgestellte Behauptung.

Aber wenn auch der Grad des Antisemitismus in den einzelnen Klassen ein verschiedener, so ist der Posten, den wir durch diesen Gesinnungswechsel — wenigstens vorläufig — auf unser Verlustkonto schreiben müssen, ein sehr hoher. Denn wie aus der von mir früher gegebenen Schilderung hervorgeht, hatte die Wiener

Bevölkerung weder im Vor- noch in den bis dahin abgelaufenen Dezennien des Nachmärz gegen die jüdischen Geschäftsleute und die Juden überhaupt eine feindliche Gesinnung gezeigt.

Noch viel, viel größer ist auf dem gleichen Gebiete der Verlust außerhalb Wiens. Der Antisemitismus des Wiener Kleinbürgertums ist noch lange nicht dessen schlimmste Sorte. In ihm steckt denn doch ein gewisses, wenn auch völlig mißverstandenes soziales Motiv — die vermutete Verdrängung des Mittelstandes durch die moderne wirtschaftliche Entwicklung. Diese Quelle läßt denn doch eine Auseinandersetzung nicht unmöglich erscheinen. In der Provinz aber, namentlich in den Sudetenländern, hatte die frühere liberale, die heutige deutsch-nationale Partei, auf der ganzen Linie von den Tschechen zurückgedrängt und hierdurch in politische Desparation versetzt, nach dem gerade für sie denkbar häßlichsten Kampfmittel, nach dem Antisemitismus gegriffen.

Ich wiederhole — gerade für sie! An und für sich ist ein Antisemitismus, welcher die Menschen in der Art unterscheiden will, wie der Viehzüchter das podolische Rind von dem holländischen oder schweizer, das mährische Schaf von dem siebenbürger und ungarischen, ein atavitisches, physisches, nahezu tierisches Rassegefühl, in dessen Überwindung eine Hauptaufgabe aller und jeder Kulturarbeit liegt. Doch hier tritt noch die merkwürdige Tatsache hinzu, daß die Juden in den Sudetenländern seit mehr als einem halben Jahrhundert vom ersten Momente des politischen Kampfes zwischen Deutschen und Tschechen die treuesten, festesten und opferfähigsten Genossen der Deutschen gebildet haben. Auch der kleinste Jude in dem letzten Dorfe war immer ein Kämpfer für den deutschen Kandidaten, trotzdem er oft genug seine ganze Existenz, welche von der tschechischen Umgebung abhing, aufs Spiel setzte. In Mähren allein sind sieben Wahlbezirke nur durch die jüdischen Wähler, welche dort das Zünglein an der Wage bildeten, für die Deutschen und dadurch die deutsche Majorität im Landtage, erhalten worden.

Die oberste Parteileitung der Tschechen hatte den Juden für die bloße Wahlenthaltung in diesen Wahlbezirken die Unterdrückung jedes Antisemitismus unter den Tschechen angeboten;

aber die jüdischen Wähler hielten an ihrem deutschen Bewußtsein fest, stimmten geschlossen und entschieden für den deutschen Kandidaten; die überaus große Mehrzahl der Juden teilt noch heute unerschütterlich diese Gesinnung, doch ist es das Bewußtsein des geernteten Undankes, welches ihnen und allen Juden gerade diesen deutschen Provinzial-Antisemitismus besonders peinlich macht.

Es ist nicht gut denkbar, daß auch nach dem jetzt geführten Krieg und nach dem vollständigen Niedergang des Antisemitismus in Deutschland bei uns nach dieser Seite hin die Verhältnisse die alten bleiben sollten.

In nicht allzu langer Zeit wird vielleicht eine andere Feder für andere Leser auch in diesem Konto eine andere Post eintragen können; für die jetzt zu schließende Bilanz gilt die vorliegende.

Untersuchen wir weiter:

Haben die österreichischen Juden nach diesem schweren Verluste noch andere Einbußen zu buchen? Vor allem auf ökonomischem Gebiete?

Da ist sofort zu konstatieren, daß während des Verlaufes von ungefähr zwei Dezennien die jüdischen Geschäftsleute, namentlich die mittleren und kleineren, unter dieser ausgesprochenen Feindseligkeit sehr zu leiden hatten. Die Bevölkerung hatte sich an die jüdischen Detailgeschäfte schon gewöhnt gehabt — jetzt machte die Agitation auf diese in die Augen springende Tatsache aufmerksam; eine systematische Boykottierung wurde vom Prinzen Alois Liechtenstein, vom Deutschen Volksblatt und Genossen wiederholt in Szene gesetzt und bei der herrschenden Stimmung konnte diese Verhetzung nicht ohne Folgen bleiben; ein jüdisch klingender Name auf dem Schilde eines Ladens ließ ihn von den christlichen Kunden meiden. In der Provinz, namentlich in den Sudetenländern, hielten diese Boykottierungen viel länger an und trafen die Juden noch viel empfindlicher als die in Wien. Ich konstatiere ohne Scheu, daß sie hierbei keineswegs — ebenso wenig wie in Wien, — weder von den politischen Behörden, noch vor den Gerichten, den ihnen gebührenden Schutz gefunden haben, den namentlich das Rechtsbüro der Österr. Israel. Union zu erreichen gesucht hat. Er braucht jetzt nicht mehr gesucht zu werden, diese

Versuche gegen die wirtschaftliche Existenz der Juden haben nahezu aufgehört. Reihen wir diesen kleinen Leuten einige größere Geschäftsleute an, die es verschmähten, Schleichwege zu wandeln; jüdische Unternehmer, welche bei Baulinien-Bestimmungen vom Stadtrate übel behandelt wurden; jüdische Offerenten, deren Offerte systematisch zurückgewiesen oder deren Kaufangebote für städtischen Besitz, wenn sie auch noch so günstig waren, unter irgend einem Vorwand abgelehnt wurden. Gewiß verursachen solche korrupte Zustände Schädigungen, aber für die Entscheidung der vorliegenden Frage sind sie nicht ausschlaggebend. Gehen wir weiter:

Die reaktionäre Gewerbegesetzgebung hatte unterschiedslos dem Gewerbe Beschränkungen auferlegt, welche den Juden bei ihrer größeren Beweglichkeit und der stärkeren Tendenz nach Fortschritt und Freiheit in der Arbeit fühlbarer werden mußten, als dem konservativen Handwerker. Aber dieser Druck galt nicht den Juden, sondern der Gesamtheit. Und die Erfahrung hat ja gezeigt, daß alle diese Gesetze nicht imstande waren, den Fortschritt auch auf dem beschränkten Gebiete des Handwerks, des Detailhandels aufzuhalten. Der Industrie, dem Engros- und Exporthandel hat der Antisemitismus auch an seinem heftigen Anfange keinen Eintrag tun können. Und wir dürfen als Aktivpost von größtem Werte die Erfahrung verzeichnen, daß auf ökonomischem Gebiete die Bedeutung der jüdischen Tätigkeit selbst durch eine heftige politische Bewegung nicht mehr leicht erschüttert werden kann.

Ich möchte dies nicht weiter auseinandersetzen, nur eine Äußerung Luegers anführen, welche er mir gegenüber getan hat: „Ich mag die ungarischen Juden noch weniger als die Ungarn, aber ich bin kein Feind unserer Wiener Juden; sie sind gar nicht so schlimm und wir können sie gar nicht entbehren. Meine Wiener haben fortwährend Lust, sich auszuruhen, die Juden sind die einzigen, die immer Lust haben, tätig zu sein."

Ich glaube nicht, daß ich mit dem, was ich soeben über die Einwirkung der antisemitischen Bewegung auf die ökonomischen Verhältnisse der Juden gesagt habe, irgend welchen wesentlichen Widerspruch erfahren werde. Die Konsequenzen können und werden aber — wird so mancher meiner Leser sagen — um so schlimmer auf dem Gebiete des politischen Rechtes gewesen sein. Nun,

messen wir zum Zwecke der Bilanz auch hier die Folgen der antisemitischen Bewegung aus. Wie war in dieser Hinsicht die Situation der Juden zur Zeit, als, nicht in innerer Verbindung oder im inneren Zusammenhang, aber in einem zeitlichen Zusammentreffen, der Antisemitismus in die Wiener Bevölkerung eindrang und Graf Taaffe in das österreichische Ministerpräsidium einzog? Die bürgerlichen Freiheiten und die allgemeinen politischen Rechte, insoweit sie gewährt worden waren, hatten sie seit Schmerling und dem ersten verfassungsmäßigen Ministerium im gleichen Ausmaße mit der gesamten Bevölkerung geteilt.

Die Hauptbeschwerde der Juden war aber fort dieselbe geblieben, daß nämlich im Staatsdienste die Gleichberechtigung über diesen theoretischen Rahmen nie hinausgegangen war; sie waren auch im Jahre 1880 von allen Berufen, die der Staat zu vergeben hatte, von der Justiz, dem politischen, dem Finanzdienst nahezu ausgeschlossen; selbst im Dienste der von ihm betriebenen Bahnen lehnte er sie systematisch ab; nur wo er nicht anders konnte, stellte er Juden an. Auch die größte wissenschaftliche Leistung, gleichviel ob auf medizinischem, philosophischem oder juridischem Gebiete, gab einem Juden kein selbstverständliches Anrecht oder eine Hoffnung auf einen Lehrstuhl an der Universität. Selbst zu Lehrstellen an den Gymnasien gelangten sie nur ausnahmsweise, nämlich wenn man ihrer an irgend einem gottverlassenen Orte bedurfte. Mein verehrter Freund Sombart hat in der Schrift: „Die Zukunft der Juden“ ihnen den Rat erteilt, daß sie auf den Eintritt in alle diese Stände, auch in den des Offiziers freiwillig verzichten sollten. Es ist eine alte Erfahrung, daß jedermann für seinen Nebenmenschen sehr bescheiden ist und für ihn auf die Erfüllung seiner Wünsche leichten Herzens und ohne sich viel Gedanken zu machen, verzichtet. Sombart macht von dieser Trivialität keine Ausnahme, er apostrophiert die Juden: „Was liegt Ihnen auch an diesen Ämtern und Würden?“ Von der Würdelosigkeit dieser Zumutung will ich weiter nicht reden, aber er hat sich bei dieser Apostrophierung wirklich nicht viel gedacht. Ich habe schon im IV. Kapitel bei der Erörterung der Beziehungen zwischen Juden und Presse darauf hingewiesen, daß sich von der christlichen Bevölkerung den

nicht agrikolen Berufen nur 40—50%, von den Juden aber die vollen 100% zuwenden müssen. Sie müssen darum die Ausschließung von all diesen freien Berufen auf das schmerzlichste empfinden, um so mehr als stetig und in immer steigendem Maße in ganzen Schichten derselben die Lust zum Geschäfte ab- und die Neigung zum intellektuellen Berufe zunimmt.

In dem halben Jahrhundert von 1860—1912, von Schmerling bis Stürkgh, zählen wir in kinematographischer Reihenfolge 24 Ministerien, resp. Ministerpräsidenten. Und ich konstatiere einfach mit der Objektivität des Historikers, daß bis zum Ministerium Taaffe 1879, alle vorangegangenen liberalen Ministerien — und sie spielten ja in diesem Zeitpunkt eine entscheidende Rolle — Schmerling, Carlos Auersperg, Hasner, Holzgetan, Adolf Auersperg, Stremayr, mit allen ihren deutsch-freisinnigen Kollegen Herbst, Hasner, Giskra, Brestel, Berger, Lasser, Banhans, Chlumetzky, Stremayr, Glaser, Unger, trotz der gepriesenen Verfassungstreue die Juden von jeder Beamtung welcher Art immer, als geradezu selbstverständlich standhaft fernhielten; eine Regel, welche durch die seltenen Ausnahmen, durch die Gründe, aus denen sie gemacht worden, die Umstände, welche sie begleiteten, nur bestätigt wurden. Das war also das Verhalten des liberalen Verfassungsstaates nach dieser Seite hin gewesen.

Wie war nun die Stellung Taaffe's zu den Juden? Er war seiner persönlichen Gesinnung und Neigung nach nichts weniger als ihr Gegner, er verkehrte gerne mit ihnen — Alexander Scharf, Jakob Herzog waren geradezu seine Hausjuden — Eduard oder wie man ihn hieß, der blonde Trebitsch, der Herausgeber des noch heute täglich erscheinenden „Wiener Handelsblattes“, war durch lange Jahre hindurch täglich sein unausbleiblicher Frühstücksgenosse im Hinterstübchen der „Drei Laufer“. Aber er grollte ihnen, weil sie glaubten, im Gefolge der deutschen Parteileitung gehen, ihn bekämpfen zu müssen. Er hat, wenn ihm dazu Gelegenheit geboten war, aus diesem seinem Grolle gar kein Hehl gemacht und sogar einer Deputation der Kultusgemeinde sans gêne erklärt, daß er unter diesen Umständen die Aufforderung, von Regierungswegen dem damals eben erst entstehenden Antisemitismus entgegenzutreten, ablehnen müsse. Nun beginnt aber

eine merkwürdige Erscheinung: Der Antisemitismus hat unter ihm und allen seinen Nachfolgern gesproßt, gezweigt, geblüht, aber zugleich mit dieser Entwicklung ist langsam und allmählich, aber stetig das Prinzip der Ausschließung durchbrochen, sind Juden zum Staatsdienst zugelassen worden. Sie sind heute — wenn auch in sehr mäßigem Prozentsatze, Bezirksrichter, Landesgerichts-, Oberlandesgerichtsräte, man findet sie mit Ausnahme der k. k. Polizeidirektion! — zwar sehr wenig — in den unteren Stellungen des breiten politischen Dienstes, wie bei den Bezirkshauptmannschaften usw., aber in allen Zweigen unseres Handelsamtes, im Eisenbahndienst, im Patentamt und in der Zentrale an in der Regel durch ihre Aufgaben wichtigsten Posten; sowie, wenn auch nicht häufig — in den sonstigen Zentralstellen. Und der Beginn dieser Änderung fiel durchaus mit Taaffe zusammen, sie entwickelt sich unter ihm, seine Nachfolger im Amte wie in seinen Tendenzen führten sie weiter. Noch stärker war der Fortschritt für die Juden nach dieser Richtung an der Universität. Es lehrten an der medizinischen Fakultät Juden als Dozenten, außerordentliche und ordentliche Professoren und was noch entscheidender ist, hat es die Staatsverwaltung wagen können, an ihren allgemeinen Spitälern die Leitungen der Abteilungen jüdischen Primarärzten anzuvertrauen.

In gleicher Weise ist das frühere System, die Juden von ihren Lehrkanzeln fernzuhalten, an der philosophischen und juridischen Fakultät durchbrochen worden; in beiden nahmen Juden Lehrstellen ein, lehrten mit Erfolg und Anerkennung. In allerletzter Zeit zeigt sich der Ziffer nach eine kleine Abschwächung, doch ist sie nicht einer Änderung der Tendenz, sondern zufälligen Umständen zuzuschreiben.

Man wird also gerade seit dem Bestande des Antisemitismus innerhalb all dieser Sphären nicht nur keine Verluste, sondern im Gegenteil effektive Fortschritte verzeichnen. Wie ist das zu erklären? Ich glaube nicht schwer. In moderner Zeit kann eine Staatsregierung das Bewußtsein, daß sie eine Regierung für alle zu sein hat und verpflichtet ist, für alle Gerechtigkeit zu üben, nur dann völlig verlieren, wenn sie ganz und gar unter der Herrschaft einer Partei steht, welche aus einem bestimmten Grunde diese Gerechtigkeit gegen eine Gruppe, Klasse und Schichte nicht

geübt sehen will. Alle diese liberalen Ministerien bis zu Taaffe stützten sich einzig auf die frühere „deutschliberale Partei“, diese war immer nur deutsch, ihr Liberalismus war kein solcher schlechtweg, sondern nur ad hoc der deutschen Partei; Herbst und Genossen wollten ihre Wähler, die Kleinbürger in den Städten durch Gerechtigkeit gegen die Juden nicht verstimmen und die Minister, welche aus ihren Kreisen hervorgegangen, handelten natürlich in deren Sinne. Seit Taaffe waren die Regierungen von diesen Rücksichten auf die Mandate der Deutschen entbunden und konnten, wenn es die Gerechtigkeit verlangte und mit dem Staatsinteresse stimmte, auch Juden in den Staatsdienst aufnehmen.

Ein Bilanz-Saldo kann aus den konstatierten Posten allerdings nicht gezogen, Gewinn und Verlust können hier nicht voneinander subtrahiert werden wie die Kronen im Konto eines Hauptbuches. Aber ich ziehe die ganz entschiedene Konklusion, daß selbst auf diesem Gebiete in der Zukunft, auch wenn der Antisemitismus in der Bevölkerung weiter anhalten sollte, der Fortschritt nach den Zielen der vollen Gerechtigkeit für die Juden nicht aufzuhalten sein wird; und ich meine, jeder unbefangene Leser wird diesem meinem Schluß zustimmen, wenn er die Sachlage, welche durch den Antisemitismus geschaffen wurde und in der Gegenwart besteht, mit jener vergleicht, welche vor dem Einbruche des Antisemitismus bestanden hat. Ich hoffe, er wird den Vergleich ziehen und folgendes finden: Ökonomisch sind sie frei gewesen und frei geblieben. An bürgerlichen und politischen Rechten haben sie nichts verloren, sondern meritorisch gewonnen; der Gewinn ist allerdings nur ein bescheidener; nichtsdestoweniger ist er von prinzipieller und entscheidender Wichtigkeit. Durchschlagend nämlich ist die Tatsache, daß mit der früheren Übung überhaupt gebrochen, ein anderer Weg eingeschlagen wurde. Die Bevölkerung wird durch fortgesetzte Übung daran gewöhnt werden, in allen Zweigen Juden als Vertreter des Staates fungieren zu sehen. Ich hoffe noch ein weiteres und wichtigeres. Wenn ich das Ghetto und die Juden des Vormärz nicht umsonst geschildert habe, so muß sich dem Leser noch ein ganz anderer Vergleich, dessen Ergebnis für die Ansicht über die Zukunft der Juden noch ungleich maßgebender ist, nämlich der Kontrast zwischen diesen von mir geschilderten Zu-

ständen und jenen, in denen wir heute leben, geradezu und mit einer solchen Gewalt aufdrängen, daß der Zweck dieser Schrift, die Absicht, welche mich bei Abfassung derselben geleitet, sich erfüllt haben muß und ich ohne weiteres schließen könnte, wenn es sich um eine rein theoretische Anschauung, bloß um eine prinzipielle Zustimmung zu der von mir vertretenen handeln würde. Doch ist dies keineswegs der Fall und ob man die eine oder andere für die richtige hält, ist von der praktisch schwerwiegendsten Bedeutung geworden.

Der Antisemitismus hat nämlich unter den Juden, insbesonders der jüngeren Generation, eben die jüdisch-nationale Partei entstehen lassen, von welcher ich am Schlusse des vorigen Kapitels gesprochen und auf welche ich schon am Schlusse des ersten Buches, des Ghetto, hingedeutet habe und deren Programm und Inhalt darin besteht, aus den europäischen, resp. amerikanischen Juden überall eine neue politische Nation zu machen.[1])

[1]) Zu dem Thema des vorliegenden Buches gehört nur diese national-jüdische Bewegung; sie ist mit der zionistischen, jener um die Schaffung eines Judenstaates nicht zu verwechseln. Die beiden Richtungen sind keineswegs kongruent; niemand kann, ohne jüdisch-nationale Gesinnung zu hegen, Zionist werden; aber umgekehrt kann ein Jude sehr wohl national-jüdisch denken und doch aus den verschiedensten unabweisbaren Gründen ein sehr entschiedener Gegner eines Judenstaates sein. Und es ist gar keine Frage, daß selbst unter den Jüdisch-Nationalen nicht nur im Westen, sondern auch im Osten, die Anhänger des Zionismus keineswegs in der Majorität sind.

Diese Idee ist — angeregt in Rußland durch die elenden Zustände, in welchen sich die Juden dort befanden — eine erkleckliche Anzahl von Dezennien vor dem Beginne der antisemitischen Bewegung unserer Zeit in einigen, ihrer Intelligenz angehörenden Köpfen entstanden, hatte dort einen günstigen Boden gefunden, aber die Grenzen Rußlands nicht überschritten. Erst durch den Antisemitismus hat sie sich auch über den Westen verbreitet und die zionistischen Vereine entstehen lassen. Es liegen volle zwanzig Jahre zwischen dem Tage, an welchem ich zu dieser Frage das erstemal in einer ausführlichen Studie das Wort ergriffen und dem heutigen. 1897, zu dem II. zionistischen Kongresse in Basel, habe ich in der damaligen Wochenschrift „Die Zeit" eine Studie über die zionistische Bewegung veröffentlicht und mich mit meiner Ablehnung in vornehmer Gesellschaft befunden. Theodor Gomperz hat sich an derselben Stelle und zur selben Zeit in dem gleichen Sinne ausgesprochen. Ich halte mit auch nicht einer einzigen Ausnahme alles aufrecht, was ich damals gesagt habe — der bisherige Verlauf der Bewegung hat jeden Satz, jede meiner Behauptungen bestätigt. Mein Standpunkt war zwar kein absolut feindlicher. Ich sagte wörtlich: „Nichtsdestoweniger müßte nicht nur jeder Jude, sondern jeder Menschenfreund seine Errichtung begrüßen und unterstützen, wenn die Aussicht winkte, für die Millionen Juden tatsächlich in einer neuen Heimat eine menschenwürdige Existenz zu schaffen. Aber sie winkt ganz

In dieser, für alle Zukunft gedachten und geplanten Konstituierung, in dieser politischen Trennung von der Gesamtbevölkerung sollen wir den Schutz gegen die ökonomischen und politischen Schädigungen suchen und finden, welche die antisemitische Bewegung heraufbeschworen hat und noch weiter heraufbeschwören könnte, d. h. wir sollen diese antisemitische Bewegung als eine für alle Zeit dauernde, sozusagen als eine politische Institution inmitten unseres Staats- und Volkslebens betrachten und uns auf diese Zukunft dauernd einrichten. Darüber, daß die Konstituierung einer „jüdischen Nation" in der Existenz des Antisemitismus seine prinzipielle Begründung und Berechtigung nicht finden kann, darf ich mich nach seinem von mir geschilderten Verlauf wohl jeder weiteren Auseinandersetzung enthalten. Nicht aber gegenüber der Frage, ob sie nicht, wenn auch nur für absehbare Zeit, tatsächlich einen Schutz gegen weitere Schädigungen von seiten der antisemitischen Bewegung gewähren würde und einfach aus praktischen Gründen geboten erscheint. Doch will ich die sicherlich notwendige Antwort nicht eben unmittelbar an dieser Stelle geben. Das Argument nämlich hat schon, ich möchte sagen, seine Geschichte und

und gar nicht. Die Gründung dieses Judenstaates ist aus politischen und technischen, aus sozialen und internationalen Gründen unmöglich." Dem Nachweise dieser Unmöglichkeit war der Hauptteil jener Studie gewidmet und die seither abgelaufenen zwei Dezennien haben sie viel stärker bewiesen, als ich zu tun imstande gewesen wäre. Jetzt wird schon durch den Umsturz in Rußland, durch die Öffnung des großen sibirischen Gebietes, durch den Fortfall eines Ansiedlungsrayons überhaupt dem Zionismus seine Hauptveranlassung und hauptsächlich vorgebrachte Rechtfertigung offenbar bald entzogen sein. Das soll mich aber nicht hindern, die Hochachtung für jene Männer zu bekennen, welche seinerzeit aus einem Idealismus reinster und höchster Art diese Bewegung inauguriert haben, noch mehr aber für jene, welche wie Theodor Herzl die größere Hälfte ihres Lebens hindurch allen spezifisch jüdischen Interessen ferngestanden waren und einzig dem Drange ihres Herzens folgend sich der Bewegung nicht nur anschlossen, sondern deren Führer geworden. Herzl, ein glänzender Feuilletonist, war ein Mann edelster und reinster Gesinnung, aber weder Staats- noch Wirtschaftspolitiker. So wurde er der Führer der Bewegung nach einem Ziele, für welches ihm das sachliche Urteil fehlte. Und gerade, weil ihm dasselbe fehlte, erfaßte ihn diese Idee mit allen Fasern seines Herzens und seines Kopfes. So unbefangen er als Feuilletonist gewesen, so unzugänglich war er in dieser Frage jeder anderen Meinung.

Und meine Anerkennung muß über Herzl hinausreichen; unstreitig hat der Zionismus auf das Selbstgefühl der Juden, namentlich im Osten, und namentlich auf die Jugend, stärkend, veredelnd gewirkt. Aber der unstreitig hoch idealen Gesinnung, welche den Judenstaat schaffen wollte, fehlte die Verknüpfung mit dem praktischen Sinn. Dem Judenstaat werden immer zwei Dinge fehlen: das brauchbare Land und die brauchbaren Juden!

aus einem Stücke derselben will ich seine Beantwortung etwas weiter unten hervorgehen lassen. Vor mehr als sechs Jahren hat die unter Führung des Abgeordneten Dr. Straucher stehende jüdisch-nationale Partei der Bukowina einen ernsten, sehr ernsten Schritt getan, um die Idee derselben in die Tat umzusetzen. Sie hat in einer Eingabe an die österreichische Zentral-Regierung das Verlangen nach einer Gesetzesvorlage gestellt, durch welche für die Juden der Bukowina eine eigene Wahlkurie geschaffen werden sollte, in welcher allein sie das Recht hätten, an der Wahl der Abgeordneten teilzunehmen; da für die anderen das Land bewohnenden Völkergruppen, Polen, Ruthenen, Rumänen die Wahl-Ordnung unverändert geblieben wäre, und nur die Juden allein in die jüdische Kurie verbannt worden wären, so wäre deren politische Absonderung wie mit einem Schlage auf das drastischeste, schärfste und unverkennbarste durchgeführt gewesen. Diese Aktion der Bukowinaer weckte bei den Juden der Erbländer die stärkste Aufmerksamkeit und Erregung und nirgends mehr als in Wien Als Präsident der Österr. Israel. Union hatte ich zur Beratung über diese Eingabe eine Sitzung des Vorstandes einberufen, die Ende Mai 1911 stattfand. Die Gründe, welche in der sehr eingehenden Diskussion gegen die Idee einer eigenen jüdischen Kurie geltend gemacht wurden, die gefährlichen Folgen einer solchen nach jeder Richtung ergaben sich so deutlich, daß der Beschluß einstimmig gefaßt wurde, von seiten der „Union", gleichsam in Vertretung der öffentlichen Meinung unter den Juden, gegen diese Petition der Bukowinaer bei dem Ministerium entschiedenen Protest zu erheben. Das ist auch durch den Vizepräsidenten, Kaiserlichen Rat Anninger mit Erfolg geschehen. „Wir denken gar nicht daran," sagte der Minister des Innern, Freiherr von Haerdtl, „zu den zahlreichen, in Österreich bestehenden Nationalitäten noch eine neue zu schaffen." Wir sind mit unserem Protest nicht allein geblieben, von verschiedenen Seiten sind in der gleichen Richtung Schritte geschehen, namentlich hat Abgeordneter Kuranda bei dem Ministerpräsidenten Baron Beck alle die Bedenken, welche klarerweise gegen die Konstituierung einer neuen, der hebräischen Nationalität, sprechen müßten, geltend gemacht; das Ministerium hat auch tatsächlich das Begehren abgelehnt.

Der Krieg, die für Galizien angekündigte Sonderstellung und die mit einer solchen verbundene Autonomie, sowie weiters die Errichtung eines selbständigen Königreiches Polen haben eine neue Situation geschaffen. Nach den Erfahrungen der letzten Dezennien mußte die Befürchtung entstehen, daß diese beiden neuen Schöpfungen für die dortigen Juden und ihre Existenz die schwersten Gefahren zur Folge haben werden. In Berlin hat zum Schutze der Ostjuden und ihrer Rechte eine Vereinigung bestanden, deren Mitglieder ihrer Gesinnung nach die Wohlfahrt derselben nur in einem Verharren und Fortschreiten in der bisherigen Richtung, d. h. in der möglichsten Annäherung an die Landesbevölkerung gesehen und sie zu fördern gestrebt hatten. Jetzt hatte sich neben dieser ein Komitee aus Männern der jüdisch-nationalen Partei gebildet, welche gerade entgegengesetzt einen Schutz nur in der Konstituierung dieser Ostjuden zu einer eigenen politischen Nation erreichen wollten. Dieses zweite Komitee unter Führung des Dr. Franz Oppenheimer hatte auch in Wien eingegriffen, eine erste Zusammentretung Ende 1915 unter dem Vorsitz des seither verstorbenen Dr. Gustav Kohn veranlaßt. Zu derselben waren in weitaus überwiegender Zahl Parteigenossen geladen und in einer späteren Sitzung wurde eine Eingabe an das österreichische Armee-Oberkommando in Lublin beschlossen, welche auch abgesendet wurde; in derselben sind die russisch-polnischen Juden als eine spezielle „eigenartige Kulturgruppe" hingestellt und wird das Armee-Oberkommando um Schutz dieser eigenartigen Kultur, will sagen, um die Erhaltung des Jiddisch-deitsch, eines mechanischen Gemengsels von mittelalterlichem deutsch, russisch und alttestamentarischem Hebräisch, sowie um die Erhaltung des „Cheder" ersucht. Im August löste sich die Vereinigung auf, nachdem sie vorher „das österreichische Zentralkomitee zum Schutze der staatsbürgerlichen Rechte der Juden in den okkupierten Gebieten" gewählt hatte. Da man in dasselbe vernünftigerweise prominente Männer hatte wählen wollen, diese aber in der Regel nicht der jüdisch-nationalen Partei angehören, so ist die Strömung in der Majorität dieses Zentralkomitees eine andere als von jener Vereinigung, aus welcher dieses Komitee gewählt worden ist.

Immerhin sind dort die Jüdisch-Nationalen nicht unerheblich

durch die eifrigsten und agitatorisch geschicktesten Männer ihrer Partei vertreten.

Das hat mich veranlaßt, wenn auch ohne ein offizielles Mandat am 5. November 1915 diesem Komitee ein Exposé über die Frage einer politisch-nationalen Konstituierung der Juden zur Kenntnisnahme und Prüfung zu übersenden. In demselben untersuche ich die Konsequenzen, welche die Schaffung einer jüdischen Wählerkurie auch nur in Galizien unausbleiblich für die Juden aller Provinzen des Reiches, speziell aber für Wien hervorrufen müßte. Es umfaßt in begründeter Darlegung alle jene Momente, welche seinerzeit die Österr. Israel. Union bestimmt haben, sich entschieden gegen die Petition der Jüdisch-Nationalen in der Bukowina bei dem Ministerium auszusprechen. Sie bestehen darin, daß eine solche Kurie unmöglich und in keiner Weise, nicht politisch, nicht ökonomisch, nicht moralisch die Stellung der Juden bessern, sondern im Gegenteil die schwersten Schädigungen namentlich in wirtschaftlicher Beziehung unabweislich herbeiführen müßte.

Doch habe ich bestimmte Gründe, das über diese Frage gesammelte und im Zusammenhange dargestellte Material erst dann der Öffentlichkeit zu unterbreiten, wenn die politischen Verhältnisse in Galizien zu einer festen Gestalt gelangt sein werden und es namentlich den Ruthenen dort gelingen sollte, ihren Wunsch nach einer ruthenischen Wahlkurie durchzusetzen. Es wird allerdings auch dann fraglich sein, ob die Polen, welche heute die Juden bei den Wahlen für sich reklamieren, geneigt sein werden, durch die Schaffung einer jüdischen Wahlkurie auf diese Stimmenzahl zu verzichten. Sollte dieser Fall dennoch eintreten, so wird es an der Zeit sein, die anderen Provinzen vor einer Rückwirkung auf das Energischeste zu schützen und für mich eine Aufforderung entstehen, mit besagtem Exposé in dieser Abwehr-Aktion einen Beitrag zu liefern.

Ich resumiere: Wenn nach meinen Ausführungen die antisemitische Bewegung, ihr gewesener wie voraussichtlicher weiterer Verlauf die Schaffung einer „jüdischen Nation“ nicht rechtfertigt, wenn, wie ich in dem Memorandum nachweise, nämlich schon der erste Schritt zur Begründung einer solchen, einer jüdischen Wahl-

kurie, die höchste Gefahr für die Juden bedeutet — was kann also für die Bestrebung, die heutigen österreichischen Juden trotz ihrer durchgängigen Verflechtung mit der Gesamtbevölkerung in eine von ihr gesonderte neue, die hebräische Nation zu verwandeln, angeführt werden? Selbstverständlich nichts anderes, als das Recht jeder Nation auf ihre nationale Gestaltung.

Sehr wohl und ganz richtig! Jeder Nation! Doch da entsteht nun die Frage, welche angesammelte Menschenmenge verdient diese Bezeichnung, entspricht dem in dieser Bezeichnung enthaltenen Begriffe, wann wird sie zur Nation? Seit 1848 ist die europäische Politik zur größeren Hälfte von dem Kampfe um dieses Recht beherrscht und es ist darum schon wiederholt von Wissenschaftlern höchsten Ranges ohne Erfolg versucht worden, auf diese Frage eine definitive und kategorische Antwort zu finden; doch glaube ich, soll mich dies nicht hindern, — „zuweilen ist der Herr auch stark in einem schwachen Gefäße" — meiner individuellen Meinung Ausdruck zu geben. Waren die Juden in der Wüste — es war übrigens keine solche — „eine Nation"? Gewiß nicht! Sie waren nur ein „Volk". Wann sind sie zu einer „Nation" geworden? Das sind sie erst in dem Momente, als sie das geographisch scharf abgegrenzte Gebirgsland Palästina erobert hatten, das ganze Territorium unter sich in dauernde Niederlassungen verteilten. Auf und in diesem scharf abgeschlossenen Gebiete konnte ihre Kulturarbeit beginnen, wurden sie zu einer „Nation", und zwar zu einer, für die geistige Entwicklung der Welt durchaus entscheidenden.[1]) Doch gehen wir weiter: Wie haben sich in

[1]) Ich habe die Genugtuung, für diese meine Anschauung und Charakterisierung des historischen Prozesses, welchen die Juden in dieser Richtung durchgemacht haben, eine Autorität anzuführen, wie sie in der ganzen Kulturgeschichte nicht höher gefunden werden kann, nämlich den biblischen Moses selbst.

Im 5. Buch Mose, Kap. 26, Vers 5 befiehlt er dem Juden, wenn er die Erstlinge der Früchte dem Gotte darbringt, zu bekennen: „Die Syrer wollten meinen Vater umbringen; der zog hinab in Ägypten und war daselbst ein Fremdling mit geringem Volk und ward daselbst groß, stark und zahlreich."

Er bezeichnet in diesem Stadium die Juden ethnographisch mit dem hebräischen Worte Goy. Nach Vers 9 desselben Kapitels soll er weiter bekennen, daß Gott ihm das Land gegeben, „da Milch und Honig innen fließet" und unmittelbar nach dieser gegebenen Weisung hält Moses, Kap. 27,

Europa die wahren und vollkommenen Nationen historisch gebildet? Sein Westen, England, Frankreich, Spanien, besteht je aus durch Meer und Gebirge schärfstens konfigurierten und abgegrenzten Gebieten. In jedem derselben haben sich, gleichsam wie in einem Kessel, die autochthonen, schwachen Völkerschaften mit dem erobernd eindringenden, physisch und geistig stärkeren: in England mit Angelsachsen und Normannen, in Frankreich mit Franken, in Spanien mit Westgoten nicht einfach mechanisch gemengt, sondern in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit ist aus dem

---

Vers 9 eine Anrede, in welcher er sagt: „Merke und höre zu, Israel! Heute an diesem Tage bist du ein Volk geworden, des Herrn, deines Gottes."

Hier gebraucht er aber ein ganz anderes Wort, nämlich: Am, welches Wort sicherlich zu Goy gegensätzlichen und nach der ganzen Sachlage keinen anderen Inhalt als den von mir auseinandergesetzten haben kann.

Ich setze den hebräischen Text hinzu:

„5. Buch Moses, Kap. 26, Vers 5: Arami owed owi wajered mizrajmo wajagor schom himsse m 'ot wajhi schom l 'goj goudol ozian w 'row."

Dieser Gegensatz zwischen den beiden Bezeichnungen Am und Goy wird auch durch die hebräische Philologie durchaus bestätigt. Nach Gesenius ist Am: „die durch Einheit des Regimentes zu einem Gemeinwesen verbundene Gesamtheit", Goy „nur eine einheitlich verbundene Masse".

Gesenius gebraucht zur Definierung von Goy ein ganz allgemeines Wort; den Inhalt von „einheitlich" konkret zu präzisieren, fühlt er sich nicht veranlaßt, aber der Unterschied, den er zwischen Staat und Masse macht, hat offenbar denselben Sinn wie der von mir behauptete. Nur um nicht etwa der Unkenntnis des Stoffes geziehen zu werden, bemerke ich, daß zwischen den Interpretatoren der Bibel der Sinn der ersten drei Worte von jeher strittig war. (Arami owed owi usw.) Die einen beziehen sie schon auf Abraham, die anderen auf Jakob. Für den Sinn dessen, was Moses hier seinem Volke zu sagen beabsichtigt, ist dieser Umstand ganz gleichgültig. Meine Deutung dieser seiner Absicht ist keine willkürliche, sie basiert auf dem historischen Vorgang, wie er sich mit plastischer Deutlichkeit aus der Erzählung der Bibel ergibt.

An Zahl noch unbedeutend, noch in der primitiven Geschlechter-Verfassung kommen die Juden nach Ägypten, dem durch Gebirg und Wüste abgegrenzten Niltal, in welchem schon mehr als 1000 Jahre vorher aus der eingewanderten Bevölkerung eine „Nation" entstanden war, ein Kulturstaat sich gebildet hatte. Durch die Vermehrung wachsen diese jüdischen Geschlechter zu einem Volke zusammen und heran; das Gastvolk erregt das Mißtrauen und die Furcht des Wirtsvolks, mit welchem sie sich nicht assimilieren gekonnt; es entstehen Konflikte, sie finden einen Führer, verlassen das Land, setzen sich durch Eroberung in den Besitz eines eigenen, sind durch diesen Zusammenhang mit dem abgeschlossenen Gebiete auch eine eigene, abgeschlossene „Nation" und beginnen ihre bis heute fortwirkende Kulturarbeit für die Menschheit.

mechanischen Gemenge ein neues chemisches Produkt, eine Nation mit einer eigenen nationalen Sprache, mit einer neuen eigenen nationalen Kultur entstanden. Die fest geschlossene Natur des Landes hat auch in diesen Nationen eine gewisse Konzentration an Kraft und Geist hervorgerufen, welche es erklärt, daß gerade jede dieser nicht im Herzen Europas, sondern an seiner Peripherie gelegenen Nationen in der Geschichte Europas abwechselnd eine Rolle gespielt haben, auf welche sie nach ihrer Bevölkerungsziffer keinen Anspruch hätten machen können. Und weiter zeigt die Geschichte mit unerbittlicher Deutlichkeit, daß jene Völkerschaften, denen es nicht beschieden gewesen, ein geographisch fest abgeschlossenes Gebiet für sich zu okkupieren, immer die Schwächeren geblieben sind; sie haben es zu keiner „Nation" gebracht. Die Geographie ist die Hauptquelle auch der inneren Geschichte der Staaten. In den strenge figurierten und konzentrierten Staaten herrscht ein Staatsgefühl von einer Mächtigkeit, welche keine mit den Interessen des Staates irgend kollidierende Bewegung aufkommen läßt.

In England, Frankreich und Spanien ist der nationale Gedanke nicht das pure avitische Stammesgefühl, welches in seinem tiefsten Grunde auf den Herdencharakter des Urmenschen hinzeigt, sondern ist immer mit dem Begriffe des Landes und des Staates kongruent und untrennbar verbunden. Unser österreichischer Staat entbehrt einer solchen, das ganze Reich umschließenden von der Natur aufgebauten charakteristischen Umgrenzung. Nur die einzelnen Provinzen zeigen — und zumeist in schwachem Grade — diese geographische Charakteristik. Das Staatsgefühl konnte auch schon darum nicht jene Stärke erreichen, wie in den so drastisch abgegrenzten Gebieten des europäischen Westens. Und etwa eine neue Nation, wie sie sich in dem letzteren aus den durch die römische Herrschaft latinisierten autochthonen Völkerschaften und den eingedrungenen Germanen chemisch gebildet hatte, konnte nicht entstehen, weil Slaven und Deutsche zueinander keine chemische Affinität besitzen, sondern sich im Gegenteil abstoßen. Die deutschen Ordensritter, nach ihnen der preußische Staat, haben im Osten slavische Völkerschaften germanisiert, d. h. ihnen ihre Sprache, ihre Sitte, ihre Ghettos, ihre slavische Seele genommen, eine deutsche aufgezwungen. Es war die Umwandlung eines alten,

nicht die Schaffung eines neuen Volkes. In Österreich ist den Slaven mannigfach der umgekehrte Prozeß gelungen. Es ist durchaus bezeichnend, wie die deutsche Sprache, diese feinste aller Sinndeuterinnen, dieser Tatsache und ihren Konsequenzen in unserem Österreich[1]) Rechnung trägt, ihnen Ausdruck verleiht. Die verschiedenen Völkerschaften Österreichs bezeichnen wir ständig als Nationalitäten, nicht als Nationen. Unbewußt machen wir

[1]) Die Erfahrung lehrt, daß für die Geltung einer Ansicht, die vertreten wird, die literarische Reputation dessen, der sie vertritt, wenn auch mit Unrecht, keine ganz gleichgültige Sache ist. Einzig aus diesem Grunde will ich darauf hinweisen, daß meine Stellung zur Nationalitätenfrage und zum Nationalismus überhaupt, nicht erst durch den Zusammenhang der antisemitischen Bewegung mit dem nationalen Momente entstanden ist. Meine Überzeugung hat nicht erst auf den Antisemitismus gewartet. 1870, also zu einer Zeit, in welcher — ich berufe mich hier auf meine ganze Darstellung — von ihm auch nicht die leiseste Spur zu finden gewesen wäre, habe ich eine Schrift „Die soziale Frage in Wien" veröffentlicht; sie war dem statistisch belegten Nachweise gewidmet, daß, wenn auch die Lage der Arbeiterschaft keineswegs eine befriedigende genannt werden könne, die Behauptung der Sozialistenführer, daß sie sich ständig verschlimmere, der tatsächlichen Entwicklung vollständig widerspreche. Durch meine Ziffern wurde nämlich zur Evidenz nachgewiesen, daß seit 50 Jahren die Arbeitslöhne ungleich höher gestiegen waren, als die Lebensmittelpreise. Die Schrift ist heute überholt und vergessen, seinerzeit jedoch viel besprochen und noch in der Mitte der 80er Jahre ihr Inhalt vom gewesenen Sistierungsminister Belcredi im Herrenhause gegen Josef Unger angerufen worden. Zu derselben hatte ich eine politische Vorrede geschrieben, in welcher ich schon ganz und gar gegen den Nationalismus auftrete, gegen ihn den Staatsgedanken, sowie auch den „sozialen Gedanken als den der Zukunft" verfechte und die damals, also vor fast einem halben Jahrhundert von mir gegebene Begründung lautete nicht anders als die oben geschriebene. Ich zitiere einige Sätze aus derselben. S. VII. „Sie (die Nationalen) überschätzen die Kraft des nationalen, sie unterschätzen die Kraft des Staatsgedankens." „Das staatenbildende Element ist nicht die gemeinsame Abstammung, sondern die geographische Konfiguration." S. VIII. „Nie noch war bei der Entstehung eine Staates Sprache und Nationalität maßgebend. Karl der Große und seine Franken herrschten über Deutschland und Gallien. Seine Söhne teilten im Vertrage von Verdun das Reich. Wenige Jahre nachher waren Frankreich und Deutschland geistig und national ganz geschiedene Staaten mit den Grenzen wie ungefähr heute und deren Bewohner hatten nicht das geringste Verständnis mehr für die gemeinsame Abstammung, für die damals noch fast gemeinsame Sprache, und lagen in hartem, erbitterten Kampfe gegeneinander, weil eine wirkliche oder vermeinte Verschiedenheit in den Interessen der beiden Staaten sie dazu geführt." S. IX. „Die nationale Bewegung ist nur ein belebendes, aber nie und nimmer ein Element, das imstande ist, einen Staat zu schaffen."

Deutlicher konnte ich wohl meine Ansicht nicht präzisieren.

mit Ungarn eine Ausnahme. Die Magyaren nennen wir eine Nation, nicht eine Nationalität, sie präsentieren sich auch tatsächlich als solche, ihr Land ist das durch Gebirg und Donau abgeschlossenste; dementsprechend ihre Energie, ihre politische Kraft die stärkste. Das drückt sich auch in der allmählichen, wenn auch langsamen Magyarisierung der gesamten Bevölkerung aus.

Doch glaube ich diese Explizierung meines Gedankens durch die Geschichte anderer Völkerschaften als die der alten Juden nicht weiter fortsetzen zu sollen. Das von mir Gebrachte muß ihn deutlich und überzeugend machen. Der Gedanke einer Nation läßt sich von dem eines von den Nachbarländern geographisch abgeschlossenen Landes, welches entweder ganz und durchaus oder nahezu von der gleichen Bevölkerung bewohnt wird, so daß es seine Farbe vollends von ihr erhält, nicht trennen.[1])

Nun sind bezüglich der Frage, ob die Juden eine Nation bilden, die entscheidenden Momente bis zum heutigen Tage un-

---

[1]) Ich glaube nicht, daß gegen diese Begriffsbestimmung ein ernster Einwand erhoben werden könnte, ich wende sie demnach unbedenklich auf die Frage des jüdischen Nationalismus an. Die Juden haben ihren Zusammenhang, ihren Charakter als „Nation" mit der Zertrümmerung Palästinas verloren. Es wird dies am klarsten dadurch, daß ihnen schon das erste Kennzeichen einer Nation, und zwar, worauf ich schon in früheren Kapiteln Gelegenheit hatte hinzudeuten, mit einer geradezu wunderbaren Raschheit verloren gegangen ist. Allüberall haben sie nach wenigen Generationen die hebräische Sprache mit der der neuen Heimat gewechselt; geblieben ist ihnen nur der Zusammenhang als Stamm, welcher sie, die winzige Minorität, schwerlich vor dem Aufgehen in die Majorität bewahrt hätte, wenn nicht die Religion zwischen ihnen und den Christen eine unüberschreitbare Mauer gebildet hätte.

Charakteristisch genug, aber sehr erklärlich, schreiben die Führer der jüdischen Nationalisten dem Zusammenhange durch die Religion eine unendlich geringere Wirkung zu, als der Zugehörigkeit zum Stamme. Ich möchte einige wenige Tatsachen vorbringen, welche selbst für die Gegenwart noch das Gegenteil erweisen. Die Kopten in Ägypten sind der Abstammung nach reine Ägypter, sie kennen auch keine andere Sprache als das vulgär Arabische, wie es im ganzen Niltal von der Bevölkerung gesprochen wird. Nichtsdestoweniger bilden sie eine von der ganzen übrigen Bevölkerung streng gesonderte, streng geschlossene Nationalität. Sie sind eben jener Teil des alten ägyptischen Volkes, welcher bei der Eroberung Ägyptens durch die Araber sich nicht zum Islam haben bekehren lassen, sondern ihrem christlichen Glauben bis zum heutigen Tage unentwegt treu geblieben sind. Ich erinnere mich aus meiner Studentenzeit in Prag in den 50er Jahren, daß dort für die katholisch gebliebenen Wenden in Sachsen, zur Heran-

verrückbar die gleichen geblieben: sie haben kein gemeinsames Land, keine gemeinsame Sprache und auch absolut keine gemeinsame Kultur. Was immer sie von einer wirklichen solchen besitzen, ist die der Bevölkerung, innerhalb deren sie wohnen. Das Schlagwort von einer ostjüdischen Kultur ist ein leerer Raum, ihm fehlt jeder Inhalt. Der Status, den die jüdisch-nationale Partei mit diesem Wort bezeichnet, ist das Widerspiel jeder wirklichen Kultur: lucus a non lucendo. Und noch weniger haben die durch die Gebiete der ganzen Welt zerstreuten Juden gemeinsame Interessen; sie haben nirgends andere als die des Landes oder Staates, in welchem sie wohnen. Englische, französische, italienische, rumänische, russische und serbische kämpfen in Wehr und Waffen gegen österreichische und deutsche, bulgarische und türkische Juden.

Doch genug dieser theoretischen Auseinandersetzung! Um die Stellung zu fixieren, welche die Juden in Österreich grundsätzlich zu dem Nationalismus überhaupt einzunehmen haben, genügt absolut die Betrachtnahme eines einzigen Momentes und aus diesem ergibt sich klipp und klar, daß naturgemäß dieselben die geborenen Gegner des Nationalismus sein und für alle absehbare Zeit bleiben müssen; dieses Moment ist der Antisemitismus.

---

bildung ihrer Geistlichkeit noch ein eigenes katholisches Internat mit einem katholischen Gymnasium bestand. Offenbar war es hier die Religion, welche den Zusammenhang als Volksgruppe erhalten hat.

Die Geschichte der Wiener Juden kennt eine lange Liste von zum Christentum übergetretenen Familien; sie beginnt schon wenige Dezennien nach dem Wiederauftauchen der Juden in Wien gegen Ende des 17. Jahrhunderts, hat sich leise, aber stetig bis zur Gegenwart fortgesetzt: „Nennt man die besten Namen, werden auch diese genannt." Aber unter ihnen ist auch nicht eine einzige von irgendwelcher Bedeutung, vielleicht überhaupt keine, welche nicht mit der Taufe sofort jede gesellschaftliche Verbindung mit den Juden aufgegeben, nicht jede Ehe mit Juden streng zurückgewiesen hätte, nicht jeder Erinnerung an den gemeinsamen Stamm scheu ausgewichen wäre. Alle diese Familien hatten offenbar das Stammesgefühl als Juden schon vollständig verloren und waren nur noch durch die Religion in einem, wenn auch schwachen Zusammenhang mit dem Judentum geblieben gewesen, bevor sie die Gewissensangst vor einem formellen Bruche überwunden hatten. Bernhard Freiherr von Eskeles wurde noch in den 30er Jahren als Jude und nach dem jüdischen Ritus auf dem Währinger Friedhof begraben, während schon ein Jahrhundert lang die Eskeles und ihre ganze Verwandtschaft, Arnstein, Pereira, im Leben und Weben absolut nichts mehr vom Juden aufgezeigt und ganz der christlichen Gesellschaft angehört hatten.

Die Nationalitäten-Bewegung war in Österreich allein der Boden, auf dem er Fuß fassen und seine Gewalt erlangen konnte.

Bei unseren nationalen Verhältnissen war diese Folge unvermeidlich. Tschechen und Deutsche, Polen und Ruthenen, Ruthenen und Rumänen, Slovenen und Italiener unterscheiden sich in der Hauptsache voneinander nur durch Abstammung und Sprache. Und diese Verschiedenheit hat schon genügt, um je zwei dieser Völker zu erbitterten Gegnern zu machen. Wir Juden haben aber das Schicksal, uns ausnahmslos von sämtlichen dieser Völker nicht nur durch die Abstammung und mit Ausnahme von den Deutschen, durch die Sprache, sondern auch durch äußere Erscheinung und was noch immer ins Gewicht fällt, durch den Gegensatz in der Religion zu unterscheiden. Dieses Verhältnis macht es erklärlich, daß, insolange der Unterschied in der Nationalität das Denken und Gefühlsleben der gesamten Bevölkerung so ausschlaggebend beherrscht, wenn auch nur an einem Punkte ein Zunder auf den Boden fällt und zündet, der Brand ein allgemeiner wird. Dieser Zunder und dieser geeignete Punkt ist ständig vorhanden. Ich erinnere, was ich im ersten Buche über die Entstehung und die Ursachen der Judenverfolgungen im Mittelalter dargelegt habe. Weiters an die dort hinzugegebene Parallele aus der Gegenwart, das Verhalten der Polen zu den dortigen Juden. Die Gefahr liegt in den Erwerbsverhältnissen, in der Konkurrenz. Die in demselben Buche aus der Geschichte beigebrachten Beispiele zeigen, daß, während die Konkurrenzierung durch die eigenen Volksgenossen als etwas Unvermeidliches ruhig hingenommen wird, sie, wenn sie von anders-Nationalen ausgeht, auf heftigen Widerstand stößt, den Kampf hervorruft.

Und da sollen wir diese Bedeutung einer verschiedenen Nationalität noch dadurch selbst erhöhen, daß wir aus den Juden gesetzlich eine neue, die achte, schaffen. Welche moralische Bedeutung und welche Stellung hätte die achte, diese „hebräische" Nation gegenüber nicht nur den großen, Deutschen, Tschechen und Polen, sondern selbst den kleinen und kleinsten Nationen oder Nationalitäten?

„En chochom kebal nesojim", Erfahrung geht über alle Weisheit. Ich erinnere mich tatsächlich aus meiner Gymnasialzeit in

Ungarn einer solchen von den jüdisch-Nationalen herbeigesehnten autoritativen Anerkennung der Juden als Nation. In den durch die oberste Schulbehörde eingeführten Schul-Geographien waren immer die Ziffern der verschiedenen Bewohner eines Komitats in einer gewissen Rangstufe angeführt: Magyaren, Deutsche, Slovaken, Walachen und zuletzt immer Juden und Zigeuner. Das erregte jedesmal von seiten unserer christlichen Kollegen Spöttereien, die zwar verpönt waren, von den braven Schwarzröcken auch immer bestraft wurden, aber trotzdem sich immer aufs neue wiederholten. Und wir sollen diese — ich weiß kein anderes Wort dafür — Abstoßung der Juden durch alle anderen Nationalitäten durch ein Gesetz perpetuieren, als wenn die Nationalitäts-Bewegung das letzte Wort der Geschichte wäre? Ein solches kennt die Geschichte überhaupt nicht und die nationale Bewegung wird, und zwar viel früher als alle ihre Anhänger vermuten, ausgelebt haben. Zur Zeit, als fast drei Jahrhunderte hindurch noch viel stärker und noch viel ausschließlicher als heute von der nationalen Idee, die Welt von dem Unterschied im Glauben regiert wurde, die zur Todfeindschaft zwischen Katholiken und Evangelischen, zum Dreißigjährigen Krieg, zur Verwüstung Mitteleuropas geführt, hatte in ganz Europa keine Seele, auch unter den Besten nicht, die leiseste Vermutung, daß die Menschen über die Wichtigkeit und Bedeutung der Differenzpunkte ganz anders denken, ja, daß sie an dieselben gar nicht mehr denken würden. Heute würde ein sonst ganz braver Mann, wenn er vor die Wahl gestellt würde, von zweien, sei es durch eine Feuersgefahr oder Schiffbruch am Leben Bedrohten nur einen retten zu können, als Tscheche nur dem Tschechen und ebenso der Deutsche dem Deutschen den Vorzug geben, ohne jede andere Rücksicht. Zur Zeit des Glaubenshasses hätte genau so der Katholike nur den Katholiken, der Evangelische nur den Evangelischen gerettet.

Dieses kleine Beispiel wiederholt sich während der dreihundert Jahre im größten Maßstabe im ganzen Staats- und Völkerleben, in den Handlungen aller Regenten wie ihrer Untertanen. Von einem Nationalgefühl findet man auch nicht die Spur, einzig und allein der Glaubensunterschied ist das treibende Motiv.

Als der Westphälische Friede dem letzten der Glaubens-

kriege, welchen Europa gesehen, ein Ende machte, war auch nicht die leiseste Andeutung einer solchen Änderung in der Gesinnungswelt noch von weiter Ferne her sichtbar. Und doch, wie vollständig hat sie sich vollzogen! Wir aber, die Menschen der Gegenwart, sehen das geistige Moment, welches bestimmt ist, nicht nur die Alleinherrschaft des Nationalen zu brechen, sondern sich direkt an seine Statt zu setzen, den sozialen Gedanken schon heute kräftig und lebendig, immerfort steigend, unter uns wirken. Schon seit einigen Dezennien gab es in Österreich wie Deutschland nur wenige mehr, die nicht in der einen oder anderen Richtung von den Folgen der verschiedenen sozialen Gesetze, durch welche sich dieser soziale Gedanke schon Bahn gebrochen, berührt geblieben wären. Der Krieg hat ihn ein Wegstück von einer Mächtigkeit gefördert, zu welchem er sonst Dezennien gebraucht hätte.

Und wir werden uns zu diesem Wechsel nur Glück wünschen können. Der Kampf der Nationalitäten läßt keinen eigentlichen und wirklichen Ausgleich zu, wohl aber der soziale, d. h. zwischen Besitzenden und Besitzlosen, weil er um Dinge geführt wird, die sich messen, wägen und zählen lassen. Kehren wir jedoch zurück zu dem, was die unmittelbare Gegenwart fordert. Die Juden als Gegner des Nationalismus wären sozusagen die frühesten Bürger der kommenden politischen Welt. Aber heute herrscht er noch in Österreich, seine Nationalitäten haben ihn, wenn auch der Staatsgedanke erstarkt ist, noch lange nicht fallen lassen und die Juden müssen zu ihm und zu ihnen ihre Stellung gewinnen; sie präzisiert sich im folgendem: Das Verhältnis der verschiedenen Nationalitäten zueinander ist ein anderes, als das der Juden zu ihnen allen. Der Tscheche kann eben nichts anderes sein als ein solcher, genau so verhält es sich mit dem Deutschen. Nun steht es in dieser Beziehung nicht gleich mit den Juden. Der Jude der Gegenwart ist eine durchaus neue Erscheinung, ganz sui generis, hervorgerufen durch früher nie gekannte und erst seit zwei Jahrhunderten gekommene Entwicklungen. Er gehört doch sicherlich zu jener Nation, mit welcher ihn der gemeinsame Boden, dann Sprache, Erziehung, Kultur, politisches, materielles, ökonomisches Interesse verbindet. Daneben besitzt er auch die Befähigung, sich gleichwohl als Jude zu fühlen. In welchem Maße sich diese

Fähigkeit in lebendige Empfindung umsetzt, hängt von den mannigfaltigsten Umständen ab. Der in Mesopotamien, Kurdistan und Afghanistan lebende Jude mag sich nur als solcher fühlen, der europäische und amerikanische kann es nicht und darf es nicht. Nicht nur, weil er dadurch den Ast absägen würde, auf dem er sitzt, sondern der bewußte Zusammenhang mit der modernen Kulturwelt würde sich dagegen auflehnen müssen.

Vor die Alternative entweder ein „Nur Jude" oder nur Engländer, Deutscher, Franzose oder Italiener zu sein, werden wir glücklicherweise nie gestellt werden. Nur darf man nicht die Kurzsichtigkeit begehen und sich durch die Situation einer geschichtlich denn doch nur kurzlebigen Gegenwart hinreißen lassen, sich selbst vor diese Alternative zu stellen. Der Weg, den wir zu gehen haben, ist noch weit, sehr weit, aber das Ziel steht vor uns nicht mehr in astronomischer Ferne. Ich bin also in dieser Frage kein Pessimist. Die Betrachtung des Sprunges, welchen die österreichischen Juden schon während der Dauer meines Lebens — und ich bin noch nicht einmal hundert Jahre alt — gemacht haben, gestattet mir nicht, ein solcher zu sein oder zu werden. Als Knabe war ich noch ein Gefangener zwischen den Mauern eines Ghetto; als Jüngling stand ich unter der entwürdigenden Polizeiaufsicht des Wiener Judenamtes. Heute sitzen Juden im Herrenhause neben kaiserlichen Erzherzogen mitberatend, mitentscheidend. Seit 1869 haben wir in vier Dezennien vier Männer unmittelbarer jüdischer Herkunft als österreichische Minister gesehen; drei von ihnen waren selbst noch in den ersten Jugendjahren übergetreten; nur dem vierten hatte sein Vater, welcher eine Katholikin geheiratet und vorher die Taufe genommen, es erspart, diesen Schritt selbst zu tun. Der eine, eine Leuchte der juristischen Welt Österreichs und Deutschlands, der zweite der Verfasser unserer Strafprozeßordnung und einer Reihe anderer Gesetze; der dritte, der Schöpfer einer Zivilprozeßordnung, um welche uns alle Staaten beneiden; der vierte jener Mann, mit dessen Namen die Einführung des sozialpolitischen Gedankens in unsere Gesetzgebung und zugleich die Durchführung der Währungsreform verknüpft ist. Die oberste Macht hatte bei der Wahl dieser Männer keine andere Rücksicht als jene der höchsten Leistungsfähigkeit gekannt und diese vier Juden haben

nicht nur die Anerkennung für ihre Leistungen, sondern was noch viel mehr bedeutet, von seiten des Monarchen, gewiß des besten Menschenkenners in seinem weiten Reiche, für ihren Charakter und ihr Wesen das vollste Vertrauen gefunden. Ein Jude, wenn auch getauft, als Minister in Österreich, wäre vor hundert Jahren ganz undenkbar gewesen; heute zeigen diese Tatsachen gerade in den höchsten Kreisen eine vollständige Abkehr von allen Rassen-Theorien und Vorurteilen, diesen Grundlagen der ganzen antisemitischen Bewegung.

Mit meiner Beweisführung für Österreich wäre ich zu Ende; aber vielleicht ist sie eben gerade nur für Wien und Österreich möglich und richtig? Ich habe mich prinzipiell in diesen Grenzen gehalten, doch werfen wir, wenn auch nur einen Blick, in unsere zweite Reichshälfte. In ihr fungieren ungetaufte Juden als Räte des wohlgemerkt, obersten Gerichtshofes. Diese Ernennungen kann man keinesfalls auf bloße Neigung und Meinung der ungarischen Regierungsmänner zurückführen; denn nicht sie, sondern die städtischen Bürger Budapests, der zweiten Haupt- und der zweitgrößten Stadt des Reiches haben — und zwar unter allgemeiner Zustimmung — einen Juden zu ihrem Oberbürgermeister gewählt. Leider hat der Tod denselben, kaum daß er sein Amt angetreten, dahingerafft, doch die Gesinnung, welche diese Wahl möglich gemacht hat, kann nicht mit ins Grab gesunken sein; denn seither hat dieselbe Munizipalität einen anderen Juden zu ihrem zweiten Bürgermeister gewählt.

Und diesen beiden Juden als Bürgermeistern Budapests wage ich eine andere Erscheinung an die Seite zu stellen, welche ich für die Volksseele und ihre Wandlungen viel bezeichnender halte, als die Wahl dieser Beiden: Die Bauern einer Anzahl ungarischer Dörfer haben Juden zu ihren Richtern, d. h. Gemeinde-Obersten gewählt.

Oder vielleicht haben nur die Juden in Österreich-Ungarn solche Erfolge erzielt? Im Anfang des vorigen Jahrhunderts schrieb ein großer deutscher Philosoph, Johann Gottlieb Fichte — 20 Jahre nach Erscheinen von Lessing's „Nathan" —: „Man könne den Juden nur die Menschenrechte, nicht die bürgerlichen bewilligen." Heute steht in demselben Deutschland die Zentrums-

partei des deutschen Reichstages mit unter den Gegnern der antisemitischen Bewegung; mag diese Stellungnahme auch durch das Gefühl der deutschen Katholiken, sich in der Minorität zu befinden, mit veranlaßt worden sein, sie bedeutet auch für Deutschland eine Wandlung in der Anschauung ausgedehnter Wählerkreise.

Die ungescheute Ernennung von Juden zu Offizieren in der deutschen Armee, nicht etwa ausnahmsweise, sondern ganz im normalen Ausmaße, die Verleihung des Eisernen Kreuzes an Tausende von Juden hätte ohne eine solche Wandlung gewiß nicht gewagt werden können.

Ich glaube auf die Anführung weiterer Momente für meine Ansichten verzichten zu sollen. Wen das Gesamtbild des Ghetto und des Wiener Vormärz nicht überzeugt hat, der wird auch durch solche nicht zu meinen Schlüssen gelangen. Und diese lauten klipp und klar:

Die westlichen Juden haben keinen Grund, den Boden zu verlassen, auf dem sie fußen, d. h. sich von der geistigen, sozialen und politischen Gemeinsamkeit mit den Kulturvölkern Europas auch nur im geringsten, am allerwenigsten durch ein neues politisches Ghetto, wie es die Judenkurie wäre, zu entfernen. Das braucht ihnen das Bewußtsein, durch die Geburt auch mit zu den Juden zu gehören, nicht zu rauben. Es steht an und für sich der Kulturgemeinschaft gewiß nicht störend gegenüber. In welchem Maße und wie lange sich die Mit- und Nebenempfindung als Juden, die heute noch in der Majorität unzweifelhaft besteht, erhalten wird, implicite, wie lange noch eine geschlossene jüdische Gemeinschaft bestehen wird, hängt von den Entwicklungen ab, die sich heute sicherlich nicht voraussagen lassen. Sicher erscheint nur eines: Für den Weiterbestand des Judentums in Europa ist nicht der Westen, sondern nur mehr der Osten maßgebend. Nach dem bisherigen geschichtlichen Verlaufe, wie er sich in den westlichen Ländern und in Deutschland vollzogen, müßten auch die sieben Millionen russischer Juden auf das Niveau ihrer westlichen Glaubensgenossen gelangen. Das kann hinwieder nur dann eintreten, wenn die 160 Millionen Russen gleichfalls, was sie heute noch

nicht sind, zu europäischen Kulturmenschen werden. „Jedes Land hat die Juden, die es verdient," sagte Josef Unger im Parlamente.

Auf diese Zukunftsfragen eine Antwort geben zu wollen, muß ich ablehnen. Kein Vernünftiger wird solche Prophezeiungen wagen und ich meine, auch Sombart hätte was Gescheiteres tun können, als den Juden ihre Zukunft vorausbestimmen zu wollen. Ein ganz anderer Mann als Sombart, nämlich Zollschan, spricht sich in einem dieser Frage gewidmeten gründlichen Buche über diese Zukunft durchaus pessimistisch aus. „Wenn," so schließt er seine Betrachtungen, „es uns also auch durch unsere Untersuchungen gelungen sein dürfte, im Kampfe für den guten Ruf des Judentums den Kulturwert der jüdischen Rasse in das verdiente Licht zu rücken, so scheint es, daß diese Schlußfolgerungen nach den soeben dargelegten Auspizien der Zukunft der jüdischen Rasse nur den Wert eines Epitaphs besitzen," ein Ausspruch, dem ich ebensowenig beistimme als entgegentrete. Rat für die Erhaltung des Judentums weiß er natürlich keinen.

Das glaube ich ihm sehr gerne!

Solche Fragen lösen sich übrigens von selbst, ohne unsere Weissagungen und ohne unsere Ratschläge.

Nicht was die Juden sein werden, kann man feststellen, nur das, was sie waren. Und was waren die Juden? Was waren sie der Welt?

Jener Jude, die idealste Menschengestalt für jedermann, für die Christen der Heiland, welcher vor noch nicht 2000 Jahren die geistige Welt revolutioniert, ihre heutige Atmosphäre geschaffen hat, sagt zu seinen zwölf Aposteln: „Gehet hin und predigt. Ihr seid das Salz der Erde." Die zwölf Apostel sind nur die legendarische Symbolisierung der zwölf Stämme Israels. Und was Jesus von ihnen sagt, gilt von den Juden überhaupt: sie waren das Salz der Erde.

Man kann sich den geistigen und sittlichen Punkt, zu dem die heutige Welt gelangt ist, gewiß nicht ohne die antike Kultur denken; aber ebensowenig, vielleicht noch weniger ohne die Juden, ihre Religion, ohne ihre Geschichte. Leugne das, wer kann!

Ich bin zu Ende —.

Nachtrag

Zu dem Thema Sombart: Das Alter des Kapitalismus in Europa (S. 102), die antike kapitalistische Großstadt:

Ich höre schon im Geiste den einen oder anderen Leser ausrufen: „Sombart und kein Ende!" Demgegenüber führe ich eine historische Anekdote an, die jedem, der eine Mittelschule absolviert hat, noch in Erinnerung geblieben sein wird. Im zweiten Perserkriege gegen die Griechen geraten die beiden Heerführer der griechischen Streitkräfte, der König von Sparta und Themistokles, der Anführer der Athener, in einen heftigen Streit, weil der letztere die Entscheidung in einer Seeschlacht, bei welcher den Persern der Vorteil ihrer ungeheuren Übermacht, den sie zu Lande besitzen, wegfällt, herbeiführen will. Der Spartaner erhebt in seinem Zorn den Stock gegen Themistokles, dieser ruft dem Könige zu: „Schlage, aber höre." So möchte ich dem Leser zurufen: „Sei erzürnt, aber lese!"

Die Anregung zu diesem Nachtrage ist von einem alten Freunde meiner Feder — ich besitze solche — gegeben worden. Ich folge ihr, weil ich selbst glauben muß, daß sein Inhalt das Streitthema von einem klaren, hellen und von jedwedem Anschein einer subjektiven Anschauung freien Standpunkte durchleuchtet. Dieser Charakter der Objektivität liegt schon in seiner Entstehung. Vor mehr als vierzig Jahren hatte ich Veranlassung gehabt, mich dem Studium der Geschichte der Städte der Vorzeit, namentlich jener des römischen Reiches und hauptsächlich ihrer sozialen Einrichtungen zu widmen. Speziell letztere fand ich selbst in den großen römischen Geschichtswerken*) nur sehr dürftig, zumeist gar nicht berücksichtigt.

*) Ich gebe hier für diejenigen der verehrten Leser, welche speziell für dieses Thema Interesse gewinnen sollten, die Hauptwerke der diesbezüglichen Literatur. Von denen der Antike: Bunsen, Beschreibung der Stadt Rom, 6 Bde.; Fustel de Coulanges, La cité antique; Mommsen: Römische Geschichte; Friedländer, Darstellungen; Becker-Marquart, Römische Altertümer, 6 Bde., neu

Es war nämlich damals eine tiefe Bewegung gegen die Entwicklung entstanden, welche die Großstadt genommen hatte; und diese Anfeindung hatte die weitesten und sonst voneinander vollständig getrennten Kreise erfaßt.

Man kann sich wohl keine widersprechenderen politischen Persönlichkeiten vorstellen, als den österreichischen Kaiser Franz I. und Otto v. Bismarck. In dem Widerwillen gegen diese Entwicklung sind ihre Ansichten zusammengefallen. Der erstere verlangte von der „Kommerz-Hofkommission" eingehende Ratschläge zu der „so dringend notwendigen Verringerung der Bevölkerung in Wien", und nur der Widerstand dieser Behörde, des damaligen Handelsministeriums, verhinderte einen Erlaß des Kaisers, welcher die weitere Anlage von Fabriken in Wien und seiner Umgebung verbieten wollte. Die Gesinnung des großen Reichskanzlers gegen Berlin war kein Geheimnis.

Bald begannen auch die einzelnen „Katheder-Sozialisten", Gustav Schmoller, Lujo Brentano und andere, wie man die Vertreter jener der klassischen Nationalökonomie opponierenden neuen Richtung nannte, die Diskussion der Großstadt aufzunehmen und machten die jetzige Gestalt derselben zu einer wissenschaftlichen Tagesfrage.

Nun schien dem Verfasser, welcher gleichfalls diesem Thema seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte, für das Pro und Contra der gesunden Erörterung eine Voraussetzung zu fehlen.

Wenn überhaupt an eine „Lösung" eines solchen Problems gedacht werden kann, mußte doch zuerst diese Erscheinung selbst in ihrem wahren Charakter erkannt und hiezu Material herbeigeschafft werden.

Diese vor allem nötige Erkenntnis und namentlich die zu ihr erforderliche Unbefangenheit hielt ich damals keineswegs in zweifelloser Weise vorhanden. Gerade diejenigen, welche sich mit dem Problem beschäftigten, sahen nicht selten in der modernen Großstadt nichts weiter als einen unnatürlichen verhängnisvollen

herausgegeben von Mommsen; Pauly, Walz und Teuffel, Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Aus neuerer Zeit: Beloch, Die Bevölkerung Roms; Böckh, Staatshaushalt der Athener; Preller, Die Regionen der Stadt Rom; Layard, Ninive; George Smith, Assyrian Discoveries; Bezold, Babylon und Ninive; Jeremias, Ninive; Zehnpfund, Der alte Orient.

Auswuchs der modernen Zeit, nach dem damals viel gebrauchten Ausdruck „einen Wasserkopf der Gesellschaft“. Speziell hierüber mußte ja Klarheit werden, und diese letztere konnte nur die Geschichte geben. Waren die großen Städte früherer Perioden, von denen die historische Wissenschaft berichtet, von ganz oder auch nur annähernd gleichem Charakter wie die heutigen, so ist die Großstadt kein unnatürliches, sondern im Gegenteil ein ganz natürliches und unvermeidliches Produkt des wirtschaftlichen Lebens eines jeden Kulturvolkes auf einer gewissen Stufe seiner Entwicklung.

Dem Studium dieser Frage widmete ich durch einige Jahre meine Arbeit und legte das erste Resultat derselben in einer Studie „Die antike und die moderne Großstadt“ nieder, welche ich Mai 1876 in der „Natur- und Völkerkunde“ der Neuen Freien Presse veröffentlichte.

Diese Studie, welche damals nur die Einleitung zu einer ausgedehnten Betrachtung bilden sollte, habe ich den Mut auszugraben und sie dem mannigfachen Material, welches ich gegen die Irrtümer Sombarts schon vorgebracht, an dieser Stelle hinzuzufügen. Während nämlich Sombart behauptet, daß die Juden es waren, welche im 15. und 16. Jahrhundert in Europa den Kapitalismus erst geschaffen haben, so zeigt dieser Artikel ein Stadtbild und überhaupt im ganzen Reich vielfach Verhältnisse, welche ohne den vollendetsten Kapitalismus gar nicht denkbar wären. Ich meine nun, daß, da zu der Zeit, als ich diesen Artikel veröffentlichte, das zwischen mir und Sombart strittige Thema gar nicht zur Diskussion stand, er also nicht in irgendwelcher Absicht zu der heute diskutierten Frage geschrieben sein konnte, die Unbefangenheit, mit welcher es geschehen, unangreifbar feststeht und damit die gesamten gegen Sombart von mir vorgebrachten Argumente eine erhöhte Beweiskraft erhalten. Ich lasse ihn wortlautend und unverändert folgen:

„Die antike und die moderne Großstadt. Roma vetus und Wien.

Seit dem dreißigjährigen Kriege, dem endgültigen Abschlusse des Mittelalters, hat in Europa langsam und allmählich, aber stetig und unaufhaltsam, in arithmetisch steigender Progression

eine gewaltige Verschiebung in der Verteilung der Bevölkerungsmassen stattgefunden, die gerade in den letzten Dezennien am deutlichsten hervortritt. 1845 wohnte der 45. Preuße in Berlin, der 35. Franzose in Paris, der 15. Engländer in London, kaum der 100. Österreicher (333000 von 35400000) in Wien. Heute wohnt in Wien schon der 38. Österreicher, der 8. Engländer in London, der 19. Franzose in Paris, in Berlin der 20. Preuße (zur Zeit der Abfassung). Im Verlaufe der letzten 30 Jahre hat sich also in den Kulturländern jener Perzentsatz der Bevölkerung, welchen die Hauptstadt für sich vorweg in Anspruch nimmt, im allgemeinen verdoppelt, für Wien verdreifacht. Stellen wir die Rechnung etwas weiter zurück, so hat sich zwischen 1817 und 1867 die Bevölkerung Preußens um 88 Perzent, die Berlins um 270, in Frankreich in gleicher Periode die Bevölkerung um 24, die von Paris um 154 Perzent vermehrt. Sind es nun die ideellen Übel der Großstädte, welche nur dem feineren Blicke bemerkbar werden, so drängen sich die materiellen Übelstände des unverhältnismäßigen Anwachsens und Konzentrierens der Bevölkerung an wenigen Punkten, „Wohnungsnot“ und „teure Lebensmittel“, in greifbarster und unabweisbarer Weise auch dem der sozialen Beobachtung ungewohnten Politiker gewaltsam zu ernsten Erwägungen vor die Augen. Es ist mit eine Folge des mangelhaften, nur an der Schale äußerer Ereignisse haftenden Geschichtsunterrichtes unserer Jugend, daß auch in dieser Materie ganz falsche Vorstellungen von der Vergangenheit haften bleiben und wir in diesen unleugbaren Übeln ein Mißgeschick nur der modernen Großstädte zu erblicken gewohnt sind. Inwieweit aber diese Vorstellungen in der Tat vollständig unrichtige sind, wollen wir in dieser Studie zu erheben versuchen.

Die traumhaften Großstädte des alten Orients, Babylon und Ninive, Theben und Memphis, sind ihrem sozialen Charakter nach durch die Historie nicht so überliefert, um auch nur die geringste Handhabe zur Vergleichung mit den Metropolen der Gegenwart zu bieten. Auch von Alexandrien, der zweitgrößten Stadt des römischen Weltreiches, wissen wir nicht genug, um sie für die Entscheidung in dieser Frage in Betracht ziehen zu

können. Glücklicher sind wir mit dem antiken Rom, welches unter den großen Emporien einer untergegangenen Welt unserem Geschlechte der Zeit und dem Raume nach am nächsten gelegen und geistig mit uns am engsten verknüpft geblieben ist. Die ziffernmäßige Vergleichung des Wohnungsverhältnisses zwischen Roma und einer modernen Hauptstadt — wir wollen hierzu unser Wien wählen — ergibt sich aus der Ermittlung desjenigen Raumes, welcher für jedes einzelne Individuum in Rom verfügbar war und in Wien verfügbar ist. Aus der Gegenüberstellung von Geldwert und den Metallpreisen der Nahrungsbedürfnisse wird sich uns darlegen, zu welcher Zeit der Einwohner der Großstadt imstande war, sich besser zu nähren, d. h. teurer oder billiger zu leben. Um nun für die Wohnungsverhältnisse des alten Rom die ziffernmäßige Formel zu finden, müssen wir selbstverständlich einerseits dessen Bevölkerung, andererseits seinen Umfang festzustellen suchen. Für ersteres Moment existiert nicht nur nichts, was an unsere Statistik auch nur entfernt erinnern könnte, sondern wir haben überhaupt nur aus einem einzigen Zeitpunkte ein — authentisches — Dokument, welches die Berechnung der Volksmenge in Rom für diesen bestimmten Zeitpunkt ermöglicht. Es ist dies ein erst in neuerer Zeit aufgefundenes Monument, das sogenannte Monumentum ancyranum, in welchem Augustus dem Volke seine um dasselbe erworbenen Verdienste verewigen will und wo er u. a. anführt: „In meinem 12. Konsulate gab ich dem Stadtvolke, plebs urbana, 320000 an der Zahl, jedem 60 denare.“

Bunsen berechnet nach dieser Angabe eine Gesamtbevölkerung von 1300000, erklärt aber zugleich, daß er dieselbe als das unmöglich mehr zu bestreitende Minimum ansehe und daß er selbst mehr als geneigt sei, die wirkliche Bevölkerung nicht unter 2 Millionen anzunehmen. Der sanguinischeste unter unseren Antiquaren, Hock, summiert 2265000. Addiert man von allen fünf Berechnungsarten, die über dieses Thema angestellt wurden, zuerst bloß diejenigen Posten, in denen sie übereinstimmen und von den nicht übereinstimmenden die aus denselben sich ergebende Durchschnittssumme, so gelangt man für die Zeit des Augustus zu der Zahl von 1690000, ein Resultat, das von der Wirklich-

keit sich kaum viel entfernen dürfte und in keinem Falle zu hoch gegriffen sein kann, da die Grundziffer eine authentische mit vollem Rechte genannt werden darf.

Viel komplizierter ist die Eruierung des zweiten Faktors unserer Gleichung: desjenigen Ausmaßes von Raum, welches dem einzelnen Individuum für seine Bewegung beschieden war. Dem einzigen und authentischen Dokumente, welches eine sehr bestimmte Nachweisung über die Territorialverhältnisse Roms gibt, begegnen wir erst aus der Zeit Justinians, also einer Zeit, wo die Glieder der Riesenstadt ihr Wachstum erschöpft hatten. Auf unserer Hofbibliothek existiert eine merkwürdige Handschrift (cod. vind. CCCXXVIII Membr. Saec. IX), des sogenannten curiosum urbis. Dieselbe, für den Gebrauch der Behörde zur Zeit Kaiser Justinians verfaßt, enthält nun nicht nur eine genaue Aufzählung und Grenzbeschreibung dieser 14 Gemeindebezirke, Regionen, in welche der ganze Polizei-Rayon des Roma vetus eingeteilt war, sondern auch das spezialisierte Gattungsverzeichnis aller innerhalb dieses Gebietes befindlichen Realitäten und Objekte.

Die sehr eingehende Liste erweist: 1782 domus, 44171 insulae, 307 aediculae, öffentliche Gebäude, 335 horrea publica, öffentliche Magazine, 942 balnea, einfache Badstuben, und thermae, eigentliche große Bade-Etablissements; 1272 salientes, Springbrunnen und lacus, Teiche, 282 pistrina, Bäckereien, mit einem für sämtliche Objekte berechneten und vermessenen Flächenausmaß von 226938½ pedes, römische Fuß. — Während über die Bedeutung der letzten sechs Bezeichnungen nie der geringste Zweifel obwalten konnte, ist es erst in neuerer Zeit namentlich durch Preller gelungen, Bedeutung und Unterschied von domus und insula unbestreitbar festzustellen. Unter domus begreift der damalige Sprachgebrauch den Privatpalast oder auch nur das größere oder kleinere Familienhaus für eine einzige reiche oder auch nur wohlhabende Familie; unter den 44171 insulae ganz zweifellos die Z i n s h ä u s e r im Roma vetus. Wir haben oben die Summe der Bevölkerung Roms mit 1690000 festgesetzt; eine Angabe, die auch schon für die Zeit des Augustus eine bestimmt viel zu geringe ist, welche aber für die Zeit Justinians nach einer mehrhundertjährigen bis auf diese

Zeit bestimmt nur zeitweilig unterbrochenen Zunahme offenbar zu gering wäre und zum wenigsten mit 2 000 000 rund angenommen werden muß; eine Ziffer, welche Bunsen schon für 'Augustus' Zeit die wahrscheinlichste ist. (London ist in hundert Jahren, 1760 bis 1868, von 700 000 auf 3 000 000 Einwohner, Paris 1788 bis 1860 von 600 000 auf 1 825 000 Einwohner gestiegen.) Die zwölf Regionen der eigentlichen Stadt waren umfaßt von der sogenannten aurelianischen Mauer, ein Pendant zu dem in Wien ursprünglich nur zum Schutze der Stadt gegen die Kuruzzen errichteten Linienwall, welche vollständig und genau noch heute in den alten Ringmauern Roms zu erkennen ist. Der Raum innerhalb dieser letzteren ist von Durreau de la Malle trigonometrisch vermessen und ganz genau mit nicht mehr als 1398 Hektaren bestimmt worden. Die dreizehnte und vierzehnte Region, die außerhalb der aurelianischen Mauer gelegenen Vororte, bestanden hauptsächlich aus den Häusern, welche sich zu beiden Seiten der Haupt-Landstraßen strahlenförmig fortsetzten und den Villen, die zerstreut in den von den Landstraßen gebildeten Zwischenräumen umherlagen, zum Sommeraufenthalt der Reicheren dienten. Schlägt man, um möglichst gewissenhaft zu sein, für die Bewohner dieser zwei Regionen 200 000 Einwohner von der Gesamtzahl von 2 000 000 ab, so haben noch immer 1 800 000 Menschen in diesen 1398 Hektaren Platz finden, sich bei Tage bewegen, des Nachts in ihren Wohnungen schlafen müssen und entfällt auf das einzelne Individuum ein Wohnraum von fast 8 Quadratmeter. Paris zählt heute gleichfalls zwei Millionen Einwohner, bedeckt aber einen Flächenraum von 7450 Hektaren, bietet also seinen Einwohnern je einen Luftraum von 37 Quadratmetern.

Will man für Wien dasselbe Verhältnis ermitteln, so zeigen die „Tafeln zur Statistik der österreichisch-ungarischen Monarchie für das Jahr 1842“, zusammengestellt von der kaiserl. königl. Direktion für administrative Statistik, ein Flächenmaß von 7 794 Joch oder 0,8148 geographische Meilen, in welchen eine Bevölkerung von 357 107 Personen hausen; die hier angegebenen Ziffern können wir darum nicht als Grundlage in Betracht ziehen, weil das damalige Wien, nämlich vor der Donau-Regulierung und vor der Schaffung der Wiener Donaustadt ein riesiges unbe-

wohntes Territorium besaß. Nicht viel anders hatte sich auch bis zum Jahre 1857 das Verhältnis zwischen Flächenausmaß und Bevölkerungsziffer gestaltet. Eine angestellte rein ziffernmäßige Berechnung ergab für jene Zeit per Kopf einen Luftraum von rund 20 Quadratklaftern oder 72 Quadratmetern, d. i. fast das Doppelte der korrespondierenden Ziffer in Paris, mehr als das Zehnfache derselben im Roma vetus, was natürlich dem wirklichen Sachverhalt nicht entsprochen hätte. Viel näher kommen wir demselben, wenn man denjenigen Perzentsatz der ganzen Fläche zu eruieren bemüht ist, welcher als direkt zu Wohnungszwecken bestimmt anzunehmen ist. 1857 war in Wien die Gesamtfläche der gebauten Objekte, der Häuser mit ihren Höfen und Gärten 4 375 467 Quadratklafter, was einem Wohnungsraume von $8^3/_4$ Klaftern = 31,40 Quadratmetern per Kopf entspricht. Für Rom würden sich nach Wietersheims Berechnungen nicht mehr als 1120 Hektaren Wohnraum von ungefähr $5^1/_2$ Quadratmeter ergeben, kaum der sechste Teil des Luftraumes, den der Wiener in seiner Wohnung genießt. Noch schärfer wird das Verhältnis, wenn man berücksichtigt, daß es in Wien eigentliche Paläste, die nur für eine große Familie samt Appertinenzen bestimmt sind, blutwenige gibt; daß die wenigen existierenden meist kleiner sind, als die größeren Zinshäuser und darum für eine Kalkulation wie die vorliegende ganz und gar nicht ins Gewicht fallen. In Rom hatten aber die 1700 Familienhäuser, domus, einen ganz anderen Charakter. Sie waren ausgedehnte, einstöckige Räume, in denen nicht nur in ganz großartiger Weise für den Besitzer und seine Familie gesorgt war, sondern auch für eine zahlreiche Dienerschaft, oft auch für einen Troß von Sklaven Raum sein mußte und welche nicht nur großartige Fahr- und Wandelbahnen, sondern meist auch Parke besaßen, wie man sie heute nur auf englischen Landsitzen findet und wie sich in Rom noch manche einzelne das ganze Mittelalter hindurch bis auf die Neuzeit erhalten haben.

Aus Valer. Maxim. IV., 47, ersieht man deutlich, daß die kleinsten domus 7 jugera = 1 Morgen = 2553 Quadratmeter zu halten pflegten. Das goldene Haus Neros umfaßte $^1/_6$ geographische Meile. Diese 1782 domus haben daher mindestens einen

Raum von 500 Hektaren eingenommen, so daß für die 44000 insulae oder Zinshäuser kaum mehr als 6000 Hektare übrig geblieben sein können; und dies war eigentlich der Raum, in welchem sich eine Bevölkerung von 2000000 oder wenn man für die 1700 domus eine Einwohnerschaft von rund 200000 Seelen – für jede domus 20 Familienglieder und 100 Sklaven — annimmt, 1800000 Menschen zu Hause finden mußte und welcher für den einzelnen einen Luftraum von 3,33 Quadratmeter ergibt. Eine Rechnung, welche auch dann nur unwesentlich alteriert wird, wenn man einen aliquoten Teil sowohl der domus als auch der insulae auf die außerhalb des aurelianischen Walles liegenden 13. und 14. Region verteilt denkt, weil man dann auch einen entsprechenden Teil der Bevölkerung für sie in Rechnung ziehen muß.

Dieser Kalkulation entspricht auch der faktische Zustand der altrömischen Zinshäuser, wie wir ihn mit einiger Aufmerksamkeit den alten Schriftstellern zu entnehmen imstande sind. Dieselben waren, was schon die ungeheure Zahl von 44000 beweist, sämtlich einzeln sehr klein, sind absolut nicht anders als ohne jeden Hofraum und in Gruppen mit den Hinter- und Seitenflächen aneinandergebaut zu denken; das beschränkte und sehr teure Areal nötigte auch damals wie heute (Vitruv. de archit. II, 8) zum Aufsetzen zahlreicher Stockwerke. Von den 10000 Häusern Wiens sind ungefähr die gleiche Zahl 2845, 2554 und 2610 ein-, zwei- und dreistöckig, bloß 963 vierstöckig, 115 fünf Stock hoch. Die römischen Zinshäuser waren aber in der Regel fünf bis sechs Stockwerke hoch, mitunter sogar von abenteuerlicher Höhe, so daß mehrfache Verbote in der Kaiserzeit erlassen werden mußten, dieselben nicht über 80 Fuß hoch zu bauen. Sie waren meist auch bis unter das Dach dicht besetzt (habitare sub tegulis, Sueton. illustr. gr. IX.); kurz, sie hatten einen Charakter, wie er dem fast nur negativen Wohnungsbedürfnisse der alten Römer entsprach, aber Ähnliches in unseren modernen Städten absolut sich nicht mehr vorfindet und an welchen man nur in einigen altitalienischen Städten (Genua, Korsika) erinnert wird. Nie waren die römischen insulae das Eigentum der Inwohner, sondern oft zu Hunderten einzelnen reichen Familien gehörend; nur im Fundament und Parterre

solid, die Stockwerke leicht, meist von Fachwerk darauf gestellt. Hühnersteigartige hölzerne Treppen führten zu Wohnungsräumen, welche so klein waren, daß jede insula ein eigenes Magazin (horeum insulae) haben mußte, in welchem sich die Hausbewohner ihre Sachen verwahren konnten, da die Zimmer weder für Möbel noch für sonst etwas Platz boten. Die Zimmer erhielten bis in die Kaiserzeit hinein ihr Licht meist nur durch die geöffnete Tür. Die Handwerker betrieben ihr Gewerbe nie in den Wohnungen, sondern in den Parterre-Anbauten, mit welchen fast alle Häuser, selbst die Mehrzahl der domus auf die Gasse hinaus versehen waren. Einstürze waren ein gewöhnliches Tagesereignis. Der Schutt blieb, besonders in unruhigen Zeiten, liegen und verengte die ohnedies oft lächerlich engen Straßen — in gerader Richtung 8 Fuß, bei Krümmungen 16 Fuß. Bei Tage durften keine Wagen die Straßen passieren. Die Gefahr des Einsturzes, noch mehr aber die der häufigen und verheerenden Brände machten die Kapitalsanlage in Häusern zu einer sehr gefährlichen, nichtsdestoweniger aber des schwindelhaft hohen Mietzinses wegen zu einer ganz außerordentlich beliebten und die Grund- und Häuser-Spekulation, namentlich zu Zeiten eines städtischen Aufschwunges, wie nach Revolutionen und Kriegen, zum Lieblingsgeschäfte der reichen Kreise. Crassus verdankte seinen außerordentlichen Reichtum der glücklichen Idee, in der Zeit des Bürgerkrieges, als Grund- und Häuserwert außerordentlich gesunken war, halb Rom auf Spekulation zusammenzukaufen.

Wie wir es jetzt in Wien miterlebt, hatte auch in Rom der Grund- und Hausbesitz den Charakter einer Kapitalsanlage mit dem eines Handelswertes gewechselt. Denn unaufhörlich rollte, wie Strabo erzählt, Haus und Grund aus einer Hand in die andere, jedesmal höher bewertet. Die Villa, welche Cornelia, die Mutter der Gracchen, um 75000 Denare verkaufte, erstand später Lucullus um 2500000 Denare. Cäsar zahlte für den Grund zu dem von ihm erbauten Forum 100000000 Sesterz gleich 5847000 Taler. Der Bodenwert von Ciceros zerstörtem Hause ward vom Senate bei einer Entschädigungsverhandlung mit 2000000 Sesterz = 200000 fl. ö. W. veranschlagt, die Villa selbst, nach heutigem Gelde, auf 2000000 fl. ö. W. geschätzt. Die

Bauspekulation war das Geschäft ganzer großer und reicher Familien, welche aber keineswegs Mietpaläste für die bessere Bevölkerung, wie unsere Wiener Baugesellschaften, sondern eine Unzahl scheußlicher turmhoher Gelasse für die unbemittelte Bevölkerung erbauten.

Es bildeten sich Kompagnien, welche selbst gemeinsame Volksgräber (columbariae) für die ärmeren Klassen auf Spekulation errichteten. Die anständige, den besseren Schichten angehörende Familie, welche nicht reich genug war, um ein eigenes Familienhaus (domus) zu besitzen, zahlte für eine gewöhnliche Mietwohnung jährlich 6000 Sesterz (Vellej Pat. II. 10, 1) gleich 650 fl. ö. W. Cälius wohnte für 10000 Sesterz (1050 fl.) in einem Zinshause des Clodius nach Cicero sehr bescheiden. (Cic. pro Caelio 7, 17.) Schon zu Cäsars Zeiten war die Miete in Rom wenigstens viermal so hoch, als in den anderen Städten Italiens (Suet. Caes. c. 38), der eigentlichen Provinz gar nicht zu denken. Nach Juvenal kauft man in Sora fabroteria Haus und Garten für eine Summe, die man in Rom für eine finstere Wohnung als Jahresmiete zahlt. Mietsteigerungen und Austreibung waren so häufig, daß zuletzt die Kaiser durch ein radikales, aber natürlich bald vergessenes Gesetz eine Auspfändung erst wegen drei Jahre rückständigen Mietzinses gestatteten. Diese und noch andere ähnliche Wahrnehmungen die ganze Zeit des weströmischen Kaiserreiches hindurch gestatten uns die Wohnungsverhältnisse des antiken Rom als solche zu betrachten, wie sie glücklicherweise für eine moderne Weltstadt absolut undenkbar geworden sind.

Wohnten also unsere römischen Helden nicht billig, sondern, wenn man den ganz veränderten Geldwert in Rechnung zieht, entsetzlich teuer, wohnten sie schlecht, so lebten sie vielleicht billig? — Ein günstiges Geschick hat uns ein merkwürdiges Gesetz des Kaisers Diokletian aufbewahrt (edict. de pret. rerum venal., neu ediert von Mommsen, Bericht der sächsischen Gesetze d. W. 1851), in welchem derselbe Preisansätze für fast alle Waren des Verkehrs, sowie die Arbeitslöhne für alle häuslichen Dienste sowohl wie für gewerbliche Hilfsleistungen diktierte.

Nach den darauf basierten Berechnungen Forbigers kostete beispielsweise das Wiener Pfund Rindfleisch und Hammelfleisch

16 kr., Lamm- und Schweinefleisch 24 kr., Wildschweinernes 60 kr., Schinken 40 kr., Speck 32 kr., Butter 62 kr., Wurst 38 kr.

Nicht weniger merkwürdig sind die durch das Edikt bestimmten Arbeitspreise. Neben der vollständigen Kost erhielten einen Wochenlohn von 130 Sesterz = 13 fl. ö. W. der Kunstmaler (pictor imaginarius); 65 Sesterz = 6 fl. 50 kr. ö. W. der Ton-Modellarbeiter (plastes imaginarius); von 63 Sesterz = 6 fl. 30 kr. ö. W. der Zimmermaler (pictor parietarius); 52 Sesterz = 5 fl. 20 kr. der Mosaik-Arbeiter (musivarius), Stukkaturer (marmorarius); 45 Sesterz = 4 fl. 50 kr. ö. W. der Wagner (carpentarius), Maurer (lapidarius structor), Tischler, Schmiede, Zimmerleute und Bäckergesellen; 25 Sesterz = 2 fl. 50 kr. ö. W. Taglöhner, Kutscher, Treiber, Wasserträger usw. Kurz, nichts war in Rom billig, nicht das Leben, nicht das Sterben (in den Leichenvereinen der ärmeren Klassen zahlte man eine Aufnahmegebühr von 100 Sesterz = 10 fl. und einen jährlichen Beitrag von 15 Sesterz (Mommsen, de colleg. et sodal. p. 98.), weder das dem reichen Römer gehörende und von ihm vermietete Haus zum Bewohnen, noch die Dienstleistung des Menschen, noch die von außen eingeführten Produkte des Bodens. Martial X, 96, 9 erklärt die Preise der Lebensmittel in Rom für geradezu unerschwinglich.

Wir besitzen mehr als ein Datum aus den alten Schriftstellern auch über die Gesamtkosten einer hauptstädtischen Existenz, welche die bis jetzt gegebenen speziellen Daten erst auf die rechte Weise zu generalisieren und zu begründen geeignet erscheinen. Aus Martial III., 10, ist zu entnehmen, daß erst ein Einkommen von 24 000 Sesterz, 2500 fl. ö. W., für die bescheidene Existenz eines einzelnen hinreichend erachtet worden. Juvenal IX., 140, 147, nennt 20 000 Sesterz als die Summe, mit der er sich zufriedenstellen muß, wenn ihm schon einmal bestimmt sein soll, ein Mittelmann zu sein. Es stimmen damit auch die wenigen Besoldungen der höheren Beamten in Rom, über die wir Nachricht haben. Der Direktor beispielsweise, der Wasserleitungen in Rom erhielt 100 000 Sesterz = 10 500 fl. ö. W.; ein Prokurator, Finanzdirektor unter Claudius 200 000 Sesterz = 20 000 fl. Das Salarium proconsulare, der Gehalt eines Statthalters, betrug 1 000 000 Sesterz = 100 000 fl. Valerius Flaccus, ein Lehrer der kaiserlichen Kinder

unter Augustus, erhielt schon damals 100000 Sesterz = 10000 fl. Der Leibarzt des Kaisers gewöhnlich 250000 Sesterz = 25000 fl., unter Claudius sogar 500000 Sesterz = 50000 fl. Geradezu verblüffend wird aber das Verhältnis, wenn man den ganz und gar verschiedenen Geldwert zwischen der antiken und der heutigen Zeit in Betracht zieht und den diesbezüglichen Preisberechnungen hinzuschlägt. In der Tat aber hat Überfluß nie weniger existiert, als in alten Zeiten. Je tiefer wir in der Geschichte zurückgehen, desto ärmlicher und karger war die Nahrung — keineswegs nur der Qualität, sondern auch der Quantität nach. Ein Verbrauch von Rindfleisch allein, wie in Wien auf den Kopf von ungefähr einem Zentner jährlich (1873: 105 Pfund 9 Lot, 1874: 96 Pfund 8 Lot), ist im Altertum ganz undenkbar. Wo wir immer statistisches Material aus früherer Zeit zur Hand haben, erweist sich diese Tatsache. 1760 betrug die Bevölkerung Frankreichs 21 Millionen, die Getreideernte 94½ Millionen Hektoliter. 1840 war die Einwohnerzahl 34 Millionen, der Ertrag des Getreidebaues 182½ Millionen; dabei war die Qualität des Getreides eine ungleich bessere, ergiebigere geworden, ohne daß speziell dem Getreidebau mehr Bodenfläche zugeführt war. Daneben hatte man aber noch Kartoffelpflanzung allgemein gemacht und hatte die Produktion an Gemüse allein eine Quantität erreicht, welche zwei Drittel der früheren Getreideernte betrug. Je weiter wir zurückforschen, ein desto größeres Äquivalent von dem gegebenen Arbeitsvermögen des Volkes mußte zur Beschaffung der Bodenproduktion verwendet, oder was dasselbe sagen will, ein desto größerer Teil des gegebenen Gesamteinkommens mußte auf die geldliche Umsetzung der Bodenprodukte verwendet werden. Beispielsweise lernten die Römer erst sehr spät die Windmühle, erst im Kriege gegen Mithridates die Wassermühle kennen. Wenn sie nun bloß auf die Vermahlung des Korns mittelst der Handmühle eine Summe von Arbeit und Zeit legen mußten, die wir heute nicht auf das kostspieligste Industrieprodukt zu verwenden brauchen, so kann die Gesamtarbeit unmöglich für den einzelnen einen Überfluß an Nahrung hervorgebracht haben. Es ist dies ein Verhältnis und ein Argument, das sich durch alle Elemente des Wirtschaftslebens hindurch wiederholt und für unsere Arbeit

sozusagen auch die theoretische Begründung sichert. Man hat im Altertum im allgemeinen ganz bestimmt schlechter und kärglicher gelebt als heute; für die Lebensexistenz des einzelnen speziell aber in der Hauptstadt galten auch damals wie heute die Gesetze, welche das Verhältnis zwischen flachem Land und Stadt immer zu einem gewissen Gegensatze, auf eine gewisse Spitze treiben müssen, nur daß in absoluter Weise die Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse der heutigen Großstädter ungleich günstiger geworden sind, entsprechend dem ewigen Gesetze des Fortschrittes. Wir schließen mit einem Satze Macaulays aus seiner Hist. of England I, 10. „Das Wahre ist, daß die sozialen Übel mit keiner einzigen Ausnahme alt sind. Neu ist die Wissenschaft, die sie als solche erkennt, die Humanität, die ihnen abzuhelfen bemüht ist.“

Soweit der vor vier Dezennien publizierte Artikel; war er auch zu einem anderen Zwecke geschrieben worden, so beweist er doch heute nach meiner Meinung fast in jeder der vorgebrachten Einzelheiten unwiderleglich den kapitalistischen Charakter des alten Rom. Der schon vorgeführte Crassus (Marcus Licinius) hatte durch seine Häuser- und Grundstückspekulationen ein solches Vermögen erworben, daß er trotz des kolossalen Aufwandes, den er trieb, trotz der zahlreichen und großen öffentlichen Spenden, mit denen er die Massen zu gewinnen suchte, nicht weniger als 7100 Talente = 30 Millionen Mark hinterließ, eine nach dem damaligen Geldwert geradezu ungeheuerliche Summe. Dieser sein Reichtum verlieh ihm eine solche Macht im Staate, daß er 60 v. Chr. Pompejus und Cäsar zwingen konnte, ihn als Dritten in das erste Triumvirat aufzunehmen und mit ihm die Regierung des römischen Weltreiches, die Ausbeutung der Provinzen usw. zu teilen.

Gegen eine solche Macht des Kapitals verschwindet alles, was man von der heutigen kapitalistischen Welt beibringen könnte. Für diese exorbitante Herrschaft des Geldes in Rom finden sich auch in der zeitgenössischen Literatur mehr als genügend Zeugnisse. Die Satiren Juvenals, eines der ernstesten, reinsten Schriftstellers jener Zeit, sind bei unbefangener Betrachtung hauptsächlich gegen die kapitalistischen Kreise, gegen die Grund-, Boden- und Häuser-

spekulanten à la Crassus gegen die Geldleute von Beruf, welche, im Senate sitzend, die damalige Welt ausbeuteten, gerichtet.

Aber 100 und 200 Jahre bevor er diese seine Satiren geschrieben, hatten schon diese Zustände geherrscht. Ich schließe mit einem letzten, außerordentlich charakteristischen Worte Jughurtas, 113 v. Chr. König von Numidien, das uns Sallust in seinem De bello Jugurthino aufbewahrt hat. Dieser numidische König, welcher in ständigem Konflikt mit Rom sich befand, wandte sich, als er sich in Rom aufgehalten und den Konflikt durch andere Mittel als durch den Krieg nämlich durch Bestechung des Senats zu lösen versucht hatte, bei der Abreise, Rom von einer Höhe überschauend, voll Verachtung gegen die Stadt, ausrufend: „O Roma venilis si emtorem in veneris.“ „O du großes Rom, feil und käuflich, wenn sich nur ein Käufer für dich findet.“

Das könnte man nur von einer kapitalistischen Stadt, aber dem Himmel sei Dank — nur von einer der Vorzeit sagen.

Die von mir im Jahre 1876 aufgenommene Idee, die Frage der heutigen Großstadt durch die Untersuchung ihrer Vorgängerinnen vor 2000 und mehr Jahren auf eine richtige wissenschaftliche Basis zu stellen, fand von zwei Seiten her ihre Fortsetzung. Einmal durch Gelehrte der antiken Geschichte, welche dieser Frage ihre ganze Aufmerksamkeit zuwendeten, aber mehr sozusagen an dem Stadtkörper, an Stein und Eisen hängen blieben. Ich meinerseits — „seines Fleißes darf sich jeder rühmen“ sagt Goethe an einer Stelle — in wesentlich anderer Weise. Ich ging auf den wirtschaftlichen Inhalt der Frage über; in einer Reihe von Kapiteln schilderte ich zuerst den inneren, den Lokalverkehr; als die pièce de résistance der Untersuchung des Gewerbewesens, dasjenige, was wir voneinander unterscheidend, Handwerk und Großindustrie nennen; ständig und fortlaufend die diesbezüglichen Verhältnisse des vormärzlichen Wien den römischen gegenüberstellen und je tiefer ich in die Sache einging und je weitere Gebiete des Kommerzes und der Produktion ich heranzog, desto klarer und deutlicher, vielfach drastisch zeigte sich der Parallelismus des ganzen ökonomischen Lebens in diesen zwei durch mehr als zwei Jahrtausende voneinander entfernten Städten; desto deutlicher ward mir, daß hier keine Zufälligkeiten, sondern allgemeine im Völker-

und namentlich im Großstadtleben wirkende Ursachen tätig waren und sind.

„Habent sua fata libelli.“ Auch Bücher haben ihre Schicksale. Aus den verschiedensten Gründen wurde ich an der letzten Ausfertigung der Arbeit, sowie an ihrer Veröffentlichung verhindert; hauptsächlich dadurch, daß sich andere Arbeiten wie durch mehr als 25 Jahre die Beschäftigung mit der Gewerbefrage und späterhin jene mit der Wirtschaftsgeschichte der Juden dazwischendrängten. Jetzt hat der Kampf mit den Irrtümern Sombarts, seien sie nun gewollt oder ehrlich geglaubt, mir nahe gelegt, dieses Material hervorzusuchen und in diesem wissenschaftlichen Streite seine Wirkung ausüben zu lassen; der ohnehin stark angewachsene Inhalt des Buches, der lebhafte Wunsch, seine zweite Auflage so bald als möglich in die Welt hinauszusenden, läßt es nicht zu, hier mehr als dieses erste Kapitel zu geben. Es soll mich nur gleichsam moralisch verpflichten, so bald als möglich die volle Arbeit zu veröffentlichen — das wird — kann ich mit Bestimmtheit sagen — geschehen, sie soll nicht mit mir begraben werden!

Hönig, Hönigsberg und Henikstein.

Zu S. 289, 292:

Zu diesen Namen bemerke ich: Löbl Hönig in Kuttenplan wurde ärarischer Lieferant, assoziert sich mit seinen drei Söhnen Israel, Moses, Lazar zum Betriebe dieser Geschäfte. Der erste, Israel, erwirbt dann allein das Tabakmonopol für die Erblande, betreibt es, bis der Staat es selbst übernimmt. 1789 wird er von Kaiser Josef II. geadelt mit dem Prädikate v. Hönigsberg mit der Konzession, ein landständiges Gut erwerben zu dürfen. Er ist der Gründer deren v. Hönigsberg. Der zweite war Gründer der Linie v. Hönigshof, die ausgestorben ist. Der dritte wurde Stammvater der Familie v. Henikstein; die bekanntesten sind der seinerzeitige Feldmarschalleutnant und Generalstabschef Benedeks und jener Baron Henikstein, welcher noch bis in die siebziger Jahre ein starkes Bankgeschäft betrieb und dessen Persönlichkeit zu einer der bekanntesten Stadtfiguren gehörte.

Ausführliches über den Erwerber des Adels und seine Familie in Dr. Wachsteins Werke: „Die Inschriften des alten Judenfriedhofes in Wien.“ II. 524 Note.

Ich kann nicht umhin, meinem verehrten Freunde hier besten Dank dafür zu sagen, daß er meiner Blindheit, welche die Quellenforschung so ungeheuer erschwert, mit seiner genauen Kenntnis Alt-Wiener jüdischer Familien freundlichst und bereitwilligst zu Hilfe gekommen ist.

Zu den sozialen Wandlungen innerhalb der Wiener Judenschaft (zu S. 458):

Wie zeigen sich diese verschiedenen Wandlungen in der Schichtung und Zusammensetzung der jüdischen Bevölkerung nach außen, wie kommen sie obenhin zu einem offiziellen Ausdruck?

Bekanntermaßen und auch von mir schon wiederholt hervorgehoben, konnten die Juden, welche sich seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts durch langsame Filtration wieder in Wien angesammelt hatten, durch das Gesetz daran gehindert, keine „Gemeinde“ bilden. Stillschweigend hatte die Regierung geduldet, daß zur Befriedigung gewisser unabweisbarer charitativer Bedürfnisse, wie Spital, Friedhof, Armenpflege aus ihrer Mitte Männer bestellt wurden, welche man „Vertreter“ nannte und durch die Tatsache, daß auch die Behörden mit ihnen sich benahmen, eine gewisse offizielle Anerkennung fanden. Ich gebe die Namen derselben, welche von der Zeit von 1782—1806 aus keinem offiziellen systematischen Verzeichnisse, sondern durch die vorkommenden Unterzeichnungen der verschiedenen Akten zu ersehen sind und über welche bei Wachstein Ausführliches und Interessantes zu lesen ist.

Arnstein Benedikt, Arnstein Mayer Adam, Arnstein David Isak;
Herz Salomon;
Herzenskron Joachim;
Hönigsberg Max;
Landesmann Benjamin;

Leidesdorfer Aron, Leidesdorfer Joachim;
Lewinger Sam.;
Neustadl David Löb;
Uffenheimer Götz;
Wertheimer Josef, Wertheimer David;
Wertheimstein Josef; Wertheimstein Lazar.

Unter diesen 16 Männern sind drei der Arnsteins, ein Herz, ein Herzenskron, ein Hönigsberg, dann ein Landesmann, zwei Leidesdorfer, ein Lewinger, ein Neustadl, ein Uffenheimer, zwei Wertheimer, zwei Wertheimstein.

Lewinger und Neustadl erscheinen zwar nicht unter den später Nobilitierten, müssen aber doch prominenten Familien angehört haben. Neustadl stand in verwandtschaftlichen Beziehungen zum Hause Wertheimer, kommt in Wien schon 1787 als Vorsteher des Spitals vor, war also einer jener „Vertreter, mit denen die Regierung sich benahm", die anderen sind die späteren prominenten, von der Regierung in ihrer Art geschützten jüdischen Bankmänner, mit Ausnahme von Landesmann und Leidesdorfer, nobilitiert.

Nach der Konstituierung einer eigentlichen Gemeinde, die infolge des Jahres 1848 möglich geworden war, übertrug man die Institution dieser „Vertreter" auf den engeren Verwaltungsausschuß im Schoße des gewählten Gesamt-Vorstandes. Husserl gibt in seiner in „Ost und West" über dieses Thema publizierten Studie die Namen dieser Vertreter von 1793—1889. Liest man sie durch, so gewinnt man für die ersten Perioden einen ähnlichen Eindruck wie von der erst gegebenen Liste 1782—1800. Diese „Vertreter" sind der großen Mehrzahl nach Mitglieder der gleichen Familien, Kreise und Berufe. Allmählich aber kommt in immer stärkerem Maße, während die Bankwelt zurücktritt, das rein bürgerliche Element zur Bedeutung.

Ich glaube, daß diese sozialen Umänderungen am deutlichsten durch die Männer illustriert werden, welche als Präsidenten an die Spitze der Kultusgemeinde gelangen. Es erscheinen als solche 1853—63 Leopold R. v. Wertheimstein; dieser war führender Prokurist des Hauses Rothschild. Es gehörte zu den leitenden Grundsätzen dieses Hauses, vom Momente an, da es in Wien

ansässig geworden, den Vorgängen in der Verwaltung der jüdischen Gemeinde nicht gleichgültig gegenüberzustehen, sondern dort einen anonymen Einfluß auszuüben. Nicht nur weil das Haus zu charitativen Zwecken dieser Verwaltung freiwillig ansehnliche, wie durch die Errichtung des Spitals, große Summen leistete, es sollte überhaupt in dieser Verwaltung nichts vorfallen, was nach der Meinung des Hauses dem wohlverstandenen jüdischen Interesse widerspräche; Leopold v. Wertheimstein kam wohl nicht direkt und erst als Mandatar Rothschilds in den Kultusvorstand; er hatte durch Provenienz, eigene Bedeutung und jüdische Gesinnung Anrecht genug auf dieses Ehrenamt. Doch bildete sich durch seine Stellung das von mir gemeinte Verhältnis ganz natürlich heraus. Die Taktik wurde unverkennbar aufrecht erhalten, und sie wird sichtbar in Persönlichkeiten wie Julius R. v. Goldschmidt, der Sohn des anderen Prokuristen des Hauses Moritz R. v. Goldschmidt, in dem Rechtsfreund des Hauses Dr. Adolf Stein und noch zweier anderer Mitglieder, die zwar nicht zum Hause in offiziellen festen Beziehungen standen, aber speziell durch das Vertrauen des Barons Albert Rothschild ausgezeichnet waren. Einzelne Vorgänge zeigen die Bedeutung dieses Einflusses. Während des Ministeriums Windischgrätz, des sogenannten Koalitionsministeriums, war, hervorgerufen durch die damals entstandene und auf ihre Höhe gelangte Bekriegung der Juden Österreichs, unter letzteren eine Bewegung für eine engere Verbindung aller Judengemeinden für die Schaffung einer eigenen politischen Organisation entstanden. Ausnahmslos hatten sich schon alle Gemeinden von irgendeiner Bedeutung dafür ausgesprochen, ihren Beitritt zugesichert. Zurück waren nur noch Wien und Brünn, welch letzteres seine Stellungnahme von jener der Wiener abhängig machte. Bevor nun noch in der Seitenstettengasse über diese Frage beraten werden konnte, hatte der eine der letzterwähnten zwei Vertrauensmänner den Baron Albert Rothschild von dieser beantragten Schöpfung in Kenntnis gesetzt und dieser den ihm sehr befreundeten Finanzminister des Kabinetts Plener — man erzählte telephonisch — um seine Meinung hierüber angefragt. Die Antwort lautete kurzweg und entschieden verneinend; das genügte — Wien lehnte ab, Brünn desgleichen,

und damit war die Sache zu Ende. Später wurde sie gerade von der Wiener Kultusgemeinde wieder aufgenommen und auch tatsächlich ein Verein geschaffen, welcher, da die Genehmigung der Regierung für eine die Gemeinden politisch wirklich verbindende Organisation jetzt nicht mehr zu erreichen war, ein Ding geschaffen, welches man „Gemeindebund“ nennt, das aber in merito nichts anderes ist als ein gewöhnlicher Verein, dem neben Einzelpersonen auch jede Gemeinde beitreten kann und welcher ohne eigentliche Führung zu keiner Tätigkeit und zu keinem Einfluß gelangt ist. Daß der gegenwärtige Chef des Hauses, Baron Louis, in durchaus anerkennenswerter Weise sich entschlossen hat, diesen anonymen Einfluß mit dem offenen Eintritt in den Kulturvorstand zu vertauschen, ist charakteristisch für den Eindruck, welchen der antisemitische Radau selbst in diesen Schichten und auf solche Männer hervorgerufen hat. Von 1864—67 ist das Haupt der Gemeinde Josef R. v. Wertheimer, von 1868—71 Jonas Frhr. v. Königswarter. Nach dessen Tode tritt an seine Stelle Dr. Ignaz Kuranda. Dieser war weder selbst ein Bankmann, noch nobilitiert; aber er genoß gerade in diesen Kreisen den höchsten Respekt, sie stellten in richtiger Abschätzung für das Ansehen der Gemeinde das Lustre seiner glänzenden politischen Laufbahn höher, als die erworbenen Millionen dieses oder jenes Reichen. Von da ab kommen aber durchaus Namen von rein bürgerlichem Charakter. Moriz Pollak, ein Produktenhändler, welchem es trotz des ihm verliehenen Prädikates v. Borkenau nicht gelungen war, von diesen Kreisen zu den Ihren gezählt zu werden. Arminio Cohn, ein Seidenhändler, ein rechter und gerechter Kaufmann; ein Jahr lang Wilhelm v. Gutmann, für dessen Wahl ein besonderes Motiv vorlag; er war in seiner Jugend als kleiner Mann nach Wien gekommen, hier eine erste Finanzgröße geworden, welche von ihrem Reichtum den besten Gebrauch machte. Er gab mit vollen Händen und gerne. In seinem sozialen Gefühle, in seinem Herzen und durch sein einfaches Wesen war er durchaus Mann des Mittelstandes geblieben; aus diesem Gefühl heraus legte er — wie er unumwunden selbst äußerte — Wert darauf, daß in seiner Person aus dem einstigen kleinen Mann das Haupt der großen Wiener Judenschaft werde. Seine Kol-

legen anerkannten die Berechtigung dieser Denkweise durch seine Wahl zum Präses. Er genoß aber diese Genugtuung nicht lange. Gleich nach ihm Gustav Simon, der als rechter und gerechter Handwerker, als Spänglergehilfe begonnen; Heinrich Klinger, ein kleiner Leinwandhändler, der sich zu einem solchen großen emporgearbeitet und zuletzt, d. h. bis heute ein gewiß sehr bürgerlicher Advokat — er ist nicht nobilitiert, nicht dekoriert, weder Hofrat, noch Verwaltungsrat — Dr. Alfred Stern.

Zu der Feststellung des Begriffes „Nation“ und dessen Anwendung auf die heutigen Juden (zu S. 490 Fußnote):

Zu diesem Thema, ob „das Judentum“ rein oder überhaupt nationalen Charakters ist oder sein kann, haben jüngst in Petersburg und Moskau zwei, durch die Entscheidung, welche diese Frage dort gefunden, interessante und bezeichnende Versammlungen stattgefunden.

Die aus den Vertretern aller jüdischen Parteivereinigungen, resp. Gliederungen und Synagogen zusammengesetzte Organisation zur Festlegung der Grundprinzipien für die Schaffung einer einheitlichen Gemeindeorganisation in Petersburg hielt ihre erste Sitzung ab.

In der zu Petersburg stattgefundenen hielt das einleitende Referat der Vertreter der Zionisten, S. K. Gepstein. Der Redner gab der allgemeinen Überzeugung Ausdruck, daß die neu zu schaffende Gemeindeorganisation nicht einen konfessionellen Charakter tragen dürfe, die vollen Angelegenheiten der gesamten jüdischen Bevölkerung der Städte umfassen und jeden Juden als Mitglied aufnehmen müsse, der sich nicht offiziell und ausdrücklich von den Juden losgesagt hätte. Die Getauften bezeichnete der Referent als solche aus der jüdischen Gemeinschaft Ausgeschiedene und sprach ihnen daher das Recht ab, in der Gemeinde zu verbleiben. Die Vertreter der S. S. und des „Bundes“ beantragten dagegen die Zulassung der Renegaten, falls sie sich als Mitglieder der jüdischen Nation bezeichnen wollen. Einen ähnlichen Standpunkt vertrat auch

S. Niger, der zwar nicht allen Renegaten, aber denen, die aus rein religiöser Überzeugung ihre Konfession geändert haben und dabei ihre Zugehörigkeit zur jüdischen Nationalität bewahren wollen, das Recht zu gewähren beantragt, in der Gemeinde zu bleiben. Diese Verteidigung der Renegaten rief die Entrüstung der anderen Teilnehmer hervor. Gegen die Behauptung des Vertreters der S. S., die Zulassung der Renegaten sei eine logische Folge des nationalen Charakters der Gemeinde, trat schroff der ehemalige Führer der S. S. Bartholdi (Lazki) auf, der vor kurzem aus dieser Partei ausgeschieden ist und sich der demokratischen Vereinigung angeschlossen hat. Mit einer überwiegenden Mehrheit wurde die von den Zionisten vorgeschlagene Resolution angenommen, die die Zulassung der Renegaten in die Gemeinde ablehnt.

Einen gleichen Verlauf nahm die Versammlung in Moskau. Auch dort waren es die Vertreter des „Bundes" und der S. S., die als Garantie für den unkonfessionellen Charakter der Gemeinde die Zulassung der Renegaten verlangten. Ebenso wie in Petersburg gelang es ihnen auch in Moskau nicht, ihre Forderung durchzusetzen. Selbst die Vereinigung der sozialistischen Parteien wollte diese Forderung nicht verteidigen. Der Vertreter der Poale-Zion und der Vertreter der Sejmisten schlossen sich den anderen jüdischen Parteien an und mit einer überwiegenden Mehrheit wurde eine Resolution gefaßt, die der Petersburger analog ist.

Zur Bilanz des Antisemitismus in Österreich (zu S. 495):

Vaszonyi.

Das Buch war abgeschlossen und ausgedruckt, als die Ernennung Vaszonyis zum Minister erfolgte und dieser ungetaufte Jude einen Eid ohne konfessionellen Charakter in die Hände des Kaisers ablegte. Ich konnte also dieses Ereignis meinen Argumenten nicht hinzufügen. Allerdings geht die Beweiskraft dieser Ernennung und nicht bloß dieser nicht über die ungarische Grenze und sind die diesbezüglichen Verhältnisse im Leben Ungarns außerordentlich

verschieden von denen Cisleithaniens. In Ungarn wird und kann die antisemitische Strömung nie auch nur annähernd dieselbe Gewalt erlangen wie in unserer Reichshälfte. Der Boden für den Antisemitismus ist allüberall der mittlere Bürgerstand, welcher in dem Juden seinen Konkurrenten sieht und ihn darum bekämpft. Diese Schichte spielt aber in Ungarn — nicht zum Schaden des Landes — keine ausschlaggebende Rolle. Im wesentlichen besteht sie nur aus den im Mittelalter eingewanderten Deutschen der sogenannten königlichen Freistädte und repräsentiert ein unangenehmes, nicht sehr fähiges Pfahlbürgertum. Eine Ausnahme statuiert nur Pest, und das hat seine speziellen Ursachen. Im ungarischen Milleniumsjahr hatte ich mit dem ungarischen Ministerium Verhandlungen über die Ausführung einer Idee, die von dem damaligen Minister gefaßt war. Sie führten zu keinem Erfolg, aber ich erinnere mich eines Privatgespräches beim schwarzen Kaffee mit einem der Hofräte. Er meinte mit großer Offenheit: „Wenn ich sagen würde, daß ich die Juden gerne habe, würde ich nicht die Wahrheit sagen; mir wäre ein jüdischer Schwiegersohn oder eine jüdische Schwiegertochter sehr unbehaglich und selbst für meine tägliche Partie ziehe ich einen Christen weitaus vor. Ich kann nun einmal diesen altererbten Eindruck einer gewissen Fremdheit nicht überwinden; aber ich wünschte lebhaft, daß alle Wiener Juden nach Ungarn kämen: wenn unser Land heute mit Eisenbahnen bedeckt ist, jede Ortschaft ihre Sparkasse, jede Stadt ihre Banken besitzt, wenn wir eine schon nicht unbedeutende Industrie erreicht haben, zu einem Exporthandel gelangt sind, so verdanken wir doch offenbar all dies zumeist den Juden. Gewiß gibt es Dinge, welche man ihnen — zuweilen mit Recht, zumeist mit Unrecht — vorwirft, doch verschwindet deren Wirkung dadurch, daß sie so klug waren, sich mit solcher Raschheit zu magyarisieren. War es auch nicht zu vermeiden, daß der Antisemitismus hie und da Wurzel gefaßt hat, eine Ausbreitung wie bei Ihnen ist bei uns nicht möglich."

Ich glaube, daß dieser Mann Richtung und Stimmung des Landes in dieser Frage wiedergegeben hat. Meinerseits füge ich noch hinzu, daß zwischen Magyaren und Juden von je eher eine gewisse Affinität als eine Abstoßung stattgefunden hat; dazu

kommt, daß die in Ungarn maßgebende Gentry nicht klerikal sein kann, was mit der Geschichte des Landes im 17. Jahrhundert zusammenhängt. Ich weise auf das hin, was ich in der Geschichte des Preßburger Ghetto über die Versuche, zugleich mit den Aufständen nicht nur den Protestantismus, sondern auch die Landesverfassung zu unterdrücken, über die Rolle, welche die Jesuiten hierbei gespielt haben, Seite 114 sage. Dann ist auch der magyarische Bauer von Haus aus liberal und nicht klerikal, ein freundlicher Nachbar auch dem Juden gegenüber. Kein magyarischer Bauer hat in den Märztagen des Jahres 1848, als die Judenplünderungen in dem deutschen Preßburg, in Waag-Neustadtl usw. stattfanden, die Hand gegen einen Juden erhoben. Er ist, möchte ich sagen, ein liebenswürdiger Geselle, kein Spießbürger; den Unterschied sieht man in dem verschiedenen Ausgange der Prozesse Tisza-Eslar und Hilsner; der erste war wie Dreyfus künstlich heraufbeschworen, der zweite leider ein sozusagen natürliches Produkt.

Namenregister







